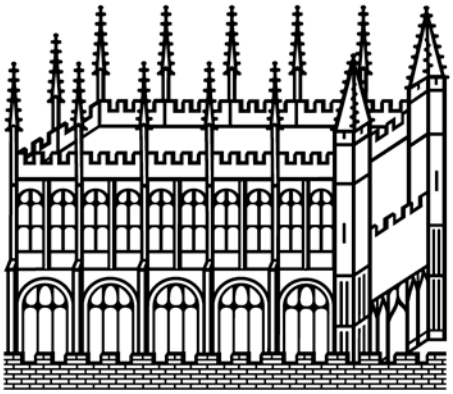


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

P. 2401 E. 110

41. 30/6

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

FONDATION
BODLEIAN
BODL: LIBR
FR. MUSICAL

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,

Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



1. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Per. 2401 c 110
1882

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

...ODL...
...ALT...

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Inhalt des ſechſten Jahrgangs.

Seite

Cäſars Schlacht gegen die Uſipeter und Tencterer im Jahre 55 v. Chr. (Mit Karte.) Von General K. von Veith 1

Das Geburtsjahr und der Geburtsort der jüngern Agrippina. Von Heinrich Düntzer 23

Römiſche Heerwege zwiſchen der Lahn und dem Main. (Mit Karte.) Von J. Schneider 34

J. L. Benzler und F. L. Stolberg. Von Bernhard Seuffert . . 39

Cäſars Rheinübergänge in den Jahren 55 und 53 v. Chr. (Mit Karte.) Von General K. von Veith 87

Populäre Vorträge über einzelne Gegenſtände der Kulturgeſchichte. I. Ueber Wunderkräfte und Symbolik der Edelſteine. Von Alexander Kaufmann 112

Kunigunde Gräfin von Saverne eine Gräfin von Moers-Saarwerden. Von Heino Pfannenſchmid 173

Der Goliath von Emmerich. Von A. Dederich 182

Kunſtgeſchichtliches vom Weſtfäliſchen Friedenskongreſſe. Von J. B. Nordhoff 190

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465). Von Karl Menzel 195. 284. 410

Oppidum Aduatucorum von Cäſar belagert im Jahre 57 v. Chr. (Mit Karte.) Von General K. von Veith. 229

Die römiſche Militärſtation bei Heidelberg. II. (Mit drei Plänen.) Von Karl Chriſt 239

Römerſtraßen zwiſchen Maas und Rhein. (Mit Karte.) Von J. Schneider 256

Antiquariſche Miscellen. I. (Mit Abbildung.) II. Von J. Schneider 261. 508

Zur Geſchichte des Aventinſchen Nachlaſſes. Von J. W. Schulte . . 265

Die Ausgaben der Stadt Minden im Jahre 1365. Von F. Philippi 272

Zwei Abendmahlsbilder von Quintin Maſſys dem Jüngern. Von K. J. Oppenheimer 278

Das römiſche Trier. Von Felix Hettner 343

Annette von Droſte und ihre Novelle 'die Judenbuche'. Von Hermann Hüffer 369

Der achtzehnte September 1848 in Frankfurt. Von W. Stricker . . 385

Metriſche Inſchriften aus dem Rheinlande. Von W. Crecelius . . 395

Aliſo. V. Von J. Schneider 407

Die Ara Ubiorum. Von Heinrich Düntzer. 455

Unterſuchungen zu den fränkiſchen Volksrechten. Von Richard Schröder 468

Die Ausbreitung des Weinbaues in Gallien bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts. Von Richard Schröder 502

Seite

Größere Funde von Römermünzen im Landdrosteibezirk Osnabrück der Provinz Hannover. Von Herm. Hartmann 512
Ueber das munimentum Traiani. Von Karl von Becker 525
Populäre Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte. II. Scherzando über das Trinken der Frauen. Von Alexander Kaufmann 534
Urkundliche Beiträge zur Geschichte von Rheinland und Westfalen. I. Von Ernst Friedlaender 548
Ueber den Bau und die Einrichtung von Provinzial-Museen. (Mit Abbildung.) Von A. von Cohausen 560

Literatur:

A. G. Stein, Die heilige Ursula und ihre Gesellschaft. Angezeigt von H. Düntzer. 47
F. Stollwerck, Die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba zwischen Novesium und Asciburgium. Derselbe, Die altgermanische Niederlassung und römischer Stationsort Asciburgium, Burgfeld-Asberg bei Moers. Angezeigt von K. von Veith 162
L. Bender, Geschichte der vormaligen Herrschaft Hardenberg im Bergischen von der Urzeit bis zu ihrer Aufhebung. Angezeigt von W. Crecelius 299
A. Deppe, Des Dio Cassius Bericht über die Varusschlacht verglichen mit den übrigen Geschichtsquellen. Angezeigt von H. Düntzer 425

Kleinere Mittheilungen:

Die drei Hufeisen auf der Kirchthür zu Königshoven. Von M. Fuß 57
Zu der Quelle von Schillers 'Gang zum Eisenhammer'. Von H. Düntzer 66
Rheinische Hausmarken. (Mit Abbildung.) Von F. Philippi. . 211
Das Wasserroß. Von Karl Christ 213
Das römische Lager bei Bocholt. (Mit Tafel.) Von J. Schneider 308
Zu den 'drei Hufeisen auf der Kirchthür zu Königshoven'. Von Alex. Kaufmann. 309
Zur Geschichte der rheinischen Mischweine. Von Alex. Kaufmann 311
Die Gräfin von Saverne und Schillers 'Gang nach dem Eisenhammer'. Von H. Düntzer 427
Zu der Frage über den Geburtsort von Rubens. Von H. Düntzer 432
Klage über den Verlust Lothringens 1670. Von R. Goecke . . 571
Zur Reichskammergerichts-Frage. Von R. Goecke 575
Nochmals die Schildbürger. Von Karl Christ 577

Allerlei:

Bezüge der Nibelungensage zur Colonia Troiana (Xanten). Von Karl Christ 68
Ausgrabungen zu Xanten. 70
Römische Alterthümer bei Erfweiler. 71
Zur Volksetymologie: 1. Komana in Kleinasien. 2. Der Haarlaß bei Heidelberg. 3. Muggensturm bei Rastatt. Von Karl Christ 72

Seite

Arndt contra Schlegel 74
Geboten und ungeboten Ding. Von J. Pohl 74
Cagon als Grenze des Waldes Osning. Von M. Fuß 74
Der Namen Rißling. Von Karl Chriſt 75
Badereiſen rheiniſcher Pfalzgrafen nach Gaſtein. Von Karl Chriſt 76
Aberglaube aus dem Kreiſe Euskirchen. Von J. Pohl 77
Weiteres zum ſ. g. Königsſalut. Von M. Fuß 77
Zwei Mißbräuche früherer Zeit. Von M. Fuß 77
Strabos Erwähnung der Teutonen. Von K. von Becker . . . 165
Ausgrabungen römiſcher Alterthümer zu Asberg 165
Die Auſoniusſtelle Mos. 434 f. Von A. Dederich 166
Entſtehung des plattkölniſchen Wortes 'Fiſimatentcher' 167
Verhöhnung erſchlagener Feinde. Von M. Fuß 167
St. Hubertus und der Jäger aus Kurpfalz. Von Karl Chriſt . 168
Die geſchichtlich-geographiſche Grenze zwiſchen Ardennen und Eifel. Von A. Förſter 169
Nochmals der Name Limburg. Von Karl Chriſt 213
Der Ortsname Wanzenau im Elſaß. Von Karl Chriſt. . . . 216
Ausgrabungen zu Xanten 217
Zur Volksetymologie. 4. Duttenberg bei Wimpfen. 5. Der Meiſtertrunk zu Rothenburg a. d. T. 6. Meerrettig. Von Karl Chriſt 218
Nochmals die Vogeſen. Von Karl Chriſt 221
Fund einer römiſchen Münze bei Ahrweiler 226
Ruphiana = Alta Ripa, ſpäteres Kultuscentrum und Mutterſtadt der Nemeter, an der alten Neckarmündung. Von Karl Chriſt . 312
Römiſche Funde aus Neckarau (munimentum Valentiniani). Von Karl Chriſt 314
Ueber Valentinians Caſtelle im Allgemeinen. Von Karl Chriſt . 324
Mons Piri. Von Karl Chriſt 327
Große Burg bei Düſſeldorf. Von J. Schneider 329
Colonia Traiana. Von J. Schneider. 330
Zur angeblichen Colonia Traiana. Von Karl Chriſt 330
Weiteres zur Erklärung des Ausdrucks 'Fiſimatentcher'. Von M. Fuß 334
Zu den Schildbürgern. Von Karl Chriſt 335
Das Grabfeld von Wiesoppenheim. Von C. Mehlis 434
Zur Etymologie des Ortsnamens Compendium. Von Ou. Eſſer . 439
Was bedeutet der Lokalname 'Kaderich'? Von Ou. Eſſer . . . 441
Zur Etymologie der Flußnamen Regnitz, Rednitz und Rezat. Von Ou. Eſſer. 442
Colonia Traiana. Von J. Schneider. 445
Die Bezeichnung 'Huybensfäſſer' in Köln. 445
Das ſingende Thal bei Thronecken. Von Karl Chriſt 446
Römiſche Villa bei Aachen 446
Alterthumsfunde bei Moers 446
Zu der Verbeſſerung a Siluribus Jahrg. V, S. 474. Von A. Dederich 447

Seite

Der Familienname Eiſenlohr und andere mit Eiſen zuſammengeſetzte Namen. Von Karl Chriſt 447
Fragment eines Spottgedichtes auf die Königin Marie Antoinette. Von R. Goecke 448
Zur Volksetymologie. 7. Siebenbürgen. 8. Schadeck d. h. Scheideck bei Neckarſteinach. Von Karl Chriſt 578
Zum Aprilſchicken. Von Karl Chriſt 580
Alter Maibrauch. Von Karl Chriſt 580
Zu den Hausinſchriften. Von Karl Chriſt 582
Zur Erklärung des Lokalnamens Lee. Von Karl Chriſt . . . 582
Zur Etymologie von Metz. Von Karl Chriſt 584
Zuſätze zu 'Wasgau' und 'Limburg'. Von Karl Chriſt 585
Steinaxt aus dem Süderland 586
Die Ausgrabungen auf Ruine 'Schloßeck' bei Dürkheim. Von C. Mehlis 586
Die Hügel bei Montenau. Von Ou. Eſſer 594
Stadtthiere zu Heidelberg und Freiburg. Von Karl Chriſt. . . 597
Fragen 78. 171. 336. 450
Antworten 80. 226. 337. 452
Entgegnung 341
Erwiederung 342
Druckfehler 342

Cäsars Schlacht gegen die Usipeter und Tencterer im Jahre 55 v. Chr.

(Caes. B. g. IV, 1—16.)

Von General K. von Veith.

(Mit Karte.)

Die blutige Schlacht, in welcher Cäsar die germanischen Stämme der Usipeter und Tencterer mit Hülfe römischer Arglist vernichtend schlug, erinnert in ihrer historischen und militärischen Bedeutung an die Ariovisterschlacht. Die Kunde von den örtlichen Schauplätzen beider Schlachten ist im Laufe zweier Jahrtausende verschollen oder doch zweifelhaft geworden, sie verdient aber wohl eine gründliche Untersuchung und nähere Feststellung.

Die Vernichtungsschlacht gegen die Usipeter und Tencterer suchten alte und neue Schriftsteller, wie Florus, Cluver, Oberst von Göler am Einfluß der Mosel in den Rhein bei Coblenz, Andere, wie Prof. Watterich an der Dommel bei Hertogenbusch, endlich Prof. Dederich, Oberst von Cohausen, Kaiser Napoleon III. auf der Gocher Heide zwischen Goch und Cleve. Eine Widerlegung dieser Ansichten und ein positives Resultat findet der vorurtheilsfreie Leser vielleicht in der folgenden Darlegung, welche sich auf Cäsars Textesworte, auf militärische Terrainstudien und auf Waffenfunde an Ort und Stelle stützt.

1. Das Vordringen der Usipeter und Tencterer.

Das Volk der Usipeter und Tencterer kam im Spätherbst des Jahres 56 v. Chr. in der Stärke von 430,000 Köpfen bei Xanten und Cleve an den Rhein.

(IV, 4.) „Von den kriegerischen Sueben seit drei Jahren bekämpft und gedrängt, warfen sie sich auf die Menapier, die dort auf beiden Ufern des Stromes ihre Aecker, Höfe und Flecken hatten. Erschreckt durch den Anzug einer solchen Volksmasse verließen die Menapier ihre Wohnplätze jenseits des Stromes und trafen diesseits des Rheins Vertheidigungsanstalten, um den Germanen den Uebergang zu verwehren. Diese versuchten alles Mögliche, um herüberzukommen. Aber zu einem gewaltsamen Uebergang fehlte es ihnen an Schiffen, und Versuche, unbemerkt überzugehen, scheiterten an der Wachsamkeit der Menapier. Da stellten sie sich, als wollten sie in ihre Heimat (an der untern Lippe und Ruhr) zurück-

kehren. Sie marſchirten drei Tage landeinwärts, kehrten dann plötzlich um, legten dieſe drei Märſche mit ihrer Reiterei in einer Nacht zurück, überfielen unvermuthet und unverſehens die Menapier, welche auf die Kunde vom Abzuge der Germanen ſorglos über den Rhein in ihre Gehöfte zurückgekehrt waren, und jetzt niedergemacht wurden. Die Germanen bemächtigten ſich ihrer Schiffe, ehe die Menapier diesſeits des Rheins eine Nachricht erhalten konnten, kamen über den Rhein, ſetzten ſich in den Flecken feſt und lebten den übrigen Theil des Winters von deren Vorräthen."

So ſehen wir die germaniſchen Eindringlinge dort zwiſchen Rhein und Maas hauptſächlich im heutigen Kreis Cleve, und müſſen mit Rückſicht auf ihre große Zahl und auf die Beſchaffenheit jenes Landes annehmen, daß ſie ſich ſowohl in das holländiſche Nymwegener Gebiet, als auch ſüdlich nach den heutigen Kreiſen Geldern und Moers hin ausdehnten, da dieſe vier Bezirke auch jetzt nur eine Geſammtbevölkerung von 200,000 Menſchen ernähren. Die Vorräthe der Menapier wurden gewiß ſchon im Winter aufgezehrt, und von den Galliern aufgefordert, zogen die Germanen bald, wie wir ſpäter ſehen werden, an der Maas aufwärts mehr nach Süden.

Cäſar gibt uns ein anziehendes Bild der verwandten Stämme der Sueben, welche ihre nomadiſirenden Nachbaren vertrieben, und auch die am linken Rheinufer wohnenden mehr kultivirten Ubier zinspflichtig gemacht hatten.

(IV, 1.) „Die Sueben ſollen aus 100 Gauen beſtehen, von denen jeder Gau jährlich 1000 Bewaffnete in den Krieg ſchickt, ſo daß ſie weder den Ackerbau noch die Kenntniß und Uebung des Krieges verlieren. Perſönlichen Privatgrundbeſitz kennen ſie nicht, und Niemand darf dasſelbe Feld länger als ein Jahr bebauen. Sie leben auch nicht bloß von Getreide, ſondern größtentheils von der Milch und dem Fleiſch ihrer Heerden, und ſind außerdem eifrige Jäger. Die Jagd ſtärkt ihre Körper und gibt ihnen dieſen rieſenartigen Wuchs. Die Art der Nahrung, die tägliche Uebung und die ungebundene Freiheit wirken dabei gleichmäßig zuſammen, denn von Jugend auf keiner Zucht und keinem Zwange unterworfen, thuen ſie nichts, als was ihnen gefällt. Und dabei ſind ſie ſo abgehärtet, daß ſie ſelbſt in den kälteſten Gegenden in ihren Flüſſen baden und keine andere Kleidung als einen kurzen Pelz tragen, der den größten Theil des Körpers unbedeckt läßt."

(IV, 2.) „Kaufleute lassen sie mehr deshalb zu, um ihre Kriegsbeute zu Geld zu machen, als um irgend welche Einfuhrartikel zu erhalten. Selbst fremde Pferde lassen sie nicht bei sich einführen, während die Gallier mit besonderer Liebhaberei und mit großen Kosten sich dergleichen anschaffen. Sie begnügen sich vielmehr mit ihrer einheimischen Race, welche klein und unansehnlich ist, aber durch tägliche Uebung an die äußerste Ausdauer gewöhnt wird. Im Reitergefecht springen sie oft von den Pferden, um zu Fuß zu kämpfen, während ihre vortrefflich dressirten Pferde auf derselben Stelle stehen bleiben, wohin sich dann die Reiter nöthigenfalls schnell zurückziehen. Nichts gilt bei ihnen für schimpflicher oder für ein größeres Zeichen der Weichlichkeit, als der Gebrauch des Sattels. Sie besinnen sich daher nicht, selbst wenn ihrer noch so wenige sind, auch die entschiedenste Uebermacht von Reitern auf gesattelten Pferden anzugreifen. Die Einfuhr von Wein ist bei ihnen geradezu verboten; sie meinen, der Mensch werde dadurch verweichlicht und unfähig, Strapazen zu ertragen."

2. Cäsars Gegenmaßregeln und Vormarsch.

(IV, 5.) „Sobald Cäsar das Vordringen der Germanen über den Rhein erfuhr, glaubte er die Gallier keinen Augenblick dem Eindruck dieses Ereignisses überlassen zu dürfen. Er kannte ihren Wankelmuth, wie leichtsinnig sie in ihren Entschlüssen sind und stets nach Veränderung haschen. Es ist gallische Gewohnheit, Reisende selbst wider deren Willen anzuhalten und auszufragen, was sie irgend gehört oder erfahren haben. So sammelt sich in den Städten das Volk um die reisenden Kaufleute, zwingt sie, laut zu erzählen, woher sie kommen, was sie dort gehört haben. Auf solches Hörensagen fassen sie oft Beschlüsse, die sie später bereuen, da sie nach bloßen Gerüchten urtheilen, und die Meisten ihnen Lügen aufbinden, wie sie dieselben eben hören wollen."

(IV, 6.) „Da Cäsar diese Gewohnheit kannte, eilte er früher als in andern Jahren aus Italien zu seinem Heer, welches zwischen der Seine und Loire bei den Lexoviern und Aulerkern überwintert hatte, und wollte den drohenden Krieg im Keim ersticken. Bei seiner Ankunft überzeugte er sich, wie begründet sein Argwohn gewesen war, indem einige Kantone bereits Gesandte an die Germanen geschickt, und diese aufgefordert hatten, vom Rhein her weiter vorzu-

rücken, man werde allen ihren Wünschen entsprechen. Dadurch ermuthigt, streiften die Germanen schon weiter, und waren bis in das Gebiet der den Treverern unterthänigen Eburonen und Condrusen gekommen."

Die Eburonen wohnten damals zwischen Maas und Rhein am Nordrande des Ardennerwaldes. Westlich von ihnen auf dem rechten Maasufer, südlich von Lüttich, Huy und Namür wohnten die Condrusen im frühern pagus Condrustensis, im heutigen Condroz, dem Plateau zwischen Ourthe und Vesdre. Etymologisch und historisch ist es von Interesse, daß die Inschriftsteine der matres Cantrusthianae sowohl zwischen Erft und Roer, als in Belgien in der Gegend der Sambre gefunden werden, und so die Wanderung des Volkes nach Westen hin andeuten.

Nordöstlich von den Condrusen wohnten die Segni, welche Cäsar (VI, 32) mit denselben charakteristisch verbunden nennt, wahrscheinlich beim heutigen Dorf Sinnich[1]), welches diesen Namen bewahrt hat. Auch dieses Volk hatte seine Altäre der Deae Sunucsales früher bei Düren und bei Eschweiler.

Die Nachricht vom Vorrücken der Spitzen der Germanen, mindestens bis in die Gegend südöstlich von Lüttich, kam also schon Mitte April an Cäsar, als er bei seinem Heere eintraf.

„Er berief die gallischen Fürsten zu einer Versammlung, hielt es aber für rathsam, ihnen, was er in Erfahrung gebracht, zu verheimlichen. Er sprach ihnen mit freundlicher Rede Muth ein, forderte die Stellung von Reiterei und beschloß, die Germanen anzugreifen."

(IV, 7.) „Nachdem er für die Zufuhr Anordnungen getroffen, und die Reiterei ausgehoben hatte, trat er seinen Marsch nach den Gegenden an, wo dem Vernehmen nach die Germanen hausten."

Cäsar verfügte zu diesem Kriege über 8 Legionen à 5000 Mann, 5000 gallische Reiter, im Ganzen etwa 50,000 Mann, und mußte auf eine doppelte Ueberlegenheit des Feindes, auf c. 100,000 Germanen rechnen. Er hatte von der untern Seine, wo er das Heer versammelte, einen Weg von 375 km oder 50 deutschen Meilen zurückzulegen, um bis in die Gegend von Lüttich zu kommen. Selbst bei Märschen von 20 bis 24 km oder 3 deutschen Meilen täglich nahmen diese Märsche und die Vorbereitungen dazu gewiß den ganzen Monat Mai in Anspruch.

[1]) Dorf und Abtei Sinnich liegen 2 deutsche Meilen westlich von Aachen.

Wir besitzen keine nähern Angaben über den Weg, den Cäsar wählte, um zu den Condrusen zu kommen, kennen auch nicht genau die alten gallischen Wege, sind aber berechtigt anzunehmen, daß die spätern Römerstraßen im Allgemeinen den damals vorhandenen Wegen folgten, welche das sehr gangbare Land nach allen Richtungen hin bot, wie Cäsars Feldzüge und seine oft starken Märsche dies zeigen. Der natürliche Weg der Operationsrichtung führte damals von der untern Seine aus der Gegend von Paris und Rouen auf Bavai (Bagacum), die alte Hauptstadt der Nervier, umging dann nördlich den Ardennerwald, den Cäsar unzweifelhaft ebenso vermied wie der Feind. Solche Naturstraßen, durch langgestreckte Höhenrücken vorgeschrieben, welche als Wasserscheiden die wenigsten Terrainschwierigkeiten boten, führen von Bavai auf Dinant und Limburg in einer Richtung, welcher die in neuester Zeit dort festgestellte Römerstraße Bavai-Köln folgt, und noch heutzutage auf dem rechten Maasufer la tige de César heißt. Sie bot den richtigsten Weg, die vordringenden Germanen einfach und direkt zu treffen, sie gegen den Rhein zurückzuwerfen, während die alten Wege der Brunehaultstraße auf dem linken Maasufer, die zweifelhaften Straßen im Sambrethal, und die leicht gefährdeten Straßen im Maasthal zwischen Namür und Lüttich den militärischen Zwecken weniger entsprochen haben würden [1]).

3. Cäsars Unterhandlungen im Condroz.

„Als Cäsar (im Lande der Condrusen) nur noch wenige Tagemärsche vom germanischen Hauptlager entfernt war, fanden sich Gesandte der Germanen ein, welche ihm vorstellten, sie hätten keineswegs im Sinne, die Römer zuerst anzugreifen. Würden sie dagegen angegriffen, so wären sie zum Kampf bereit. Es sei altgermanische Sitte, einem angreifenden Feinde nicht mit guten Worten, sondern mit den Waffen entgegenzutreten. Nur das wollten sie sagen, aus ihrer Heimat vertrieben, seien sie auf fremde Einladung hierher gekommen. Wollten die Römer sich mit ihnen vertragen, so könnten sie ihnen nützliche Freunde sein. Sie möchten ihnen in diesem Fall Ländereien anweisen, oder diejenigen überlassen, welche

[1]) Beifolgende Karte konnte selbstverständlich nicht aus Cäsars Zeit, sondern nur aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. einzelne der wichtigsten und ältesten Straßenzüge geben, deren künftige Erörterung vorbehalten bleibt.

ſie bereits erobert hätten. Ueberdies wüßten ſie außer den Sueben, denen ſelbſt die unſterblichen Götter nicht gleich kämen, kein Volk auf Erden, das ſie nicht überwinden könnten."

(IV, 8.) „Darauf antwortete Cäſar in angemeſſener Weiſe, und ſchloß ſeine Rede damit, er könne mit ihnen nicht in Freundſchaft leben, wenn ſie nicht Gallien räumten. Es ſei nicht in der Ordnung, daß Leute ein fremdes Gebiet beſetzten, die das ihrige nicht beſchützen könnten. Auch ſeien in Gallien keine Ländereien frei, die man einer ſolchen Menſchenmenge überweiſen könnte, ohne Andern Unrecht zu thun. Dagegen könnten ſie, wenn ſie wollten, ſich im Gebiet der Ubier anſiedeln, von denen gerade Geſandte bei ihm ſeien, um ſich über die Unbilden der Sueben zu beklagen und von ihm Hülfe zu erbitten. Er werde dann den Ubiern das Weitere befehlen."

(IV, 9.) „Die Geſandten antworteten, ſie wollten das den Ihrigen ſagen und nach Ueberlegung der Sache in drei Tagen zu Cäſar zurückkehren. Aber ſie baten ihn, bis dahin nicht weiter vorzurücken. Cäſar erklärte, darauf könne er ſich nicht einlaſſen. Er hatte nämlich erfahren, daß die Germanen einige Tage vorher den größten Theil ihrer Reiterei in das Gebiet der Ambivariten über die Maas geſandt hatten, um Beute und Getreide zu holen. Er glaubte daher, ſie ſuchten die Sache hinzuhalten, um dieſe Reiterei heranzuziehen."

Nach dem Bisherigen ſuchen wir Cäſars Lager, in welchem Abgeſandte der Germanen und Ubier ihn trafen, auf dem rechten Maasufer zwiſchen den Flüſſen Ourthe und Vesdre, etwa in der Gegend vom heutigen Louvegnez. Hätte das Lager der Germanen damals bei Goch, alſo 20 deutſche Meilen nördlich von Louvegnez geſtanden, ſo konnten die germaniſchen Geſandten unmöglich, wie ſie es thaten, in drei Tagen die mit den übrigen Führern verabredete Antwort an Cäſar zurückbringen, ſelbſt wenn ſie täglich 10 deutſche Meilen zurücklegten, eine Leiſtung, die in den damaligen Wegen jener Gegend für die Dauer gar nicht anzunehmen iſt. Wohl war dies möglich, wenn wir das germaniſche Lager bei Tüddern-Gangelt ſuchen. Auch Cäſar konnte in drei Märſchen die Gegend von Valkenburg erreichen, wie wir ſpäter ſehen werden. Wichtig werden dieſe Ortsbeſtimmungen ferner dadurch, daß die Germanen bei der erſten Unterredung drei Tage Zeit wünſchten,

um ihre Reiterei zu benachrichtigen und über die Maas heranzuziehen. Dies gelang ihnen leider nicht, und sie forderten nach drei Tagen in der zweiten Unterredung nochmals, aber vergeblich drei Tage Zeit, angeblich um mit den etwa 10 deutsche Meilen entfernten Ubiern zu verhandeln (IV, 11), die von der Gocher Heide wieder zu weit entfernt gewesen wären. Es fragt sich, wo wir die Hauptmasse der germanischen Reiterei zu suchen haben, die einige Tage vor jener ersten Unterredung in das Gebiet der Ambivariten geritten war. Unzweifelhaft liegt das Gebiet, auch nach Kaiser Napoleons Angabe, in der Gegend des heutigen Weert, und der Weg dorthin führt noch jetzt von Roermonde aus südlich um die zwei deutsche Meilen breiten Peelsümpfe, welche sich auf dem linken Maasufer von Grave, Nymwegen gegenüber, bis über Weert hinziehen. Das fruchtbare Land zog die Reiter, die sich wahrscheinlich weithin zerstreuten, in die Richtung auf Antwerpen. Es war schwer, sie schnell zurückzuholen. Aber ihre Rückkehr über das natürliche Defilé der Peelsümpfe, Roermonde gegenüber, würde sie gerade in Flanke und Rücken der dadurch sehr gefährdeten Römer geführt haben, wenn letztere, wie einige Schriftsteller annehmen, über die Roer nordwärts nach der Gocher Heide hin vorgegangen wären.

Geben wir jetzt nur vorläufig die unklaren, wahrscheinlich eingeschobenen geographischen Notizen des 10. Kapitels über den Lauf der Maas und des Rheins, auf die wir später bei der Verfolgung nach der Schlacht zurückkommen.

(IV, 10.) „Die Maas entspringt auf dem Vosegus-Gebirge im Gebiet der Lingonen, nimmt dann einen Arm des Rheins auf, der Waal heißt, bildet mit ihm die Insel der Bataver und fließt dann 80 Meilen vom Rhein entfernt in den Ocean. Der Rhein aber entspringt im Gebiet der Lepontier, eines Alpenvolkes, fließt dann auf einer weiten Strecke mit beschleunigtem Lauf durch das Gebiet der Nantuaten, Helvetier, Sequaner, Mediomatriker, Triboker und Treverer, theilt sich hierauf unfern des Oceans in mehrere Arme und bildet viele große Inseln, deren Mehrzahl von wilden und barbarischen Völkern bewohnt wird, die theilweise nur von Fischen und Vogeleiern leben sollen. Zuletzt fällt er dann mit vielen Mündungen in den Ocean."

4. Cäſars drei Anmarſchtage zur Schlacht.

Nach ſeiner Unterredung mit den Geſandten der Germanen rückte Cäſar aus dem Condroz weiter vor, und traf am dritten Marſchtage wieder mit jener Geſandtſchaft zuſammen, welche drei Tage Friſt bis zu ihrer Rückkehr erbeten hatte.

Die alten Wege jener Gegend weiſen auf eine Marſchrichtung von Abſchnitt zu Abſchnitt durch ein ſcharf durchſchnittenes Gelände, in welchem Cäſar beide Flanken nach der Maas hin und nach einem waldigen Höhenterrain ſichern mußte, deshalb täglich höchſtens 20 km zurücklegen konnte. Die große Kolonnentiefe eines Heeres von 50,000 Mann erſchwerte natürlich auch damals ſolchen Marſch. Rechnen wir für die 8 Legionen Cäſars 8 Millien Marſchtiefe, für die impedimenta 2 Millien, für 5000 Reiter 4 Millien, ſo haben wir bei kleinen Abſtänden 15 Millien, etwa 3 deutſche Meilen Marſchtiefe, wenn das Heer in einer Kolonne, eine deutſche Meile, wenn es wo möglich, in drei Kolonnen marſchirte. Solcher Tagemarſch forderte damals gewiß 8 bis 9 Stunden, und wenn die Spitze der Kolonne von 5 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags marſchirte, traf die Queue der Kolonne erſt zur Nachtzeit im Lager ein.

Wir wollen und können die einzelnen Märſche Cäſars in dieſen drei Tagen natürlich nicht mit Beſtimmtheit angeben, und halten es für möglich, daß er

am 1. Marſchtage aus der Gegend von Louvegnez Limburg mit 20 km,

am 2. Marſchtage über Henri-Chapelle, Hagelſtein das Quellthal des Vörenbachs (Fouron ꝛc.), 20 km,

am 3. Marſchtage durch das Land der Sunnici über Terlinden, Valkenburg, Aelbeck, Hunnecum-Ruth am Geleenbach, 20 km, erreichte.

Geeignete Lagerplätze finden wir bei Limburg, Fouron, Hontem, Valkenburg, Hunnecum — alle dieſe Punkte mit Römerſpuren und durch uralte Straßen verbunden.

Von beſonderm Intereſſe iſt dabei der wichtige Uebergangspunkt bei Valkenburg über das tief eingeſchnittene Geulethal. In romantiſch anziehender Gegend erhebt ſich dort der ſteile linke Thalrand jenes Bachs c. 70 m über die Thalſohle, vielfach von Schluchten durchſchnitten und mit Wald bedeckt. Der rechte Thal-

rand, an deſſen Abhang die Eiſenbahn und einſt die Maeſtricht-Kölner Römerſtraße führte, erhebt ſich allmählich, erreicht die Hochfläche erſt halbwegs Valkenburg-Aelbeck. In der Richtung der jetzigen Chauſſee nach Aelbeck zeigen ſich neben derſelben einzelne Spuren einer alten Straße, die ſich hier über Nuth und Wynandsrade theilte. Nuth hieß im Mittelalter Kathagen, und wurde hier noch im Mittelalter ein Wegzoll erhoben. Die jetzige Kieschauſſee iſt bei Valkenburg 9 m, ſpäter 6 m breit und an einzelnen Stellen dammartig 1/2 m hoch, bezeichnet aber eine Richtung, wie ſie durch die Thaleinſchnitte weder vor Jahrtauſenden noch heutzutage richtiger gewählt werden könnte. Aus der Gegend von Aelbeck ſenkt ſich das Plateau allmählich zum Geleenbach, bietet fruchtbares Ackerland mit flachwelligen Erhebungen, von einzelnen Waldparzellen durchzogen, dadurch eigenthümlich, daß die weitere Ueberſicht wenigſtens an der Straße, auf einen Umkreis von höchſtens 1000 m beſchränkt bleibt.

5. Cäſars Lager Hunnecum-Nuth.

Oeſtlich von Hunnecum, das ſich an der Straße entlang zieht, befindet ſich zwiſchen zwei kleinen Zuflüſſen zum Geleenbach eine ſtark markirte Höhe mit einigen Waldreſten. Die Höhe liegt 50 m über der Thalſohle des Geleen, während die weſtlichen Höhen bei Spaubeck 30 bis 40 m hoch ſind. Auf der Höhe von Hunnecum und bei Nuth ſind Spuren römiſcher Anſiedlungen und Münzen gefunden, letztere allerdings nur aus der Zeit Jahrhunderte nach Cäſar. Der Name Hunnecum wird dort auf Hunnekamp, Hunnenlager zurückgeführt, und wenn auch die Hunnen erſt fünf Jahrhunderte nach Cäſar in dieſe Gegend kamen und keine Wälle oder Gräben in den Ackerfeldern mehr ſichtbar ſind, ſo bleibt doch die militäriſche Bedeutung des Punktes von Intereſſe, ein zweckmäßiger Cäſariſcher Lagerplatz von 700 bis 800 m Seitenlänge für 50- bis 60,000 Mann, auf beiden Flanken durch Bacheinſchnitte, in der Front durch das früher ſehr ſumpfige, etwa 400 m breite Wieſenthal des Geleenbachs gedeckt. Dieſer 3 m breite, 1 m tiefe Bach wird an unſerer Straße mittelſt einer 6 m langen und ebenſo breiten Steinbrücke überſchritten. Die Straße führt dann durch das uralte Dorf Vaesrade, welches in einer aufſteigenden Schlucht des ſteilen rechten Thalrandes liegt, und durch die Höhe bei Hommert das rückwärtige Gelände Hunnecum-Nuth der Einſicht von Norden her

entzieht, namentlich wenn eine Vorhut auf dieſem Thalrande jede feindliche Annäherung verhindert.

Verbinden wir mit dieſer Terrainbeſchreibung die Angaben Cäſars im heutigen militäriſchen Sinn, ſo ſahen wir die Römer am dritten Marſchtage Vormittags das Geulethal bei Valkenburg überſchreiten, gegen Mittag die Höhen des rechten Thalrandes zwiſchen Valkenburg und Aelbeck erreichen. Hier findet Cäſar wieder die Geſandten der Germanen, die verabredeter Maßen drei Tage abweſend waren. Sie bitten ihn nochmals, ſeinen Vormarſch drei Tage lang einzuſtellen. Cäſar geht nicht darauf ein, will aber nur 4 Millien vorrücken, bis er Waſſer für ſein Heer findet. Die Kavallerie und ſeine exploratores, wohl auch ortskundige Führer, werden ihm gemeldet haben, daß der Geleenbach das nöthige Waſſer biete. Bei Goch, wo Andere die Schlacht ſuchen, würde es zwiſchen Maas und Niers bis zur Roer hin nirgends an Trinkwaſſer gefehlt haben.

5000 galliſche Reiter deckten als Vorhut den Anmarſch der Legionen, bei denen Cäſar ſich befand. Dieſe Reiterei mußte ſachgemäß vorwärts Terrain gewinnen, ſtand zur Zeit jener Unterredung vielleicht bei Aelbeck, erreichte beim Vormarſch die Höhen ſüdlich von Amſtenrade, als 800 germaniſche Reiter die galliſche Kavallerie angreifen, ſie über den Geleenbach auf Nuth zurückwerfen, ſo daß die römiſchen Legionen auf der erwähnten Höhe bei Hunnecum die Flüchtigen ſchützend aufnehmen müſſen.

Nach dieſer vorläufigen Orientirung im Terrain folgen wir den Textesworten Cäſars.

(IV, 11.) „Als Cäſar nur noch 12 Millien vom Feinde entfernt war, kehrten deſſen Geſandte, wie es verabredet war, zu ihm zurück, und da ſie ihn auf dem Marſche trafen, baten ſie ihn inſtändigſt, nicht weiter vorzurücken. Als er ihnen dies abſchlug, erſuchten ſie ihn, er möge ſeiner Reiterei, welche die Vorhut bildete, den Befehl geben, keine Feindſeligkeiten zu beginnen. Ihnen ſelbſt möge er geſtatten, Geſandte zu den Ubiern zu ſchicken. Sie erklärten nämlich, auf Cäſars Bedingungen eingehen zu wollen, ſobald die Fürſten und Aelteſten der Ubier ihnen durch feierlichen Eid Sicherheit geben würden. Zu alledem möge er ihnen drei Tage Zeit laſſen.

Dies alles lief nach Cäſars Ueberzeugung immer wieder nur

darauf hinaus, drei Tage Zeit zu gewinnen, um die abwesenden Reiter heranzuziehen. Dennoch versprach er, an diesem Tage nur noch 4 Millien vorzurücken, wo er Wasser fände. Dort sollten sie sich am folgenden Tage möglichst zahlreich einfinden, damit er von ihren Forderungen Kenntniß nähme.

Unterdessen schickte er an die Obersten seiner Reiterei, welche die Vorhut bildete, den Befehl, den Feind nicht anzugreifen, und wenn sie selbst angegriffen würden, sich vertheidigungsweise zu verhalten, bis er selbst mit den Legionen herankäme."

6. Reitergefecht.

(IV, 12.) „Der Feind hatte nur 800 Reiter bei der Hand, weil diejenigen noch nicht zurückgekehrt waren, welche zur Fouragirung über die Maas gegangen waren. Unsere Reiterei war 5000 Mann stark. Trotzdem stürzte sich die feindliche Reiterei auf die unsrige, sobald sie dieselbe erblickte, und warf sie im schnellen Angriff über den Haufen. Unsere Reiter hatten sich dessen nicht versehen, da die germanischen Gesandten kurze Zeit vorher Cäsar verlassen hatten, und an diesem Tage nach deren eigenen Bitte Waffenstillstand sein sollte. Zwar machten dann die Unsrigen wieder Front (wahrscheinlich im Geleenthal), aber die feindlichen Reiter sprangen nach ihrer Kampfesweise von den Pferden, stachen den Unsrigen ihre Pferde unter dem Leibe todt, brachten dadurch eine große Anzahl zu Falle, schlugen die Uebrigen in die Flucht und jagten sie in solcher Verwirrung vor sich her, daß sie nicht eher in ihrer Flucht anhielten, als bis die Spitze unserer Marschkolonne sichtbar wurde. In diesem Gefecht wurden 74 unserer Reiter getödtet, unter ihnen der tapfere Aquitanier Piso, aus einem der edelsten Geschlechter, dessen Großvater einst in seinem Lande die Herrschaft in Händen hielt, und von unserm Senat den Titel eines Freundes erhalten hatte. Dieser war seinem von Feinden umringten Bruder zu Hülfe geeilt, entriß ihn der Gefahr, stürzte dabei selbst mit seinem Pferde, wehrte sich tapfer, so lange es ging, bis er von allen Seiten angegriffen und mit Wunden bedeckt zusammenbrach. Als dies sein Bruder, der bereits außerhalb des Gefechts war, von Weitem sah, spornte er sein Pferd, stürzte sich auf den Feind und fand hier ebenfalls den Tod."

(IV, 13.) „Nach diesem Gefecht hielt es Cäsar für unzulässig, noch ferner Gesandte anzunehmen und Unterhandlungen

fortzuſetzen mit Leuten, welche erſt um Frieden gebeten, und dann in hinterliſtiger und tückiſcher Weiſe ohne Veranlaſſung die Feindſeligkeiten begannen. Für geradezu ſinnlos aber mußte er es halten, wenn man erſt noch warten wollte, bis der Feind ſich verſtärkte und ſeine Reiterei an ſich zog. Endlich ſah er bei dem Wankelmuth der Gallier ein, wie viel in ihren Augen der Feind ſchon durch dies eine Gefecht gewonnen, und es war ihm klar, daß er ihnen nicht einen Augenblick Zeit laſſen dürfe, Entſchlüſſe zu faſſen. Nach dieſen Erwägungen theilte er den Legaten und dem Quäſtor ſeinen Entſchluß mit, nicht einen Tag länger mit der Entſcheidungsſchlacht zu warten."

7. Gefangennahme der germaniſchen Anführer.

„Da traf es ſich denn ſehr glücklich, daß am andern Morgen die Germanen in derſelben treuloſen und heuchleriſchen Weiſe, alle ihre Fürſten und Aelteſten an der Spitze, zu ihm ins Lager kamen, einerſeits um ſich angeblich zu rechtfertigen, daß ſie gegen die Abrede und gegen ihr eigenes Geſuch geſtern das Reitergefecht veranlaßt hatten, andrerſeits um, wo möglich, durch Lug und Trug einen neuen Waffenſtillſtand zu erlangen. Cäſar freute ſich, daß ſie ihm ſo gelegen kamen und befahl ihre Feſtnehmung. Er ſelbſt rückte mit dem ganzen Heer aus dem Lager, ließ aber die Reiterei die Nachhut bilden, weil er annehmen mußte, daß ſie durch das geſtrige Gefecht demoraliſirt ſei."

8. Lager und Schlachtfeld der Germanen.

Suchen wir uns hiernach in die Lage und Stellung unſerer germaniſchen Vorfahren zu verſetzen, und ein Bild der Gegend zu entwerfen, in welcher Hunderttauſende des führerloſen Volkes vernichtet wurden.

Wir ſahen im erſten Kapitel, daß die Germanen nach ihrem Uebergange über den Rhein mehrere Monate auf dem etwa 10 km breiten Höhenzuge des heutigen Reichswaldes und ſeiner Fortſetzungen lagerten, die über Xanten bis Nymwegen den damals näher gelegenen Rheinlauf begleiteten. Die ſandigen noch jetzt vielfach bewaldeten Höhen erheben ſich bis 50 m über das fruchtbare Rheinthal, im Südweſten begrenzt von den etwa 10 km breiten Niederungen der langſam dahinſchleichenden Niers, die in ihren Sümpfen früher oft ihr Bett wechſelte, bis der Fluß und die Niederung im vorigen und in dieſem Jahrhundert regulirt wurde. Zu Cäſars

Zeit würde die Niers bei Goch ein sehr starkes, leicht zu vertheidigendes Hinderniß gebildet haben, da der Fluß noch heute 20 m breit, 2—3 m tief ist, nur einzelne Furthen bildet, und oft die Wiesenniederung weithin überschwemmt. Der 6 bis 10 m hohe steile rechte Thalrand der Niers würde die Stellung der Germanen wesentlich stärker gemacht haben, als die Stellung bei Tüddern-Gangelt. Aber weder diese günstige Stellung, weder die Wiesen des Rheinthals noch die Sümpfe der Niers mit den sandigen Höhen des Reichswaldes werden die Germanen und ihre Heerden lange gefesselt und ernährt haben.

Südwestlich von der Niers liegt ein sehr durchschnittenes Gelände, in welchem Heidehöhen, Wald und Sumpf bis zur untern Roer hin vielfach wechselten. Dagegen finden wir auf dem untern linken Roerufer ein fruchtbares Land, durch die Wiesenniederungen der Maas, der Roer, der Wurm und des Rodbachs inselartig umschlossen. Auf diesen Höhen suchen wir damals die Hauptmasse der Germanen mit Weib und Kind, während ihre Krieger nach allen Richtungen hin Plünderungszüge in das Gebiet der Ambivariten, der Sunnici und Condrusen, und in das heutige Jülicher Land unternahmen. Wir lassen es dahingestellt, ob die Germanen von Hause aus auf jenes vertheidigungsfähige Terrain von c. 4 deutschen Quadratmeilen großen Werth legten, oder erst beim Anmarsch der Römer sich in der Linie Tüddern-Gangelt-Gillrath sammelten. Der markirte Thalrand des Rodbachs erhebt sich bei Gangelt 10 bis 15 m über die Niederung. Das fruchtbare, einst wohl mehr bewaldete Plateau wird in der Richtung zur Maas und Roer von einigen flachen Thalmulden durchzogen, fällt mit einem c. 5 m hohen Thalrande von Tüddern über Millen zu den Sümpfen von Montfort und zur Roerniederung bei Heinsberg, schließt sich an das Wurmthal bis Geilenkirchen, und hängt dort mit den südlichen Erhebungen zusammen. Die Niederung von Sittard über Montfort erhebt sich nur wenige m über den Wasserspiegel der Maas und Roer, und das Grundwasser liegt oft nur einen Fuß unter dem Wiesen- und Torfboden, wo nicht flache Höhen, wie bei Echt, Odilienberg, Posterholt gleich Oasen die älteste Kultur begünstigt haben.

Das Roerthal wird durch anhaltenden Regen leicht überschwemmt, und noch im Juli 1879 gab solche Ueberschwemmung

der ganzen Niederung das Ansehen eines mächtigen 600 bis 800 m breiten Stromes, während die Eindeichungen die Breite der Roer auf 20, der Maas auf 150 m eingeengt haben. Diese Niederungen boten den Pferden und Heerden der Germanen ein reiches Weideland, während auf den fruchtbaren Höhen gewiß schon vor Jahrtausenden lohnender Ackerbau getrieben wurde.

Zahlreiche alte Wege durchziehen dies Land. Erst Jahrhunderte nach Cäsar bestand die Römerstraße von Heerlen (Coriovallum) nach Tüddern (Teudurum), Melik (Mederiacum) ꝛc. wahrscheinlich auf ältern Grundlagen, mit einer alten Nebenstraße von Heerlerheide über Brunssum, Schinfeld nach Tüddern, dann wahrscheinlich über Millen (1 Millie von Tüddern = 1480 m), Süsteren, Echt zur Roermündung. Eine der ältesten Straßen war wohl die bereits erwähnte Straße Valkenburg, Hunnecum, Nuth auf Gangelt, für uns von Bedeutung als Cäsars Operationsrichtung. Sie führt von Nuth durch das alte Vaesrade, durch das hübsche Dorf Amstenrade, Merkelbeck, und am unbedeutenden Schinfelder Bach entlang auf Schinfeld. An diesem Bach ist die Straße jetzt ein alter verlassener Weg im Wiesenthal, stellenweise ein Fußpfad, dann wieder ein 4 bis 6 m breiter mit Hecken eingefaßter, etwas erhöhter Weg, der bei Schinfeld einen 8 m breiten Kommunalweg erreicht, durch das Dorf zur Steigermühle am Rodbach führt, erst seit einem Jahr bis zu einer Unterbrechung an der preußisch-holländischen Grenze hergestellt, welche 60 m weit unvollendet liegen blieb [1]). Durch alte Parallelstraßen über Hout und Hönsbrock hat man so von Nuth her drei Wege auf Gangelt. Dieser Flecken von 2 bis 3000 Einwohnern, dessen Name auf den Heidenbekehrer jener Gegend St. Gangolphus im 8. Jahrhundert hinweist, also sehr alt ist, zeigt mittelalterliche Mauer- und Thurmreste. Die Volkssage führt einen dieser hübschen Thürme, oder doch dessen Stelle, auf eine Burg Pipins von Heristall zurück. Die ältesten Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnen Süstern (Suestra) und Odilienberg (mons s. Petri), deren Güter durch Pipin den Aposteln Gelderns Wiron und Plechelme überwiesen wurden.

Wie jetzt über Gangelt auf der Höhe eine Chaussee von Geilenkirchen und Gillrath nach Süsterseel, Tüddern und Sittard

[1]) Volkssagen und Prophezeihungen knüpfen sich dort an diese unvollendete Lücke in der Straße.

führt, so ging dort schon in ältester Zeit ein Weg in dieser Richtung Am Fuß des Thalrandes zwischen Gangelt und Tüddern liegt das 400 bis 500 m breite Thal des 2 bis 3 m breiten, 1 m tiefen Rodbachs. Die jetzige Wiesenniederung war vor Jahrtausenden gewiß theilweise sumpfig, mit Gebüsch und Waldung besetzt und damals wohl schwieriger zu überschreiten als heutzutage. Es zeigen dies die Dammreste der Römerstraße Heerlen (Coriovallum)-Tüddern, die im Jahre 1842 dort bei Tüddern aufgefunden wurden, 1200 m lang, 3 m breit, mit steinharten, schwarzen Längenhölzern, vermoderten Deckhölzern, darüber eine Kieslage. Auf der Höhe von Tüddern sind die Spuren einer römischen Ansiedlung gefunden, Legionsziegel, Münzen ꝛc., so daß dort wohl eine römische Befestigung lag, während in der Westerheide, östlich von Tüddern zahlreiche tumuli von 6 bis 8 m Durchmesser durchwühlt liegen, deren Inhalt altgermanische Graburnen und Waffenreste zeigte. In den sumpfigen und moorigen Niederungen von Neustadt über Echt, Montfort, Roermonde, Heinsberg, welche im weiten Bogen die Höhen von Tüddern bis Gangelt 1 bis 3 deutsche Meilen weit umziehen, sind auffallend viele Steinwaffen gefunden, von denen im 11. Kapitel speziell die Rede sein wird. Ein interessanter Fundort dieser Gegend ist Schinfeld, wo neben zahlreichen germanischen Graburnen in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts ein römischer Sarkophag mit römischen Gefäßen entdeckt wurde, außerdem römische Gräber zwischen Sittard und Echt, sowie zahlreiche römische und germanische Alterthümer bei Brunssum und auf der Heerlerheide, wenn auch viele derselben der Zeit nach Christus angehören.

9. Die Vernichtungsschlacht.

(IV, 14.) „In drei Treffen formirt, legte Cäsar rasch die 8 Millien zurück und stand vor dem feindlichen Lager, ehe noch die Germanen von dem, was vorging, eine Ahnung haben konnten."

Diese 8 Millien oder 12 km entsprechen der Entfernung des Römerlagers Hunnecum bis zu den Gangelter Höhen. Die Bezeichnung „in drei Treffen" kann nicht die rangirte Schlachtordnung in drei Linien hintereinander bedeuten, denn so gleichsam in Parade marschirte man weder damals noch heute $1^1/_2$ deutsche Meilen weit durch tiefe Hohlwege, Waldungen und Sümpfe. Ohne die erwähnten drei Parallelstraßen unbedingt festzuhalten, deuten sie die Richtung des Vormarsches in drei Kolonnen an, so daß der Auf-

marſch auf den Höhen oder am Fuß derſelben überraſchend wie die Annäherung, erfolgen konnte. Die Schlachtordnung von 8 Legionen zu Cäſars Zeit berechnen wir auf 3200 m, beinahe ½ deutſche Meile Länge, nämlich 400 m pro Legion, welche 4 Kohorten à 50 m Front, 10 m Tiefe, 50 m Intervalle im 1. Treffen hatte. Dabei ſetzte ſich die Kavallerie, die bisher im Nachtrab marſchirte, auf die Flügel der Legionen zum Vorbrechen und zur Verfolgung. „Durch die plötzliche Erſcheinung unſeres Heeres von Schrecken gelähmt, durch die Abweſenheit ihrer Führer ohne Faſſung, hatten ſie weder Zeit zu berathſchlagen, noch die Waffen zu ergreifen, und ſchwankten, ob ſie ſich zum Angriff aufſtellen, oder das Lager vertheidigen, oder ihr Heil in der Flucht ſuchen ſollten.“

Caſſius Dio ſagt 39, 48: „Cäſar hatte die germaniſchen Führer zurückbehalten, als wollte er ihnen baldige Antwort geben, zog aber indeſſen gegen die Andern unter den Zelten, fiel über ſie her, als ſie der Mittagsruhe pflegten und nichts Feindliches erwarteten. Er machte das Fußvolk nieder, das keine Zeit hatte, die Waffen zu ergreifen und bei den Wagen unter dem Getümmel der durcheinander laufenden Weiber und Kinder in Verwirrung gerieth. Die abweſende Reiterei ſchlug auf die Nachricht von dem Vorgefallenen ſogleich den Weg in die Heimat ein und wandte ſich zu den Sugambern, von denen Cäſar ſpäter ihre Auslieferung verlangte.“ Cäſar fährt im 14. Kap. fort: „Während ihre Angſt ſich durch Lärmen und wildes Durcheinanderlaufen kund gab, ſtürmten unſere Soldaten, durch die Treuloſigkeit am geſtrigen Tage erbittert, das Lager. Ein Theil der Feinde, der noch ſchnell die Waffen ergreifen konnte, leiſtete uns einigen Widerſtand und wehrte ſich zwiſchen den Karren und der Bagage. Die übrige Maſſe, beſonders die Weiber und Kinder, ſie waren nämlich mit allem Volk ausgezogen und über den Rhein gegangen, begannen ſich in verwirrter Flucht zu zerſtreuen. Zu deren Verfolgung entſandte Cäſar die Reiterei.“

10. Die Flucht der Germanen ad confluentem Mosae (et Rheni).

(IV, 15.) „Als die Germanen das Geſchrei hinter ſich hörten“ (die Römer waren danach tief in das meilenweit ausgedehnte Lager vorgedrungen), „das Blutbad unter den Ihrigen ſahen, warfen ſie die Waffen fort, verließen ihre Feldzeichen und flohen

eiligſt aus ihrem Lager. So ging die wilde Flucht bis zum Zuſammenfluß von Maas und Rhein. Dort fand ſie ihr Ende. Eine große Zahl wurde getödtet, die übrigen ſtürzten ſich in den Fluß, und fanden dort erſchreckt und ermattet in den Wellen ihren Tod."

Die beiden Stellen in Cäſars Commentarien:

1. „Die Maas mündet 80 Millien vom Rhein entfernt in den Ocean" IV, 10, da die Lesart: „die Maas mündet 80 Millien vom Ocean in den Rhein" von allen maßgebenden Autoritäten verworfen iſt, und

2. „Die Germanen waren bis zum Zuſammenfluß von Maas und Rhein geflohen und verfolgt" IV, 15 — führten deutſche und franzöſiſche Schriftſteller zu der Annahme, jene Schlacht habe auf der Gocher Heide in der Nähe der Trennung von Maas und Rhein ſtattgefunden, wo die Verfolgung geendet habe. Mit demſelben Recht ſchließt Profeſſor Watterich in ſeiner Schrift „Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom, Leipzig 1872", die Schlacht ſei der Vereinigung von Maas und Waal gegenüber, an der Dommel bei Hertogenbuſch geſchlagen. Prof. Dederich, der Vertreter der erſten Annahme, ſucht in ſeiner Schrift „Geſchichte der Römer und der Deutſchen am Niederrhein" S. 26 bis 36 mit allen Mitteln die Angabe Cäſars zu erweiſen, die bataviſche Inſel ſei 80 Millien lang, und ſtützt ſich dabei eigenthümlicher Weiſe auf die Zahlen der Peutingerſchen Tafel und des Itinerar, deren Stationen nach den neuern Werken Desjardins und des verdienſtvollen van Schevichaven keineswegs hinreichend ermittelt ſind, wobei Prof. Dederich irrthümlich mit Millien zu 1480 m, ſtatt mit Leugen zu 2220 m rechnet. Er verwirft als ganz unbeſtimmt und unbrauchbar die Angabe des Plinius, der in ſeiner Hist. nat. IV, 29 ſagt: „Im Rheine ſelbſt, in einer Länge von faſt 100 Millien, liegt die berühmte Inſel der Bataver, Kanninefaten, Frieſen ꝛc., die zwiſchen Helium und Flevum zerſtreut wohnen. So heißen nämlich die Mündungen, durch welche ſich der Rhenus nördlich in Seen, und öſtlich in die Moſa ergießt, indem nur ein mäßiger Arm zwiſchen dieſen beiden ſeinen Namen behauptet."

Nun iſt aber nach guten Karten die bataviſche Inſel wirklich 100 Millien lang, ſo daß Plinius' Angabe richtig iſt. Aber auch die Angabe Cäſars wird bei der Lesart: „die Maas mündet 80 Millien vom Rhein entfernt in den Ocean" richtig, da vom Fle-

vusarm am Helder bis zum Helium am Weſtgat der Maas auf guten Karten 80 Millien zu meſſen ſind. Für eine Meſſung zu Lande würde Cäſar überdies auf der Bataverinſel ſchwerlich Gelegenheit gefunden haben, konnte höchſtens dem Hörenſagen folgen. Dagegen hebt Prof. Bergk treffend hervor, daß eine Meſſung auf See einfacher war, inſofern Gaius Voluſenus, den Cäſar nach IV, 21 zu einer Rekognoscirung nach Britannien auf einer Kriegsgaleere mitſandte, ſehr wohl jene richtige Notiz geben konnte.

Aus allen dieſen geographiſchen Notizen über die Länge und Breite des Rheindelta können wir jedoch in Betreff unſeres Schlachtfeldes ebenſo wenig Schlüſſe ziehen, wie aus Cäſars Angaben, auf welchen Bergen die Maas und der Rhein entſpringen. Die von Cäſar ganz beſonders berückſichtigte Maas würde für jenes Schlachtfeld gänzlich in den Hintergrund treten, wenn die Schlacht auf der Gocher Heide, zwiſchen Niers und Rhein geſchlagen wäre.

Dort auf der Gocher Heide würde Cäſar 7 Märſche von den Condruſen entfernt geweſen ſein, während er poſitiv $3^1/_2$ Märſche, die germaniſchen Geſandten 3 Tage zu ihrer Reiſe brauchten. Schwerlich würde Cäſar nach Napoleons Angaben in den oft unzugänglichen Niederungen der Maas über Venlo, und von hier zur Niers marſchirt ſein, um Trinkwaſſer zu ſuchen. Vom ſupponirten Schlachtfelde auf der Gocher Heide ſind dann 12 deutſche Meilen bis zum Zuſammenfluß von Maas und Rhein (Waal) bei Gorkum, oder 8 deutſche Meilen bis zum heutigen Fort Andries, wenn man hier einen frühern Zuſammenfluß annehmen will. So weit wäre gewiß nicht die Flucht und die Verfolgung der Germanen gegangen, um ſo weniger, wenn Prof Dederich S. 36 mit Recht annimmt, die Verfolgung habe nur einen halben Tag gedauert.

Aus allen dieſen Widerſprüchen läßt ſich mit Beſtimmtheit folgern, daß in dem Satz ad confluentem Mosae et Rheni eine Texteſcorruption zu ſuchen iſt. Man verſuchte früher ad confluentem Mosae et Rurae zu ſupponiren, indeſſen wird die Rura von römiſchen Schriftſtellern überhaupt nicht genannt. Mein hochverehrter Freund Hr. Prof. Bergk, deſſen gründlichen klaſſiſchen Studien die Wiſſenſchaft ſo vieles verdankt, erklärt die Stelle durch den Zuſatz eines Unberufenen: „et Rheni“, ſo daß die Stelle im urſprünglichen Text „ad confluentem Mosae“ lautete, d. h. zu

einem Zufluß der Maas, deſſen Name Cäſar nicht nannte, und der nach allem Bisherigen nur die Roer ſein kann.

„Die Unſrigen kehrten ohne Verluſte, mit nur wenigen Verwundeten ins Lager zurück nach einem ſo furchtbar drohenden Kriege, da die Zahl der Feinde nicht weniger als 430,000 Köpfe betragen hatte.“ Nach Plutarchs Angabe (Cäſar 22) betrug der Verluſt der Germanen 40 Myriaden, nach einer andern Stelle (Cato) 30 Myriaden, 300,000 Menſchen!

„Cäſar geſtattete den germaniſchen Führern, welche er im Lager feſtgenommen hatte, freien Abzug. Dieſe fürchteten aber von den Galliern, deren Ländereien ſie geplündert hatten, Vergeltung und Martern, und zogen es vor, bei ihm zu bleiben. Cäſar gab ihnen die Freiheit.“

11. Spuren der Schlacht.

Hat der jähe Tod von Hunderttauſenden dort auf verhältnißmäßig kleinem Raum keine Spuren hinterlaſſen?

Die bereits erwähnten zahlreichen tumuli mit ihren germaniſchen Graburnen und Eiſenreſten ſind in Bezug auf ihr Alter zweifelhafte Zeugen, aber folgende Thatſache iſt von Bedeutung. In den letzten Jahrzehnten hat man im Halbkreiſe nördlich um unſer Schlachtfeld eine auffallend große Zahl von Steinwaffen und Steinwerkzeugen gefunden. Hunderte davon befinden ſich in den Händen von Privaten in Maeſtricht, Roermonde, Heinsberg, einzelne in belgiſchen und holländiſchen Muſeen und am Rhein. So zählt die Sammlung des Notars Guillon zu Roermonde 173 Steinwaffen, in den Flußalluvien bei Roermonde, Poſterholt, Echt, Swalmen, Maasbracht ꝛc. gefunden (vgl. Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande LVII, S. 221). Außerdem führt van Deſſels Topographie des voies romaines de la Belgique (Brüſſel 1877), namentlich auf Grund der publications de la société de Maestricht ſolche Waffen auf für Neuſtadt, Pey, Maaseyck, Ophoven, Keſſenich, Ittern, Thorn, Heel, Grathem, Horn, wo einſt die Maas floß, an der Swalm, an der Roer bei Roermonde, Maasmiel, Malbroeck, Melik, Odilienberg, Montfort, Herkenboſch, Vlodorp, Oirsbeck ꝛc. Dieſe Fundorte ſind auf der beiliegenden Karte durch Schraffirung angedeutet. Die Waffen ſind von germaniſchen Steinarten, bieten die verſchiedenſten Formen

und Gewichte, Streitäxte, Steinbeile, Steinhämmer, Hacken, Keile, Meißel, die kleinern, oft nur 12 cm lang, 4 cm breit, gehörten unzweifelhaft germaniſchen einwandernden Völkern. Nach Tacitus (Germ. 6) hatten die Germanen im 1. Jahrhundert n. Chr. „noch keinen Ueberfluß an Eiſen, wie aus der Art ihrer Waffen erhellte“. Neben dem Eiſen hat bekanntlich noch Jahrhunderte n. Chr. der Stein als Waffe und Werkzeug gedient, erſetzte bei den nördlichen Völkern oft unſere heutigen Meſſerwerkzeuge zum Abhäuten, Zerlegen der Thiere und zu ſonſtigen Arbeiten. Ein eifriger Forſcher nach Steinwaffen, Ignaz Beiſſel, ſchreibt darüber (Bericht über die in der Umgebung Aachens gefundenen Ueberreſte der jüngern Steinzeit, Aachen 1877), daß im ſüdlichen Theil des Regierungsbezirks Aachen Steinwaffen äußerſt ſelten, dagegen auffallend zahlreich an den genannten Punkten in der Gegend der Roermündung gefunden werden, gewöhnlich 1 m tief im Schlick oder Letten der Alluvien liegend. Von Intereſſe iſt nun, daß aus der Zeit der Belagerung Heinsbergs 1542/43 durch den Herzog Wilhelm von Jülich zahlreiche Eiſenwerkzeuge, Wagenbeſchläge, Kanonenkugeln, Thierknochen durchſchnittlich nur 18 cm tief im Letten gefunden wurden, der Letten alſo c. 3 Jahrhunderte, pro Jahrhundert 5 bis 6 cm zu ſeiner Bildung brauchte, während jene Steinwaffen durchſchnittlich 1 m tief in den Wieſen, Sümpfen, Mooren lagen. Die Steine waren nicht geſchwemmt, da die Schneiden unverletzt waren, daher an Ort und Stelle verloren, wie Hr. Beiſſel ſagt, „vielleicht vor anderthalb Jahrtauſenden beim Fiſchen oder Jagen in ſeichtem Waſſer“. In gleicher Tiefe wurden alte Bronzegegenſtände gefunden. Wir können bei der Verdichtung der Alluvien durch wachſenden Druck ſtatt jener anderthalb Jahrtauſende wohl dreiſt gegen zwei Jahrtauſende als Zeit ihrer Lagerung annehmen, und dann liegt mit Rückſicht auf die bezeichneten Fundſtellen der Schluß ſehr nahe, daß die ſo zahlreich gefundenen Steinwaffen und Steinwerkzeuge jener Kataſtrophe angehören, die unſere germaniſchen Vorfahren betraf, und daß „die Steine zu uns ſprechen“, wo jede weitere Kunde über die Oertlichkeit des Blutbades fehlt.

12. Folgen der Schlacht.

Bei Gangelt-Tüddern ſiegte altrömiſche Kriegskunſt eines Cäſar über die wilde Naturkraft der Germanen, hat aber auch die

Keime zur weitern Entwicklung des Germanenthums gelegt. Jene Kämpfe ſind die Anfänge und Grundlagen unſerer Geſchichte. Sie geben ein Bild der fernen Vergangenheit, die trotz allen Wechſels durch zahlreiche Fäden mit der Gegenwart zuſammenhängt, und in vielen Beziehungen unſer volles Intereſſe verdient. Der Sieger ſchildert uns ausführlich jene Kämpfe. Mit der Wahrheit nahm er es nicht überall zu genau, wo ehrgeizige Zwecke und Pläne ſeine Mittel heiligten. Denn es ſteht hiſtoriſch feſt, daß Cäſars politiſcher Gegner, der edle und kluge Cato Uticenſis nach Plutarchs Lebensbeſchreibung Kap. 51 die Handlungsweiſe Cäſars bei der Vernichtung der Uſipeter und Tencterer „öffentlich als eine Treuloſigkeit brandmarkte. Statt Dank- und Siegesfeſte zu feiern, müſſe man zur Sühne dieſer Schuld Cäſar an die mißhandelten Germanen ausliefern. Man ſolle den Göttern opfern, damit das Heer und die Stadt den Wahnſinn und die Ruchloſigkeit ihres Feldherrn nicht zu büßen habe.“ Vergeblich ſuchte Cäſar ſich durch ein Schreiben an den Senat zu rechtfertigen, und nach langer Berathung beſchloß dieſer, Cäſar ſeiner Stellung zu entheben. Allerdings ließ das Volk, welches über Cäſars Siege jubelte, dieſen Beſchluß nicht ausführen. Die Zeit zog bald den Schleier über den viel beſtrittenen Schauplatz des blutigen Dramas, aber das alte Wort hat ſich hier wie ſo oft erfüllt: „In unſern Nachkommen wird der Rächer erſtehen.“

Cäſar hatte die Germanen, die gefährlichſten Feinde Roms hier wie in der Arioviſterſchlacht bei Belfort, über den Rhein zurückgeworfen, den Rhein als Grenze zurückerobert. Der Rachezug gegen die Sugambrer, welche nach der Schlacht die germaniſche Reiterei aufgenommen hatten und dieſelben an Cäſar auszuliefern ſich weigerten (Caes. IV, 16), führte zum erſten Rheinübergang zwiſchen Köln und Bonn, beſchränkte ſich aber auf ein Niederbrennen der ſugambriſchen Flecken und Höfe (IV, 18. 19). Als feſte Bundesgenoſſen und Nachbaren der Sugambrer finden wir ſpäter die Uſipeter an der Yſſel, an der untern Lippe und Ruhr. Wir kennen den Zug der ſugambriſchen Reiter nach dem Kaſtell Aduatuca 53 v. Chr. Vereinigt bekämpften dieſe Völker die Römer im Jahre 25 v. Chr., führten 16 v. Chr. die Niederlage des Lollius herbei, deſſen 5. Legion ihren Adler verlor, und im Jahre 12 v. Chr. ſehen wir Druſus von Vetera aus in das Land der

Uſipeter einfallen, das Land der Sugambrer verwüſten. Dieſe bildeten in ſpätern Jahrhunderten den Kern der ſaliſchen Franken, deren Fürſt Chlodwig als ein „Sicamber" die Taufe empfing.

Wäre Cäſar damals bei Beſiegung der Germanen bis in die Gegend von Cleve vorgedrungen, ſo hätte das auffallend günſtig gelegene Xanten-Vetera ihn dort vielleicht zum Rheinübergang beſtimmt, als er die Sugambrer bekämpfte. Aber es lag ihm näher, ſeinem Schlachtfelde Gangelt-Tüddern gegenüber, die kühnen Sugambrer auf dem rechten Rheinufer zwiſchen Köln und Bonn aufzuſuchen und durch dieſen direkten Vorſtoß ihnen die Luſt zu nehmen, ſelbſt bei Köln über den Rhein, und den Römern in den Rücken zu kommen, wenn dieſe bei Xanten-Vetera über den Strom gegangen wären, der damals weniger geſichert war, als ſpäter zu Druſus' Zeit. Cäſars Winterlager, zur Deckung ſeiner Offenſive und Defenſive gegen den Rhein, erhalten dadurch ihre Motivirung. An der Grenze des Condruſen- und Eburonenlandes hatte er die Wichtigkeit und natürliche Feſtigkeit von Limburg (castellum Aduatuca) als vorgeſchobenes Lager kennen gelernt, dem nahen Rhein und den erbitterten Germanen gegenüber (V, 29. 3), geſtützt auf die rückwärtigen ſtarken Lager von Namür und Izel, am Nord- und Südrande des Ardennerwaldes. So ſehen wir ſtatt einzelner kriegeriſcher Epiſoden, in Cäſars Feldzügen einen klaren einheitlichen Kriegsplan, ſeine Defenſive ſtark zu baſiren und aus derſelben offenſiv zum Rhein vorzubrechen. Schon unter Auguſtus ergab ſich dann die Nothwendigkeit, mit größern Mitteln, durch Straßen und Befeſtigungen den Rheinſtrom ſelbſt als Vertheidigungsſtellung zu benutzen, um die Germanen auf das rechte Rheinufer zu beſchränken, ſpäter aber ſyſtematiſch von Schritt zu Schritt, die Germanen auch auf dem rechten Rheinufer durch den mächtigen limes zurückzudrängen.

Jene Vernichtungsſchlachten Cäſars wie die ſpätern Feldzüge und die großartigen Befeſtigungen am Rhein ſowohl, wie von der Yſſel bis zur Donau beweiſen, welch gefährlichen Feind die Römer in den Germanen erkannt hatten, einen Feind, wie kein anderer die Kräfte Roms Jahrhunderte in Anſpruch nahm, und zuletzt niederwarf.

Nach dem Wortlaut des Cäſariſchen Textes, mit Berückſichtigung der militäriſchen und topographiſchen Verhältniſſe, bemühte

ich mich, die Oertlichkeiten jener Schlachten zu unterſuchen und feſtzuſtellen. Mögen beſſere Kräfte die Widerſprüche löſen, die Dunkelheiten jener fernen Zeit nach Möglichkeit erhellen, im Sinne und im Intereſſe gewiſſenhafter deutſcher Geſchichtsforſchung.

Das Geburtsjahr und der Geburtsort der jüngern Agrippina.

Von **Heinrich Düntzer.**

Manche allgemein geglaubte Thatſache hat die neuere Kritik verworfen oder wankend gemacht, indem ſie die Grundlagen, auf welchen der Glaube an ſie beruhte, einer eingehenden Unterſuchung unterwarf, aber an einzelnen hat ſie auch gerüttelt, ohne ſie zu erſchüttern, weil ſie mit vorgefaßten Meinungen an ſie herantrat und in leidenſchaftlicher Haſt ſich überſtürzte. Bei der altrömiſchen Geſchichte hatte Niebuhr die Bahn gebrochen; denn ſeine Unterſuchungen beſchäftigten ſich faſt ausſchließlich mit der Zeit der Könige und des Freiſtaates: neuerdings iſt auch die Kaiſerherrſchaft der ſorgſamſten, aber, wie es beim Brechen neuer Bahnen zu geſchehen pflegt, oft weit über das Ziel hinausſchießenden Prüfung unterworfen worden. So hat beſonders der verehrungsvolle Glaube an Tacitus einer freiern Anſicht weichen müſſen: nicht allein hat man ſeinen Standpunkt als einen parteiiſchen, trotz ſeines *sine ira et studio*, verdächtigt, man hat erkannt, wie dies beſonders Niſſen klar und deutlich ausgeſprochen, daß auch er kein Geſchichtsforſcher im Sinne der neuern Zeit geweſen, er nicht auf archivaliſche Studien ausgegangen, ſondern auf die vorhandenen Darſtellungen gebaut und das aus ihnen gewonnene Bild frei ausgeführt hat: aber auch hier gilt es ſtreng die Grenze des berechtigten Zweifels inne zu halten, die Erzählung des Tacitus ſorgfältig zu erwägen und gewiſſenhaft die Berichte der übrigen Geſchichtſchreiber zu vergleichen, wobei wir freilich zu bedauern haben, daß wir nur eine äußerſt lückenhafte und ungewiſſe Anſchauung der dem Tacitus vorliegenden Berichte gewinnen können. Ein Beiſpiel, wie die Schärfe der Kritik zuweilen ſchartig werde, bietet die Frage über die Geburt der jüngern Agrippina, der Köln ſeinen Namen verdankt.

Ein junger Kölner, Dr. Froitzheim, hat gegen Eckhel zu erweiſen geſucht, Agrippina ſei nicht, wie dieſer feſtgeſtellt hatte, im

Jahre 769, ſondern zwei Jahre früher geboren [1]). A. Schaefer und Bergk ſtimmten bei; letzterer [2]) zog daraus die durch andere Gründe geſtützte Folge, daß Agrippina nicht in Köln geboren ſei, wie ſchon Franz Ritter angenommen [3]), wogegen ſich denn Froitzheim wandte [4]), der Köln als Geburtsort Agrippinas nicht aufgeben wollte; hatte er ja im Grunde nur deshalb das Geburtsjahr zwei Jahre früher geſetzt. Den Ausgangspunkt der Unterſuchung bildet die auf genauer Forſchung, beſonders auf Benutzung der *acta publica* oder *diurna* (vgl. Suet. Tib. 8) beruhende Stelle Suetons über die Kinder der Germanicus und der ältern Agrippina Calig. 7. 8. Als etwas Bedeutendes hebt Sueton hervor, daß die drei ihren Vater überlebenden Töchter *continuo triennio natae* waren, was, wie Eckhel richtig erkannte, nur heißen kann, daß Agrippina drei Jahre unmittelbar hintereinander Töchter geboren habe, ſo daß zwiſchen der Geburt der erſten und der dritten Tochter keines liege, in welchem ſie nicht von einer Tochter geneſen. Irrig iſt demnach jede Annahme, welche hierzu nicht ſtimmt, wie es bei Froitzheim der Fall iſt. Agrippina ſoll am 6. Nov. 767 (14), Druſilla Ende 768 (15) oder Anfang 769 (16), Julia Livilla im Frühjahr 771 (18) geboren ſein. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß aus Tac. Ann. II, 54 keineswegs folgt, daß Julia Livilla bereits im Frühling auf Lesbos geboren ward, nur daß Germanicus um dieſe Zeit dort ſeine Gattin zurückließ, wo ſie niederkam: aber wir erhalten dann jedenfalls zwiſchen der Geburt der Agrippina und der letzten Niederkunft auf Lesbos zwei Jahre, in denen die Gattin des Germanicus nicht niederkam, was im offenbarſten Widerſpruch mit dem *continuo triennio* ſteht. Froitzheims: „*Tres plenos et unius anni partem habebimus tam exiguam* (jedenfalls mehr als ein Drittel!), *cuius quod Suetonius mentionem nullam fecerit, non mireris*“, und Bergks Bemerkung, *continuum triennium* ſei

[1]) Dieſen Beweis lieferte er zuerſt im ‘Philologus’ (XXXI, 185), dann ausführlicher in ſeiner 1873 erſchienenen Diſſertation: *De Taciti fontibus in libro I annalium.*

[2]) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande LVII, 42—47.

[3]) Jahrbücher des Vereins XXXV, 4. 11—13.

[4]) In der etwas anmaßlich auftretenden Abhandlung: ‘Ein Widerſpruch bei Tacitus (ann. I, 44. XII, 27) und ſeine Löſung’ im ‘Rheiniſchen Muſeum für Philologie’ XXXII, 340—352.

als „runder Ausdruck“ für drei Jahre und einige Monate zu faſſen, umgehen die unleugbare Schwierigkeit, in welcher man ſich der entſchiedenen Ausſage des Sueton gegenüber befindet. Will man nicht in dem *continuo triennio* eine ſtarke Uebertreibung ſehen, ſo kann unmöglich das Jahr 767 (14) in demſelben einbegriffen ſein. Mit Recht hatte Franz Ritter [1]) ſich an dieſen deutlichen Wortlaut gehalten, aber ſich dabei zu der wunderlichen Anſicht verirrt, alle drei Töchter ſeien während des Aufenthaltes am Rhein geboren, die Annahme des Tacitus, das auf Lesbos geborene Kind ſei Julia geweſen, ein einfaches Verſehen, vielmehr ſei Agrippina dort mit einem der zwei Kinder niedergekommen, von denen Sueton ſage, daß ſie in der Kindheit geſtorben. Hiernach gewinnt er für die Geburt der Agrippina das Jahr 766 (13); Druſilla iſt ihm Ende 14, Julia Ende 15 oder im Anfange des folgenden Jahres geboren. Wir bemerken dagegen nur, daß die Anweſenheit der Agrippina am Rhein im Jahre 13 nichts weniger als wahrſcheinlich, und die Annahme, Tacitus irre, wenn er die Julia für das auf Lesbos geborene Kind halte, eine recht verzweifelte iſt.

Aber Froitzheim hat gegen Eckhels Beſtimmung des Geburtsjahres der Agrippina die Beſchreibung des Triumphzuges des Germanicus vom Mai 770 (17) Ann. II, 41 angeführt: *Augebat intuentium visus eximia ipsius species currusque quinque liberis onustus.* Unter dieſen fünf Kindern müſſe auch, meint er, Druſilla geweſen ſein, die aber, wenn Agrippinas Geburt in den November 769 (16) falle, damals noch nicht geboren ſein könne. Aber daß die Gattin des Germanicus im Jahre 767 (14), als ſie von Köln ins Gebiet der Treverer ſich begab, dort niedergekommen ſei, wird ja keineswegs geleugnet, nur daß Druſilla dieſes Kind geweſen, das, wenn Suetons Angabe: *Ex ea* (*Agrippina*) *novem liberos* (*Germanicus*) *tulit*, richtig iſt, ein Knabe geweſen ſein muß. Dieſer konnte ſich noch beſſer als die halbjährige jüngere Agrippina auf dem Triumphwagen befinden. Aber daß Kinder von drei Jahren und gar von einem halben Jahre auf dem Triumphwagen geweſen, läßt ſich nicht erweiſen, und ſo habe ich bereits anderwärts [2]) die Vermuthung aufgeſtellt, das hinzugeſetzte *quinque* (V) beruhe auf Irrthum und es ſei entweder aus dem V des vorher-

[1]) a. a. O. 11—16.

[2]) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik CV (1872), 137 f.

gehenden QVE entſtanden, oder von einem berechnenden Leſer hinzugefügt worden. *Liberis onustus* reicht vollkommen hin, um den Reichthum des Germanicus an Kindern, die geprieſene Fruchtbarkeit ſeiner Gattin zu bezeichnen. Fanden ſich auch nur vier Knaben auf dem Triumphwagen, ſo war der Ausdruck doch durchaus berechtigt. Aehnlich hat Tacitus *pharetrae onustae telis* (Ann. XII, 13); die Zahl war durchaus unnöthig.

Wie aber verhält es ſich mit der Niederkunft der Agrippina im *vicus Ambitarvius in Treveris supra confluentes?* Der ältere Plinius, der mehrere Jahre als Reiteroſficier in Germanien geſtanden hatte, berief ſich auf *arae*, die man dort in jenem *vicus* zeige[1]; er bezog dieſe aber irrig auf die Geburt des Gaius, des ſpätern Kaiſers, da dieſer nach den *acta*, wie nachher Nero, in Antium geboren war, ehe Germanicus nach Gallien ging. Plinius hielt ſich an die Sage, dieſer ſei im Lager geboren, wie es ſchon die Verſe vorausſetzten, die gleich nach dem Regierungsantritte desſelben im Munde der Soldaten gingen:

In castris natus, patriis nutritus in armis
Iam designati principis omen erat,

und wie auch Tacitus (Ann. I, 41) annimmt, wenn er den Gaius *infans in castris genitus* nennt. Sueton bemerkt weiter, die Inſchrift beweiſe nichts für die Geburt des Gaius, *cum Agrippina bis in ea regione filias enixa sit et qualiscunque partus sine ullo sensus discrimine* **puerperium** *vocetur, quod antiqui etiam puellas* **pueras** *sicut et pueros* **puellos** *dictitarent.* Hier fragt ſich zunächſt, worauf *in ea regione* gehe. Unmittelbar vorher iſt erwähnt, daß Gaius ſchon geboren war, ehe Germanicus nach Gallien geſandt worden. Aber auf Gallien kann es ſich nicht beziehen, da Germanicus aus Gallien nach dem *oppidum Ubiorum* ging, von wo er ſeine Züge gegen die Germanen bis zu ſeiner Zurückberufung unternahm, ſondern nur auf das fremde Land, in welchem er ſich als Feldherr befand. Nun meinen aber Ritter und Bergk (S. 45, 5), *in ea regione* weiſe auf das vorangehende *in Treveris vico Ambitarvio supra confluentes* zurück, wonach denn trotz der Ueber-

[1]) Sonderbar iſt der Ausdruck *aras inscriptas ob Agrippinae puerperium*, als ob die letzten drei Worte die ganze Inſchrift gebildet, was doch rein unmöglich.

[2]) a. a. O. 4.

lieferung, daß Agrippina in Köln geboren ſei, die Mutter mit ihr und ihrer jüngern Schweſter im *vicus Ambitarvius* niedergekommen ſein müſſe. Dagegen hat ſich mit vollem Rechte Froitzheim erklärt. *In ea regione* ſteht weit entfernt von der Erwähnung jenes *vicus*, und wollte man auch meinen, in dem unmittelbar vorhergehenden: *Nec Plini opinionem inscriptio arae quidquam adiuverit*, deute *ara* auf den Ort hin, an welchem derſelbe geſtanden, ſo beſchränkt ſich doch *ea regio* nicht auf jenen *vicus* oder die *Treveri* (man müßte *in Treveris* oder *in vico Ambitarvio* erwarten), ſondern iſt ein allgemeiner Ausdruck zur Bezeichnung des transalpiniſchen Landes im Gegenſatz zu Italien, wo die meiſten Kinder des Germanicus geboren worden. Wie aber kann Sueton ſagen, daß zwei Mädchen in Germanien geboren ſeien, da Druſilla nach unſerer Annahme in Rom zur Welt kam? Freilich gedenkt er zweier Kinder, die in der erſten Kindheit geſtorben ſeien, aber dieſe waren Knaben, wenn wir der beſtimmten Angabe glauben müſſen, daß die Zahl der Kinder neun nicht überſchritten habe; denn wir kennen außer Nero, Druſus und Gaius noch einen ältern früh verſtorbenen Gaius [1]) und zwei andere Knaben, von denen einer Tiberius hieß. [2]) Hier bleibt nur ein Ausweg. Der Ausdruck *bis in ea regione filias enixa sit* fällt auf; es müßte *duas filias* oder *bis filiam* heißen. *Eniti* ſteht auch für ſich allein für gebären. So braucht Sueton ſelbſt Ner. 23: *Et enixae quaedam in spectaculis dicuntur.* Streichen wir einfach *filias*, was durch die folgende Bemerkung über *puerperium* hineingekommen ſein dürfte, ſo iſt alles klar. Die Inſchrift, ſagt Sueton, deutet auf

[1]) Daß die Stelle des Sueton: *Quod ante annum fere natus Germanico filius Tiburi fuerat, et ipse C. Caesar, de cuius amabili puericia praematuroque obitu supra diximus*, fehlerhaft ſei, ſah Bergk, aber ſein Verſuch (S. 43, 2), ein *mortuus* vor *fuerat* einzufügen, iſt um ſo weniger zu billigen, als des frühen Todes vorher gedacht war. Mit Recht bemerkt er, er müſſe ſechs oder ſieben Jahre alt geweſen ſein, da er *iam puerascens* ſtarb. Froitzheim (S. 343 Note) widerſprach, da er nicht bemerkte, daß es ſich hier von einer Altersbeſtimmung handelt und die *infantia* bis zum ſiebenten Jahre gerechnet wird. Statt *annum fere* iſt wohl *annos sex fere* zu leſen. Der Knabe war geſtorben vor der Geburt des neuen, der eben von dieſem Lieblinge aller auch den Namen erhielt.

[2]) Die Inſchriften, welche den Ort bezeichnen, wo die Leichen der drei letztgenannten verbrannt wurden, haben ſich erhalten. Vgl. Visconti, Musée Pie-Clementin VII, 182.

eine der beiden Niederkünfte in Germanien, entweder auf die mit der Agrippina oder auf die vorhergehende mit einem Knaben, da *puerperium* ſowohl von Knaben als von Mädchen gebraucht wird. Plinius ſprach freilich von mehrern *arae* [1]). Sueton aber meinte, nur einer dieſer *arae* könnte ſich auf die Geburt des Gaius bezogen haben. Darum ſagt er: *Nec Plini opinionem inscriptio arae quidquam adiuverit.* Er bemerkt aber weiter, zwei *arae* würden ſich auf die doppelte Niederkunft in Germanien beziehen; denn *puerperium* werde ja auch von der Niederkunft mit einem Mädchen gebraucht. Freilich würde er genauer geſprochen haben, wenn er geſagt hätte: *Cum Agrippina bis in ea regione enixa sit, filium et filiam,* aber er ſetzte eben ſeine Kenntniß voraus, daß eines der Kinder ein Mädchen, das andere ein Knabe geweſen ſei, und nahm darauf hin an, die beiden *arae* bezögen ſich auf dieſe. Wollte man *filias* beibehalten, ſo würde man einen Irrthum des Schriftſtellers annehmen müſſen, daß er auch die Geburt der Druſilla nach Germanien verlegt, was, wie wir geſehen, dem *continuo triennio* widerſpricht; denn hätte er außer den drei bekannten Töchtern noch eine vierte angenommen, ſo würde die Zahl der Kinder auf zehn ſteigen. Uebrigens folgt aus der Stelle des Sueton keineswegs, daß dieſer eine Niederkunft der Agrippina in dem *vicus Ambitarvius* angenommen; er ſagt nur, die *arae ob Agrippinae puerperium* bezögen ſich nicht auf den Gaius, deſſen Geburt vor der Sendung des Germanicus nach Germanien er nachweiſt, ſondern auf die eines Prinzen und einer Prinzeſſin in Germanien. Von jenen *arae* weiß er nicht mehr, als was Plinius darüber ſagt, der auf die ganz allgemeine Angabe ſich beſchränkt hatte. Bergk nimmt an, die Inſchriften deuteten auf die Geburt der zwei Prinzeſſinnen, von denen in den Worten des Sueton die Rede iſt, gerade im *vicus Ambitarvius;* Germanicus habe dieſe aus Pietät geſtiftet. Aber man ſollte denken, Plinius würde dies erwähnt haben, und wir hätten uns in dieſem Falle bedeutendere Denkmäler zu denken, als ſie nach der einfachen Bezeichnung geweſen zu ſein ſcheinen. Hübner [2]) vermuthet, etwa ein Legat des

[1]) Sonderbar leugnet dies Froitzheim gegen Bergk (S. 343), indem er ſich auf Suetons *inscriptio arae* beruft, als ob dadurch der vorhergehende Plural *aras* weggeſchafft werden könnte, der doch nicht auf reiner Laune beruhen kann.

[2]) Jahrbücher XLII, 48.

Germanicus habe eine *ara ob Agrippinae puerperium* geweiht, bemerkt aber weiter, auch wenn es dort mehrere ſolcher Dedicationen gegeben, ſo folge daraus nur, daß Truppen des Germanicus in dem vicus der Treverer eine Zeit lang geſtanden, welche aus Freude über die Niederkunft der Gattin ihres verehrten Führers ſolche geſetzt. Die Annahme, daß gerade bei dieſem *vicus*, auf einer dort gelegenen *villa*, Agrippina niedergekommen, gründet ſich einzig auf dieſe von Plinius erwähnten *arae*. Sueton wußte, obgleich er genaue Nachforſchungen angeſtellt, nicht, wo Agrippina während des Aufenthaltes des Germanicus in Germanien niedergekommen, nur war ihm bekannt, daß ſie dort zwei Kinder geboren; deshalb widerſprach er der Annahme nicht, daß Agrippina einmal in jenem vicus ihre Niederkunft gehalten. Heute ſteht nur feſt, daß Agrippina im Jahre 767 vor ihrer Niederkunft in das Land der Treverer ging und das Standquartier des Germanicus am Rhein, das *oppidum Ubiorum*, für den Geburtsort der jüngern Agrippina galt. Im *vicus Ambitarvius* konnten Weiheſteine für die glückliche Niederkunft der Agrippina von Truppen des Germanicus geſetzt werden, wenn dieſe auch nicht dort erfolgt war.

Froitzheim hält feſt an der Nachricht des Tacitus (Ann. XII, 27): *Agrippina, quo vim suam sociis quoque nationibus ostentaret, in oppidum Ubiorum, in quo genita erat, veteranos coloniamque deduci impetrat, cui nomen inditum ex vocabulo ipsius.* Die colonia hieß *Agrippinensis* (Tac. Hist. I, 56. IV, 25. 56. Suet. Vit. 10. Plin. N. H. IV, 31). Die Bürger bezeichneten ſich davon gern als *Agrippinenses*, mit Hintanſetzung ihres volksthümlichen Namens *Ubii* (Hist. IV, 28. 79. Germ. 28), und ſo nennt auch Tacitus einmal (Hist. IV, 20) ihre Stadt *colonia Agrippinensium*, nach dem herrſchenden Gebrauche, wie Trier *colonia Augusta Treverorum* heißt, wir *colonia Allobrogum*, *Morinorum*, *Sequanorum* u. ä. finden. Freilich iſt es bedenklich, daß Tacitus von dem ſonſt beobachteten Gebrauche abgewichen ſein ſoll, und ſo dürfte an der einen Stelle *Agrippinensium* ſtatt *Agrippinensis* einem Abſchreiber, nicht dem Schriftſteller ſeinen Urſprung verdanken. Daß Tacitus früher (Germ. 28) den Namen *Agrippinenses*, den ſie von der amtlichen Bezeichnung als *colonia Agrippinensis* ſich zueigneten, auf Agrippa als *conditor* zurückführte, da dieſer ihnen den neuen Wohnſitz am linken Rheinufer angewieſen, iſt ein einfaches

Verſehen, durch das Grimm und andere ſich nicht irreführen laſſen durften; konnte ja von *Agrippa* unmöglich *Agrippinensis* gebildet werden, nur *Agrippensis* (Plinius führt N. H. V, 43 *Agrippenses* in Bithynien an), und Agrippina war es, die es durchſetzte, daß die neue kaiſerliche Colonie neben dem Namen des Kaiſers (*Augusta Claudia*) auch den ihrigen, den der allmächtigen Kaiſerin, führte, wozu als Vorwand der Umſtand diente, daß ſie dort geboren war. Freilich würde der ehrſüchtigen Beherrſcherin des Claudius auch ſchon ein kurzer Aufenthalt daſelbſt in ihrer erſten Kindheit, verbunden mit der Erinnerung an den Großvater, der die Ubier hierher verſetzt, dazu hingereicht haben, aber wir haben eben keinen Grund zu zweifeln, daß diesmal die Gemahlin des Germanicus in Köln ſelbſt niedergekommen, da ihr daſelbſt nicht, wie zwei Jahre früher, Gefahr drohte, ſondern der römiſche Feldherr damals nach ſeinem glücklichen Einfall in das Land der Marſer, wo er einen verlorenen Kriegsadler wiedergewonnen, einem neuen Feldzug im nächſten Frühjahr entgegenſah. Weshalb hätte er jetzt ſeine Gattin, die ſich im vorigen Jahre ſo mannhaft gezeigt hatte, in die Ferne ſchicken, warum hätte ſie ſich von ihm und ihren beiden Kindern trennen ſollen, da ſie ihren Gaius, den Liebling der Truppen, nicht aus dem Lager mit ſich nehmen konnte? Bergk meint (S. 45, 7) freilich, Germanicus ſei im Spätjahr 769 (16) nach Rom gegangen; wäre dies wirklich der Fall, ſo könnte er doch zur Zeit der Geburt ſeiner Tochter Agrippina noch bei ſeiner Gattin geweſen ſein, aber aus des Tacitus Bericht (Ann. II, 41): *Fine anni arcus propter aedem Saturni ob recepta signa cum Varo amissa ductu Germanici*, geht nicht hervor, daß Germanicus der Feier perſönlich beiwohnte, ja dieſe Annahme wird entſchieden dadurch widerlegt, daß die Verhandlungen zwiſchen Germanicus und Tiberius wegen der Fortſetzung des Krieges brieflich geführt wurden und Tiberius nur die Rückkehr zum Triumphe, der im Mai ſtattfinden ſollte, verlangte (Ann. II, 26). Germanicus wohnte in einem Hauſe der Stadt, wie Bergk richtig bemerkt (S. 47), aber ohne dieſe Anſicht zu begründen. Nach Tacitus (Ann. I, 40) wird in der Nacht das Haus des Germanicus von den Soldaten erſtürmt, erſt am Morgen betritt dieſer das Lager. Demnach war Agrippina nicht im Lager, ſondern wirklich, wie es Ann. XII, 27 heißt, im *oppidum Ubiorum*, der ſpätern *colonia Agrippinensis*, geboren.

Da Froitzheim ihre Geburt in das Jahr 767 (14) ſetzt, ſo macht ihm der Bericht des Tacitus Schwierigkeit, nach welchem damals Agrippina vor ihrer Niederkunft nach den Treverern geſandt wurde. Deshalb muß er annehmen, Germanicus habe nach Beſchwichtigung des Aufſtandes ſeinen Entſchluß aufgegeben, „die ohnehin widerſtrebende Gattin ſo weit fortzuſchicken“; nur aus dem Getümmel des Lagers habe er ſie entfernt, was doch gar nicht nöthig war, da ſie im *oppidum* wohnte. Eine ſolche Annahme mußte freilich jedem auffallen, der den weitern Bericht des Tacitus aufmerkſam lieſt, und ſo hat Bergk mit vollſtem Recht bemerkt, daß ſie in Widerſpruch mit den Worten des Geſchichtſchreibers ſteht: *Reditum Agrippinae excusavit ob imminentem partum et hiemem*[1]), wie ich ſelbſt ſchon a. a. O. dieſes auffallende Verſehen hervorgehoben hatte. Nach der Erwiderung des Germanicus, der die Rückkunft des kleinen Gaius zugeſteht, die ſeiner Gemahlin ablehnt und ſein Vertrauen auf das Wort der Soldaten ausſpricht, wäre es eine arge Schwäche geweſen, auch die Gattin zurückkommen zu laſſen; am wenigſten würde ſich Agrippina dazu verſtanden haben. Jedenfalls konnte Tacitus, hätte er ſich dieſes gedacht, es nicht übergehen. Aber Froitzheim muß dies wider alle Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, um die Geburt der Agrippina im Jahre 767 (14) möglich zu machen, während Bergk das *oppidum Ubiorum* als ihren Geburtsort ganz aufgibt. Jetzt geſteht Froitzheim ſelbſt ein, ſeine Annahme ſei nur ein Nothbehelf geweſen, und ſo ſinnt er auf ein anderes Mittel, eine „gewaltſame Operation“, die er ſeit Jahren verſchoben habe, aber im Intereſſe der Wahrheit endlich doch wohl unternehmen müſſe: und nach dieſem pathetiſchen Anlauf greift er zu einem Mittel, das Adolf Stahr ſchon zwölf Jahre vorher in ſeiner Schrift „Römiſche Kaiſerfrauen“ S. 212 f. angewandt hatte, ohne es pomphaft anzukündigen und, wie ſein Nachfolger, zu mißbrauchen. Gehen wir in aller Kürze auf die Sache ein. Die Darſtellung iſt bei Tacitus gerade im Hauptpunkte ſehr unklar, da er ſeine Kunſt auf den traurigen Auszug Agrippinas und die Rede des Germanicus

[1]) Weil die Niederkunft nahe war und die Jahreszeit ungünſtig, könne ſie die lange Rückreiſe nicht unternehmen. Froitzheim überſieht dies, wenn er (S. 344) meint, dies widerſpreche der Begründung der Freunde und der eigenen Angabe des Germanicus (Ann. II, 40. 41), weshalb er Gattin und Sohn fortgeſchickt.

an die Soldaten verwendet. Nachdem er den Abſchied der Agrippina *(profuga ducis uxor, parvulum sinu filium gerens)* unter Begleitung der Gattinnen der Freunde und das Seufzen und Klagen, das auch die in den Zelten weilenden Soldaten vernommen, eindringlich beſchrieben, werden letztere von Scham und Mitleid ergriffen, da ſie des Vaters Agrippa, des Großvaters Auguſtus, des Schwagers Druſus, der Fruchtbarkeit und Keuſchheit der Agrippa ſelbſt und ihres Lieblings Gaius gedenken; dazu kommt der Neid auf die Treverer, zu denen Agrippa zieht. *Orant, obsistunt, rediret, maneret, pars Agrippae occursantes, plurimi ad Germanicum regressi.* Die einen eilen der Agrippina nach, um ſich ihrer Weiterreiſe zu widerſetzen, die meiſten wenden ſich an den Germanicus zurück (demnach müſſen alle zuerſt der Agrippina nachgeeilt ſein) und bitten ihn, ſeine Gattin zurückkehren zu laſſen. Agrippina kann noch nicht ſehr weit entfernt geweſen ſein; wie ſie ſich bei dem Widerſtande der Soldaten verhalten, hören wir nicht, nur die lange Erwiderung des Germanicus wird uns mitgetheilt, worin er die Anweſenden auffordert, ſich von den Meuterern zu trennen und ſo ihre Reue und ihre Treue zu beweiſen, durch die ſie ihm Gattin und Sohn wiedergeben würden. Als ſie reumüthig bitten, die Gattin möge zurückgerufen werden, der Zögling der Legionen zurückkehren und nicht zu den Galliern als Geißel gehen, lehnt er die Rückkehr der Agrippina ab *ob imminentem partum et hiemem*, ſagt dagegen die des Sohnes zu. Denken wir uns, daß Agrippa noch nicht weit vom Lager war, wie konnte die nahe Niederkunft und der Winter einen Grund zur Weigerung abgeben, da ſie ja im *oppidum* der Ruhe pflegen mochte, bei ihrer ſofortigen Rückkehr der weiten Reiſe überhoben war, auch der Winter nicht weſentlich ſchlimmer bei den Ubiern als bei den Treverern war und er am Anfange ſeiner Rede nur die Furcht für ihr Leben als Grund der Wegſendung angegeben! Hätte Tacitus angenommen, Germanicus habe wirklich die Gattin zurückkehren laſſen, ſo mußte ſich dieſer auch ſofort durch die Reue und die Bitte der Soldaten dazu beſtimmen laſſen. Da aber einmal feſtſtand, daß Agrippina nicht zurückkehrte, ſo galt es, einen Grund der Ablehnung dem Germanicus in den Mund zu legen, der freilich nichts weniger als glücklich erfunden iſt. Tacitus wollte eben ſeinen Helden eine ergreifende Rede halten laſſen und den Auszug der Agrippina rührend ſchildern, ohne ſich bewußt zu wer-

den, daß die Sache dadurch ganz unwahrſcheinlich werde. Und wie durfte Germanicus den Auszug auf eine Weiſe veranſtalten, daß er von den Soldaten bemerkt wurde, da er davon keinen Erfolg ſich verſprechen konnte, und es ihm nur darum zu thun ſein mußte, daß er die Seinen in Sicherheit brachte; dazu bedurfte es eben der möglichſten Verheimlichung der Abreiſe. So wird es denn auch von Dio LVII, 5 berichtet, nach welchem die Soldaten die Fliehenden feſthielten und nur auf die Bitten des Germanicus die Gattin ziehen ließen, wogegen der Sohn zurückblieb. Damit ſtimmt auch Suetons Bericht Calig. 9: *Non prius destiterunt (milites tumultuantes) quam ablegari eum (Gaium) ob seditionis periculum et in proximam civitatem demandari animadvertissent. Tunc demum in poenitentiam versi, reprenso ac retento vehiculo invidiam, quae sibi fieret, deprecati sunt.* Wie wir uns dies auch im einzelnen vorſtellen wollen, daß bloß Gaius zurückkehrte, Agrippina ruhig ihre Reiſe fortſetzen konnte, liegt bei Dio, Tacitus und Sueton offen vor, ſo daß alſo Froitzheim auch mit ſeiner „Operation" nicht das erreicht, was er bedarf. Aber freilich geht dieſer über die Operation hinaus und bedient ſich wieder ſeiner frühern Escamotage. Wenn Dio ſagt: Καὶ τὴν μὲν Ἀγριππίναν ἐγκύμονα οὖσαν ἀφῆκαν αὐτῷ (Γερμανικῷ) δεηθέντι, τὸν δὲ δὴ Γάιον κατέσχον, ſo meint Froitzheim, ἀφῆκαν (gaben frei, nicht ließen ziehen, muß es wegen des beigefügten Dativ heißen) ſchließe die Rückkehr nicht aus. Freilich kann jeder, wenn er eine Reiſe unternimmt, auch davon zurückkehren, aber es wäre eine Thorheit geweſen, wenn Germanicus die ſchwangere Agrippina ins Land der Treverer hätte reiſen laſſen, um ſie dann zur Zeit der völligen Beruhigung des Aufſtandes trotz der vorgeſchrittenen Schwangerſchaft und der ſchlimmer gewordenen Jahreszeit zurückkehren zu laſſen. So widerſtreitet auch die Annahme, Agrippina ſei vor ihrer Niederkunft im Jahre 767 (14) aus dem Lande der Treverer in das *oppidum Ubiorum* zurückgekehrt, aller Wahrſcheinlichkeit, und wenn ihre gleichnamige Tochter dort geboren ſein ſoll, kann es nicht in dieſem Jahre geſchehen ſein. Gegen Bergks Annahme, im *vicus Ambitarvius* ſeien Agrippina und Druſilla geboren, ſpricht, wie wir ſahen, das dabei nicht beſtehende *continuo triennio*. Zur Widerlegung der Möglichkeit, daß ein bald geſtorbenes Kind und Druſilla im *vicus Ambitarvius*, zwiſchen beiden Agrippina im *oppidum Ubiorum* geboren ſei, führt

er (S. 45 f.) die Reiſe des Germanicus nach Rom Ende 769 (16) an, von der wir gezeigt, daß ſie auf irriger Annahme beruht; wirklich würde auch dagegen das *continuo triennio* ſprechen.

So erheben ſich gegen die Annahme der Geburt der Agrippina im Jahre 767 im *vicus Ambitarvius* zwei entſcheidende Gründe, das *continuo triennio* und die Angabe des Tacitus, wogegen der ſeit Eckhel allgemeinen Anſicht nur die von uns durch eine naheliegende Vermuthung entfernte Geburt zweier Töchter zwiſchen 767 und 770 entgegenſteht. Die Entſcheidung dürfte hiernach kaum zweifelhaft ſein. So konnte denn mit Recht Dr. V. Caſagrandi ſeine mehr glänzend als überzeugend geſchriebene Abhandlung „*Agrippina Minore La madre di Nerone Imperatore*“, die 1878 in der „*Rivista Europea — Rivista Internazionale*“ erſchien, mit der Widmung: „*Alla regina della città Renane Cöln* (*L'antica Colonia Agrippina*) *questo ricordo di una imperatrice Romana nata su quella terra Germanica l'autore offre e dedica*“ dem Kölner Stadtrathe überſenden. Freilich ahnte er nicht, daß unſere Landsleute ſchon ſeit 1863 den Geburtsort der Agrippina in den *vicus Ambitarvius* verlegt und ihr Geburtsjahr früher geſetzt hatten; er folgte (S. 17) ungeſtört der gangbaren Annahme, die neuerdings durch eine Arvaliſche Tafel näher beſtimmt worden war, und auch wohl in Zukunft ſich gegen alle Zweifel erhalten dürfte.

Römiſche Heerwege zwiſchen der Lahn und dem Main.

Von J. Schneider.

(Mit Karte.)

1. Am Rhein zu Braubach beginnt nahe beim Bahnhof ein Heerweg, welcher durch das dahinter gelegene tiefe Thal zuerſt in öſtlicher, dann durch ein Seitenthal in nordweſtlicher Richtung um die Höhe des Königsſtiels herum in den Oberlahnſteiner Wald führt. Auf dem Königsſtiel wurde römiſches Gemäuer gefunden, das man für ein kleines Caſtell hält. Im Walde wird die Straße von einer Grenzwehr durchſchnitten, und beim Oberlahnſteiner Forſthaus von einer zweiten, geht dann in nordöſtlicher Richtung durch den Wald, wo der Straßendamm nebſt Graben auf eine längere Strecke deutlich ſichtbar, während unten im Braunebachthale nur ein Hohlweg oder ein Graben neben dem Wege geblieben

iſt. An der Nordſeite des Waldes fanden wir römiſche Ziegelſtücke am Wege. Die Straße gelangt zu Bad-Ems, wo ein römiſches Caſtell ſtand, an die Lahn. Oberſtlieutenant Schmidt kannte die Wall- und Grabenreſte der Straße ebenfalls, und hielt ſie für den römiſchen Pfahlgraben; dieſer aber läuft über den nördlich des Braunebachthals vorbeiziehenden Gebirgskamm, während die Straße unten durch das Thal geht.

2. Von Oberlahnſtein ſteigt eine Seitenſtraße zu der vorigen die Höhe hinan, an der Heiliggeiſtkapelle vorbei, über den Feldberg und Rabenſtein, und mündet im Oberlahnſteiner Wald in die vorige. Zwiſchen dem Feldberg und Rabenſtein ſind bei dem Wegweiſer die Wall- und Grabenreſte der Straße noch ſichtbar, auch ging ſie hier, wo der jetzige Weg viele Krümmungen macht, ebenſo wie in der folgenden Strecke, in ganz gerader Richtung.

3. Vom Rhein bei Lorch geht ein Heerweg zuerſt durch das Wisperthal, ſteigt dann links die Höhe hinan, und führt über Ranſel nach Lautert, an deſſen Südſeite im Walde einige Grabhügel liegen. Von da wendet er ſich nordöſtlich am Hofe Schwall vorbei und über Marteroth nach dem nördlich vom grauen Stein gelegenen römiſchen Caſtell. Hier durchſchneidet er den Pfahlgraben und zieht nördlich über Brandroth und Katzenellenbogen, und von da unter dem Namen „Rennſtraße“ durch die Waldungen, öſtlich am Schloſſe Schaumburg vorbei, zum Theil als Hohlweg ins Thal hinab nach Diez. Von hier ſteigt er wiederum die Höhe hinan und kommt bei Oranienſtein an die Lahn. Die Straße war ſchon Schmidt unter dem Namen „Weinſtraße“ bekannt, und zwar von Lorch bis Diez; er erklärt ſie ganz richtig für die Fortſetzung der von Trier über den Hunsrück nach dem Rhein bei Heimbach führenden römiſchen Heerſtraße. Auch Oberſt von Cohauſen hat neuerlich dieſes Heerweges von Diez bis zu dem Römercaſtell als einer „alten Straße“ Erwähnung gethan, ſowie der an derſelben vorkommenden Alterthümer (ſ. Correſpondenzblatt des Geſammtvereins d. Alterthumsvereine 1879, Nr. 10).

4. Ein Heerweg kommt vom Rhein bei Eltville und führt nach Kiedrich, dann nördlich über das Rheingaugebirge bis weſtlich von Langenſchwalbach, wo die von dieſem Orte nach Kemel führende Chauſſee eine ſtarke Biegung nach Oſten macht; hier läuft er in die Chauſſee und mit derſelben nach Kemel, wo römiſche

Alterthümer gefunden wurden. Von da läuft die Straße weiter mit der Chauſſee bis in die Nähe von Holzhauſen a. d. Heide, wo ſie an beiden Seiten von Grabhügeln begleitet iſt und das obgenannte Caſtell liegt. Dann geht ſie weſtlich neben dem Pfahlgraben und mit dieſem gleichlaufend bis in die Nähe von Obertiefenbach, fällt hier wieder mit der Chauſſee zuſammen, durchſchneidet dann den Pfahlgraben bei Pohl, wo römiſche Alterthümer zum Vorſchein kamen, geht hierauf rechts an einigen im Walde gelegenen Grabhügeln vorbei und ſteigt bei Naſſau, wo römiſche Gräber gefunden wurden, ins Lahnthal hinab.

5. Eine Seitenſtraße zu der vorigen kommt vom Main bei Hochheim und geht über Erbenheim und Wiesbaden, dann über das Gebirge zuerſt unter dem Namen „Emſerſtraße“, und mündet nördlich von Bierſtadt in die vorige unter dem Namen „Hochſtraße“. Bei Clarenthal wurden viele Gräber an derſelben entdeckt.

6. Vom Rhein bei Caſtel führt eine römiſche Heerſtraße in gerader nordöſtlicher Richtung über Hofheim, wo römiſche Alterthümer gefunden wurden, nach Hedbernheim, wo ein römiſches Caſtell nebſt Anſiedlung lag. Sie führt den Namen „alte“, „hohe“, „Stein-“, „Eliſabethen-“ und „Weinſtraße“, iſt in der ganzen Strecke in Stein gebaut, und ſowohl von Schmidt beſchrieben, als auch in der Waltherſchen und Kiepertſchen Karte richtig gezeichnet.

7. Eine Seitenſtraße zu der vorigen kommt vom Rhein bei Rüdesheim und geht über Johannisberg nach Kiedrich, von wo ſie mit großer Geſchicklichkeit um den Rauenthaler Berg bis Neuhof gelegt iſt, geht dann über Frauenſtein, wo römiſche Alterthümer gefunden wurden, hierauf an mehrern germaniſchen Gräbern vorbei nach Dotzheim, wo ebenfalls römiſche Alterthümer zum Vorſchein kamen; auch waren hier vor mehrern Jahren noch Wall und Graben der Straße, die man irrthümlich für eine Grenzwehr hielt, vorhanden. Sie führt dann über Wiesbaden nach Hofheim, wo ſie in die vorige einmündet, und iſt in der letztern Strecke bei Bierſtadt und Igſtadt von römiſchen Alterthümern begleitet. In der Waltherſchen ärchäologiſchen Karte iſt die Straße im Ganzen richtig gezeichnet.

8. Vom Main bei Höchſt kommt ein Heerweg über Unter- und Oberliederbach, an welchen beiden Orten römiſche Alterthümer

gefunden wurden, und geht an Münster und Kelkheim vorbei nach Fischbach; hier wendet er sich links und ist mit großer Geschicklichkeit durch das stark coupirte Terrain bis Ehlhalten hinabgeführt, von wo er am linken Thalrande des Dattelbaches und dann durch den Wald über die Höhe nach dem römischen Castell bei Hefftrich geht, wo er den Pfahlgraben durchschneidet. Dann führt er am rechten Thalrande des Schlabaches nach Esch, und hierauf dem Emsbach entlang bis Camberg, wo römische Alterthümer zum Vorschein kamen. Von Camberg wendet sich der Heerweg links und vereinigt sich westlich von Erbach mit einem andern, der unter dem Namen „Hochstraß" von Süden heraufkommt; dann geht er in gerader Richtung über die Hochfläche unter dem Namen „hohe Straße", und ins Thal bei Niederbrechen, wo römische Alterthümer gefunden wurden. Von hier zieht die Straße auf dem untern Theile des linken Thalabhanges der Ems bis zur Berger Kirche, wo sie die Höhe hinansteigt, und dann in nordwestlicher Richtung weiter führt, bis sie sich bei Limburg mit dem östlichen Arme der römischen Rheinstraße vereinigt. Zwischen Limburg und der Berger Kirche geht sie zwar im Ganzen mit der Chaussee, weicht jedoch an mehrern Stellen davon ab, und hält sich, namentlich wo jene durch die Niederung geht, stets auf der Höhe, ist jedoch nur mehr bruchstücklich als alter Weg sichtbar. Bei der Berger Kirche lag wahrscheinlich eine Warte, und unten im Thale, wo altes Gemäuer gefunden wurde, soll in alten Zeiten ein Ort gestanden haben. Der Uebergang über den Bach fand an der alten Brücke, die etwa 50 Schritt oberhalb der jetzigen lag, statt. Zwischen Niederbrechen und Camberg bildet die Straße einen bald breiten, bald durch den Ackerbau geschmälerten alten Heerweg; Reste von Steinmaterial sind nirgends aufgefunden worden, indem das alte Steinpflaster, welches die Straße nördlich von Fischbach zeigt, einer spätern Zeit angehört, wo sie als Straße der dritten Periode erneuert worden ist.

9. Vom Main bei Frankfurt führt eine Heerstraße über Heddernheim, westlich an Homburg vorbei, bis zu dem Castell Saalburg, wo sie den Pfahlgraben durchschneidet, und geht dann an einem Warthügel, dem „Drusenkippel", vorbei zuerst westlich von der Chaussee und hierauf mit derselben nach der Lahn bei Weilburg. Von Heddernheim bis jenseits der Saalburg sind die

Reſte der in Stein gebauten Straße an mehrern Stellen aufgefunden worden; dieſelbe iſt von Frankfurt bis zur Saalburg ſowohl in der Kiepertſchen wie Waltherſchen Karte gezeichnet.

Es wird von Intereſſe ſein, die vorbeſchriebenen mittelrheiniſchen Heerwege mit denen am Niederrhein nach Richtung, Lage und Conſtruction kurz zu vergleichen.

In ihren Richtungen ſtimmen die Heerwege des Mittelrheins mit den niederrheiniſchen vollkommen überein: ſie beginnen, wie jene, am Rhein (oder Main) und führen nach dem Innern von Deutſchland; auch haben ſie gleich jenen ihre Fortſetzungen auf dem linken Ufer, und zerfallen ebenfalls in Haupt-, Neben- und Verbindungsſtraßen. In ihrer Lage aber weichen ſie inſofern einigermaßen ab, als die Heerwege am Niederrhein (und in Weſtfalen) niemals auch nur in der kleinſten Strecke durch ein enges Thal ziehen, während am Mittelrhein mehrere Male der Fall eintritt, daß eine Straße auf kurze Strecken in einem engen Thale läuft, wo wir dann auf der Höhe gewöhnlich eine größere Warte angelegt finden, wie dies auch auf der linken Rheinſeite beobachtet wird. In der Conſtruction endlich weichen ebenfalls die mittelrheiniſchen Straßen in der Art zuweilen ab, daß bei ihnen hier und da, und zwar auf kleinern Strecken, die Anwendung von Steinmaterial vorkommt, während am Niederrhein alle Heerwege ohne Ausnahme nur aus Erde und Holzwerk conſtruirt ſind. Es iſt uns freilich wohlbekannt, daß es noch immer Alterthumsforſcher gibt, die ſich nur Römerſtraßen mit Steinmaterial vorſtellen können, und denen alle jene aus Holz und Erdwerk conſtruirten Heerwege außerhalb ihres Forſchungsbereiches liegen; wir geben dieſen Forſchern anheim, ſich mit der Thatſache zurechtzufinden, daß zwiſchen der Wied- und der Mainmündung ſich nicht weniger als acht römiſche Caſtelle — Niederbiber, Bad-Ems, Marienfels, Holzhauſen, Zugmantel, Hefftrich, Wiesbaden, Caſtel — befinden, und unter dieſen acht Caſtellen nur zwei nahe bei einander gelegene (Wiesbaden und Caſtel) durch eine Steinſtraße mit einander verbunden ſind, während bei allen übrigen auch nicht die mindeſte Spur von einer mit Steinmaterial verſehenen römiſchen Heerſtraße vorhanden iſt.

J. L. Benzler und F. L. Stolberg.

Mittheilungen aus ungedruckten Briefen.

Von **Bernhard Seuffert.**

Nachdem in den letzten Jahren wiederholt umfassende Bücher über Fritz Leopold Stolberg der Oeffentlichkeit übergeben und aus seinem Briefverkehr reichliche Mittheilungen mit nicht sparsamer Hand gemacht worden sind, ist es nachgerade ebenso wenig erfreulich, diese Literatur vermehrt zu sehen, als verlockend, sie zu vergrößern. Auch in mir hätte sich keinerlei Versuchung dazu geregt, wenn die mir vorliegenden ungedruckten Briefe Stolbergs ausschließlich von persönlichen Beziehungen oder von allgemeinen Dingen handelten. Aber nachdem dieser Inhalt ausgeschieden war, blieb ein Rest, dessen Herausgabe mir nicht ganz werthlos zu sein schien.

Die Briefe, im Besitze der Klosterschule Roßleben befindlich und von deren Erbadministration und Directorium in liberalster Weise mir auf mein Ersuchen zur Ausbeute überlassen, sind an den gräfl. Stolbergischen Bibliothekar Johann Lorenz Benzler in Wernigerode gerichtet, einen Mann von weit ausgedehnten Beziehungen, der mit Gleim und Dohm innig befreundet war, mit den Philanthropen in naher Verbindung stand, auch mit Klopstock, Voß, Wieland, Ramler, der Karschin und andern Dichtern[1]) persönlich oder schriftlich verkehrte. Die Bekanntschaften knüpften sich zum Theile dadurch, daß Benzler als „Collecteur" den Schriftstellern bei Verbreitung ihrer Werke behülflich war, z. B. für Wielands Merkur Abonnenten sammelte, zum Theil durch die Uebersetzungen, besonders aus dem Englischen, welche Benzler lieferte, sowie durch seine sonstige schriftstellerische und redactionelle Thätigkeit kleinen Stiles.

Dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg war Benzler wohl 1798 persönlich bekannt geworden, als jener bei seinem Verwandten Christian Friedrich, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, dem spätern Schwiegervater von Fr. L. Stolbergs Tochter Mariagnes, verweilte. Bestimmt nachweisbar ist die Bekanntschaft allerdings erst im Mai 1802[2]), in welchem Jahre auch der briefliche Verkehr beginnt, nachdem Fr. L. Stolberg auch 1800

[1]) Ich habe eine Herausgabe des Benzlerschen Nachlasses vorbereitet.

[2]) Hennes, Stolberg in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens S. 156.

und 1801 Wernigerode beſucht hatte. Die bibliothekariſchen Kenntniſſe des dienſtfertigen Beamten mochten dem Schriftſteller willkommen ſein, gewiß aber beſaß Benzlers perſönlicher Charakter die größte Anziehungskraft. Und hiervon muß geſprochen werden, da Benzler ſo gut wie völlig unbekannt iſt.

Einen weichen, empfindungsſeligen Mann haben wir vor Augen, ein ſtark ausgeprägtes Abbild der Halberſtädter Freundſchaftsſchwärmerei, ein wahres Urbild der Siegwarte. Den „ſanften Benzler“ nennt ihn Gleim gerne oder ſeinen lieben Lebbäus, indem er den Namen der thränenreichſten Figur aus Klopſtocks Meſſias wählte. Die Briefe geben eine Fülle von Aeußerungen zur Bekräftigung dieſer Charakteriſtik an die Hand; doch werden einige Thatſachen am beredteſten dafür ſprechen. An Benzler ſchickt Gleim die erſte „Yorickdoſe“ (am 30. Auguſt 1769), obwohl er eigentlich einen Gebrauch wie Yorick nicht davon machen könne; denn „Lorenzo hat keinen ſanftern und gelaſſ'neren Geiſt“! Den religiöſen Schwärmern neigt ſich Benzler zu; er verehrt Lavater und vertheidigt eifrig alles, was von ihm ausgeht, wogegen er von Lavater der vollkommenſte der Adamskinder geheißen wird [1]). Außer der Berührung Benzlers mit Jung-Stilling, Claudius, dem Theologen Kleuker iſt am meiſten kennzeichnend für ſeinen überreizten Pietismus der Briefwechſel mit dem Theoſophen Oberreit, deſſen unglaublich überſpannte Briefe Benzlers Seelenleben für den trübſten Myſticismus zu gewinnen ſuchen [2]). Wenn Oberreit, der „Bruder Nichts“, an den „In Melchiſedek-Immanuel-Adonai innigſt geliebten Freund“ Benzler, den „Bruder Tief“, ſchreibt und ihn „Sub Silentio Sionis In Mysterio Omnipotentis“ zur

---

[1]) Briefe deutſcher Gelehrter, herausg. von Körte Bd. III, S. 558.

[2]) Es ſind 19 zum Theil ſehr umfangreiche Schreiben Oberreits an Benzler erhalten aus den Jahren 1780, 1781, 1782, 1791, die für die Verirrungen der Theoſophie von höchſtem Intereſſe ſind. Ich kann mir nicht verſagen, wenigſtens zwei Proben beizufügen: Oberreit, als 'Führer, Grundſezer u. Confirmator zu theoſophiſch magiſchem Lichte', verordnet, daß beim Einſegnungsmahle des Violen-Creuz-Ordens ſtatt Weines Milch genoſſen werden ſolle, in welche Aquavit oder Roſſolis mit ein wenig Violenſyrup verſüßt (auf je eine Taſſe Milch ein Spitzgläschen) gegoſſen ſei. — Oberreit theilt die magiſche Kraft ſeiner Sackuhr dem Petſchaft mit, womit er den Brief an Benzler ſiegelt; Benzler ſoll ſie von da durch ſeine Sackuhr wieder abnehmen und könne dann 'die Kraft der Uhr am Ohr in das Herz' erfahren.

gemeinſamen Stiftung eines „einfältig kindlichen theoſophiſch-magiſchen Violencreuz Ordens“ auffordern kann, der „die theoſophiſche Mantic und Magie“ wieder ſimplificiren ſolle, ſo iſt dieſer Vorſchlag gleich charakteriſtiſch für den Empfänger der Briefe wie für den Abſender; überhaupt, hätte Benzler ſolchen Anſchauungen ferne geſtanden, ſo würde er dieſe Verbindung nicht Jahre hindurch gepflegt haben.

Dieſe Richtung ſeiner Gefühle führte jedoch Benzler dem Katholicismus nicht nahe, obwohl ſeine dritte Frau katholiſch war. In der Beurtheilung von Stolbergs Uebertritt ſchlägt er zwar durchaus nicht den ſcharfen Ton Gleims an. Immerhin billigt auch er denſelben keineswegs, nur will er ſeiner milden Natur gemäß nicht verdammen. Er ſchreibt aus Wernigerode am 30. Auguſt 1800 darüber an Gleim [1]: „Daß unſer Fr. L. Stolberg, ſammt ſeiner Frau, in Münſter zur katholiſchen Kirche übergegangen, iſt leider nur zu wahr! Ich weiß es aus dem Munde unſrer reg. Frau Gräfinn; es ſei ein Nagel in ihren Sarg! ſagte ſie; die ſchwärmende Fürſtinn Gallizin und ſeine verſchrobene Frau hätten ihn bethört. Die ganze hieſige Gräfl. Familie iſt, bei der Entdeckung, die er hier ſelbſt von der Sache gemacht hat, in Aufruhr geweſen, beſonders weil er darauf beſtanden, daß auch Mariagnes, die aber ganz andre Geſinnungen über den Punkt hat, katholiſch werden ſollte. Erſt nach ziemlich langem und bitterm Streit darüber, hat er ſichs endlich gefallen laſſen, ſie ganz an ihre künftigen Schwiegerältern abzutreten, und ſich ſo gewiſſermaßen von ihr losgeſagt. — Seine andern Kinder wiſſen noch nichts davon, ſcheinen aber, der älteſte Sohn wenigſtens, keine Neigung zum Katholicismus zu haben; und der finſtre Pfaffe, den er ihnen zum Hofmeiſter gegeben hat, und den ſie nicht ausſtehen können, wird ſie ihnen wohl nicht beibringen. — Ich hätte Ihnen dies Alles ſchon bei meiner letzten Anweſenheit erzählt, wenn die Fr. Gräfinn mir nicht ausdrücklich geboten hätte, keinem Menſchen davon zu ſagen, weil Fr. Leopold äußerſt daran gelegen ſei, die Sache ſo lange geheim zu halten, bis er ſie ſelbſt erklärt und ſeinen Abſchied in Eutin genommen hätte .... Was ſollen wir nun dazu ſagen, beſter Gleim! Gewiß geht es Ihnen wie mir: wie ſo viel Licht und ſo viel Finſterniß, ſo viel Vernunft und Unvernunft, ſo

[1] Ungedruckt, im Beſitze der Gleimſchen Familienſtiftung in Halberſtadt.

viel Geſchmack und Ungeſchmack ꝛc. ꝛc. ſich in Einem Kopfe zuſammen vertragen, werden Sie ſo wenig, wie ich, begreifen. — Indeß wollen wir ihn nicht richten. Gewiß hat er nicht aus unedlen Abſichten einen ſolchen Schritt gethan; und nur die ſtärkſte innere Ueberzeugung konnt' ihn vermögen, ſeiner vermeinten Pflicht ſolche Opfer an Vermögen, an Ehre, an Ruhe, an Freundſchaft und Liebe zu bringen! Alſo bedauren wollen wir den trefflichen, edlen Mann, und Gott bitten, daß er ſeinen verfinſterten Verſtand wieder erleuchte! — — Schade, daß er ſchon fort war, als ichs erfuhr, ſonſt hätt' ich ihn gewiß gebeten, mir das Räthſel dieſer zwiefachen Apoſtaſie von Vernunft und Chriſtenthum (denn Katholicismus ſchändet dieſen Namen) zu erklären. Mündlich mehr." Mit dieſer verſöhnlichen Auffaſſung war Gleim gar nicht einverſtanden, wie man aus ſeinen Briefen an Benzler erſieht; ich hebe nur ein paar Sätze aus einem Briefe vom 1. September 1800 aus; es heißt da: „Sie ſind ein allzu guter Mann, lieber Benzler! So gut muß man nicht ſeyn! Sie können den Renegaten entſchuldigen, können einen guten Zweck ihm zutraun, läßt ein guter ſich denken? ... Wir wollen ihn nicht richten, ſagen Sie! wir müſſen ihn richten, ſag' — ich!" — Endlich ſei noch auf Benzlers Briefwechſel mit J. M. von Sailer hingewieſen, der allerdings zunächſt bibliothekariſche Zwecke verfolgt, aber auch große perſönliche Zuneigung verräth [1]). Beachtenswerth ſind beſonders die Worte, die Sailer in das Stammbuch des kränklichen Freundes geſchrieben hat; auf dem Blatte ſteht: „An H. Benzler. XI May 1802. W[ernigerode]. Die Huld, die allmächtig iſt, ſtärke an

[1]) Es iſt bekannt, daß Sailer wiederholt auf dem Stolbergiſchen Schloſſe zu Wernigerode verweilte, wo er Benzler kennen lernte. Es liegen mir außer 4 Blättern, auf denen Sätze religiöſen Inhalts ſtehen, 3 Briefe Sailers vor; einer aus Halberſtadt vom 12. Oktober 1804: Sailer erbittet aus der Bibliothek Ph. Matth. Hahns Fingerzeug zum Verſtand des Königreichs Gottes und Chriſti, Winterthur 1774, deſſen Sammlung von Betrachtungen über die Sonn-, Feſt- und Feiertäglichen Evangelien, Frankfurt u. Leipzig (Sailer ſagt nur: Hahns Erklärungen der Evangelien) und deſſen Theologiſche (Sailer: Vermiſchte) Schriften, Winterthur 1779/80. Der zweite aus L[andshut] vom 30. Juni 1805 entſchuldigt das Verſehen, daß Benzler kein Exemplar von Sailers 1805 zu München erſchienenen 'Grundlehren der Religion oder Religionsvorleſungen' erhalten habe. Der dritte ebendaher vom 24. Mai 1807 ſucht Benzler über den Tod ſeiner Frau mit religiöſem Zuſpruche zu tröſten.

Ihnen Die Hülle des Geiſtes, denn den Bewohner der Hülle hat ſie ſchon geſtärkt. Zum freundlichen Andenken J. M. S."

Doch nun liegt Benzlers Weſen offen genug vor uns, um ſeine nahe Stellung zu F. L. Stolberg zu begreifen.

Die Zahl der Briefe Stolbergs an Benzler iſt im Verhältniß zu den Jahren der Dauer der Verbindung nicht groß; der erſte der elf erhaltenen, eine Antwort auf einen Brief Benzlers, trägt das Datum Münſter 15. Dezember 1802, der letzte iſt am 24. November 1815 in Brinke bei Bielefeld in der Grafſchaft Ravensberg geſchrieben. Daß in den Jahren 1802 bis 1806 und 1809 bis 1814 der Briefwechſel unterbrochen war, iſt weniger wahrſcheinlich, als daß die Briefe aus der Zwiſchenzeit verloren ſind. Am lebhafteſten iſt der Verkehr 1807.

Ein Theil der Briefe iſt nur familiären Inhalts. In warmen Worten bedauert Stolberg das Leiden und den Tod der Frau Wilhelmine Benzler, nimmt an der Entwicklung der Kinder ſeines Freundes Antheil, beherbergt deſſen Sohn Ferdinand gaſtlich in ſeinem Hauſe ꝛc. [1]). Oder er ſchreibt über Ereigniſſe in der eigenen Familie und Freundſchaft [2]). Am intereſſanteſten ſind vielleicht folgende von politiſcher Begeiſterung durchhauchte Stellen aus den Briefen vom 2. April 1814 aus Tatenhauſen bei Bielefeld und vom 24. November 1815 aus Brinke; es heißt da unter anderm:

(Brief Nr. 10) . . . „Wie vieles iſt geſchehen, theuerſter Freund, ſeit wir uns das lezte mal ſahen! Wer hätte die Geburt damals hoffen dürfen, die aus dieſen Wehen hervorging! Die ſichtbare Hand Gottes offenbart ſich darin ſo herrlich, daß — wie in allem wo Er waltet — die Sache aus dem Innern des Gemüts, aus einem Princip des Lebens hervorgehet, und darum dürfen, müſſen wir freudig hoffen, daß, troz aller menſchlichen Salbadereyen, welche nicht fehlen werden, auch ſchon manchmal am großen Werke geſuſchert haben, es doch Beſtand haben u. je herrlicher u. herrlicher ſich entwikkeln werde.

---

[1]) Beſonders in den Briefen: Auf dem Lande bei Münſter 15. Juni 1806. Münſter 4. Januar 1807 (dieſer Brief muß jedoch einige Tage ſpäter angeſetzt werden, da er einen Brief Benzlers vom 4. Januar beantwortet). Münſter 2. März 1808. Münſter 24. November 1809.

[2]) Z. B. im Briefe aus Münſter 20. Mai 1807.

Ich habe drey Söhne [1]) in dieſem Kriege, und zween Eidamme [2]). Mein vierter Sohn [3]) iſt in hieſigen Landſturm, u. wird, wofern nicht vorher der Krieg aufhört, in weniger als vier Monaten nach Frankreich unter Ferdinands Jäger [4]) gehen." . . .

(Brief Nr. 11) . . . „Wie vieles haben wir erlebt, theurer Freund, ſeit ich vor viertehalb Jahren Sie zum leztenmal ſah! Viel Großes und Herrliches. Der Arm Gottes hat ſich ſichtbar offenbart. — Daß ich in dieſem Jahr, binnen weniger als drey Monaten, zween Hofnungsvolle Söhne beweinte [5]), das haben Sie gewiß mit herzlichem Antheil vernommen. Aber, Gott ſey gedankt! beyde waren ſo geſinnet, daß die Mutter und ich ihnen mit Wehmut, aber doch mit größter Wonne nachſchaun. — Die liebenswürdige Braut [6]) meines in der Schlacht vom 16t Juny gebliebenen Chriſtian, werden Sie in dieſen Tagen in Wernigerode geſehen haben."

Ferner enthalten die Briefe vereinzelte Urtheile über literariſche Erſcheinungen. Daß Stolberg von Chateaubriands Génie du Christianisme begeiſtert war, iſt aus Janſſens Mittheilungen [7]) ſchon bekannt; auch Benzler gegenüber preiſt Stolberg dieſes Buch in ſeinem erſten Schreiben [8]). Im Briefe vom 11. Juli 1807 findet ſich folgender Satz über Goethe: „Die römiſchen Elegien von Göthe habe ich nicht geleſen. Von ſeinen neuern Gedichten nichts als die Dorothea, in welcher verſchiedne Stellen mir viele Freude machen, u. das Ganze mir noch beſſer als Voſſens Luiſe gefällt." Im darauf folgenden vom 4. November des gleichen Jahres fragt Stolberg: „Haben Sie Jakobis akademiſche Rede [9]) geleſen? Sie enthält viel wahres, aber auch viel falſches, — dünket mich —, u. wie blähet ſich der wiſſenſchaftliche Dünkel!"

---

[1]) Ernſt, Chriſtian und Andreas.

[2]) Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode und Graf Xaver von Schmiſing-Kerſſenbrock.

[3]) Cajus.

[4]) Graf Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode war Bataillonschef in der Ravensbergiſchen Landwehr.

[5]) Franz ſtarb am 29. März 1815; Chriſtian fiel bei St. Amand am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Ligny.

[6]) Gräfin Philippine von Brabeck.

[7]) Friedr. Leop. Graf zu Stolberg ſeit ſeiner Rückkehr zur katholiſchen Kirche S. 56.

[8]) 1802, in welchem Jahre Le Génie du Chr. erſchienen war.

[9]) Fr. H. Jacobi, Ueber gelehrte Geſellſchaften, München 1807.

Unſtreitig am werthvollſten ſind diejenigen Briefſtellen, in welchen ſich Stolberg über ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit äußert. Gleich im erſten Brief (Münſter 15. Dezember 1802) heißt es: „Sie haben mir, theurer Freund, mit Ihrem gütigen, freundſchaftl. Briefe eine wahre Freude gemacht, für welche ich Ihnen den herzlichſten Dank ſage. Daß Sie mit meinem Aeſchylos [1]) ſo zufrieden ſind iſt mir ſehr angenehm. Ich machte dieſe Ueberſetzung vor 19 Jahren, u. ließ ſie bis vor 3 Jahren im Pulte liegen. Da legte ich die lezte Hand dran. Ich habe es zwar nicht aufgegeben die 3 übrigen Tragödien auch zu überſetzen, u. Ihr Zuruf ermuntert dazu, aber ich kann doch auch nichts beſtimmtes darüber beſchließen. Nötig wären die fehlenden Anmerkungen, ohne welche kein, mit den Alten nicht ſehr vertrauter Leſer, dieſen großen Dichter nur halb verſteht. Die Mühe dieſer Arbeit, u. mancherley andre Geſchäfte, hielten mich bisher davon ab. Ich habe auch eigentl. nur Klopſtokken, der es wünſchte, zu Gefallen, izt dieſe Schauſpiele herausgegeben. Vielleicht mache ich mich, ſo Gott will, künftigen Winter an die Vollendung [2]). Bald werde ich Ihnen meinen Auguſtinus [3]), deſſen Druck auf unverantwortl. Weiſe, vom Drucker in Dortmund von Oſtern 1801 bis izt verzögert worden, ſenden können." Nach dieſem Briefe tritt, wie geſagt, eine Pauſe von vier Jahren in den erhaltenen Papieren ein.

Am 31. Dezember 1806 ſchickt Stolberg von Münſter aus für Benzler und zur Vertheilung an die Stolberg-Wernigerodiſche Familie zehn Exemplare ſeiner Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti [4]) und bittet Benzler um Beurtheilung der Arbeit. Dieſem Wunſche kam Benzler nach, wie Stolbergs Brief vom 20. Mai 1807 erkennen läßt: . . . . „Es iſt mir eine wahre und große Freude, daß meine Schrift Ihnen lieb iſt; um deſto mehr, da ich keine je ſo con amore geſchrieben habe, wiewohl ſie mir weit mehr Mühe

[1]) Vier Tragödien des Aeſchylos überſetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Hamburg 1802.

[2]) Weder wurden die drei übrigen Tragödien (Agamemnon, die Schutzflehenden und die Grabesſpenderinnen) überſetzt, noch Anmerkungen den erſten beigegeben.

[3]) Zwo Schriften des h. Auguſtinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholiſchen Kirche mit Beilagen und Anmerkungen von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Münſter und Leipzig 1803

[4]) Der erſte Band erſchien zu Hamburg 1807.

macht als alle andren. Die drey Bücher welche Sie mir nennen habe ich, außer die demonstr. evang. von Huet[1]) nicht einmal gekannt; und auch dieſes kenne ich nur dem Rufe nach. In Abſicht auf Bücher iſt man hier übel dran. Die Bibliothek des Gymnaſii iſt bey weitem die reichſte, und dennoch dürftig[2]). Und da ich den gröſten Theil meines Lebens mich faſt auf die Claſſiker beſchränkte, ſo können Sie leicht denken, liebſter Freund, daß es mir ſchwer wird mich in einem neuen und ſo großen Fache hinlänglich zu orientiren. Indeſſen lag die heilige Schrift mit der Gottesfülle ihres Inhalts immer offen vor mir. Izt aber, da ich am vierten Theil zu arbeiten angefangen habe, welcher von der Babyl. Gefangenſch. bis zur Geb. Chr. gehen wird, ſo werd ich bald ohne die heil. Schrift große Strecken, deren Behandlung gleichwohl nicht unwichtig iſt, durchwandeln müſſen. Wiſſen Sie mir, außer Joſephus[3]), Philo[4]), Prideaux[5]), die allgemeine Welthiſtorie, noch andere Quellen anzuzeigen? Hie und da leitet das goldne Büchlein des Grotius de verit. rel. chr.[6]) auf ſehr gute Spuren.

Daß ich, wie Sie meiner Meinung nach, ſehr richtig erinnern, gleich im Anfang meine Ueberzeugung, daß der erſcheinende HErr der Sohn Gottes geweſen, hätte darlegen u. begründen ſollen, das habe ich auch, aber zu ſpät bedacht. So wie es mir auch leid thut, daß ich, wie Sie ebenfalls gewünſcht hätten, nicht immer den Namen Jehovah beybehalte. Dieſes that ich aber darum nicht, weil, wofern ich nicht irre, Luther ſowohl wie die Vulgata nicht genau zu erkennen geben, wo die Urſchrift Jehovah oder Elohim habe, und ich daher Mißgriffe zu thun beſorgen mußte."

Am 11. Juli 1807 theilt Stolberg mit, daß er nun Simsonii Chronicon[7]) benutze und daß ihm Rondets Bibel, die man auch

[1]) Peter Daniel Huet, Demonstratio evangelica, Paris 1679.

[2]) Stolberg benutzte auch die reiche Bibliothek der Brüder von Droſte. Menge, Stolberg und ſeine Zeitgenoſſen Bd. II, S 334.

[3]) Flavius Joſephus, Jüdiſche Archäologie.

[4]) Philo Judaeus, Hiſtoriſche Schriften.

[5]) The old and new Testament connected in the history of the Jews and Neighbouring Nations, from the declension of the Kingdoms of Israel and Judah to the Time of Christ. By Humphrey Prideaux. 2. Edit. London 1716.

[6]) Hugo Grotius, De Veritate Religionis Christianae, Amſterdam 1624.

[7]) Chronicon Historiam Catholicam complectens ab Exordio Mundi ad Nativitatem D. N. Jesu Christi, Et exinde ad Annum a Christo nato LXXI. Edwardus Simsonius contexuit, Lugduni Batavorum 1729.

Sainte Bible de Vence oder d'Avignon[1]) nenne, manchen Dienſt leiſte. Anfangs November 1807 kann er den 2. Band ſeiner Religionsgeſchichte für die nächſte Zeit verſprechen; er arbeitet an der Geſchichte der Makkabäer, welche die Mitte des 4. Bandes bilde; bis zu Johannes des Täufers Geburt ſolle dieſer reichen. Darnach ſchweigen die vorliegenden Briefe bis zum 24. November 1809 über Stolbergs Schriftſtellerei; an dieſem Tage ſchickt der Verfaſſer den 5. Band ſeiner Religionsgeſchichte zur Vertheilung. Der 3. war 1808, der 4. im gleichen Jahre mit dem 5. (1809) erſchienen. Die beiden folgenden Jahre erſchien je ein Band; den 8., der mit der Jahreszahl 1813 ausgegeben wurde, ſendet Stolberg am 2. April 1814 an Benzler; „die Wehen der Zeit" hätten das Erſcheinen verzögert. Er arbeitet am 12. Theile. Damit ſind alle Nachrichten über die Religionsgeſchichte zu Ende.

Mit dem letzten der erhaltenen Briefe (24. November 1815) übermittelt Stolberg ein kleines Büchlein, das er „con amore in dieſem [1814/15] Winter" geſchrieben hatte: Das Leben Alfred des Großen, Königs von England (Münſter 1815). Vom weitern Verkehr liegen keine Zeugniſſe vor. Benzler ſtarb 1817.

Literatur.

Die heilige Urſula und ihre Geſellſchaft. Ein kirchenhiſtoriſcher Verſuch von Albert Gereon Stein. Köln, Bachem. 1879. 128 S. 8°.

Der würdige Pfarrer zur h Urſula in Köln hat einen neuen Verſuch gemacht, die Sagen von den Martyrinnen, deren Andenken ſeine Kirche feiert, mit der Fackel der hiſtoriſchen Kritik zu beleuchten und den Nachweis zu liefern, daß in der Urſulalegende zwei verſchiedene an derſelben Stätte ſpielende Martergeſchichten chriſtlicher Jungfrauen untereinander gemiſcht ſeien. Aber wie ernſtlich er ſich auch bemüht, das Fabelhafte von dem Geſchichtlichen zu trennen, der kirchliche Glaube und der Wunſch, möglichſt viel von der h. Urſula und ihrer Geſellſchaft zu retten, behindern den freien Blick und laſſen ihn zu Deutungen ſeine

[1]) Sainte Bible en latin et en françois avec des notes littérales, critiques et historiques, des préfaces et des dissertations, tirées du commentaire de Calmet, de l'abbée de Vence, et des auteurs les plus célèbres. Nouvelle édition augmentée par Laurent-Étienne Rondet, Avignon 1767—1773.

Zuflucht nehmen, die um ſo weniger vor einer vorurtheilsloſen Beurtheilung beſtehen, je unwahrſcheinlicher dieſe an ſich ſind. Erklärt er doch ſelbſt einmal, als er der kirchlichen Anerkennung der h. Cordula gedacht (S. 61): „Wir nehmen in dieſem Falle die vollendeten Thatſachen an, und laſſen die Kritik ſchweigen.“ Aber iſt auch das ſpäte Auftreten dieſer Heiligen gar wunderbar, in Bezug auf die „vollendeten Thatſachen“ haben wir bei der h. Urſula ganz denſelben Fall; auch dieſe mit ihren Genoſſinnen iſt von der Kirche entſchieden anerkannt, und ſo wenigſtens jeder Zweifel an ihrem Martertode für den Kirchengläubigen ausgeſchloſſen.

Schon bei der Erklärung des älteſten Denkmals der Urſulakirche, der Clematianiſchen Inſchrift, weichen wir von dem Verf. ab. Ich kann darüber auf meine Erörterung in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ LV, 136—145 verweiſen; hier genüge folgendes. Die Inſchrift beſteht aus zwei Theilen: im erſten wird die Herſtellung der Baſilika der heiligen orientaliſchen Jungfrauen durch Clematius bezeugt, im andern derjenige verflucht, der es wagen ſollte, andere Leiber als die der heiligen Jungfrauen hierher zu bringen. Das iſt ganz im Stile römiſcher Grabdenkmäler, auf denen jeder verflucht wird, der ſich an denſelben vergreifen ſollte. Vgl. Orelli 4784. 85. 89. 90. 93. 97. Die Worte: *Si quis autem super tantam maiestatem huius basilicae ubi sanctae virgines pro nomine Christi sanguinem suum fuderunt corpus alicuius deposuerit exceptis virginibus*, hat Stein, freilich nach anderm Vorgange, unglaublich mißverſtanden. Obgleich er anerkennt, daß im vorhergehenden *magna maiestas martirii caelestium virginum* der Ausdruck *maiestas martirii* nichts mehr ſagen ſolle als das hochherrliche Martertum, ſo will er doch das ganz ähnliche *tanta maiestas huius basilicae* nicht in derſelben Weiſe faſſen als dieſe ſo hochherrliche Baſilika, ſondern überſetzt, mit Uebergehung von *tantam*, die Majeſtät dieſer Baſilika: freilich mit gutem Grunde, da er *super* trotz, wie Keſſel ungeachtet, deuten wollte. Wann aber hat denn je *super* und noch dazu mit dem Accuſativ die Bedeutung von trotz, ungeachtet gehabt (man würde in dieſem Falle hier wohl nicht ein bloßes *in*, ſondern *contempta*, *spreta* oder einen ähnlichen Ausdruck erwarten) und wer kann die Verbindung *super tantam maiestatem huius basilicae deponere* anders faſſen als, wie es auch Floß gethan, über (richtiger auf) der ſo großen Majeſtät dieſer Baſilika

beiſetzen? Selbſt die ſpäte Legende deutete die Stelle ſo, wenn ſie von Clematius ſagt: *pro voto suo ecclesiam super sanctissimos cineres a fundamentis constructam in honorem sanctarum virginum construxit.* Bei *super* wird natürlich nicht an oberhalb im ſtrengſten Sinne gedacht, ſondern die Stelle auf dem Boden ſchwebt vor, wie in dem mittelalterlichen *super curia*, unſerm auf dem Rathhauſe. Gehen wir weiter. *Virginibus exceptis* kann natürlich nur auf die eben genannten *virgines sanctae* gehn. Stein muthet uns zu, an „gewiſſe andere Jungfrauen" zu denken, und ſpäter hören wir, Clematius habe wahrſcheinlich bei der Baſilika „eine klöſterliche Genoſſenſchaft von Jungfrauen geſtiftet, welche die Hüterinnen der Gräber jener heiligen Martyrinnen ſein ſollten" (S. 14). Dies iſt eine ſprachliche Unmöglichkeit; wenigſtens müßte irgend eine Andeutung gegeben werden, daß und welche andere *virgines* gemeint ſeien. Aber die *sanctae virgines*, bemerkt Stein, ſind hier von ſelbſt ausgeſchloſſen, da die Leiber derſelben ſchon in der Baſilika ruhen, ſomit von dieſen nicht mehr die Rede ſein kann. *Exceptis virginibus* ſoll das vorhergehende *alicuius* näher beſtimmen. Freilich iſt es ein überflüſſiger Zuſatz, aber der Stifter glaubte eben bei ſeinem Verbote nicht genau genug ſein zu können, und ſo fügte er eine jedes Mißverſtändniß ausſchließende Erklärung hinzu, wenn man nicht lieber annehmen will, er habe den Fall in Ausſicht genommen, daß noch der Leib einer oder mehrerer der gemarterten Jungfrauen aufgefunden werden ſollte, wie es ja die ſpätere Sage wirklich annahm. Stein muß bei ſeiner Deutung des *deposuerit* den Hauptbegriff, nämlich an dieſem Orte, ergänzen, was völlig unſtatthaft iſt. Keſſel überſetzt: „Sollte irgend jemand es wagen, den Körper einer Perſon beizuſetzen", aber hier fehlt eben die durchaus nöthige Beſtimmung des Ortes des Beiſetzens, da Clematius doch nicht das Beiſetzen eines Körpers allerorten verbieten kann. Stein ſchiebt, da er dies erkennt, in ſeiner Ueberſetzung ohne jede Berechtigung ein hier ſtillſchweigend ein, ja damit noch nicht genug, gibt er dieſem willkürlichen Zuſatze eine Beziehung, die er gar nicht haben kann; denn ein hier müßte doch eben auf die Baſilika bezogen werden, da keiner andern Oertlichkeit gedacht iſt. Mit Staunen leſen wir S. 15 als Ergebniß der Inſchrift: „Clematius hat dann auch die fernere allgemeine Benutzung des hier beſtehenden Coemeteriums verboten, und nur gewiſſen Jungfrauen hier ein Begräbniß geſtattet." Kein Wort davon, daß er ſein hier eingeſchmuggelt hat und dieſes nur auf den vorher ange-

führten Ort ſich beziehen könnte. Sein willkürlich angenommenes *coemeterium* bei der Baſilika glaubt er durch die Anmerkung zu rechtfertigen: „Dieſes Verbot kann ſich nicht auf die Kirche beziehen, da Begräbniſſe innerhalb der Kirchen außer der Beiſetzung von Martyrern nicht üblich waren. Jenes Verbot muß ſich aber auf die nächſte Umgebung der Kirche, auf das coemeterium beziehen.“ Verſtändigerweiſe iſt das unmöglich; es gilt eben, das wirklich Geſagte zu verſtehen und, wo möglich, zu erklären, nicht etwas ganz verſchiedenes und dazu widerſinniges an die Stelle zu ſetzen; denn widerſinnig wäre es, wegen der Hochherrlichkeit der mit den Leibern der Martyrinnen begnadeten Kirche die Beſtattung auf dem umliegenden Kirchhof zu verbieten, deſſen ebenſo wenig gedacht iſt, wie die Jungfrauen bezeichnet werden, die auf demſelben begraben werden dürfen; ja was hat Clematius für ein Recht über den Kirchhof zu beſtimmen, den er nicht geſtiftet, und was iſt es für eine Redeweiſe, ſtatt zu ſagen, die Jungfrauen allein ſollten dort begraben werden, zu verbieten, irgend einen dort zu beſtatten außer den Jungfrauen, abgeſehen davon, daß man keinen verſtändigen Grund davon einſieht, auch die Sache ſich von ſelbſt verſteht, wenn der Kirchhof ihnen gehörte. Und Steins Einwurf iſt ganz hinfällig; Clematius verbot eben den Leib irgend eines andern Martyrers in der Baſilika beizuſetzen. Aber das Allerſeltſamſte der Steinſchen Mißdeutung liegt darin, daß der Fluch nicht diejenigen treffen ſoll, welche die Baſilika entehren, ſondern die, welche auf den Kirchhof der Kloſterjungfrauen eine andere Leiche begraben wollten. Die Kloſterjungfrauen und ihr Kirchhof ſind eine reine Phantasmagorie, durch welche die Inſchrift geradezu unverſtändig wird.

Eine bloße Weiterdichtung der Clematianiſchen Inſchrift iſt diejenige, welche dem Clematius eine Gattin Diodora gibt, die ſich mit an dem von dieſem erbauten *templum* betheiligt. Wir halten dieſe nicht mehr vorhandene, aber neuerdings wieder in Stein gehauene Inſchrift für ſehr ſpät. Eine ganz andere Faſſung der Sage tritt uns in der lateiniſchen Lobrede zum Gedächtnißfeſte der heiligen Jungfrauen entgegen, die man zwiſchen die Jahre 731 und 839 ſetzt. Doch wäre es immer möglich, daß die auf Holland bezügliche Aeußerung ſpäter eingefügt worden, um der Rede den Anſchein höhern Alters zu geben, und auch andere Stellen könnten neuere Zuſätze ſein. Die Zeit, welcher die älteſte Handſchrift angehört, finde ich nicht angegeben; dieſe müßte zunächſt feſtgeſtellt werden. Nur in der Ueberſchrift, die ſehr wohl ſpäter ſein könnte, werden elftauſend Jungfrauen genannt, und in der Rede

ſelbſt findet ſich die Frage: „Wenn Chriſtus von ſeinem Vater zwölf Legionen Engel erhielt, warum ſollte dieſer nicht weniger als zwölftauſend Jungfrauen für ſeinen Dienſt gewonnen haben können?“ Aber auch hier könnte der ganze Abſchnitt von *Nec enim, quod de Amazonibus legitur* [1]), ja das ganze zweite Kapitel ſpäterer Zuſatz ſein, da das dritte ſich ſehr wohl an das zweite anſchließt, wenn man nur *ergo* wegläßt, das ſpäter eingefügt wurde. Durch die recht nüchternen proſaiſchen Betrachtungen des zweiten Kapitels wird die Rede entſtellt, die ſonſt immer nur von wirklichen Jungfrauen ſpricht. Man hatte ſchon begonnen, die Sage nach den geſchichtlichen Verhältniſſen ſich bequemer zu machen, dabei auch ins Große auszubilden. Daß die Jungfrauen aus dem Morgenlande gekommen ſeien, wie die Inſchrift beſagt, wollte manchen unglaublich ſcheinen, obgleich man es ſich dadurch zu erklären ſuchte, daß ſie aus Gehorſam gegen die Anordnung des Kriegszuges (das muß doch *expeditionis obedientia* heißen) zur Bewahrung des Friedens der Römer (*propter Romanae pacis custodiam*) mit den Martyrern der Thebäiſchen Legion nach Köln gezogen (eine wunderliche Vorſtellung!) oder daß ſie, um zu beten (ſoll wohl heißen: um durch ihr Gebet zu bekehren), freiwillig für dieſe damals noch heidniſchen Gegenden ſich beſtimmt. Dagegen meinten andere, es ſei unglaublich, daß die Jungfrauen aus dem Oſten gekommen, da, wenn ſie nach einer vollkommenern Andacht oder größerer Beruhigung (*religionem excellentiorem aut vitam* [*mentem?*] *quietiorem*) verlangt, ſie eher nach dem heiligen Grabe oder nach Rom, der Spitze der geſammten Kirche, hätten ziehen müſſen. Auch wenn ſie nach dem Martertode ſich geſehnt hätten, würden ſie dieſen leichter in Rom ſelbſt haben erlangen können. Auffallend erwähnt die Rede nicht, daß der Weg aus dem Morgenlande nach Köln ſie über Rom geführt haben würde. Diejenigen, welche ſchärfer urtheilten, überlieferten (*tradunt*), dieſe gottgefällige (*Deo nota*) Schaar ſtamme aus Britannien; darin ſtimmten die Engländer, die ſie geſendet, die Kölner, die ſie aufgenommen, und die Holländer, durch deren Land ſie gekommen, überein; in Bezug auf letztere wird erwähnt, daß ſehr viele Orte daſelbſt Reliquien dieſer Jungfrauen zeigten, was auf ſolche deuten würde, die dort den Martertod gefunden. Man muß geſtehen, daß dies eine ſehr eigenthümliche Einführung der mit der

[1]) Stein läßt im folgenden nach Keſſel *ille namque caedendo* drucken, wo es doch offenbar *illae* heißen muß. Wer der *ductor suus* (der Amazonen) ſei, weiß ich nicht.

Clematianiſchen Inſchrift in Widerſpruch tretenden neuen Faſſung iſt, daß die Jungfrauen aus Britannien gekommen. Freilich war in der Rede das *ex Orientis partibus* auf Clematius bezogen, aber ſie hatte den ſonderbaren Schluß nicht abgewieſen, daß, da Clematius durch ſchreckliche Erſcheinungen aus dem Morgenlande nach Köln getrieben worden, die Jungfrauen ſelbſt auch von dort gekommen ſein würden. Die Rede unterſcheidet das, was über die heiligen Jungfrauen von ſorgfältigen Forſchern geſchrieben worden, die ſich auf die Ueberlieferung der religiöſen Vorfahren und auf das begründetſte Urtheil der Vernunft ſtützten, von dem, was, im Munde der Kölner immer feſt bewahrt, häufig in religiöſen Geſprächen erwähnt werde. Man ſieht deutlich, daß wir es nicht mit einer bloßen Sage, ſondern vielmehr mit einer gelehrten Zuſtutzung zu thun haben, die von den einzigen damaligen Gelehrten, den Geiſtlichen, der Ueberlieferung gegeben worden. Die orientaliſchen Jungfrauen ſchienen denſelben doch etwas unglaublich: aber hatten ſie dieſe auch durch eine falſche Deutung aus der Clematianiſchen Inſchrift weggeſchafft, in der Volksüberlieferung erhielt ſie ſich noch immer, ja ſelbſt beim Klerus ließ ſie ſich nicht verdrängen, ſo daß ſie ſelbſt noch in den Antiphonen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts erſcheint[1]). Da galt es nun zunächſt beim Klerus, an welchen unſere lateiniſche Rede ſich wendet, eine andere, wie man glaubte, verſtändigere Faſſung einzuführen, und ſo ließ man die heiligen Jungfrauen aus dem weiteſten Weſten, aus Britannien kommen; die große Chriſtenverfolgung unter Maximian ſollte die Jungfrauen über das Meer getrieben haben, wobei man ſich durch die Seltſamkeit nicht irren ließ, daß ſie einer Chriſtenverfolgung entflohen, um auf ihrer Reiſe gegen Oſten in einer andern die ihrer harrende Martyrerkrone zu erlangen; denn daß ſie dieſe erwarteten, ergibt ſich deutlich aus den Worten *cupientes paratam sibi percipere gloriam.* Dies war offenbar gelehrte Auslegung, bei welcher nachweislich eine Stelle Bedas zu Grunde lag. Wenn aber als Führerin der Martyrinnen die Königstochter Vinnoſa,

---

[1]) Unglücklich iſt Stein, wenn er S. 46 in den Worten *undena virginum milia sequentes agnum — laudant illum gaudentes* einen 'groben Sprachfehler' in dem Femininum des Participiums erkennt, und deshalb meint, es müſſe ſtatt *undena virginum milia* etwa *insignes* oder *prudentes virgines* geſtanden haben. Die lateiniſche Grammatik lehrt ja, daß nach *milia* das Genus des Prädikats ſich bisweilen nach dem der gezählten Dinge richte, gemäß der weitverbreiteten *constructio ad synesim.*

die von den Kölnern Pinnoſa genannt werde, bezeichnet wird, ſo ſchwebt hier wohl eine im Volksmunde lebende Pinnoſa vor. Der Name ſcheint der Endung nach lateiniſch, eine Weiterbildung vom Namen *Pinnius*, obgleich es auch Ableitung von *pinna* ſein könnte. Hatte man vielleicht eine Inſchrift mit ihrem Namen nahe bei der Kirche entdeckt? Auffallend iſt, daß dafür als engliſche Form *Vinnosa* angeführt wird, während der Name bisher in keiner engliſchen Faſſung der Legende oder ſonſt nachgewieſen iſt, auch das engliſche *pin*, *pinner*, *pinned* kennt. Wenn es weiter heißt, nur von den wenigſten hätten ſich die Namen erhalten, ſo würde dies freilich, wenn es keine bloße redneriſche Phraſe ſein ſoll, vorausſetzen, daß auch die Namen einiger andern bekannt geweſen. Hiernach könnte dann auch eine derſelben den Namen Urſula gehabt haben. Die Annahme Keſſels, Urſula ſei nur auf kurze Zeit vergeſſen und durch Pinnoſa erſetzt worden, weiſt Simrock mit Recht als unkritiſch zurück; er ſelbſt denkt an das Kölniſche Pinn (Stachel) und bezieht den Namen auf den Schlafdorn; dann müßte aber die lateiniſche Endung eine fremde Zuthat ſein. Erſt in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, wenn anders Binterims Verlegung eines Eſſener Kalendariums in dieſe Zeit richtig iſt, läßt ſich der Name der Urſula nachweiſen, und zwar an der Spitze von elf Namen, die als die einzigen gemarterten Jungfrauen bezeichnet werden. Der Auszug aus einem andern Kalendarium, in welchem die drei Namen Pinnosa, Ursa et Saula von den elftauſend Jungfrauen genannt werden, kann nicht für das achte oder neunte Jahrhundert zeugen, wie Stein S. 48 will, da darin ſchon Anno von Köln vorkommt, wenn es auch freilich möglich iſt, daß der auf die Kölner Martyrinnen bezügliche Eintrag alt iſt, ja, wie ſo manches in dieſem Kalendarium, auf engliſchen Quellen beruht. Daß eben nur drei genannt werden, erinnert an die drei *matronae*, an die ſo häufig vorkommenden Schweſtern und die mit den Genoſſinnen der Urſula in Verbindung gebrachten Schweſtern Einbetta, Worletta und Wilbetta[1]). Wenn eben dort neben den 11000 Jungfrauen zwanzig Soldaten genannt werden, ſo bemerken wir, daß unter den männlichen Martyrern in Keſſels Verzeichniß der außerhalb der Kirche der h. Urſula in Köln verehrten Reliquien acht vorkommen, die als Soldaten, zwei, die als britiſche Soldaten bezeichnet werden. Wer vorurtheilslos die Clematianiſche Inſchrift mit der la-

[1]) Vgl. Freudenberg in den 'Jahrbüchern des Vereins' LII, 117 ff.

teiniſchen Rede vergleicht, muß erkennen, daß man, weil man an den aus dem Orient gekommenen Jungfrauen Anſtoß nahm, die Martyrinnen aus dem Weſten kommen und ſie deshalb vor der engliſchen Chriſtenverfolgung fliehen ließ. Mit dem Clematius ward man leicht fertig, indem man dieſen erſt kommen ließ, als durch die Verheerungen der Barbaren die Kirche der heiligen Jungfrau zerſtört und das Andenken derſelben in der Erinnerung der Gläubigen ganz erloſchen geweſen.

Wie aber denkt ſich Stein das Verhältniß der Sage der Rede zu der frühern, von welcher die Inſchrift Kunde gibt? In der großen Zahl der Jungfrauen ſieht er einen Beweis, daß zu Köln „in der Vorzeit eine große, auf elftauſend zu berechnende Zahl von Jungfrauen den Martertod erlitten habe“ (S. 30), während er ſelbſt S. 80 die Vermuthung ausſpricht, die elf mit beſondern Namen bezeichneten Jungfrauen hätten Veranlaſſung gegeben, daß man die Tauſende der Martyrinnen gerade zu elf beſtimmt habe. Die ungeheure Zahl der Jungfrauen iſt nichts als eine der wachſenden Legende ſo natürliche ausſchmückende Steigerung. Die Zahl elftauſend findet ſich eben nur in der Ueberſchrift und in der redneriſchen Frage; in der Darſtellung der Sage iſt nur von *virginum turmae*, zum Schluſſe freilich von *tot millia* die Rede. Wie aber kann man die Zahl eltauſend mit Stein für den „Kern“ derſelben erkennen, da in der älteſten Quelle nicht die geringſte Andeutung einer ſolchen Zahl vorhanden iſt, ja, wie Stein ſelbſt zugibt, die Beſtattung von Tauſenden in der Baſilika des Clematius kaum möglich war? wie kann man dafür ſpätere Berichte als Beweis anführen? Wir müſſen entſchieden leugnen, es ergebe ſich daraus als „geſchichtliche Thatſache“, daß in Köln in der Nähe der jetzigen Urſulakirche „ein großartiges Marterthum“ ſtattgefunden, bei welchem die Zahl der Ermordeten „auf ungefähr elftauſend zu veranſchlagen ſei“ [1]). Aber freilich hat Stein hierbei das Jungfrauenmarterthum durch die Hunnen im Sinne, von dem nur die ins elfte Jahr-

[1]) Sonderbar wird ſchon in der Rede bemerkt, freilich ſei es möglich, daß unter einer ſo großen Zahl auch Frauen und Wittwen geweſen, und man könne ſich nicht denken, daß eine ſo ungeheure weibliche Schaar ohne jede männliche Begleitung in die Ferne gezogen. Wir deuteten ſchon oben an, daß auch dieſe Stelle zu einem längern Zuſatze gehören könne. Unter den in der goldenen Kammer aufbewahrten Schädeln der Heiligen finden ſich wirklich auch männliche, was freilich diejenigen nicht irre macht, die *virgines* auch in der Bezeichnung von Martyrern auf keuſche Männer deuten zu können meinen.

hundert fallende Legende etwas weiß, deren dichteriſche Ausſchmückung er doch ſelbſt zugeſteht. Wenn der Verfaſſer der Rede von einem ſo maſſenhaften Martyrium an derſelben Stelle, wo die *virgines ex Orientis partibus* ermordet wurden, nicht das geringſte weiß, ſo kann das Hereinziehen der Hunnen, wie wir es in der ſpätern Legende finden, die gerade der erfindungsreichſten Zeit des Mittelalters angehört, auf eine geſchichtliche Grundlage nicht den mindeſten Anſpruch erheben. Daß die Hunnen auf ihrem Rückzug auch Köln verheert haben, geben wir gern zu, leugnen aber entſchieden, daß dieſe irgend eine Beziehung zu dem allein durch ein älteres Zeugniß feſtſtehenden Marterthum der heiligen Jungfrauen haben. Es iſt unmöglich, daß der Verfaſſer der Rede irgend eine Ahnung von der Ermordung der britanniſchen Jungfrauen durch die Hunnen gehabt; wäre er ſo gewiſſenhaft und beſonnen geweſen, wie ihn Stein darſtellt, ſo hätte er dies erwähnen, ja er hätte die Jungfrauen in Köln laſſen oder ihre Rückkehr aus Rom auf die Zeit der Ankunft der Hunnen verſchieben müſſen. Die Art, wie Stein aus den beiden Martyrien ſich die Entſtehung der in der Rede ſich findenden Sage denkt, iſt eine bare Unmöglichkeit; es iſt die leidige Weiſe, wie man ſich widerſtrebende Sagen oder Berichte dadurch zu retten ſucht, daß man ſie in zwei theilt, wodurch meiſt beide zu Schaden kommen, am wenigſten die Wahrheit zu Tage tritt.

Wir gehen auf die ſpätere Ausſchmückung der Legende nicht ein, deren kritiſche Verfolgung noch immer eine dankbare Aufgabe bleibt, aber ſelbſt dieſe iſt nicht ſo weit gegangen, wie unſer neueſter Anwalt, daß er an den elftauſend Martyrinnen und Martyrern auch Kölniſche Jungfrauen und Frauen ſich betheiligen läßt! Vielmehr ſteht dies mit der Legende ſelbſt in entſchiedenem Widerſpruch, nach welcher Urſula zehn auserleſene Jungfrauen verlangt, von denen jede, wie auch ſie ſelbſt, tauſend Begleiterinnen haben ſoll. Stein bereichert die Geſchichte mit der Thatſache: „Die Hunnen haben die in der (eroberten) Stadt vorgefundenen Jungfrauen und jungen Frauen und unter dieſen auch die dort verweilenden britanniſchen Jungfrauen und Frauen (auch die gleichfalls gemordeten Könige, Herzoge, Prinzen, Grafen, Biſchöfe, Prieſter und Soldaten?) auf dem hochgelegenen Felde vor dem nördlichen Stadtthore verſammelt, wo dieſelben als Kriegsbeute unter die Krieger vertheilt werden ſollten“ (S. 36), worauf dann berichtet wird, die britanniſche Königstochter habe durch Wort und Beiſpiel alle ermuthigt, ſich den Anſchlägen der Barbaren zu widerſetzen, und ſo ſeien ſie „theils

mit Pfeilſchüſſen, theils mit Schwerthieben oder Keulenſchlägen getödtet worden". Und ſo leſen wir dasſelbe als „Reſultat" S. 40 f., wonach unter der „großen auf Tauſende zu berechnenden Schaar von Jungfrauen nebſt Frauen und Männern" ſich auch „eine Schaar von Jungfrauen aus Britannien" befand, die „mit ihren Angehörigen" (was der Ueberlieferung widerſpricht) ausgewandert ſeien. Noch genauer wird die Sache S. 74 ff. ausgemalt, wo wir hören, daß Urſula in Köln die allgemeinſte Hochachtung und Verehrung genoſſen und in der Sternengaſſe auf der Stelle des Piusbaues gewohnt[1]), daß alle Männer, die ſich nicht durch die Flucht retten oder in der Stadt und in den umliegenden Wäldern verbergen konnten, umgekommen, daß die Jungfrauen und jüngern Frauen, unter ihnen auch die britanniſchen Jungfrauen mit ihren Angehörigen, *ut supra*, und auch viele Männer und Kinder (die doch nicht mit herausgeführt waren) mit dieſen, in summa an elftauſend, getödtet worden. Das heißt denn doch Geſchichte machen. Dieſes Marterthum aller damaligen Jungfrauen und jungen Frauen Kölns haben die Hunnen nicht auf ihrem Gewiſſen; es iſt allerneueſte Erfindung.

Großen Werth legt Stein auch auf den *ager Ursulanus*, aber deſſen weite Ausdehnung iſt eben nur eine willkürliche Annahme des zwölften Jahrhunderts. Wenn Clematius wirklich durch die Erſcheinungen der heiligen Jungfrauen gemahnt wurde, ſo werden dieſe ihm doch die Wahrheit geſagt haben, und die Inſchrift gibt als Marterort gerade den Raum der Baſilika an. Freilich hat Stein leichteres Spiel durch ſein gewaltiges Hunnenmartyrium, aber wenn auch an manchen Stellen dieſes großen Raumes ſich chriſtliche Begräbnißſtätten fanden, ſo nicht weniger heidniſche, da die Römer ihre Gräber vor den Thoren beſonders an den Landſtraßen anlegten[2]). Wir können auf dieſen Punkt hier nicht näher eingehen. Gern bemerken wir, daß, was Stein S. 83 ff. aus eigener Anſchauung über die Ausgrabungen an dem Urſulagarten und über die auf dem Eigelſtein gefundenen Soldateninſchriften berichtet, für die Beurtheilung der dortigen römiſchen Begräbnißplätze von Wichtigkeit iſt. Aber der Marter- und der Begräbnißplatz iſt nicht derſelbe; freilich wenn man elftauſend Frauen von den Hunnen

[1]) Das hospitium sanctae Ursulae war eben ein hospitium zu Ehren der h. Urſula, wie es auch ſo viele andere *hospitia* in Köln gab.

[2]) Ueber die Punkte, wo ſich vor dem römiſchen Köln Grabſteine gefunden, gibt meine Ueberſicht in dem 'Verzeichniß der Römiſchen Alterthümer des Muſeums' S. 119 f. nähere Auskunft.

auf einmal morden läßt und dieſe Ermordung als Marterthum bezeichnet, kann man dafür einen weiten Raum in Anſpruch nehmen. Die Beſchreibung Crombachs von den aufgefundenen Leichen deutet eben nur auf einzelne chriſtliche Begräbnißanlagen, ohne etwas für die elftauſend Jungfrauen zu beweiſen. Wenn Stein darin einen Beweis für das Martyrium durch die Hunnen ſieht, daß Geheimerath Schaaffhauſen unter den Köpfen des Chores der Urſulakirche fünf mit aller Beſtimmtheit für Hunnenköpfe erklärte, ſo fragt es ſich zunächſt, wo dieſe aufgefunden worden: doch wird ſich dieſe Frage eben nicht beantworten laſſen. Sie konnten ſehr wohl von der nahen römiſchen Begräbnißſtätte hergenommen ſein oder, wenn ſie von den ſpätern Aufgrabungen des ſogenannten *ager Ursulanus* ſtammen, von entferntern Punkten. Daß Hunnen die Stadt verheert, leugnen wir ja nicht, und da fielen auch wohl einige von ihnen und fanden ihr Grab in Kölniſcher Erde; ein Zuſammenhang mit den elftauſend gemordeten Jungfrauen ergibt ſich daraus nicht. Auf die übrigen Reliquien laſſe ich mich nicht ein. Das einzige Feſtſtehende iſt und bleibt die Clematianiſche Inſchrift; mein vor vier Jahren darüber ausgeſprochenes Urtheil brauche ich nicht zu wiederholen. Das neueſte Buch von Stein iſt dadurch werthvoll, daß es mit wenigen Ausnahmen den geſammten zur Beurtheilung einer ſo bedeutenden Frage nöthigen Stoff gibt, auch meiſt alles, was nach der vor ſechzehn Jahren erſchienenen äußerſt fleißigen und vollſtändigen Keſſelſchen Schrift darauf Bezügliches bekannt geworden; die Sache ſelbſt hat es nicht aufgeklärt.

Köln. H. Düntzer.

Kleinere Mittheilungen.

1. Die drei Hufeiſen auf der Kirchthür zu Königshoven.

Das Dorf Königshoven, an der nördlichen Grenze des Kreiſes Bergheim gelegen, iſt im Laufe der Zeit aus den vier Ortſchaften Königshoven, Obermorken, Berg und Alhoven (Elrehoven) zuſammengewachſen. Die Kirche, deren einzelne Theile verſchiedenen Zeiten entſtammen, ſteht „auf dem Berge", einer das Dorf und die nächſte Umgegend beherrſchenden Anhöhe. Sie iſt den hh. Petrus und Paulus gewidmet [1]). Die alte und ſtarke Hauptthür iſt mit einem Beſchlag von

[1]) Ich bemerke dies namentlich deshalb, weil nach J. B. Zingerle die Hauptthüren bei Leonhardskirchen ſich bemalt mit Hufeiſen finden ſollen; früher ſei es auch Sitte geweſen, daß man vor Antritt einer Reiſe dem h. Leonhard

eiſernen, vielfach verzweigten Blumenſtengeln überſponnen, die von rechts nach links horizontal verlaufen. Zwiſchen denſelben, etwas über der Mitte der Thür und dem linken Rande näher als dem rechten, ſieht man drei Hufeiſen mit je ſechs Nägeln aufgeheftet. Sie ſind nicht ſo plump wie die ſonſt in der Gegend erſcheinenden und mögen einem Zelter oder Maulthier angehört haben. In ihrer Vereinigung bilden ſie die Form eines Kleeblattes, deſſen oberer Theil ungefähr nach der linken Oberecke der Thür hinweiſt.

Ueber dieſe Hufeiſen ſind mir zwei durchaus verſchiedene Sagen bekannt geworden, deren gangbarſte ich zunächſt mittheilen will.

Es iſt, heißt es, einmal in Kriegsläuften entſetzliches Soldatenvolk auf das Dorf zugeritten kommen. Da liefen die erſchreckten Einwohner auf den Berg und ſuchten Zuflucht in der Kirche, die ſie ſorgfältig hinter ſich abſperrten. Bald erſchienen auch die gefürchteten Reiter vor derſelben und verſuchten vergebens, indem ſie die Pferde ſo anſpornten, daß ſie mit den Hinterhufen gegen die verrammelte Thür anſchlagen mußten, dieſe zu ſprengen. Hierbei löſten ſich drei Hufeiſen ab. Als man dieſe nun nach dem Abzug des wilden Volkes auf dem Kirchhofe liegen fand, wurden ſie zum ewigen Andenken an die überſtandene Angſt und glückliche Errettung auf die Kirchthür genagelt.

Die andere Sage, für die ich namentlich einen alten Mann aus Königshoven als Gewährsmann kenne, iſt folgende:

Es hat hierſelbſt in alten Zeiten eine Aebtiſſin [1]) gelebt, das war eine gar reiche und vornehme Frau. Sie liebte es beſonders, auf ihrem Zelter, einem ausbündig klugen und zutraulichen Thier, durch Feld und Flur zu traben. Der war ihr ſo ſehr ans Herz gewachſen, daß ſie den ſeltſamen Gedanken faßte, ihn bei ihrer künftigen Leichenfeierlichkeit unter den Leidtragenden mitauftreten zu laſſen. Da ſollte bei dem üblichen Opfergang um den Altar auch das Pferdchen mitziehen, aber mit loſe befeſtigten Hufeiſen von purem Golde. Die müßten ihm dann am Altar abgenommen und zu den übrigen Opfergaben gelegt werden. So geſchah es auch. Aber bei der Hinaufführung auf den Kirchberg ging eines der koſtbaren Hufeiſen verloren, ſo daß das Pferdchen nur drei abliefern konnte. Zur Erinnerung an dieſe Begebenheit hat man eine Nachbildung der drei Eiſen auf der Kirchthür angebracht.

---

zu Ehren ein Hufeiſen an die Thür geſchlagen habe. Wolfs Zeitſchr. f. Mythol. II, 416 Anm.

[1]) Ein Kloſter hat wohl nie in Königshoven beſtanden; jedoch war das Kloſter der Prämonſtratenſerinnen zu Füſſenich dort begütert.

Vermuthlich wird keiner der beiden Sagen ein wirkliches Ereigniß zu Grunde liegen. Gemeinſam haben die zwei Erzählungen nur den Zug auf den Berg und die Erklärung der dem Volke auffallenden Dreizahl durch Verluſt an Ort und Stelle. Der erſte Bericht mag ſich an den ſtarken Eiſenbeſchlag der Thür, der den Gedanken an alte Kriegsnoth nahe legte, zunächſt angelehnt haben[1]); der zweite ſcheint die elegantere Form der Hufeiſen erklären zu wollen.

Wegen naheliegender Vergleichspunkte ſchließe ich hier drei andere an Kirchen lokaliſirte Hufeiſenſagen an.

Die Stadt Thann im Elſaß ſoll St. Theobald am 30. Dez. 1632 vor den Schweden geſchützt haben, indem den ſchwediſchen Pferden die Hufeiſen abfielen, deren mehrere zum Andenken, wie es heißt, an die Hauptthür des Münſters angenagelt wurden[2]).

An der Seiten-Kirchenthür im Dorfe Hauſen vor der Rhön iſt ein Hufeiſen von ungewöhnlicher Größe angenagelt. Ein Ritter von Rapp verlor in der Schlacht ſein Pferd, und da er mit dem Leben davongekommen, nahm er dem getödteten Streitroſſe ein Hufeiſen ab und ließ es zur dankbaren Erinnerung an ſeine Rettung nach der Rückkehr an die Kirchenthür ſeiner Reſidenz nageln[3]).

Sehr bemerkenswerth iſt endlich die oſtpreußiſche Sage von der Krügerin zu Eichmedien, welche Schottmüller im Bartenſteiner Gymnaſialprogramm von 1875 ausführlich behandelt. Ich theile ſie nach der kürzeſten Faſſung mit, die Henneberger auf S. 429 der „Erclerung der Preußiſchen größern Landtaffel“ (Königsb. 1724) bietet.

Schwartzenſtein. Leit ein halbe meyl von Raſtenburg, alda ſein zwey große Huffeiſen in der Kirchen aufgehengt, und iſt die gemeine Sage, das eine Krügerin alda geweſen ſey, ſo das Bier gar ubel und wahn den Leuten zugemeſſen, die habe der Teuffel des nachts für die Schmidte geritten, und den Schmidt mit ungeſtüm auffgeweckt, jhm ſein Pferd zu beſchlagen, der Schmidt hab müſſen auffſtehen und jhm die Eyſen fertig machen, darzu der Teuffel ſtets angehalten. Die Krügerin aber den Schmidt gebeten, als jhren Gefattern, nicht ſo geſchwinde mit

---

[1]) Vielleicht hat auch der Umſtand mitgewirkt, daß der untere Theil der Thür, der, wie es ſcheint, von den Füßen der Kirchgänger im Verlauf langer Zeit ſchadhaft geworden war, durch ein paar unverzierte Bretter erſetzt worden iſt, und daß durchlöcherte Stellen der Thür, in denen früher dicke Nägel geſteckt haben, ungefähr den Eindruck von Schußſpuren machen.

[2]) Stöber, Sagen des Elſaß S. 41 Nr. 3.

[3]) J. Ruttor in Wolfs Zeitſchr. III, 66.

jhr fortzufaren, welche der Schmidt für ein Pferdt angesehen, und des erschrocken und lang gezittert, denn er die stimme gekant, unter des hab der Han gekrehet, da sey der Teuffel verschwunden, die Krügerin aber sey hernacher lange kranck gelegen. Solte aber der Teuffel itzunder alle Bierschenkerinen, so da ubel das Bier messen, beschlagen lassen, würde das Eysen gar tewer werden [1]).

Der umständliche Bericht über dieselbe Sage in dem Buche „Erleutertes Preußen" (Königsb. 1724), 195 ff. hat folgenden Schlußpassus:

Sonst wird eine gleichmäßige Historie in Schlesien geschehen zu seyn erzehlet, und werden in einer gewissen Kirche zu Breßlau dergleichen Huffeisen gezeiget. Welches nun von diesen die rechte Huffeisen sind, mögen diejenigen untersuchen, denen an dergleichen Prodigiis etwas gelegen ist.

Ein nach unten sich öffnendes Hufeisen mit vielen Nägeln und einem einfachen Stern in der Mitte sah ich auch an der Kirche zu Kork bei Kehl in Baden [2]). Es trägt die Unterschrift: 1732. Johannes Schreibeisen-Schmitz Fundatores und ist auf den steinernen Querbalken über der Thür aufgemeißelt. Vermuthlich haben wir es hier mit einer Art Hausmarke zu thun, da sich eine solche ja auch sonst an Kirchen (z. B. an der Marienkirche zu Danzig), wenngleich gewöhnlich in kunstloserer Form, vorfindet [3]). Von dem Hufeisen in der Mauer der Nikolaikirche zu Leipzig berichtet Vogels Chronicon ausdrücklich, es sei einem Hufschmied zu Ehren angeheftet worden, welcher der Kirche ein bedeutendes Vermächtniß hinterlassen habe.

---

[1]) Schottmüller kommt bei seiner Forschung nach der Herkunft dieser in Variationen vielfach verbreiteten Sage zu dem wahrscheinlichen Resultat, daß sie durch Einwanderung aus dem Süden nach Eichmedien bezw. Schwarzenstein gekommen, und daß Ort und Berg Schwartzenstein in den Zillerthaler Alpen ihre eigentliche Heimat sein mag. — Wohl außer Zusammenhang damit steht die derbkomische Darstellung am Portal des Wetzlarer Doms, wo der Teufel auf einer Nonne reitet. Beiläufig sei erwähnt, daß umgekehrt in einem böhmischen Märchen ('Käthe und der Teufel' in Wenzigs Westslav. Märchenschatz, Lpz. 1857) der Teufel einen beim Tanze aufgehockten Zornbraten nicht los werden kann, weil die alte Jungfer den Mann, der ihr zuerst einmal zugesprochen hat, nicht mehr fahren lassen will.

[2]) Sonnenbild und Hufeisen sind gleichfalls vereinigt auf einem Runenstein vom Süntelgebirge. Simrock, Myth.[4] S. 400.

[3]) Vgl. den Aufsatz über die Haus- und Hofmarken in Wolfs Zeitschr. I, 185 ff., in dem auch der Umriß eines Hufeisens als Marke eines Bauernhofes in Praust bei Danzig abgezeichnet ist.

Drei Hufeiſen bilden zufällig auch das Wappen der Herren von Bongart, die ſeit etwa 1531 [1]) Eigenthümer der Burg zu Paffendorf ſind, aber in keiner nachweislichen Beziehung zur Königshovener Kirche geſtanden haben, wenn man von dem Umſtande abſieht, daß ein Wilhelm von Bongart von 1569 bis 1594 das Amt Grevenbroich verwaltete, zu dem Königshoven als Untergericht gehörte [2]).

Einen gewiſſen Werth erhalten die Königshovener Sagen erſt, wenn man ihrem Zuſammenhange mit den mythiſchen Grundlagen der Volksüberlieferungen nachſpürt.

Pferdekopf und Pferdehuf ſpielen in der deutſchen Mythe eine wichtige, und zwar vorwiegend unheimliche Rolle. Odhin auf ſeinem Roſſe Sleipnir mit den drei Hufeiſen [3]), die Todesgöttin Hel, welche zur Peſtzeit ihren Umritt hält, und ebenſo ihr Vater Loki, der ſich einſt in eine Stute verwandelte, wurden bei der Verbreitung des Chriſtenthums natürlich zu diaboliſchen Geſtalten. Nicht umſonſt eiferte die Kirche gegen das Pferdefleiſcheſſen, das ja in nahem Zuſammenhang mit den dem Odhin dargebrachten Opfern ſtand.

Doch der Glaube an die alten heilbringenden Zeichen, die in dem bilderloſen Kult unſerer Vorfahren die Götter ſymboliſch dargeſtellt hatten, an Thôrs Hammer, den Drudenfuß, das abscissum caput equi und beſonders den Pferdehuf [4]) überdauerte den Sturz der alten Götterwelt, wurde ſogar gehalten durch die Verknüpfung mit den chriſtlichen Vorſtellungen vom Höllenreich. Und noch jetzt werden traditionell an

---

[1]) Strange, Genealogie der Herren und Freiherren von Bongart S. 41.

[2]) Daſ. S. 48.

[3]) In der Kirche zu Wexiö in Schweden hängt ein Hufeiſen, das Odhins Roß abgeworfen haben ſoll, als die Glocken zum erſtenmal zur Meſſe riefen. Nork in Scheibles Kloſter IX, 87. Chr. Peterſen, Hufeiſen u. Roßtrappen in ihrer mythol. Bedeutung, Bd. VIII, 226 der Jahrbb. f. d. Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holſtein u. Lauenburg (1865).

[4]) Peterſen bemerkt a. a. O., daß wirkliche Hufeiſen, die an oder in einer Kirche ſich befinden, Zeugniß geben, daß eine Kirche die Stelle eines heidniſchen Heiligthums eingenommen habe und ſogar die Symbole des heidniſchen Gottes, ohne Zweifel um die Heiden heranzuziehen, in der Kirche gelaſſen worden ſeien. Die Geiſtlichkeit habe darin zugleich einen Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum ausdrücken wollen. Vgl. S. 263: 'Wo nun Hufeiſen und auf daſſelbe bezügliche Sagen an Kirchen haften, wie in Leipzig, Gudensberg, Tangermünde, Ellrich und Schwarzenſtein, durften wir annehmen, daß die Kirchen an die Stelle heidniſcher Heiligthümer getreten ſind, die wohl meiſtens unmittelbar dem Wodan geweiht waren.'

den Giebeln niederſächſiſcher Bauernhöfe, wo urſprünglich die Häupter der Opferpferde gehangen, Pferdeköpfe ausgeſchnitzt; noch jetzt wird der Drudenfuß über dem Hauseingang eingegraben, werden Hufeiſen zur Abwehr gegen böſe Geiſter und geheimen Zauber, gegen Feuersbrunſt und Viehſterben vor die Hausthüren und über die Ställe genagelt [1]).

Insbeſondere ſcheint der Gebrauch des Hufeiſenſymbols an Thüren, Felswänden und Brücken über ganz Deutſchland verbreitet zu ſein. So berichtet Birlinger aus Ehingen, Saulgau und Biberach [2]): „Findſt du ein Hufeiſen, das noch alle Nägel hat, nagelſt es an die Stallthür, ſo kann das Wetter nicht einſchlagen.“ Aehnliches theilt Rochholz aus der Schweiz und Alpenburg aus Tirol mit. Auch in Schleſien iſt nach mündlicher Mittheilung das aufgenagelte Hufeiſen ſehr häufig. Dort ſoll die offene Seite immer nach dem Eingang (ſtallwärts) zeigen, während ſie ſonſt gewöhnlich nach unten gekehrt iſt. Alte Häuſer der Städte Hamburg, Berlin (und London) weiſen das Hufeiſen auf, und in dem aufgeklärten Berlin ſoll nach einem Zeitungsbericht der alte Aberglaube noch im Schwange ſein.

In unſerer engern Heimat zeigt ſich das Hufeiſen namentlich an der Sieg und Wupper [3]), beſonders auch in der Umgebung von Wipperfürth [4]), in der Trierer Gegend [5]) und wahrſcheinlich noch an vielen

---

[1]) Eine auffällige Verquickung von chriſtlicher und heidniſcher Anſchauung ſcheint auch in folgendem zu liegen. Vor etwa 20 Jahren fand ich in der Gegend von Zülpich über Stallthüren kleine gedruckte Zettel angeklebt mit der Aufſchrift: Sancta Gertrudis, patrona in Juntersdorf, ora pro nobis, ut praeservemur a noxiis muribus et a principibus tenebrarum. Sie waren von dem hier gefeierten Gertrudisfeſt mitgebracht worden. Die Deutung der ſeltſamen Zuſammenſtellung ergibt ſich leicht aus Simrock, Myth.[4] S. 462.

[2]) Aus Schwaben I, 404. Vgl. deſſen Volksthümliches aus Schwaben I, 158. Ebenſo ſieht man es in Irland als glückbringend an, wenn man Eiſen in Form eines Hufeiſens findet und nagelt ſolches auf die Thür. Auch pflegt man dort 'bei den heiligen Eiſen' zu ſchwören. Ausland 1836, Nr. 179. In Anderſens Roman 'Nur ein Geiger', der auf der Inſel Fünen ſpielt, wird erzählt (Kap. 9): 'Und ſie wandelte hinab in die Stadt und ging bis zu einem von den letzten Häuſern, wo der Backofen wie eine Halbkugel zu der Straße herausſtand. Das Hufeiſen auf der Thürſchwelle und der halbe Feuerſtahl am Pfoſten deuteten darauf, daß man da drinnen keine böſen Geiſter dulden wollte. Das war das Haus der weiſen Frau.'

[3]) Monatsſchrift II, 607.

[4]) Mündliche Mittheilung.

[5]) Peterſen a. a. O. S. 170.

andern Orten [1]). Ob eine von mir häufig wahrgenommene Verwendung des Hufeiſens zur Sperrung der Scheunenthore hoch oben am Thorbalken auch mythiſcher Natur oder nur ein zweckmäßiges Auskunftsmittel iſt, wage ich nicht zu entſcheiden.

Auch mit Quellopfern werden die Hufeiſen in Verbindung gebracht [2]). So diejenigen, welche man in großer Anzahl auf dem Boden des Laacher Sees gefunden haben ſoll [3]). Montanus berichtet [4]) von einem Hufeiſen, das früher an einer Quelle auf dem Wittekindsberge bei Minden im Felſen eingehauen ſtand.

Nunmehr wollen wir nach dem uns vorliegenden Material eine Deutung des Königshovener Symbols und der darüber mitgetheilten Sagen verſuchen. Das Hufeiſen haben wir beſonders auch als signum averruncum gegen Blitz und Brand gefunden. Die Königshovener Kirche liegt aber ſolcher Gefahr augenſcheinlich ſehr ausgeſetzt. Feuersbrünſte haben ſchon manchmal, und vor einigen Jahren noch ihre Umgebung heimgeſucht und waren wegen des Waſſermangels auf der Höhe immer bedenklich.

Die einzelnen Züge der erſten Sage werden ziemlich durchſichtig durch folgende mythiſche Analogien. Auf den Bergen gefundene Hufeiſen hält man in Tirol für die von dem geſpenſtigen Gaul (dem Almputz in Roßgeſtalt) verlorenen [5]). Ferner pflegt der geprellte Teufel vor ſeinem Abzug mit dem Pferdehuf aufzuſtampfen oder wüthend noch einmal gegen die verſchloſſene Thür zu ſchlagen. Es geht ihm wie dem Geſpenſt in Göthes Todtentanz:

Er rüttelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück,
Geziert und geſegnet, dem Thürmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

---

[1]) In der Gegend von Aldenhoven (Kreis Jülich), wo der Hufeiſenaberglaube ebenfalls Verbreitung gefunden, galt als beſonders heilkräftig das Eiſen, welches ein Pferd auf Georgitag verloren hatte. Dortige Fuhrleute hatten auch zauberkräftige Ringe, die, an den Peitſchenſtiel geſteckt, den Pferden die Kraft gaben, doppelte und dreifache Laſt zu ziehen.

[2]) In Tirol werden aus dem letzten vom Teigbrette zuſammengeſcharrten Brotteige die ſ. g. Struzen gebacken, welche ganz die Form eines Hufeiſens haben und an die Wodan und ſeinem Roß gebrachten Opfer erinnern. Thaler in Wolfs Zeitſchr. I, 289.

[3]) Simrock, Myth.[4] S. 512.

[4]) Vorzeit I, 134 (Elberf. 1870).

[5]) Alpenburg, Mythen u. Sagen Tirols S. 211.

Beſonders nehmen die Bauſagen von Kirchen häufig einen derartigen Ausgang. „Bei Kirchenbauten", bemerkt Simrock [1]), „begegnet der Zug, daß der geprellte böſe Geiſt, der erſt ſpät die Beſtimmung des Gebäudes erkannt, das er wohl für ein Wirthshaus hielt, den letzten noch fehlenden Stein nach dem Bau ſchleudert, um ihn zu zertrümmern; er erreicht aber ſein Ziel nicht und liegt nun auch wie in Trier zum Wahrzeichen bei der Kirche."

Eine ähnliche ohnmächtige Wuth zeigen auch die wilden Kriegsteufel unſerer Sage.

Für die zweite Erzählung glaube ich noch nähere Anhaltspunkte im Mythus zu finden. Oder wäre es zu gewagt, in der umherreitenden, faſt heroinenhaften Aebtiſſin einen Nachklang an den Helmythus und in dem beim Leichenbegängniß erſcheinenden Zelter eine Metamorphoſe des Todesroſſes [2]) ahnen zu wollen? Selbſt die drei Hufeiſen ſtimmen, da der Hel zuweilen ein dreibeiniges Pferd zugetheilt wird [3]); ja ſie ſelbſt geht, ſpäterm däniſchen Volksglauben zufolge, zur Zeit der Peſt als dreibeiniges Pferd um [4]). Auch am Teufel fehlt, wenn er Thiergeſtalt annimmt, gern ein Bein, und dreibeinige Thiere werden überhaupt geſpenſtiſch [5]).

Auch das Auftreten des Roſſes beim Opfergang iſt dämoniſch, wie ſich aus einer Mittheilung N. Hockers [6]) über einen Aberglauben an der Moſel ergibt: „Wenn man am Allerſeelentage die um den Altar zum Opfer gehenden Leute unter dem Armen hindurch betrachtet, ſo ſieht man die Verſtorbenen mitgehen [7])."

---

[1]) Myth.[4] S. 56.

[2]) Auch der Teufel wird mit Hufeiſen beſchlagen in einer ſchweizer Sage bei Rochholz, Sagen aus dem Aargau II, 224 ff.

[3]) Grimm, Myth. 864.

[4]) Grimm a. a. O. 290. 1135.

[5]) Simrock, Myth. 467. 479.

[6]) Wolfs Zeitſchr. I, 240.

[7]) Vielleicht gehört hierher auch ein Spottlied auf die Schneider in des Knaben Wunderhorn ('Zu Günzburg in der werthen Stadt'), deſſen 2. Strophe alſo lautet:

Der Teufel aber hat kein Ruh,
Baut ſein Kapelle auch dazu,
Als ſie zum Opfer gehen,
Da hat man mitten in der Schaar
Ein großen Geisbock offenbar
In ihrer Mitt geſehen.

Schließlich sei noch zweier auch in der Königshovener Gegend üblichen Redensarten gedacht, die sich auf das Hufeisen beziehen. Von gefallenen Mädchen heißt es, daß sie „ein Eisen verloren" haben. Auch hier muß man auf ursprüngliche spukhafte Vorstellungen schließen. Diese schimmern noch durch in dem von Grimm[1]) angeführten Citat aus Bebels Facetiae facetiarum (1645): ein jungfraw, die uf der reise nach dem Vennsberg ihren muthwilligen röslein ein eisen abgerennt[2]). Sonst ziehen übrigens nur Männer in den Vennsberg, die Weiber hingegen als Hexen, die „der Teufel reiten mag", auf den Blocksberg und nach andern Orten unheimlichen Spuks.

Die zweite Redensart, die auch Frischbier in seinen preußischen Sprichwörtern[3]) anführt, lautet: „der Pfarrer hat ihm die letzten Hufeisen abgerissen", was von Frischbier auf den Empfang des Abendmahls vor dem Sterben gedeutet wird. Hierzulande ist der Ausdruck nur eine äußerst rohe Bezeichnung des Begräbnisses, wobei der Bauer sich seinem gefallenen Gaul verähnlicht. Wie edel erscheint dagegen die Vermenschlichung des Pferdes in so vielen Sagen und Märchen alter und neuer Zeit! Im neugriechischen Volksliede[4]) soll das Roß sogar den gefallenen Reiter bestatten — eine immerhin beachtenswerthe Parallele zur zweiten Königshovener Sage.

Nachtrag.

Für den Glauben an Teufelsrosse lassen sich noch manche interessante Belege anführen. So heißt nach Grimm (Myth. S. 860) die Wassernymphe, ein zart und schlank gefiedertes Insect, sonst auch verwünschte Jungfer genannt, Teufelspferd, Teufelsbraut, Teufels Reitpferd, dän. fandens ridehest, auf der Insel Mors ein Käfer (meloe proscarabaeus) fandens riihejst. Ein dreibeiniges Pferd mit einem Auge gehört zu den Thieren, welche vor Alters allnächtlich die Straßen der schweizerischen Stadt Sitten unsicher machten[5]).

Zur Erklärung der auf Kirchen aufgenagelten Hufeisen will W. Schäfer[6]) auch das Institut der Eligiusbruderschaften herbeiziehen. Dem h. Eligius,

---

[1]) Wörterb. s. v. Eisen.

[2]) Eine andere nicht unglaublich klingende Deutung theilt Petersen mit a. a. O. S. 172 A.: 'Mein Freund Dr. Caspar glaubt, daß . . . . das Hufeisen eine Benennung des V. d. h. Virgo ist, mit dem eine Jungfrau in den Kirchenbüchern bezeichnet ward.'

[3]) Nr. 2902 u. 3924.

[4]) Mitgetheilt in Ellissens 'Thee- und Asphodelosblüthen' S. 99 und weiter ausgeführt von Schmidt-Phiseldeck unter der Aufschrift 'Vevros und sein Pferd.'

[5]) M. Schlägel in 'Ueber Land und Meer' XL, 819.

[6]) Deutsche Städtewahrzeichen I. Lpz. 1858.

welcher als Biſchof von Soiſſons im 7. Jahrh. die Societates charitatis christianae ſtiftete, deren Mitglieder 'in Noth und Tod' Beiſtand leiſteten und ſogar die Peſttodten zur Erde beſtatteten, ſei das Hufeiſen heilig geweſen, und er ſei namentlich von den deutſchen Schmieden als Schutzpatron verehrt worden. Mithin könne das Hufeiſen andeuten, daß die genannte Bruderſchaft in jenen Kirchen eingeführt worden. Das Vorkommen der Eligianae societates iſt aber für wenige Gegenden Deutſchlands nachzuweiſen und mag wohl nirgendwo in der angegebenen Weiſe ſeine Bezeichnung gefunden haben. Dieſe Anſicht äußert auch W. Menzel in ſeinem Literaturblatt (1858, Nr. 37). 'Uns dünkt es am wahrſcheinlichſten,' fügt er hinzu, 'daß hier an die vielen Sagen von Teufelspferdchen gedacht werden müſſe, die entweder auf der Flucht, oder indem ſie von ihrem frevelnden Reiter gegen einen Altar zu ſpringen angeſpornt werden, ihre Hufeiſen verlieren. Das vor dem Heiligthum fliehende Roß (den Dämon ſelbſt bezeichnend) iſt gegenüber der Kirche ohnmächtig und verliert ſeine Waffen. Das Hufeiſen ſcheint uns eine Trophäe des überwundenen Satans.'

Der Ausdruck 'einem die Hufeiſen abreißen' kommt, wie G. Schuller[1]) erzählt, ebenfalls in Siebenbürgen vor und wird auch dort mancherorts von der Krankenkommunion gebraucht. Ihm zufolge leitet Pfarrer Fronius von Arkeden die Redensart von einem daſelbſt noch jetzt üblichen Ortsbrauche her. Werden nämlich (was nicht immer geſchieht) einem Verſtorbenen auch die Schuhe angezogen, ſo reißt man zuvor die Hufeiſen (ſo heißen allgemein auf dem Lande die Eiſenbeſchläge an den Schuhabſätzen, wozu oft noch eine Eiſenverzierung hinten an der Schuhferſe, 'die Blechen', kommt) von denſelben ab. Als Grund hiervon gibt das Volk an: es ſolle dadurch das ſ. g. Blühen verhindert werden, vielleicht damit kein Schatzgräber die Ruhe des Todten ſtöre. Pf. Fronius iſt indeß geneigt, den Grund vielmehr in der frommen Scheu zu finden, vermöge deren man vor Gott nicht ſo mit Eiſen bewehrt und geziert erſcheinen will, und führt als Analogie an, daß nach den Arkeder Bruderſchaftsartikeln kein 'Knecht' d. h. confirmirter Jüngling mit ſolchen Blechen vor den Altar zum Genuß des h. Abendmahls treten dürfe. Die Romänen, die dieſen Gebrauch auch haben, ſollen nach Schuller folgendes als Grund angeben: die Himmelsthür befinde ſich neben der Höllenthür, habe nun ein Ankömmling Hufeiſen an den Schuhen, ſo höre ihn der Höllenhund im Himmel auftreten und ziehe ihn in die Hölle.

Bedburg. M. Fuß.

2. Zu der Quelle von Schillers „Gang zum Eiſenhammer".

(Vgl. Jahrg. IV, S. 241 ff. und 460 ff.)

Es gibt viele Fragen, die, obgleich ſie längſt entſchieden, immer wieder auf die Tagesordnung geſetzt werden, ſei es, weil immer aufs neue Zweifel bei ſolchen ſich bilden, welche von einſeitigem Standpunkte aus ihr Urtheil fällen, ſei es, weil man die wirkliche Erledigung nicht

[1]) Programm des Schäßburger Gymnaſiums 1863, S. 13.

kennt. Das letztere gilt von der in der „Germania“, im „Frankfurter Muſeum“ und in dieſer Monatsſchrift wiederum erörterten Quelle der Schillerſchen Ballade, über die meine „Erläuterungen“ zu Schillers lyriſchen Gedichten II, 304 ff. (2. Ausgabe) jeden berechtigten Zweifel beſeitigt haben. Daß der Zufall dem Dichter den Stoff gegen die Hälfte September 1799 zugeführt habe, wiſſen wir aus ſeiner Aeußerung an Goethe vom 22., worauf IV, 460 hingewieſen iſt. Götzinger hatte die Quelle in einer Erzählung der Contemporaines von Rétif de la Bretonne (III, 21—25) glücklich entdeckt, doch ohne den Beweis liefern zu können, daß Schiller dieſes Werk gekannt. Ich habe nachgewieſen, daß dieſes wirklich um die Zeit, wo Schiller den Stoff ergriff, in ſeinem Hauſe ſich befand. Frau von Stein ſchreibt am 9. September 1797 an Schillers Gattin: „Heute kommen die verlangten Contemporaines, ſechs Stücke, und ſind noch welche da.“ Alſo am 9. September kam der Band, in welchem die den Stoff des „Ganges zum Eiſenhammer“ enthaltende Novelle La Fille-garçon ſich findet; am 22. ſchreibt Schiller, die letzten acht Tage ſeien für den Muſenalmanach nicht verloren, der Zufall habe ihm noch ein recht artiges Thema zu einer Ballade zugeführt: wer kann da zweifeln, daß dieſer Zufall darin beſtand, daß ſeine Frau oder er ſelbſt in den von Frau von Stein geliehenen Contemporaines die von dem ſehr gottesfürchtigen als Lakai eingetretenen Fräulein erzählte Geſchichte gefunden. Daß Schiller die Urſchrift, nicht die Ueberſetzung benutzt, ergibt ſich aus der Anrede des Grafen:

Unglücklicher! wo kommſt du her?

denn dieſe lautet in der Urſprache: D'où viens-tu, miserable? in der einzigen Ueberſetzung (von Mylius): „Wo kommſt du her, Halunke?“ Alle Sagen über andere Quellen der Schillerſchen Ballade gehören zu den mancherlei Erfindungen, die ſich an Goethes und Schillers Gedichte angelehnt. Freilich ſoll damit nicht allen Verſuchen, ähnlichen Sagen in Deutſchland nachzuſpüren, ihr Werth abgeſprochen werden; ſie haben einen ſolchen aber nur dann, wenn ſie urkundlich als vor dem Jahre 1797 vorhanden nachgewieſen werden. Ich ſelbſt habe a. a. O. 306 f. auf ähnliche ältere Sagen in Frankreich, Italien und Deutſchland, ja auch im Morgenlande und auf ihre Behandlung von Bianchi und in Jeſuitenkomödien hingewieſen.

Köln. H. Düntzer.

Allerlei.

[Bezüge der Nibelungenſage zur Colonia Troiana (Xanten[1]).] Dieſe Bezeichnung führt Hr. Prof. Schneider nun auch mit vollem Rechte in ſeiner intereſſanten Arbeit über 'die römiſchen Heerſtraßen zwiſchen Maas und Rhein', mit beigefügter Tafel, im Hefte LXVI, S. 3 der Bonner Jahrbücher ein. Infolge der von ihm im V. Jahrg. der Monatsſchrift gemachten Anfrage über das Vorhandenſein einer Trajaniſchen Colonie am Niederrhein hatte ich am gleichen Orte in einer zweimaligen Zuſchrift (zuletzt S. 485) nur kurz die Hauptmomente zuſammengeſtellt, die dafür ſprechen, daß ſie im römiſchen Volksmunde Colonia Troiana hieß oder einfach *Troia*, indem der Kaiſer Trajanus beim Volke mit volksetymologiſcher Anlehnung an den Namen der Trojaner Kleinaſiens Troianus genannt wurde, was denn auch auf ſeine Gründung am Niederrhein überging.

Hr. Prof. Schneider fordert nun aber neuerdings in der Monatsſchrift V, S. 487 einen ausführlichen Nachweis: 1) von der Exiſtenz einer Trajaniſchen Colonie am Niederrhein überhaupt. Dieſer dürfte indeſſen durch die von ihm in den Jahrbüchern a. a. O. S. 3 angeführte Angabe des Antoniniſchen Itinerars, ſowie durch den Umſtand, daß hier das Standquartier der nach Trajan benannten legio tricesima Ulpia victrix war, endlich durch die vorhandenen inſchriftlichen, von mir erwähnten Zeugniſſe, ſoweit dies noch möglich iſt, erbracht ſein. Wenn aber erſt Trajan dort eine eigentliche Soldatencolonie angelegt hat, ſo iſt doch ſchon vorher eine römiſche Station oder ein Lager daſelbſt geweſen, deſſen Gründung man Druſus zuſchreibt; es ſind die ſ. g. Castra Vetera. 2) Von der Identität der Namen Colonia (Ulpia) Traiana, C. Troiana und Troia. Dieſe geht aber aus den von mir beigebrachten inſchriftlichen Beweiſen der Form Troianus hervor. Man kann vielleicht auch den Namen der Stadt Trojan in Bulgarien und des berühmten dabei gelegenen Trojanpaſſes über den Balkan anführen, allein dieſer Namen kann auch ſlaviſch ſein, da mehrere ähnliche Ortsnamen in ſlaviſchen Gegenden vorkommen. 3) Von der Oertlichkeit, wo die betreffende Colonia geſtanden hat. Wie Hr. Prof. Schneider ſelbſt anführt, und wie er jetzt auch in den Jahrbüchern als am wahrſcheinlichſten annimmt, geht die gangbare Meinung dahin, daß dieſelbe bei der Windmühle vor dem Clever Thor zu Xanten zu ſuchen ſei. Hierüber kann ich mir aber meinerſeits ohne Lokalkenntniß keinerlei Urtheil anmaßen und muß mich beſchränken, darauf hinzuweiſen, daß auch die ganze mittelalterliche Tradition auf Xanten, die Burg der Nibelungen, weiſt, die Heimat des gehörnten Drachenſiegers Siegfried und uralter gewaltiger Sagen. Von der Civilſtadt, die ſich, wie überall bei militäriſch befeſtigten Colonien, gebildet hat, behauptet man, daß ſie am Fuße des Fürſtenberges, alſo an der Stelle des heutigen Xanten ſelbſt entſtanden ſei. Dies, ſowie daß die ganze Anlage an 20,000 Militärperſonen zu umfaſſen die Größe gehabt hätte, ſteht ſoeben wieder in der Zeitſchrift 'Daheim' 1880, Nr. 4 zu leſen, wo außerdem beſonders über die Xantener Kirche gehandelt wird.

---

[1]) Vgl. Monatsſchrift V, S. 615.

Der heutige Schriftnamen Xanten ſteht in keinerlei Beziehung zum altrömiſchen Namen des Ortes, denn er iſt eine zunächſt auf der Form Zanten (= ze Santen) durch Umſpringen von Z (= ts) in X (= ks) beruhende Verunſtaltung für das ſchon im Nibelungenliede, wie noch im Volksmunde gebräuchliche Santen, urkundlich auch 'ze Sancten' = zu den Sancten (Heiligen), hervorgegangen aus dem mittelalterlichen Namen 'sancti' oder 'ad sanctos martyres' ſeines Domes als Bergungsſtätte des h. Victor und ſeiner Gefährten. Die dortige St. Victorskirche hat alſo dem Orte zu Beginn der chriſtlichen Zeit den Namen gegeben. Es beruht dies auf der Legende von der in ihrer Exiſtenz zu bezweifelnden Thebäiſchen Legion (aus der Thebais in Aegypten kommend), von der eine aus 333 Mann beſtehende Cohorte zu Xanten unter ihrem Centurio Victor ſtationirt geweſen ſein ſoll, oder ſonſt in die dortige Gegend gekommen wäre. Dieſelben ſeien Chriſten geweſen und hätten ſich trotz des kaiſerlichen Ediktes bei irgend einer Gelegenheit als ſolche bekannt, worauf ſie auf kaiſerlichen Befehl ſammt ihrem Anführer Victor nahe bei Xanten alle niedergemacht und ihre Leiber in einen dortigen Sumpf geworfen worden ſeien. Später habe die Kaiſerin Helena, eine Chriſtin, die Mutter Conſtantins d. Gr., die Gebeine Victors und ſeiner Genoſſen geſammelt und in eine Gruft zuſammengelegt, über welcher ſie ihnen zu Ehren eine Kirche bauen ließ, an deren Stelle in ſpäterer Zeit eine ſchönere getreten iſt, die heutige als ein Meiſterſtück gothiſcher Baukunſt bekannte St. Victorskirche. Die Kaiſerin Helena ſpielt überhaupt in der Legendengeſchichte eine Rolle (vgl. Monatsſchrift V, S. 472 f.). Einen kleinen mittelalterlichen Roman von derſelben hat unlängſt Ed. Heydenreich herausgegeben: 'Incerti auctoris de Constantino magno ejusque matre Helena libellus'. Helena aus Trier wird auf einer Wallfahrt in Rom von dem Kaiſer Conſtantius überwältigt und nennt daher ihren Sohn Conſtantinus. (Vgl. Literar. Centralblatt vom 4. Oktober 1879, Nr. 40.)

Was aber den neben ihr zweiten Schutzpatron Xantens betrifft, St Victor, ſo war derſelbe, wie bereits in der Monatsſchrift V, S. 617 hervorgehoben wurde, der Drachentödter Siegfried, deſſen Namen ins Lateiniſche überſetzt wurde. Vgl. indeſſen J. Becker, Heidelberger Jahrb. 1871, S. 234.

Wie ſehr wir zu Troia = Xanten in der That nicht allein auf althiſtoriſchem, ſondern zugleich auch auf altmythologiſchem, ſagenumranktem Boden ſtehen, zeigt ja in vollem Maße die hier ſpielende Nibelungenſage, welche die altgermaniſche Götterſage repräſentirt, indem Siegfried an die Stelle des Lichtgottes Baldur trat, der ebenfalls, wie auch der entſprechende griechiſche Achilles, theilweiſe unverwundbar iſt und, wie dieſer, ſolche Gabe ſeiner Mutter verdankt. Der Mörder Baldurs war der Kriegsgott Hödhr, an deſſen Stelle ſpäter Hagen trat. (Man kann ihn vielleicht als jungen und ſchönen Königsſohn, wie ihn Saxo beſchreibt, mit Paris, welcher nach der ſpätern griechiſch-römiſchen Tradition Achilles erſchießt, vergleichen.) Xanten ward denn auch als germaniſcher Götterſitz betrachtet, als Asgard. Mitten in dieſer Stadt, auf dem idäiſchen Feld ſei der Saal Gladsheim, die Wohnung der Götter, erbaut worden, von wo aus die Verwaltung der Stadt und die Schickſale der Menſchen geleitet worden ſeien. (Vgl. Schwenck, Mythologie der

Germanen S. 23, 95, 197.) Zweifellos fand hier eine Uebertragung des bekannten heiligen Götterberges Ida bei Troia in Kleinasien statt auf das gleichnamige rheinische Troia. Das mythische Idafeld Asgards, der Versammlungsort für die Asen und Aufenthalt der 12 großen von Odhin eingesetzten göttlichen Richter der nordischen Mythologie, kam zu Hülfe, um die Lokalisirung der germanischen Göttersage zu Xanten vollständig zu machen. Wie Jupiter und die idäische Göttermutter Cybele ihren Aufenthalt in den Tempeln des phrygischen Ida hatten, so war Odhins Thron auf dem Ida-Plan zu Xanten, von wo er die ganze Welt überschauen konnte. Die nordische Mythologie zeigt überhaupt viele Züge jüngern Ursprungs, entlehnt aus altgriechischen, jüdischen, römischen und celtischen Quellen. Sie ist nicht in der unbedingten Weise, wie man bisher meistens angenommen hat, der Repräsentant des ursprünglichen gemeinsamen teutonischen Glaubens. Der Verkehr und der Handel mit den Völkern der alten Kultur brachten vielfach fremde Elemente, so daß oft nicht mehr zu unterscheiden ist, was urteutonisch (altarisches Gemeingut), was bloß entlehnt ist. Ein nordischer Forscher, Prof. Bugge, geht indessen mit diesen Entlehnungen etwas zu weit (vgl. die englische Academy vom 29. November 1879). [Mitgetheilt von Hrn. Karl Christ zu Heidelberg.]

[Ausgrabungen zu Xanten.] Der zu Xanten am Niederrhein bestehende Alterthumsverein hat an der Nordseite der Stadt, vor dem Clever Thor, wichtige Aufdeckungen gemacht. Auf dem s. g. Steinacker sind nämlich großartige Fundamente bloßgelegt worden, auf denen noch Mauerreste von 0,5 bis 1 m Höhe stehen. An einer Stelle, an der man bis auf das Ende des Fundaments gehen wollte, reicht dasselbe in eine Tiefe von fast 5 m. Eine Längsmauer, in der mehrere Thoröffnungen bemerkbar sind, erreicht bis dahin schon die Länge von 60 m, die Dicke dieser Mauer, welche nicht überall gleichmäßig ist, beträgt 1,5 m, die des Fundaments 2 m. Dabei ziehen sich gewaltige Quermauern nach beiden Seiten hin. Das Mauerwerk selbst scheint römischen Ursprungs zu sein. Davon zeugen die im Schutte massenhaft vorkommenden quadratischen Dachziegel, sowie 3 römische Münzen aus der Zeit der Antonine. Das Baumaterial ist ein harter Schiefer, welcher durch einen mit Ziegelmehl oder zerstoßenem Tuffstein gemengten Kalk verbunden ist. Die Maurerarbeit ist vortrefflich. Vielfach findet man die Wände mit einem steinharten Beton beworfen, fein geglättet und tapetenartig bemalt. Durch den Frost hat die Aufdeckungsarbeit einstweilen eingestellt werden müssen, aber Allen, welche sich dabei betheiligen, wird es klar, daß diese gewaltigen Substructionen sich sehr weit erstrecken werden und der Schwerpunkt der Colonia Traiana sich demnach weniger am Fuße des Fürstenberges, sondern vielmehr im Norden der Stadt Xanten befunden habe. Auffallend ist es, daß kein Ziegel wie sonst ein römisches Legionszeichen an sich trägt, vielmehr vielfach auf der einen Seite Wellenlinien zeigt, welche dem Ziegel in seinem nassen Zustande etwa mit einem scharfen Besen beigebracht worden sind. Hoffentlich werden bald kundige Männer die Frage nach Ursprung und Zweck dieser großartigen Mauerreste zu lösen wissen, auch die Frage, welche schon aufgetaucht ist, ob wir es hier nicht vielleicht mit einem germanischen Werke zu thun haben, das aber nach römischer Art gebaut ist. Das Nibelungenlied und der Volksglaube, daß im Norden Xantens die

Siegfriedsburg geſtanden habe, rückt dieſe Frage nahe. [Aus der Köln. Zeitung 1880, Nr. 19.]

[Römiſche Alterthümer bei Erſweiler.] Ueber die römiſchen Alterthümer bei Erſweiler zwiſchen Blieskaſtel und Saargemünd weſtlich der Blies bringt die 'Zweibrücker Zeitung' folgende Mittheilung: Der Bliesgau iſt in vielfacher Beziehung hiſtoriſch merkwürdig; er bildet ein Grenzgebiet bei den verſchiedenen Theilungen der Karolinger (als Bleſitgow, Bleſitchowa, bis über Bitſch hinaus), war auch von der Grenze zwiſchen Franken und Alemannen im 5. Jahrh. theilweiſe durchſchnitten und in noch früherer Zeit von den Römern coloniſirt. Mehrere Römerſtraßen durchzogen ihn; von Kirkel über Blieskaſtel, Bieſingen weſtwärts an die Hauptſtraße Metz-Worms lief eine ſolche, eine zweite ſüdweſtlich nach der Saar, eine dritte über Hunackerhof nach Saargemünd, eine vierte muß, nach Spuren zu ſchließen, über die Höhe etwa von Reinheim, wo man vor einem Menſchenalter, wie im Bliesthal auch ſeitdem, Spuren römiſcher Anſiedelungen fand, auf der Höhe nahe bei Erſweiler vorüber nordwärts geführt haben. Nicht weit von derſelben, nämlich zwiſchen ihr und Erſweiler in einem Thalwinkel, wo der 'Winkelbach' entſpringt, ſind die Ueberreſte alter Anſiedelungen, welche die Quellen des letztern offenbar bedecken. Wo dieſer auf verſchiedenen Punkten zugleich aus dem Grasboden dringt, bis in die obere Ecke des Thälchens, laſſen ſich drei in niedrigen Abſtänden über einander ſchräg anſteigende Terraſſen unterſcheiden: die unterſte, welche uns zunächſt intereſſirt, iſt durch einen geradlinigen, mit zwei uralten Nußbäumen beſetzten Rech von der mittlern getrennt, der Uebergang zur dritten iſt weniger markirt. Etwa an dem letztern Uebergang ſind in früherer Zeit Gewölbebauten unter dem Boden entdeckt worden (vielleicht nur bogenförmig gewölbte Grundmauern), die mittlere Terraſſe bedeckt rechtwinkelig ſich ſchneidende Grundmauern, deren Linien ſchon längſt durch den ſchlechtern Graswuchs ſich verriethen. Vor etwa 80 Jahren grub der damalige Beſitzer nach und fand eine Kiſte mit Goldmünzen, und dieſer Fund ermöglichte ihm, das größte Haus in Erſweiler, jetzt Wirthshaus, zu bauen. Leider weiß Niemand mehr zu ſagen (was ſehr wichtig wäre), welcherlei Münzen es waren. Es ſcheint nämlich, wie die Einwohner von Erſweiler ſelbſt vermuthen, daß gewiſſe Erderhöhungen an der öſtlichen Böſchung des Thälchens ebenfalls Ruinen bedecken, und da überdies ein Dorf in der Nähe von Erſweiler im dreißigjährigen Kriege, wie ſo manche andere, zu Grunde gegangen iſt, ſo wäre möglicher Weiſe deſſen Stätte dort zu ſuchen. Sicherer iſt, daß an dem Rech der unterſten Terraſſe, die dann als Wieſengrund ſich weiterhin abwärts ſenkt, einſt ein römiſcher Bau geſtanden hat. Ein Erdhügel, mit Raſen überwachſen, bedeckte denſelben, bis vor etwa 4 Jahren der Beſitzer der Wieſe auf den Gedanken kam, denſelben abzuheben und den Schutt, von dem man Kenntniß hatte, als Dünger für die darunter liegende Wieſenpartie zu benutzen. Man fand alſo Schutt mit Trümmern römiſcher Plattziegel (tegulae), ſowie deren erhabene Seitenränder überdeckende Hohlziegel (imbrices) vor, auf erſtern die charakteriſtiſche Tatze eingeprägt; daneben verkohlte Holzreſte, und in einer Ecke, wo man innerhalb der rechten öſtlichen Umfaſſungsmauer Schutt aushob, kamen auch Menſchenſchädel und Knochen zu Tage. — Nach dreijähriger Unterbrechung wurde die Arbeit

dieſen Herbſt wieder aufgenommen und an der weſtlichen Ecke ein Theil der Grundmauer bloßgelegt und das daran ſtoßende Gemach ausgehoben. Darin fanden ſich 14 Münzen; ferner wurde ein ſteinernes pistillum (Mörſerkeule) vorgefunden, einige eiſerne rautenförmige Spitzen, welche wahrſcheinlich als Sporen gedient haben, dann ein eiſernes Geräth, zwei parallele, halbkreisförmige Eiſenſtangen, an den Enden durch Stangen verbunden, gleichſam ein Bügel ohne Querſtange. — Pfarrer Rütter in Erſweiler, welcher überhaupt hiſtoriſche Notizen für jene Gegend ſammelt, hat das Verdienſt, zuerſt wieder die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſe Stätte gelenkt zu haben. Am 10. Nov. v. J. begaben ſich einige Alterthumsfreunde aus Zweibrücken und der Umgebung dorthin. Man fand die Hauptmauer auf einige m weſtlich und großentheils ſüdlich bloßgelegt, eine Art Vorbau (vestibulum) bezeichnet den Eingang thalwärts; links daran ſtieß jenes bloßgelegte conclave, deſſen Boden mit Cementplatten belegt war, unter denen ſich eine tiefe aus Ziegelbrocken und Mörtel zuſammengebackene Maſſe befindet, welche gewöhnlich den unterſten Boden darſtellt; das bloßgelegte Zimmer ſcheint ein Bad (balneum) geweſen zu ſein, da ſelbſt die Mörtelverbindung der Bodenplatten mit den Seitenplatten der Wand ganz ſo, wie in den jetzt bloßgelegten Thermen zu St. Barbara bei Trier, hergeſtellt iſt; auffällig erſcheint nur, daß bis jetzt kein hypocaustum (Luftheizung) entdeckt iſt. Der größte Theil des ſonſtigen Innern iſt noch mit Schutt ausgefüllt, darunter viele Ziegelreſte, auch Bruchſtücke eines kleinen, feinen, gebrannten Thongefäßes von grauer Farbe. Die Münzen (eine war nebſt dem pistillum von einem Beſucher mitgenommen), 13 an der Zahl, erwieſen ſich als der Zeit von 254 bis 276 n. Chr. angehörig; ſämmtlich von Bronze, wenn auch in verſchiedener Miſchung, meiſt mit ſehr ſcharfer Prägung und Schrift, auf einigen ſogar noch Stempelglanz ſichtbar, außerordentlich wohl erhalten, und zwar zwei von Kaiſer Gallienus aus dem J. 254, 259; eine von Poſtumus (259—265), zwei von Tetricus aus dem J. 268, drei von Tacitus 275 und 276; fünf von Marc. Aurel. Probus aus dem J. 276. Alle dieſe Münzen können dem Verkehr und der Luft nicht viel ausgeſetzt geweſen ſein. Es iſt ſonach wohl anzunehmen, daß ſie etwa in Trier geprägt und ſehr bald durch jene Kataſtrophe, die man alſo gegen das J. 300 n. Chr. wird anſetzen dürfen, dem Schoß der Erde übergeben worden ſind. Da das Gebäude in ſich zuſammenbrannte und Todte in einem conclave ſich fanden, ſo könnten die Bewohner durch einen feindlichen Einfall erſchlagen, oder durch den Nachts ausgebrochenen Brand während des Schlafs verunglückt ſein. — Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Fundamente auf den obern anſtoßenden Terraſſen in Beziehung zu dieſem Hauſe ſtanden, und es wäre dann die Vermuthung gerechtfertigt, daß hier eine Militärſtation in der Nähe der Römerſtraße ſich befand. Man könnte an die Villa eines Präfecten oder Centurio und, wenn man über jene Goldmünzen mehr wüßte, an ein Quäſtorium denken — indeß, wir wollen uns nicht in Vermuthungen ergehen. [Aus dem Pfälz. Kurier 1879, Nr. 279.]

[Zur Volksetymologie.] 1. Komana in Kleinaſien. Ein hübſches Beiſpiel antiker Volksetymologie wird in der Zeitſchrift 'Globus' Jahrg. 1879, Bd. 36, S. 365 aufgeführt: Strabo berichtet nämlich von dem

Gottesdienſt der Tempelſtadt Komana in Kappadokien, d. h. über den der Artemis Tauropolos des dortigen Tauros- und Antitaurosgebirges, Oreſtes ſchiene ihn mit ſeiner Schweſter Iphigenia aus dem tauriſchen Skythien hierher gebracht, dort auch ſein Trauerhaar abgeſchnitten zu haben, woher nun der Name der Stadt käme. Strabo bringt alſo ganz ungerechtfertigter Weiſe Komana mit dem griechiſchen κόμη (Haar) in Verbindung (letzteres Wort, wie auch lat. coma, aus kosma entſtanden, vgl. altſlaviſch kosa Haar und ſanſkr. kashati kratzen, ſtriegeln), während der Namen der Stadt doch nicht griechiſch, ſondern kappadokiſch war, das nach Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 96 mit Armeniſch gleichartig geweſen wäre.

2. Der Haarlaß bei Heidelberg. Ein merkwürdiges deutſches Analogon zu dieſem Beiſpiel antiker Volksetymologie bietet nun der Namen eines Gebäudes in der Nähe von Heidelberg. Wir meinen den ſ. g. Haarlaß (vom Volke Hoorloos genannt), jetzt eine Gerberei auf der rechten Seite des Neckars gelegen in der Nähe des Stifts Neuburg, zu welchem das Wirthshaus 'Zum Haarlaß' eine Zeit lang gehörte. (Widder, Geogr. Beſchr. d. Kur-Pfalz I, S. 249.) So entſtand denn die bekannte Sage, die Nonnen hätten hier vor ihrer Ueberführung ins Kloſter ihre 'Haare laſſen' müſſen, während die Tonſur, wie Fickler in ſeiner kleinen Geſchichte des Stifts Neuburg richtig bemerkt, nur vor dem Altar des Kloſters ſelbſt vorgenommen werden durfte. Ficklers Arbeit erſchien in Ottmar Schönhuts 'Burgen, Klöſter, Kirchen nnd Kapellen Badens und der Pfalz' zu einer Zeit, als der Urſprung des Haarlaſſes noch nicht bekannt war, der jetzt durch Mittheilung des Handſchuchsheimer Weisthums in der Oberrheiniſchen Zeitſchrift Bd. 26 nachgewieſen iſt. Weitere Mittheilung uns hierüber für eine Specialarbeit vorbehaltend, mag hier nur ſoviel erwähnt ſein, daß der Haarlaß im Mittelalter als Ziegelei angelegt wurde von einem gewiſſen Haman Haarlaß und von ihm alſo ſeinen Namen erhielt. In der Form Haarleß kommt dieſer Namen noch als Familiennamen in Bayern vor. (Auch am Rhein begegnet als ſolcher die Form Harleß. D. Red.) Steub (Oberdeutſche Familiennamen S. 40) führt den letztern Namen auf einen altdeutſchen Hariliso (eine Ableitung von Haro, Harilo) zurück. Man wird aber beſſer Harilazo als Urform des Familiennamens aufſtellen.

3. Muggenſturm bei Raſtatt. Zu Muggenſturm bei Raſtatt ſoll über dem Rathhausthor der Spruch geſtanden haben:

'Die Väter bedrängt: gräulicher Krieg,
Die Mucken halfen ihnen zum Sieg.'

Dieſer letztere ſoll dadurch bewerkſtelligt worden ſein, daß man Bienenſtöcke als Schanzkörbe und Schleuderwaffen gegen 'die Franzoſen' verwendet habe. Die Bienen ſollen nämlich in dieſer Gegend 'Mucken' genannt werden. (Vgl. H. Pröhle, Deutſche Sagen[2] S. 112.) Nun heißen Mucken (ohne Umlaut) am Ober- und Mittelrhein freilich nicht die Bienen, wohl aber große Fliegen, Zimmerfliegen, während das, was in Norddeutſchland Mücken (mit Umlaut) heißt, dort Schnaken ſind, vulgo Schnooken; ſchon mittelhochd. vorkommend snâke = Stechmücke. Es ſind dies die kleinen ſtechenden Mosquitos. Mucke heißt oberdeutſch, wie geſagt, nur eine größere nicht ſtechende Fliege, wie z. B. auch die am Fleiſch ſich aufhaltende und darin ihre Eier legende Schmeißmucke

(pfälziſch Schmaaßmuck). Dasſelbe Wort lautet althochd. mucca, mugga; mittelhochd. mucke, mugge und mücke, mügge; altſächſiſch, unter Bewahrung des alten i oder j, muggja, muggia, aus welcher Form ſich auch das altnordiſche gleichbedeutende mŷ (Bremſe) erklärt, entſtanden durch Wegfall des Gutturals vor j, wie auch engliſch midge (ſpr. midsch), dasſelbe Inſekt bezeichnend. (Vgl. Katſchhof aus Kakshof, Monatsſchrift V, S. 559 und die weiter unten gegebenen Beiſpiele von Zetazismus im Germaniſchen, Monatsſchrift VI, S. 84.) Urverwandt damit iſt ohne Zweifel neugriech. migha, altgriech. μυῖα, aus muchja. — Der Ort Muggenſturm bei Raſtatt iſt nun einfach, wie auch der Muckenſturmer Hof bei Weinheim, nördlich von Heidelberg, genannt von ſeinem Erbauer. Der Familiennamen Muggenſturm kommt nämlich noch heute vor. Steub (Oberdeutſche Familiennamen S. 82) führt ihn auf. Es iſt ein zuſammengeſetzter Namen und bedeutet einen gewiſſen Sturm, Sohn eines Muggo (Schmeichelform von Muotgêr). [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Arndt contra Schlegel.] In den intereſſanten Mittheilungen W. Heſſes über A. W. von Schlegel heißt es im 2. Blatt der Köln. Zeitung vom 17. Juli 1879, Nr. 196: 'Befanden ſie [Schlegel und Arndt] ſich zuſammen in Geſellſchaft, ſo wollten auch beide ſprechen und den Löwenantheil an der Geſellſchaft für ſich in Anſpruch nehmen. Gegen Arndt kam Schlegel mit ſeiner Bemerkung: „Erlauben Sie, Herr College!" nicht durch, er wurde übertönt und ſah ſich zum Schweigen verurtheilt. Sie konnten in einer Geſellſchaft nicht nebeneinander ſitzen .... Schlegel ärgerte ſich darüber und widmete dem „Teutonicus rusticus" das Epigramm:

Dein wüſtes Schrei'n erſcholl vordem im Kriegsgetümmel,
Jetzt, in der Friedenszeit, erkennt man ganz den L .....'

Der Verf. hätte zur Vervollſtändigung der Zeichnung des Verhältniſſes hinzufügen können, daß Arndt, wie mir vor Jahren mündlich mitgetheilt wurde, mit dem Gegenverſe geantwortet habe:

So lang' in Deutſchland dreſchen wird ein Flegel,
Wird man noch nennen Auguſt Wilhelm Schlegel.

[Geboten und ungeboten Ding.] Grimm, Deutſches Wörterbuch II, 1165 (unten) ſchreibt: 'geboten ding iſt eine bestimmte ordentliche gerichtssitzung, ungeboten ding eine besonders berufene auszerordentliche'. Das iſt unrichtig; denn umgekehrt bezeichnet geboten ding eine außerordentliche, ungeboten ding eine ordentliche Sitzung. Grimm hat das ſelbſtverſtändlich gewußt, wie zum Ueberfluß aus ſeinen Deutſchen Rechtsalterthümern[2] S. 826 zu erſehen iſt, wo es heißt: 'Ungeboten kamen nämlich alle freien auf bestimmte zeit ... ein, zwei oder dreimal jährlich zusammen'. Aber: Quandoque bonus dormitat Homerus. [Mitgetheilt von Hrn. Progymnaſial-Rector Dr. J. Pohl zu Linz.]

[Cagon als Grenze des Waldes Osning.] Nach Gelenius (De adm. magn. Colon. p. 67) beſaßen die Erzbiſchöfe von Köln den Forſtbann im Walde Osning, der ein Theil der Ardennen war. (Vgl. Monatsſchrift II, S. 174 f.) Derſelbe erſtreckte ſich bis in die Gegend von Zülpich; Gelenius gibt folgende Grenzbezeichnung an: Est locus quidam iuxta Zulpeche, qui dicitur

Cagon, ibi incipit bannus Archiepiscopi Coloniensis super silvam, quae dicitur Osning. Eine Spur des Ortsnamens Cagon liegt vielleicht in dem der Gemarkung Bürvenich angehörenden Kagens- oder Knagensgäßchen. Dasſelbe iſt ein von hohen Bäumen eingefaßter Weg, der in ungefähr gleicher Entfernung zu den Dörfern Bürvenich, Sinzenich und Schwerfen, und an der Grenzſcheide der Regierungsbezirke Köln und Aachen liegt. Dieſe Oertlichkeit macht bei Nachtzeit einen unheimlichen Eindruck und galt früher als verrufen und von böſem Spuk heimgeſucht. Derſelbe Name ſcheint wiederzukehren in dem bei Lacomblet (Urkb. I, Nr. 156) erwähnten Hofe Cagenberc im Lahngau. [Mitgetheilt von Hrn. Oberlehrer Dr. Fuß zu Bedburg.]

[Der Namen Rißling.] In der Monatsſchrift V, S. 272 habe ich mich über die Frage des ſ. g. huniſchen Weines ausgeſprochen und bei dieſer Gelegenheit auf die Bedeutung des Wortes Hune, Häne, Heune = Rieſe verwieſen. Dieſelbe Bedeutung hat man nun aber auch einer Art Weintrauben und dem daraus bereiteten Wein zuſchreiben wollen, die unter dem Namen Rißling bekannt ſind. Man ſchreibt in Folge deſſen vielfach 'Riesling', als käme das Wort von 'Rieſe' her, was aber vollkommen falſch iſt, abgeſehen davon, daß letzteres Wort hiſtoriſch richtig 'Riſe' zu ſchreiben iſt. Die richtige Form Rißling findet ſich denn auch vielfach, beſonders in frühern Schriften. Es kann kein Zweifel beſtehen, daß der Namen von einer Eigenſchaft dieſer edelſten deutſchen Trauben herrührt, deren Heimat das Rheinthal iſt.

Die gelblichen Beeren dieſer Traubenſorte haben nämlich neben ihrer Süße einen eigenthümlich anregenden, recenten, pikanten, würzigen Geſchmack, der beſonders beim Weine ſelbſt hervortritt. Daher franz. Gentil aromatique.

Von dieſem 'reiſſenden' und 'reizenden' Geſchmack hat nun der Rißling ſeinen Namen, wie auch der ſ. g. 'Riſſer', d. h. Moſt im Stadium vorgeſchrittener Gährung von ſeinem herben Geſchmack, d. h. von ſeinem 'Reiſſen' (mittelhochd. rîzen) genannt iſt. — Eine andere Ableitung kommt wohl einer in der Schweiz 'Ryßernen' genannten Traubenart zu, nämlich von mittelhochd. rîsen 'herabfallen', weil deren Beeren zum Theil vor der Reife abfallen, was indeſſen beim Rißling nicht der Fall iſt.

Wie dem übrigens auch ſei, der Rißling kann ſchon deshalb nicht derſelbe ſein, wie der alte huniſche Wein, weil dieſer einen geringen Landwein bezeichnete, der Rißling dagegen einer der edelſten, bouquetreichſten Weine iſt.

Die Anpflanzung dieſes letztern wird allerdings ebenfalls in die früheſte Zeit verſetzt, in welcher überhaupt der Weinbau am Rhein eingeführt wurde. Reben ſollen zuerſt von den Römern im Nahethale gepflanzt worden ſein und hätten ſich von da bereits im 5. Jahrh. über den jetzigen Rheingau verbreitet, d. h. auf die rechte Seite des Rheins, aber erſt vom 7. bis 12. Jahrh. in das innere deutſche Gebiet. Vgl. auch meine Ausführungen hierüber in den 'Heidelberger Jahrbüchern' 1872, S. 247 f. u. 652, die gegen die gewöhnliche Annahme gerichtet ſind, wonach ſchon Kaiſer Probus den Weinbau auf dem rechten Rheinufer eingeführt haben ſollte. Dagegen iſt derſelbe hier am Oberrhein ſicher bezeugt in der alemanniſch-fränkiſchen Zeit. Vgl. unter Andern Fecht, Geſchichte der badiſchen Landſchaften II, S. 91; Mone, Badiſche Urgeſchichte I, S. 52 ff.; Düntzer in den Bonner Jahrb. II, S. 9 ff. (vgl. auch das General-

regiſter der Bonner Jahrb. LXV, S. 206); Leonardy, Geſchichte des Trieriſchen Landes S. 12 f.; Weidenbach, Das Nahethal III, S. 354—409. — Was die Frage nach dem ſ. g. huniſchen Wein betrifft, ſo hat darüber in neueſter Zeit Hofmann in Bd. 23 der Zeitſchrift f. deutſches Alterthum gehandelt. Einen Beitrag zur Controverſe von vinum francicum und vinum hunnicum gibt auch Wilhelmj in den Naſſauiſchen Annalen XIV, Nr. 10, der zwar die richtige Anſicht vertritt, daß damit lediglich eine Eintheilung des Weines und der Weinberge nach ihrer Qualität gemeint ſei (nicht aber nach der Farbe), dagegen überſieht, daß beſtimmte Reben- und Weinſorten ſich je nach ihrer Güte durch dieſe Namen unterſchieden. Belege hierfür gibt ja Wilhelmj ſelbſt, ſodann, worauf Schenk zu Schweinsberg aufmerkſam gemacht hat, Remling, Speierer Urkb. S. 160, 166 u. 174, wo der Familiennamen Hunisdrube erſcheint (Heſſ. Quartalblätter 1878, S. 27). Im Allgemeinen iſt daher feſtzuhalten, daß der huniſch, hüniſch, ſpäter heuniſche Wein von geringern Trauben iſt, im Gegenſatz zu dem edlen fränkiſchen Mainwein, deſſen Kultur ſich dann aber auch in andern Gegenden verbreitete, ſo daß nun beſſerer Wein überhaupt ſo genannt wurde. Vgl. auch 'Das Weinland Elſaß' (Straßburg 1879) S. 10. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Badereiſen rheiniſcher Pfalzgrafen nach Gaſtein.] In einem Artikel der 'Augsburger Allg. Zeitung', Beilage Nr. 254 von 1879 über das Wildbad Gaſtein bei Salzburg in den öſterreichiſchen Alpen findet ſich folgende hiſtoriſche Notiz aus der daſigen Bade-Chronik:

'Im Jahre 1534 kamen Pfalzgraf Philipp, Fürſt und Herr am Rhein, am Tag Bartholomey mit 60 Pferden, badete 7 Wochen und wurde geſund.'

'Im Jahre 1547 zwiſchen Oſtern und Pfingſten kamen Otto Heinrich, Pfalzgraf und ſein Vater Friedrich mit 20 Wagen, 50 Pferden. Sie badeten 14 Wochen und wurden geſund.'

Zu dieſen Daten iſt zu bemerken, daß der in der Reformationsgeſchichte berühmte Otto Heinrich, geb. 1502, zu der genannten Zeit noch nicht die Regierung der Rheinpfalz angetreten hatte, was erſt 1556 ſtattfand, während ſein Tod ſchon nach dreijähriger Regierung 1559 erfolgte. — Otto Heinrich regierte vorher in der ſ. g. 'jungen Pfalz', dem ſpätern Herzogthum Neuburg, einem Theil von Niederbayern, zwiſchen der Donau und der Nab, in der Nähe der ſ. g. 'Oberpfalz'. Sein jüngerer Bruder war Pfalzgraf Philipp, der Streitbare genannt, weil er die Stadt Wien 1529 wider die Türken vertheidigte. Er lebte 1503—1548, wo er zu Heidelberg ſtarb. Die beiden genannten Brüder waren Söhne des ſ. g. Rupertus virtuosus, Ruprechts des Tugendhaften (geb. 1481, geſt. ſchon 1504), des ältern Bruders des pfälziſchen Kurfürſten Friedrich II., des ſ. g. Weiſen. Nur dieſer letztere, alſo der regierende Kurfürſt, konnte es geweſen ſein, der mit Otto Heinrich, ſeinem Mündel und Neffen, im J. 1547 Gaſtein beſuchte. Dieſer Kurfürſt Friedrich II., der Weiſe zugenannt, wurde im J. 1483 bei Neuſtadt a. d. Hardt geboren und trat die Regierung von Kurpfalz 1544 an, die er bis zu ſeinem 1556 erfolgten Tode rühmlichſt fortführte. Was nun die Veranlaſſung der Badereiſe des Kurfürſten betrifft, ſo iſt dieſelbe in der im J. 1547 zu Heidelberg ausgebrochenen Peſt zu ſuchen, in Folge deren auch die Univerſität von Heidelberg weg nach Eberbach,

einem Pfälzerſtädtchen weiter oberhalb am Neckar verlegt wurde (vgl. Hautz, Geſch. der Univerſität Heidelberg I, S. 475). [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Aberglaube aus dem Kreiſe Euskirchen.] Wer Peterſilie verſetzt, gräbt ſeinen beſten Freund in die Erde (d. h. dem muß der beſte Freund bald ſterben).

Wenn man die Warzen zählt, verdoppeln ſie ſich.

Kluge Kinder werden nicht alt.

Lächeln um die Lippen eines Todten bedeutet, daß ihm bald einer aus der Familie nachfolgen muß.

[Weiteres zum ſ. g. Königsſalut.] Wenn zur Erklärung der 101 Kanonenſchüſſe Monatsſchrift V, S. 467 auf den altdeutſchen Gebrauch hingewieſen wurde, zu Allem eins zuzugeben, ſo iſt die Bemerkung vielleicht beachtenswerth, daß dieſe Zugabe gerade bei der Zahl 100 ſich häufiger findet. So redete am 14. April 1525 Wendel Kres als Sprecher der aufſtändiſchen Bauern die beiden Grafen Albert und Georg von Hohenlohe alſo an: 'Bruder Albrecht und Bruder Georg, kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu bleiben und nichts wider ſie zu thun. Denn ihr ſeid nimmer Herrn, ſondern Bauern, und wir ſind Herren von Hohenlohe, und unſeres ganzen Heeres Meinung iſt, daß ihr auf unſere 12 Artikel, ſo von Schönthal kommen ſind, ſchwören und mit uns auf 101 Jahre zu halten auch unterſchreiben ſolltet.' Ein gewiſſer Simon Keller aus Schaffhauſen wurde, wie Birlingers Volksthümliches aus Schwaben II, 226 berichtet, im J. 1645 'wegen Diebſtahls auf den Pranger in das Halseiſen geſtellt, dann mit entblößtem Leib in der Stadt (Ravensburg) herumgeführt und mit Ruthen geſtrichen, ſofort auf den Kreuzwegen verrufen und ihm zu guter Letzt die Stadt und deren Gerichte auf 20 Meilen Wegs in der Runde auf einen Tag und 100 Jahre verboten'. [Mitgetheilt von Hrn. Oberlehrer Dr. M. Fuß zu Bedburg.]

[Zwei Mißbräuche früherer Zeit.] In der Polizei- und Landsordnung des Erzſtifts Köln von 1596 findet ſich folgendes Verbot: 'Item bey den Braudtwirdtſchafften vnd Ehrentägen, ſol der Junckfrauwen geſelſchafft, ſo den abent für den Ehrentag an etlichen örtheren pflegt gehalten zu werden, ſambt den Hanenbringen vnd Nachtſauffen, abgeſchafft werden.' Dieſes Hahnenbringen iſt wohl derſelbe Brauch, der bei Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben II, 384) als 'Huhnkrähen' bezeichnet und alſo beſchrieben wird: 'Am Verlobungstag, auch ſchlechthin Heiratstag geheißen, kommt man im Hohenloheſchen, in Niederſtetten, im Hauſe der Braut zuſammen, ißt und trinkt und läßt ſich's wohl ſein. Während Alles ſo beiſammen ſizt, der Heiratsvertrag feſtgemacht iſt, erlauben ſich die ledigen Burſche den einträglichen Spaß des Huhnkrähens. Sie fangen einen Gockeler oder Hahn, nehmen eine Leiter oder ſtellen ſich unter dem Fenſter auf und zwicken und drücken das arme Thier ſo, daß es zu ſchreien und zu krähen anfängt. Sobald man dieſes in der Stube hört, müſſen die Brautleute bezahlen. Die Burſche gehen ins Wirthshaus und vertrinken das, ſo ungefähr 3—4 fl. Ein ähnlicher Brauch iſt im Eichſtädtiſchen geweſen, wo gekreete oder bekrehte Heurat als Provinzialismus vorkommt.' Einiges Licht wird über dieſe Sitte verbreitet durch eine von Birlinger

gleichfalls angeführte Stelle aus Reynitſch, Ueber Truhten und Truhtenſteine, Barden und Bardenlieder, Feſte, Schmäuſe ꝛc. (Gotha 1802): 'Wenn in Franken die Heiratsabende beyder Verlobten, in Gegenwart der nächſten Freunde und Anverwandten auf Guth und Blut oder auch, an einigen Orten, bey bedingten Ehren geſchehen, das Heiratsgeding zu Papier gebracht, oder der Heiratsbrief aufgeſezt iſt, — tritt ein jeder Purſch in einen Winkel oder Ecke der Stube, mit einer alten Henne im Arm, kneipt ſolche im Kamm, daß ſie laut kreht oder kreiſcht und die Verlobten gleichſam beſchreyt. Je heller ſie kreht, deſto beſſer iſt die gute Vorbedeutung, und der Bräutigam gibt ihm dafür ein Geſchenk von 1 fl. 24 kr. und mehr.' Der Hahn, dem die krähende Henne wohl nur als Parodie untergeſchoben iſt, ſcheint hier als Wetterprophet d. h. als Prophet des Eheſtandswetters aufgefaßt zu ſein. Sein verſchiedenartiges Krähen ſagt, wie Grimm bemerkt, einen guten oder ſchlechten Tag voraus, und wenn der letztere Fall eintreten will, iſt die Stimme des Hahns klagend und weniger ſcharf; das Volk ſagt alsdann: die Hähne leiern. Daneben mag freilich die im Hahnenbringen liegende Symbolik auch auf die geſchlechtliche Tüchtigkeit des Hahns hindeuten.

In der oben erwähnten Polizei-Ordnung ſteht auch folgende Verfügung: 'Item betreffendt die Geſtereyen, welche in den Stetten vnd Dörferen die Kirchmeiſter und Prouiſoren, bey jhren Rechnungen, Liechtmachen, Kirmiſſen, Hagelfeyr, vnd ſonſt anzurichten pflegen, ſollen dieſelbige abgeſtelt, vnd die Järliche einkommen vnd Renthen zu anderen gemeinen nutzen vnſerer verordnung nach, angewendt werden. Vnd kan das Liechtmachen vnd die Rechnung, vnnd was ſonſt nöttig, wol ohne koſtbare Geſterey verricht, vnnd ſonderlich in Weſtphalen, das Liechtmachen, dem Paſtor oder Cüſteren gegen ein zimbliche belohnung, beuohlen vnd vertrauwet [werden.]' Vgl. Recessus generalis die UberRheiniſche vnd Weſtphaliſche Kirchen Ordnungen in ſich begreiffent (Köln 1630) S. 13: 'Zum fünff vnd dreiſſigſten, die Zehrungen bey den Liechtmachen ſollen hinfüro gentzlich vnd zumahl abgeſchafft, vnd dem Cuſtodi vor das Liechtmachen ein ſichers nach gelegenheit von den Kirchen Rhenten gegeben werden, das Wachs mit dem gewichte geliebert, vnd die Liechte wiederumb zugewiegen.' [Mitgetheilt von Hrn. Oberlehrer Dr. M. Fuß zu Bedburg.]

Fragen.

1. Zu Rheinberg (Rgbz. Düſſeldorf) pflegen die Müllerknechte bei den Kunden ihrer Dienſtherren dafür, daß ſie deren Getreide das Jahr hindurch zur Mühle fahren und gemahlen zurückbringen, um Faſtnacht ein Trinkgeld einzuholen. Dieſen Brauch nennt man im Volke 'Bläſemjagen'. Ebenſo heißt daſelbſt die von den jungen Burſchen jetzt nur noch ſelten, früher aber viel geübte Sitte, um Faſtnacht auf den benachbarten Bauernhöfen Würſte, Eier, Geld ꝛc. einzuſammeln und bei einem gemeinſchaftlichen Gelage zu verzehren. (Ein ähnlicher Faſtnachtsbrauch wird anderwärts 'Vóyjagen' oder 'Vuhjagen' genannt; vgl. Spee, Volksthümliches vom Niederrhein I, S. 3 f.; Norrenberg, Beiträge z. Localgeſchichte d. Niederrheines III, S. 116 u. 197; Geſch. der

Familie Schenk von Nydeggen S. 13 f.) Wer kann den Ausdruck 'Bläſemjagen' erklären? [Zu bemerken iſt, daß dieſe Bezeichnung in Rheinberg ſchon im 16. Jahrh. vorkommt; in den dortigen Stadtrechnungen aus den J. 1554 bis 1556 heißt es nämlich unter den Ausgaben: Item den Brouwerß oiren Bleſum geiacht, den gegeuen 12 Stbr. Item die Kardriuer (Müllerknechte) oiren Bleſum geiacht, den gegeuen 6 Stbr. Item die Portirerß oiren Bleſum geiacht, den gegeuen 10 Stbr. Im J. 1557 kommen noch die Boten hinzu: Item den Baidden, do ſie oiren Bleſum jaghden, geſchenkt 8 Stbr.] R.

2. In den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (LXVI, S. 160) hat Hr. Progymnaſial-Rector Dr. Pohl die Vermuthung ausgeſprochen, der Ortsname 'Nohn' in der Eifel (im J. 970 Noyn) könnte wohl aus 'ad nonum lapidem' entſtanden ſein, womit dann die ähnlich zu erklärenden Ortſchaften Quint und Detzem bei Trier zu vergleichen wären. Gibt es auf rheiniſchem Gebiet nicht noch mehr Ortsnamen dieſes für die Topographie ſo wichtigen Urſprungs? F.

3. Woher ſtammt der Ausdruck: Dat es Krützbrand = Das iſt ein nichtsnutziges Geſchöpf? F.

4. Wann und wo findet ſich die Bezeichnung 'heiliges Köln' zum erſten Mal? P.

5. J. B. Weiß, Lehrbuch der Weltgeſchichte II, S. 323 gibt an, in Folge des Sieges über die Alemannen (496; ob bei Zülpich, iſt bekanntlich fraglich) ſeien das heutige Elſaß, Rheinbayern, Rheinheſſen, Naſſau, Darmſtadt und das nördliche Baden bis zum Oosbach in Klodwigs Hände gefallen. Aus welchen Quellen iſt dieſe Angabe geſchöpft? P.

6. C. Mehlis läßt (Monatsſchrift III, S. 373) ums J. 359 n. Chr. am Rhein Maiskulturen gedeihen. Auch Prof. aus'm Weerth erklärt (Bonner Jahrb. LXVII, S. 51) die Reliefdarſtellung auf einem Matronenſtein aus Berkum bei Mehlem für einen Maiskolben. Die im nämlichen Hefte befindliche Abzeichnung läßt freilich dieſe Deutung etwas zweifelhaft erſcheinen. Nach Prof. J. Klein (ebend. S. 57) gehören u. a. Maiskolben zu den gewöhnlichen ſymboliſchen Verzierungen der Matronenſteine. Dasſelbe iſt auch S. 11 des Winckelmanns-Programms vom J. 1863 ausgeſprochen. Nun ſtammt doch nach der landläufigen Anſicht der Mais (Zea mais) aus Südamerika und iſt erſt ſeit dem Anfang des 16. Jahrh. zuerſt in Gärten und dann auch auf Feldern angepflanzt worden. Liegt demnach in den Angaben der Alterthumsforſcher ein Anachronismus, oder wie löſt ſich der Widerſpruch? F.

7. Woher rührt 11 als närriſche Zahl (Geckennummer)? P.

8. Welches Handwerk bezeichnet das der in rheiniſchen Urkunden oft vorkommenden 'Hammacher'? Iſt etwa an 'Ham' = Fiſchnetz zu denken, und wären damit Netzmacher gemeint? [Hamen provinz. = Kummet, alſo Sattler. D. Red.] Auffallender Weiſe findet ſich dies noch jetzt als Familiennamen mehrfach vorkommende Wort 'Hammacher' oder 'Hamacher' in keinem deutſchen Gloſſar, ſoweit ich habe nachſehen können, erwähnt. Pr.

9. Welches iſt die Etymologie von Gürzenich? P.

10. Zwiſchen dem Kreuzberg und Lengsdorf bei Bonn ſteht auf ältern Karten ein jetzt verſchwundener Ort Eichholz verzeichnet. Das Landvolk hält dafür noch den Namen 'Meichels' feſt, der vielleicht aus 'im Eichholz' entſtanden iſt. Weiß Jemand Näheres über dieſe Wüſtung? F.

11. Zu dem Bankete, welches in Weſel (Rgbz. Düſſeldorf) bei Gelegenheit der Huldigung des Herzogs Wilhelm von Cleve am 14. Dez. 1539 abgehalten wurde, ſchenkte die Stadt 6 viertel halb Malwaſier (Malmenſie) und halb Lautertrank (Lutterdranck), und dazu, nach Geſtalt und Gelegenheit, Zucker und Genfer 'Vorbraße' (Zeitſchr. des Berg. Geſchichtsvereins II, S. 147). Bouterwek (a. a. O. Note 16) vermuthet, daß Genfer 'Vorbraße' eine Art Confect geweſen ſei, das zum Wein genoſſen wurde. Kann Jemand das Wort erklären? R.

12. Wie kommt es, daß der Ortsname 'Caſſel' (für ſich allein und zuſammengeſetzt) am Rhein ſo häufig wiederkehrt, während in der Provinz Weſtfalen kein einziger Ort dieſes Namens vorhanden iſt? Hängt derſelbe mit lat. castellum zuſammen, oder womit ſonſt? R.

Antworten.

Zu Frage 4, Jahrg. III, S. 149: Die Zeit der Abzweigung des Buraner Dekanats von dem Arcuenſer betreffend, finden wir in den Akten der unter dem Biſchof Franz Wilhelm von Osnabrück abgehaltenen Synoden eine jedenfalls authentiſche Mittheilung. Die uns vorliegenden Acta Synodalia Osnabrugensis Ecclesiae, ab anno MDCXXVIII. Colon. Agr. ap. Jod. Kalcovium Anno MDCLIII, Folio, ſind eigentlich eine neue und vielfach vermehrte Auflage der früher bereits gedruckten Akten der Osnabrücker Diöceſanſynode vom 28. März 1628, von denen aber nicht manches Exemplar aus den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs gerettet worden iſt. Da Franz Wilhelm auch Propſt von Bonn war, ſo hat er (S. 263 ff.) auch die Synodi Bonnenses, eine Series Praepositorum ſammt einem Catalogus Decanatuum ruralium et Pastoratuum hinzufügen laſſen. Wir leſen dort S. 270: Secundus est Decanatus Buranus sive Burgi, *tempore Ferdinandi*, Ducis Bavariae, *Praepositi*, et *postmodum* Archiepiscopi Coloniensis, ex Arcuensi ob eius amplitudinem erectus; constat etc. Demnach hat die Errichtung des Buraner Dekanats ſtattgefunden zur Zeit, als der ſpätere Erzbiſchof Ferdinand noch Propſt von Bonn war, alſo vor dem Jahre 1612, und iſt es ein Anachronismus, der zu Mißverſtändniß führen muß, wenn man einfach ſagt, unter Erzbiſchof Ferdinand. Dieſer hat nämlich als Erzbiſchof die Präpoſitur von Bonn nicht beibehalten, ſondern hat 1612 zu Gunſten ſeines langjährigen Theologen und Geiſtl. Raths Johannes Cholinus reſignirt (vgl. S. 268). Der Coadjutor und baldige Nachfolger dieſes letztern war aber Franz Wilhelm, und darf darum gewiß an der Richtigkeit obiger Angabe nicht gezweifelt werden. Das Jahr der Errichtung iſt vielleicht deshalb nicht angegeben, weil daſſelbe damals noch als allgemein bekannt gelten konnte; vielleicht auch weil keine datirte Urkunde darüber vorlag. Hoffentlich bringt die bereits in Angriff genommene Bearbeitung einer Geſchichte

der Pfarreien der Erzdiöceſe Köln Aufſchluß über manche noch dunkele Frage in der Geſchichte der verfloſſenen Jahrhunderte. [Mittheilung des Hrn. Diviſionspfarrer Heinrich Koch zu Frankfurt a. M.]

Zu Frage 8, Jahrg. IV, S. 304 (vgl. Jahrg. V, S. 479): Zur Entkräftung des Satzes des Hrn. Dragan, wonach es eine ganz abnorme lautliche Erſcheinung und romaniſchem Einfluſſe zuzuſchreiben ſein würde, wenn die deutſchen Gutturalen g und k in tz entarteten, kann man verſchiedene echt deutſche Beiſpiele beibringen, z. B. blitzen = blickzen, ſchmatzen aus ſchmackzen, und andere Zeitwörter, freilich keine, auf dem Einſchub eines j beruhende eigentliche Fälle von Zetazismus, denn es ſchlug hier nicht kz um in tz, ſondern das k fiel einfach der ſchwierigen Ausſprache wegen vor dem folgenden z (= ts) aus, was dann ſelbſt dieſes Ausfalles wegen verdoppelt wurde, geſchrieben tz. Ebenſo entſtand pfälziſch hotzeln, ſchwäbiſch hutzeln aus hockeln (Jemand auf dem 'Höcker', d. h. Rücken tragen) bezw. aus hockzeln; die Batſche = der Backenſchlag von batſchen, vielleicht eigentlich = backzen, auf den Backen ſchlagen; watſcheln = hin und her wackeln, alſo = wackzeln. Ganz denſelben Gang lautlicher Entwickelung habe ich in meinem Aufſatz über die ſ. g. Elbendrütſchen der Pfalz hervorgehoben (Monatsſchrift V, S. 633 ff.). Hierunter iſt nach meiner Auseinanderſetzung der, angeblich durch Drücken und Treten der Schlafenden, das 'Albdrücken' verurſachende Alb zu verſtehen. Das Wort Elben-Drütſch iſt hiernach gebildet mit der Ableitung -zen, die zur Verſtärkung des Begriffs öfter an Verba, aber auch an Interjectionen ꝛc. tritt, wie z. B. ahd. ahhazan, mhd. achzen = ächzen, 'ach' ſagen. Auf dieſelbe Weiſe entſteht aus drucken, drücken urſprünglich druckzen, ſpäter drückſen (unter Aufgabe des t-Lautes im z, da kts zu ſchwer zu ſprechen iſt), worunter 'ſich herumdrücken' und in Folge deſſen zaudern, langſam, unſchlüſſig, langweilig ſein verſtanden wird. Ein 'Drückſer' iſt daher ſüddeutſch allgemein ein Zögerer und konnte dieſer ſpeciellen Bedeutung wegen im eigentlichen Sinne von Drücker nicht wohl verwandt werden. So entſtand denn daneben im Pfälziſchen aus jenem drückzen (= drück-tſen) unter Aufgabe des Gutturals und gleichzeitigem Uebergang des Lautes ts in tsch (wie s zu sch in feilſchen aus feilſen, herrſchen aus herrſen), der Drütſch, Dritſch, mit dem eigentlichen Sinn von Drücker, drückender Alb, 'elbiſcher' Druck. Auch das Wort Britſche, welches nicht mit Brett zuſammenhängt, wie man gewöhnlich annimmt, iſt zunächſt entſtanden aus mhd. britze. Es iſt eine Holzerhöhung, Bühne in Geſtalt einer Brücke, ein Brettergerüſt zum Sitzen und Liegen in Wachtſtuben, Gefängniſſen ꝛc. Etymologiſch iſt das Wort nichts anderes, als eine Weiterbildung aus Brücke, welches gleichfalls mhd. und provinziell noch, hölzernes Gerüſt bedeutet, mittelſt der ahd. Ableitungsſilbe -is, mhd. -s, zur Verſtärkung des Begriffs. Dies beweiſt däniſch brix, das eine ſolche erhöhte Lagerſtätte bedeutet und eigentlich briks zu ſchreiben wäre, abgeleitet wie unſere Hexe = hec-se, Nixe = nic-se. So ward alſo aus Brücke zunächſt Brückſe, dann Brückſche, was zu Brütſche, Britſche umſchlug, wie niederländiſch bridse (mit derſelben Bedeutung) auch aus bric-se entſtand, engliſch bridge aus angelſächſ. brycg. — Daß tz im In- und Auslaut zu tsch, sch zu tsch verſtärkt wird, iſt aber eine ganz gewöhnliche Erſcheinung im Deutſchen, z. B. Watſche (Backenſchlag) aus Watze

(eigentlich Wackze, von mhd. wacken, wackeln); entwitſchen provinziell für entwiſchen; glitſchen für ſchnell gleiten, alt glîten, alſo = glîtzen; drätſchen, ſtark regnen aus dräuſchen (goth. driusan, rauſchend niederfallen). Deshalb iſt es durchaus nicht angezeigt, ſlaviſchen Einfluß anzunehmen. Ebenſo wenig iſt aber das Wort Butz in ſeinen verſchiedenen Bedeutungen aus dem Slaviſchen entlehnt. Der urſprüngliche Sinn desſelben iſt im Adj. butzig erhalten, welches, wie das niederdeutſche butt, 'kurz und dick' bezeichnet, gebraucht von einer ſo ausſehenden Perſon, oft als Schmeichelnamen. Der Butze bedeutet dann bekanntlich mhd. einen Polter- und Klopfgeiſt und noch iſt in der Pfalz ein voreiliger 'ſchnuddliger' Menſch 'ein Schnuddelbutz'; Butz, Butzemann, Fürchtebutz, Butzelbär ein Schreckbild für Kinder, eine 'verbutzelte', geſpenſtige, vermummte Geſtalt, auch mit dem das Bellen des Hundes nachahmenden 'wau', Butzewawau, auch Wullewutz (und verdorben Wullewux, nach Bavaria, Rheinpfalz S. 335), worin Wulle, gewöhnlich Lockruf der Gänſe, wohl von 'wulen' kommt, pfälziſch für wühlen, mhd. wüelen, ahd. wuolan, goth. wôljan? Wutz aber gilt, wie auch Butz, pfälziſch für Schwein, ſo daß Wullewutz eigentlich ein wühlendes Schwein bedeutet. Der Butze, Butz iſt alſo übertragen eine verlarvte Perſon, überhaupt eine kurze, dicke, widerliche, ausgeſtopfte Menſchengeſtalt, die, wie geſagt, oft nicht wirklich, ſondern bloß Larve iſt, auch überhaupt zuſammengehörige kleine Maſſe, formloſer Klumpen ꝛc. Mhd. ver-butzen (verbützen) und ſo noch ſüddeutſch verbutzeln, maskiren, vermummen, verbutzelt = vermummt, während das einfache butzen in unſerm putzen, wie fälſchlich geſchrieben wird, erhalten iſt. 'Sich butzen (putzen)' heißt dann in der That eigentlich ſich vermummen und dann erſt ſich durch ſolche Vermummerei ein zierliches Ausſehen verſchaffen. Hierdurch entſtand aber auch die Bedeutung von reinigen, ſäubern, und es iſt demgemäß gänzlich falſch, das lateiniſche putare, beſchneiden, ſichten, zu Hilfe zu rufen, wie gewöhnlich geſchieht. — Unter verputzen (richtiger verbutzen) verſteht man 1) Bewerfen mit Speis, Verputz = der Speis ſelbſt, als Bewurf, d. h. als Mittel, um ein Haus herauszuputzen, zu ſchmücken; 2) in Süddeutſchland ſpeciell auch Geld und Gut durchbringen, eigentlich verthun durch zu viel Putz; 3) ebenfalls ſüddeutſch iſt Einen oder Etwas nicht verbutzen können, gleichſam nicht ſauber kriegen, nicht ins Reine bringen können, daher Jemanden nicht ausſtehen, leiden mögen, Etwas nicht verwinden können. — Das lautlich entſprechende niederdeutſche verbutten, verwachſen, hat dagegen die eigentlich ſinnliche Bedeutung des Adj. butt gewahrt. Desgleichen mittelniederländiſch botte, Knospe oder Fruchtknopf und die Hagebutte, der Blüthenknopf, die Knospe des Hagedorns, oberdeutſch (pfälziſch, ſchwäbiſch ꝛc.) die Hagebutz mit richtiger Verſchiebung des t zu z. Ebenſo Tannenbutzel = Tannenzapfen.

Das Kerngehäuſe im Obſt, die Lichtſchnuppe (nicht ſo zu erklären, als wäre es das beim Putzen des Lichtes Wegzunehmende), dann die Eiteranſammlung in einem Geſchwür, ein Klümpchen verdichtete Materie und was dem ähnlich iſt, heißt der Butzen. Daher das ſüddeutſche, ſchon mhd. vorkommende Collektiv Gebütze, niederdeutſch Gebütte für Eingeweide, das im Grimmſchen Wörterbuch kaum richtig zu Bütterich, Wanſt, Bauch (von Bütte) geſtellt wird.

Die eigentliche Bedeutung von Gebütz iſt nämlich die, welche im Pfälziſchen noch allgemein und allein gilt, 'Abfall von Speiſen, Brod-, Kartoffel-, Fleiſchreſte ꝛc., Küchenabgang'. Der Begriff Eingeweide, Gekröſe iſt daher erſt ein übertragener auf die ſich beim Metzger ſammelnden Reſte. Bei Ableitung von Butte, Bütte, Bottich könnte man das Gebütz auffaſſen als die Küchenabfälle, die zuſammen in ein ſolches Gefäß geworfen werden. Näher liegt aber doch unſer obiges Wort Butz, deſſen urſprüngliche Bedeutung die von Schmiß, Schlag, Stoß war, welche noch alemanniſch in der Form Butſch vorkommt, mit tsch hervorgegangen aus tz, sz; ſo mhd. biuz, bûz, von biozan, biuzen, bûzen, biezen (goth. biutan?); mhd. bôz von bôzan, bôzen, bôzeln (goth. báutan?) ebenfalls ſtoßen, ſchlagen, klopfen, hauen; mhd. butzen, ſtoßen, einen Ausfall, Vorſtoß machen. Daher das ſchriftdeutſche Putſch, Aufſtand, kleine Militärempörung, Revolte. — Da nun aber in Folge eines Schmiſſes oder Stoßes eine Wunde entſteht, ſo bezeichnete man mit Butze zunächſt den Eiter, Grind Schorf, Beule, in welcher Bedeutung das Wort auch in die romaniſchen Sprachen überging: ital. bozza, franz. bosse, Beule, Buckel, ital. buzzo, Bauch, daher neugriech. butsos = penis. Im weitern Sinne bedeutet Butze aber auch die ſtumpfe Spitze an etwas, Knospe, Knopf (franz. but, bouton, ital. bottone, ſpan. boton, Knoſpe), kleine Erhöhung, überhaupt etwas Stumpfes, Rundes, im Gegenſatz des Spitzigen, zurückgehend auf jenes niederdeutſche 'butt', ſtumpf, abgeſtumpft, 'verbutten', im Wachsthum zurückbleiben, verknorzen, verkommen (das entſprechende hochdeutſche verputzen mit anderer Bedeutung). — Endlich iſt Butz auch eine dicke, kurze Geſtalt, ein kleines Geſchöpf, Thier, ſpeciell ein Schwein überhaupt, nicht aber nur das verſchnittene: pfälziſch 'die Butzſau', auch die Rüeßelbutz (von mhd. und noch pfälziſch Rüeßel = Rüſſel). [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 1, Jahrg. IV, S. 737 (vgl. Jahrg. V, S. 269 und 649): Ein Beiſpiel der bei Ortsnamen wohl ſeltenen Aphäreſis liefert Desdorf im Kreiſe Bergheim, das in einer Urkunde vom J. 898 bei Lacomblet (Urkb. I, 81) Rudesdorp heißt. [Mittheilung des Hrn. Oberlehrer Dr. M. Fuß zu Bedburg.]

Zu Frage 8, Jahrg. V, S. 248: Die dort gegebene Deutung von Pannenhuys ſcheint mir geſucht. Es iſt nicht zu überſehen, daß Pana, Pan auch ſonſt zur Bildung von Ortsnamen verwerthet worden iſt (vgl. Förſtemann, Namenbuch II², 1189). In Siebenbürgen iſt Pann als Flurnamen bekannt, 'an der pann' ſchon 1566. Was Pann bedeutet, iſt mir nicht klar; ſchwerlich gehört es zu panna = Pfanne. Das auffällige P im Anlaut geſtattet nicht, das in Lokalnamen häufige Bann (Deutſches Wörterb. I, 1114) zur Deutung heranzuziehen. [Mittheilung des Hrn. Gymnaſialdirector J. Wolff zu Mühlbach.] Iſt es nicht ſlaviſch Pan, Pani = Herr? D. Red.

Zu Frage 13, Jahrg. V, S. 249: Das Auswerfen des Gnadenſeils fand im 16. Jahrh. (und noch lange nachher) auch in Weſel ſtatt, wie ſich aus Bouterwek, Drei Huldigungstage der Stadt Weſel in der Zeitſchrift des Berg. Geſchichtsvereins II, S. 124 ff. ergibt. Der 'Bredepal', an dem ſich die Ballingen (Verbannten), die um ihrer Miſſethat willen die Stadt meiden

mußten', aufzuſtellen pflegten, wenn ein neuer Landesherr zur Entgegennahme der Huldigung ſeinen erſten Eintritt in Weſel hielt, wird ſchon in dem 'Hebe-regiſter der Einkünfte der Grafſchaft Cleve aus dem Anfange des 14. Jahrh.' erwähnt; vgl. Annalen des hiſt. Vereins f. d. Niederrhein XXXI, S. 128 f. [Mittheilung des Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

Zu Frage 15, Jahrg. V, S. 249: Die richtige Beantwortung der Frage ergibt ſich aus den in meiner Schrift 'Die Feldzüge des Druſus und Tiberius in das nordweſtliche Germanien' S. 73 aufgeführten und erläuterten Beiſpielen. [Mittheilung des Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

Zu Frage 2, Jahrg. V, S. 475, bezw. Frage 10, Jahrg. IV, S. 654 (vgl. Jahrg. V, S. 258): Daß die Pachtzeit nicht im Herbſte, ſondern im Frühling abſchließt, iſt durch die wirthſchaftlichen Verhältniſſe und Arbeiten bedingt, und war es früher noch mehr, als heute. Ein Umzug würde im Herbſt ſtörend in die Zeit der dringendſten Arbeiten hineinfallen, und wäre dann der Landmann gezwungen, denſelben mit der kaum eingeheimſten Ernte anzutreten. Jedenfalls würde das vor Erfindung der verſchiedenen landwirthſchaftlichen Maſchinen nöthig geweſen ſein. Im Winter wurde die Frucht gedroſchen, das Vieh gemäſtet, das Stroh verbraucht. Bis gegen den Monat März ſind alle Vorräthe bis auf ein Minimum zuſammengeſchrumpft, und läßt ſich dann ein Umzug faſt mit leeren Händen in der leichteſten Art bewerkſtelligen. Der Grund, weshalb man gerade Petri Stuhlfeier dazu gewählt hat, ſcheint allerdings der zu ſein, daß, wie auch Simrock in ſeiner Mythologie angibt, mit dieſem Tage der Frühling ſeinen Anfang nahm. Früher theilte man nämlich, und beim Volke iſt das bis in die neueſte Zeit beibehalten worden, die vier Jahreszeiten nicht nach der aſtronomiſchen Zeitbeſtimmung, ſondern nach kirchlichen Feſten. Wir haben hier einen alten Kalender, beigedruckt dem Epiſtel- und Evangelienbuch, welches der Kölner Dechant Dr. Matth. Hoen im J. 1630 herausgegeben hat und von dem im J. 1688 eine zweite Auflage bei Mart. Aldenkirchen in Köln erſchienen iſt. Dieſer Kalender enthält auch 'kurtze Reymen für die Einfältigen', nach welchen die vier Jahreszeiten in folgender Weiſe beſtimmt werden:

'Sanct Clemens vns den Winter bringt,
Sanct Petrus Stull der Lentz herbringt.
Den Sommer bringt uns Sanct Urban,
Den Herbſt aber Simphorian.'

Dieſe Tage fallen bezw. auf den 23. November, 22. Februar, 25. Mai und 22. Auguſt, alſo alle ungefähr einen Monat früher, der Wirklichkeit aber mehr entſprechend, als die betreffenden Zeitbeſtimmungen unſeres aſtronomiſchen Kalenders. Ob die genannten Heiligenfeſte mit Abſicht gewählt ſind? Jedenfalls iſt beim zweiten der Gedanke an den durch St. Petri Stuhl uns gewordenen geiſtigen Frühling nahegelegt. Neben den vier Jahreszeiten gab es noch eine ganze Reihe kleinerer Zeitabſchnitte innerhalb des Jahres, welche durch Heiligenfeſte beſtimmt wurden. Vielfach iſt dieſe Bezeichnungsweiſe auch heute noch dem Volke geläufig. Nach unſerer Quelle ſind dieſe Tage, oder vielmehr Termine, in folgenden Verſen zuſammengefaßt:

'Von Weynacht biß auff Liechtmeß Tag,
Haſt du ſechs Wochen wie ich ſag.
Von Liechtmeß biß auff Walpurgis,
Zwölff Wochen ſeynd, ſolches nit vergiß.
Auff Jacobi haſt gleich ſo viel,
Von dannen neun iſt Michaelis zill:
Sechs auff Martin, ſechs auff Weynacht,
Acht Tag darzu daß Jahr außmacht.'

Es darf nicht befremden, daß die höchſten Feſte, Oſtern und Pfingſten, nicht genannt ſind; denn dieſe ſind 'bewegliche' Feſte und können darum nicht als beſtimmte, feſtſtehende Termine gelten. Auffallend iſt es dagegen, daß von den vielen Marienfeſten das eine ausgewählt iſt. Vielleicht iſt gerade dieſes Feſt, wegen der damit verbundenen Lichtweihe, beſtimmt geweſen, ein altheidniſches zu verdrängen und altheidniſche Gebräuche in chriſtliche umzuwandeln. So hat ja auch das Walpurgisfeſt und ſeine volksthümliche Begehung aus dem Vermählungsfeſte des Odhin mit der Frühlingsgöttin Oſtara (Freyja) ſeine Veranlaſſung genommen und das Martinsfeſt aus dem bis dahin dem Wuotan zu Ehren gefeierten Ernteſeſte. In dieſem Falle könnte vielleicht ſogar der Gebrauch des Dienſtbotenwechſels um Maria Lichtmeß auf eine altheidniſche Sitte zurückgeführt werden. Doch wird man nicht ſo weit zu ſuchen brauchen, um eine genügende Erklärung zu finden. Wie wir oben bereits geſehen haben, iſt der Schluß des Winters die geeignetſte Zeit für den Pachtwechſel. Selbſtredend müſſen die für das neue Jahr anzunehmenden Dienſtboten nicht nach, ſondern vor dem Umzug auf ihrem Poſten ſein. Der nächſte, dem Frühling vorangehende Termin beginnt aber mit Maria Lichtmeß. Damit ſoll übrigens die Möglichkeit gewiß nicht in Abrede geſtellt werden, daß noch eine andere, tiefere, uns aber bis dahin nicht bekannte Beziehung zwiſchen dieſem Feſte und dem Eintritte der Dienſtboten in ihre neue Stelle beſtehe, oder wenigſtens urſprünglich beſtanden habe. [Mittheilung des Hrn. Diviſionspfarrer Heinrich Koch zu Frankfurt a. M.]

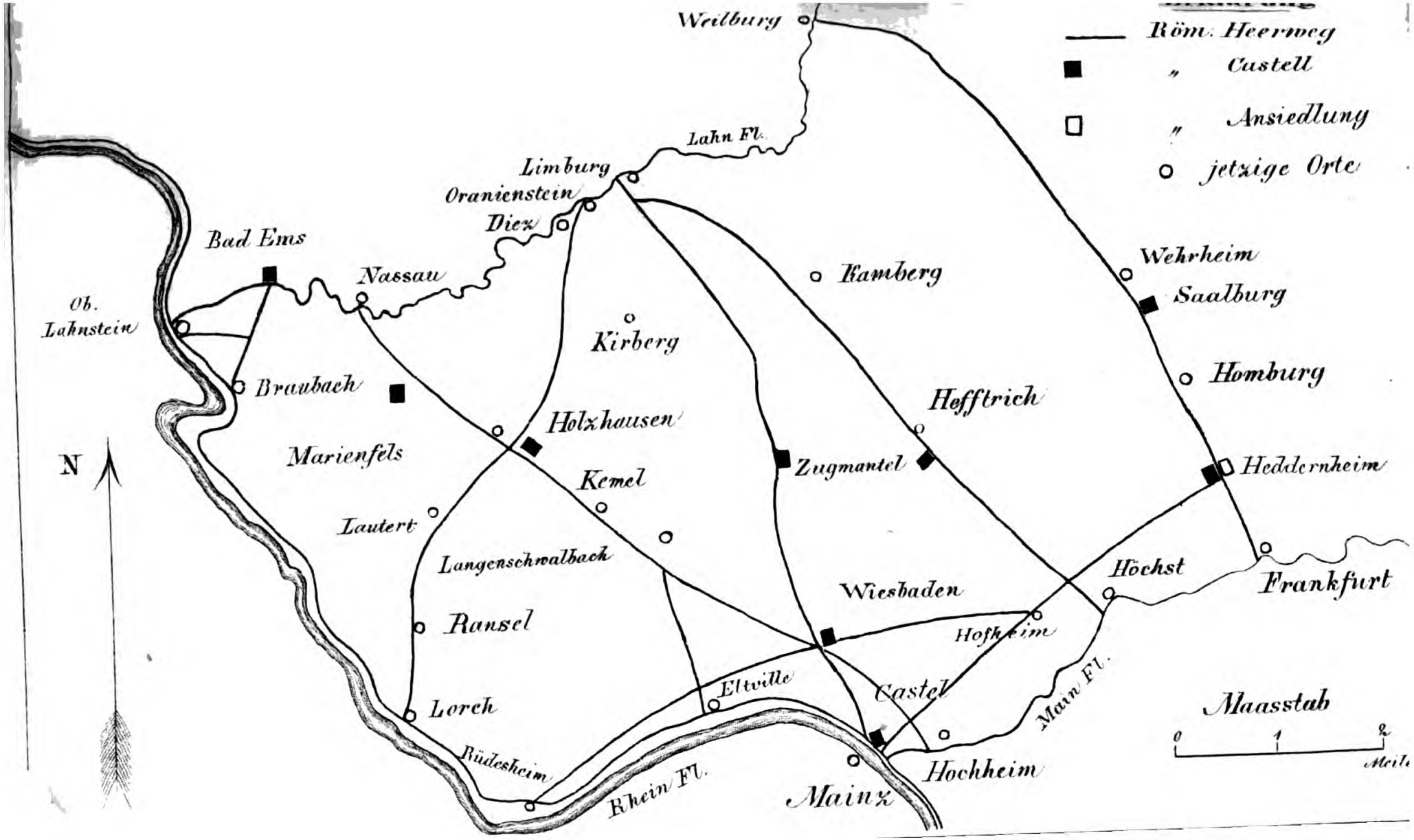
Zu Frage 5, Jahrg. V, S. 476: Mit der von den Katholiken an der Mittelmoſel gebrauchten Spottbezeichnung 'Blauköpfe' für die Proteſtanten möge der in den alten kurpfälziſchen Ländern und Heſſen, überhaupt im mittlern Rheinthal trotz der Union noch übliche, auch in Grimms Wörterbuch erwähnte Schimpfnamen Dickköpfe für die Lutheriſchen verglichen werden, Kreuzköpfe für die Katholiken (die früher auch als Hartköpfe charakteriſirt wurden), Spitzköpfe für die Reformirten oder Calviniſten, die auch als 'ſteif' im Glauben und Umgang bezeichnet wurden. Nadler leitet daher in ſeinen Pfälziſchen Gedichten die pfälziſche Bezeichnung des ſteifen Thees (d. h. eines ſolchen, der mit ſiedender Milch ſtatt mit Waſſer aufgegoſſen wird und mit zugerichtetem Eigelb, Zucker, Vanille ꝛc. ſteif gemacht wird) als 'reformirter Thee'. — Der üblichere Spitzname für die Reformirten war aber Spitzköpfe, weniger im Sinn von Spitzige, was überhaupt in der Pfalz für Spitzbuben gilt, wie als Gegenſatz zu den Dickköpfen, den Lutheranern, in deren Benennung auf Luthers ſtarken Kopf angeſpielt iſt. — Was nun den Schimpfnamen

'Blaukopf' betrifft, ſo ſteht Kopf auch hier ähnlich wie in Dummkopf = dummer Kerl, Eiſenkopf = trotziger, harter, verſtockter, eigenſinniger Menſch. Blau aber könnte aus bläuen, bleuen, ſchlagen verdorben ſein, ſo daß der Sinn der wäre von durchzubläuendem Kerl. Wahrſcheinlicher aber iſt Blaukopf deſſelben Sinnes wie Blauſtrumpf, womit früher keine gelehrte alte Jungfern bezeichnet wurden, ſondern Verräther und Angeber, weil die aufpaſſenden Schergen vielfach blaue Strümpfe zur Livree bekommen hatten. Daher auch der alte Schmeichelnamen des Fuchſes 'Blaufuß'. Vielleicht hängt der Ausdruck aber auch mit dem blauen Montag [1]) zuſammen, eigentlich dem Montag vor Faſten, weil an ihm die katholiſchen Kirchen blau ausgeziert werden, beſonders in oberdeutſchen Gegenden. Da er Nachfeier des Sonntags vor Faſtnacht (Aſchermittwoch) iſt, und deshalb an ihm gezecht wurde, heißt nun jeder Montag, an welchem, als Nachfeier des Sonntags, die Handwerksleute nicht arbeiten, 'blauer Montag'. Die Proteſtanten könnten daher an der Moſel als ſolche bezeichnet werden, die gern 'Blauen' machten, wie der übliche Ausdruck lautet, was indeſſen weniger gut iſt, wie unſere obige Erklärung. Es wäre übrigens von Intereſſe, die Ausdrücke confeſſioneller Neckereien auch aus andern Gegenden zu ſammeln. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.] Chr. v. Stramberg bemerkt in ſeinem 'Moſelthal zwiſchen Zell und Konz' S. 509 Note: 'Alle katholiſche Armeen in der Welt waren weiß, alle proteſtantiſche Armeen blau gekleidet... Die kurkölniſche Armee war blau gekleidet, das beruhte einzig auf einem hiſtoriſchen Grunde. Der Kurfürſt Maximilian Friedrich, oder vielmehr ſein Miniſter Belderbuſch, hatte ſich den preußiſchen Intereſſen ergeben, und um das anzudeuten, preußiſche Uniform und preußiſches Exercitium bei der Armee eingeführt. Als ſpäter Belderbuſch ſeine Geſinnung wechſelte, in Bonn ein Erzherzog regierte, war dieſer zu ſparſam, um die noch brauchbare blaue mit einer weißen Uniform zu vertauſchen. Auch hatte Kurfürſt Maximilian Franz, ſo wenig wie ſein kaiſerlicher Bruder begriffen, welche Macht Symbole und Farben auf den Geiſt der Völker üben können.' [Mittheilung des Hrn. Oberlehrer Dr. Mieck zu Düſſeldorf.]

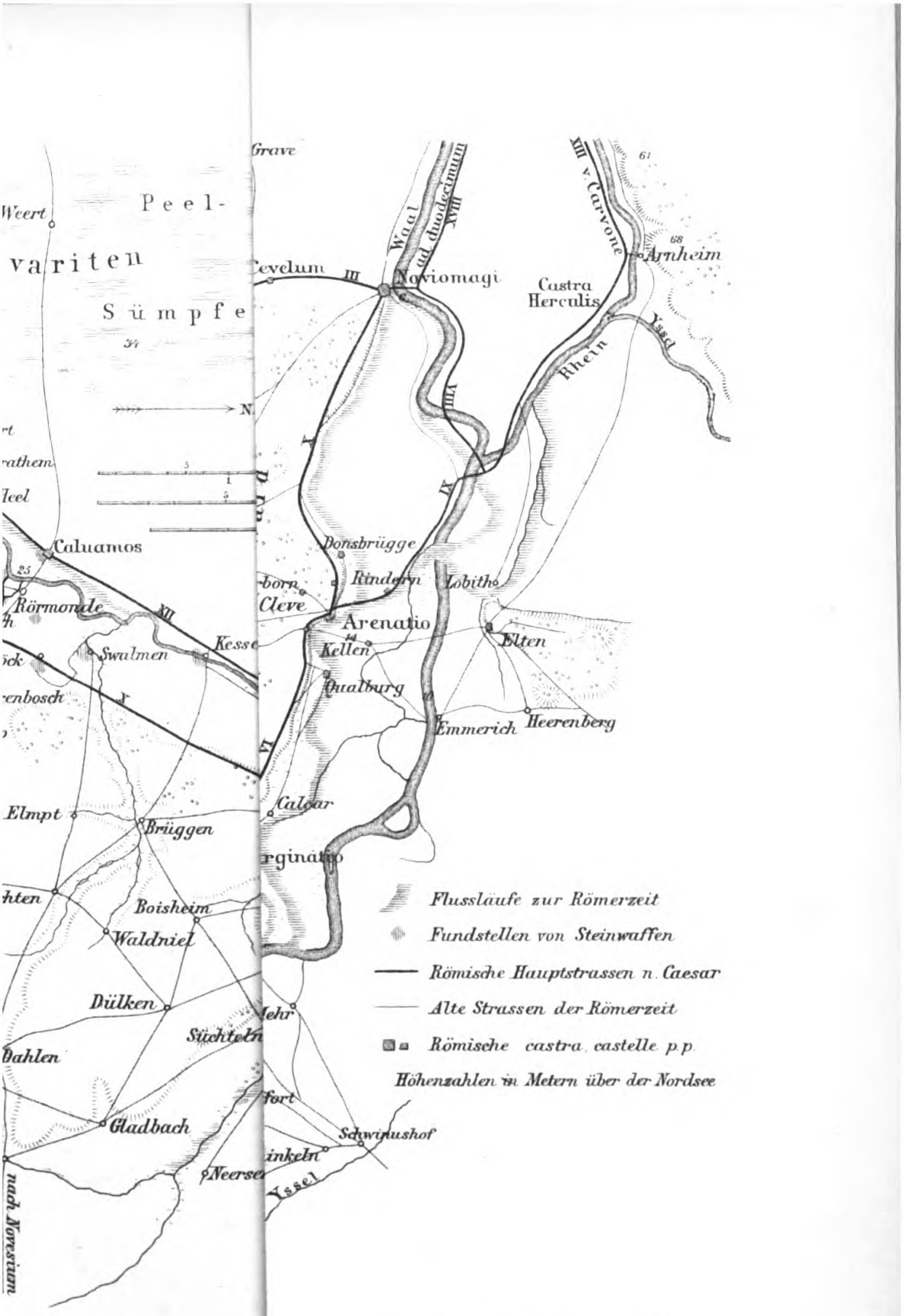
Zu Frage 8, Jahrg. V, S. 476: Die Dauphins von Frankreich führen dieſen Namen, ſeitdem die Dauphiné auf das königliche Haus Seitens der Dauphins von Viennois vererbt war. Dieſe ſollen von dem in ihrem Wappen geführten Delphine den Namen angenommen und denſelben nach der freilich wenig glaublichen gewöhnlichen Anſicht auf ihre Grafſchaft übertragen haben. [Mittheilung des Hrn. Geh. Ober-Juſtizrath a. D. O. Preuß zu Detmold.]

---

[1]) Es mag bei dieſer Gelegenheit aufmerkſam gemacht ſein auf eine im Pfälzer Kurier, Feuilleton von 1879, S. 198 u. 202 erſchienene hiſtoriſche Studie über den 'blauen Montag', von Aulenbach.


Weilburg
Röm. Heerweg
„ Castell
„ Ansiedlung
jetzige Orte
Lahn Fl.
Limburg
Oranienstein
Diez
Bad Ems
Nassau
Ob. Lahnstein
Kirberg
Ramberg
Wehrheim
Saalburg
Homburg
Braubach
Marienfels
Holzhausen
Kemel
Hefftrich
Zugmantel
Heddernheim
N
Lautert
Langenschwalbach
Ransel
Wiesbaden
Höchst
Frankfurt
Hofheim
Eltville
Castel
Main Fl.
Maasstab
0 1 2
Meile
Lorch
Rüdesheim
Rhein Fl.
Mainz
Hochheim

Weert
Grathem
Heel
Caluamos
Kärmonde
Herkenbosch
Elmpt
Dahlen
nach Neersen



von Veith, Generalmajor z. D.

Inhalt.

Seite

Cäſars Schlacht gegen die Uſipeter und Tencterer im Jahre 55 v. Chr. (Mit Karte.) Von General K. von Veith 1

Das Geburtsjahr und der Geburtsort der jüngern Agrippina. Von Heinrich Düntzer 23

Römiſche Heerwege zwiſchen der Lahn und dem Main. (Mit Karte.) Von J. Schneider 34

J. L. Benzler und F. L. Stolberg. Von Bernhard Seuffert . . 39

Literatur 47

Kleinere Mittheilungen 57

Allerlei 68

Fragen 78

Antworten 80

Fr Lintz'ſche Buchdruckerei in Trier

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

BODL: LIBR
PERIODICALS

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



2. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Cäſars Rheinübergänge in den Jahren 55 und 53 v. Chr.

(Caes. b. g. IV, 16—19 und VI, 9—32.)

Von General **K. von Veith.**

(Mit Karte.)

Cäſar hatte die Germanen bei Belfort und Tüddern vernichtend geſchlagen, und krönte dieſe Siege über die gefährlichſten Feinde Roms durch einen zweimaligen Rheinübergang. Germanien wurde dadurch für die Weltgeſchichte erſchloſſen, und dort am Rheinſtrom entwickelten ſich die tauſendjährigen Berührungen und Kämpfe römiſcher und germaniſcher Kultur.

Es iſt eigenthümlich, daß die örtlichen Schauplätze jener Ereigniſſe im Lauf zweier Jahrtauſende förmlich verſchollen ſind. So ſchwanken die Angaben über Cäſars Rheinübergänge zwiſchen Xanten und Coblenz, eine Rheinſtrecke von beinahe 200 km, und ſoll hier verſucht werden, dieſe Schauplätze auf Grund der Cäſariſchen Texteswort, der bisherigen Angaben und örtlichen Anſchauung feſtzuſtellen.

1. Ort des erſten Rheinüberganges.

Sucht man Cäſars Schlacht gegen die Uſipeter und Tencterer in der Gegend zwiſchen Goch und Cleve, ſo liegt es nahe, den gleich darauf erfolgenden Rheinübergang in der dazu geeigneten und ſo oft benutzten Gegend zwiſchen Xanten und Birten anzunehmen. Verlegt man aber jene Schlacht, durch Florus Angaben III, 10 verführt, an die Moſella auf das Maifeld bei Coblenz, ſo erſcheint es gerechtfertigt, den Rheinübergang zwiſchen Coblenz und Andernach zu ſuchen. Kaiſer Napoleon III. nimmt in ſeiner Geſchichte Julius Cäſars jene Uſipeterſchlacht zwiſchen der Gocher Heide und Cleve an, indem er deutſchen Schriftſtellern, wie Profeſſor Dederich, Oberſt von Cohauſen folgt, und doch liegen für ihn ganz unzweifelhaft beide Rheinübergänge Cäſars bei Bonn, in wohlberechtigter Abweichung von der Anſicht Kaiſer Napoleons I., der beide Uebergänge bei Köln annimmt.

Für uns iſt der Ausgangspunkt des erſten Rheinüberganges nicht das Schlachtfeld Goch-Cleve, ſondern Tüddern-Gangelt, wie S. 1 ff. erörtert wurde. Wird die hier dargelegte Anſicht getheilt,

ſo ſpricht für ſie vielleicht noch ein Wort, ein Name. Die Sprache iſt ſo oft ein Dokument oder das Archiv, welches die Vergangenheit beſſer bewahrt, als eine verwitternde Steinſchrift, und ſo iſt der Name Iuliacum, den wir dort als Römerſtation ſchon in den erſten Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung in den Itinerarien finden, im Volksmunde eine Erinnerung an Julius Cäſar, der gerade nur damals auf ſeinen Kriegszügen in jene Gegend kommen konnte.

Als Hunderttauſende erſchlagener Germanen auf dem Schlachtfelde zwiſchen Maas und Roer lagen, wird dies Schlachtfeld oder die feuchte Wieſenniederung jener Flüſſe Cäſar nicht lange gefeſſelt haben. Sein Blick war dem Rheine zugewandt. Durch einen Tagemarſch von ſeinem Lager und Schlachtfelde konnte er die fruchtbare Gegend des heutigen Jülich erreichen, um hier das Heer ruhen zu laſſen, weitere Entſchlüſſe und Vorbereitungen für den Rheinübergang zu treffen. Bei Anlage der Jülicher Citadelle ſind, wie Oberſtlieutenant Schmidt im 31. Hefte der Bonner Jahrbücher S. 126 erwähnt, die Ueberreſte eines Römerkaſtells dort zerſtört worden, das vielleicht auf den Erdwällen des Cäſariſchen castrum erbaut wurde. Spuren des ſpätern Aufenthalts der Römer in jener Gegend ſind dort in Gräbern, Inſchriften und Münzen gefunden. (Vgl. Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins I, S. 58 ff.)

Der äußere Grund für Cäſars Rheinübergang war die Bekriegung der Sugambern und Sueben, um dieſen wenigſtens zu zeigen, daß das ſtarke römiſche Heer ſtets bereit ſei, feindliche Uebergänge zu ſtrafen. Den Ubiern wollte Cäſar die erbetene Hülfe bringen, übrigens geſteht er (IV, 19), daß nicht bloß die Erreichung dieſer Zwecke beabſichtigt war, ſondern daß ihn auch der Ruhm leitete, der erſte Römer zu ſein, der mit einem Heer den Rhein überſchritt (Plutarchs Cäſar 22).

Cäſar ſtand am linken Rheinufer im Lande der Treverer, deren Gebiet vom Rhein über den Ardennerwald bis zu den Nerviern und Remern reichte (V, 3). Der nördliche Fuß dieſer Ardennen im damaligen Sinne Cäſars ging bis in die Gegend zwiſchen Düren und Jülich, wo die den Treverern unterthänigen Eburonen wohnten, und von hier kam Cäſar. Er überſchritt den Rhein zwiſchen dem Lande der Treverer und der Ubier, welche letztere den rechten Rheinuferſtrich ſüdlich von der Wupper bis

über die Lahn bewohnten, und die Römer beim Rheinübergang unterſtützen wollten. Auch abgeſehen von dieſer Unterſtützung durch ein ſchiffskundiges Volk, war der Rheinübergang in unmittelbarer Nähe der Wuppermündung für Cäſar unthunlich, da die kriegeriſchen Sugambern ihn vielleicht ſchon bei ſeinen Vorbereitungen geſtört hätten. Ein Uebergang bei Mülheim, wo einige Schriftſteller ihn annehmen, liegt vom linken zum rechten Ufer militäriſch ungünſtig, dem Feinde damals viel zu nahe, und hätten die Sugambern von den Höhen des rechten Thalrandes jene Vorbereitungen zum Brückenbau geſehen, wie ſie denſelben ohnehin freilich bald erfuhren. Für einen Rheinübergang Cäſars bei Köln ſprechen allerdings mehr Gründe, namentlich die gegenüberliegende altgermaniſche, ubiſche Mutterſtadt Deutz. Wenn die Conſtantinsbrücke mit dem castrum Divitense auch erſt dem Jahre 310 n. Chr. angehört, ſo iſt es doch ſicher, daß Deutz ſchon zur Zeit Chriſti eine Kultur- und Kultusſtätte der Ubier war, und daß die Kölner ara Ubiorum mit Deutz wenigſtens in naher Verbindung ſtand (Tac. Ann. I, 57). Dennoch ſprechen gegen die erſte Cäſarbrücke bei Köln gewichtige Gründe. Trotz der mehrfach beſtrittenen Rheininſel bei Köln bot der Uebergang vom linken zum rechten Ufer damals keine militäriſchen Vortheile, und ohne dieſe mußte Cäſar fürchten, ſein Unternehmen durch plötzliche Angriffe der Sugambern und Sueben geſtört oder vereitelt zu ſehen. Beiläufig bemerkt würde Eumenius, der wohlorientirte Lobredner Conſtantins und ſeiner Kölner Brücke, gewiß Cäſars berühmte Rheinbrücke dort erwähnt haben, wo er Analogien für ſolche Brücke aus der fernſten Zeit, am Hellespont und in Italien aufführt. Dagegen bietet die ſtarke Windung des Rheins bei Weſſeling ſo entſchiedene Vortheile, damals ſowohl wie heutzutage, daß kaum ein anderer ſo günſtig gelegener Uebergangspunkt am Niederrhein nahe bei Köln gefunden werden kann. Hierher führte in ſpäterer Zeit, wahrſcheinlich auf alten Grundlagen die Römerſtraße von Trier auf Köln über Belgica, hierher führten alte Straßen über den dazu günſtigen Sattel der Ville von Jülich über Lechenich, Liblar, Brühl, und hier bei Weſſeling liegen auf dem jetzigen Kirchhof die Fundamente eines ſpätern Römerkaſtells, wenigſtens eine Andeutung für die damalige Wichtigkeit dieſes Punktes. Der linke Thalrand des Rheins erhebt ſich bei Weſſeling ſteil 9 bis 10 m über den mittlern Waſſerſtand,

damals bei tieferer Lage des Rheinbetts etwa 12 m, während der rechte Thalrand ganz allmählich ansteigt. Aehnlich wie zwischen Widdig und Herſel und bei Niehl hat der Rhein ſpäter zwiſchen Weſſeling und Godorf den ſteilen linken Thalrand nebſt der Römerſtraße abgeriſſen, deren Alignement einſt von Köln auf das Römerkaſtell von Weſſeling führte. Ebenſo iſt die römiſche Uferſtraße zwiſchen Godorf und Weiß theilweiſe zerſtört, die über Brühl ſich auf Liblar und Lechenich fortſetzte. Der Rhein iſt bei Weſſeling nur 375 m breit, bei mittlerm Waſſerſtande 3 m, in den Stromrinnen 4 m tief, hat ein mittleres Gefälle von 1 : 4500 m. Seit alter Zeit lag bei Weſſeling in der Mitte des Stroms eine Sandbank, die zwei Stromrinnen bildet und den Brückenbau erleichtert. Alte Wege ſetzen die linksrheiniſchen Straßen auf dem rechten Rheinufer fort über Langel, Portz, Zündorf, in Verbindung mit Parallelſtraßen des Rheins, die auf der breiten Thalſohle zur Wupper führen. Hier bei Weſſeling ſtand das römiſche Heer 4 deutſche Meilen von der Wuppermündung entfernt, alſo außer feindlicher Sicht, konnte den Feind durch den Schutz des 1 deutſche Meile nach Nordoſten fließenden Rheins vom Uebergangspunkt fernhalten, wenn die Sugambern etwa offenſiv in das Ubierland einbrachen. Allerdings ergab ſich ſpäter, daß dieſelben gleich beim Beginn des Brückenbaus ſich in die Wälder nach Oſten hin zurückgezogen hatten. Was aber ganz beſonders für dieſen Uebergangspunkt ſpricht, iſt die Angabe Cäſars VI, 35, daß ſeine zweite Römerbrücke 30 Millien oder 6 deutſche Meilen vom ſpätern Uebergangspunkt der ſugambriſchen Reiter entfernt lag. Mit Recht nimmt man allgemein dieſen Uebergang nahe der Wuppermündung an, und danach lag jene zweite Römerbrücke nahe oberhalb der Siegmündung bei Bonn. Erkennt man dies vorläufig für richtig an, und wir werden ſpäter Cäſars Anmarſch auf Bonn und ſeinen Rückmarſch beſprechen, ſo heißt es VI, 9, dieſer zweite Uebergang habe paulum supra vom erſten Uebergang gelegen. Unterhalb Bonn findet man nur 12 km nördlich von dieſer Stadt einen militäriſch geeigneten Uebergangspunkt, ſo daß Weſſeling auch in dieſer Beziehung als der hiſtoriſch wichtige Ort erſcheint, der allen Bedingungen und Angaben Cäſars in Bezug auf Abſicht, Anmarſch, weitern Vormarſch und Rückmarſch des Heeres entſpricht, wenn man Jülich als den Ausgangspunkt dieſer Operation betrachtet.

Danach marſchirte Cäſar in 2 Tagemärſchen auf ebenem feſten Terrain von Jülich über Hambach, Buir, wo Spuren eines ſehr alten Weges durch die Waldungen führen, nach Lechenich oder Liblar am Fuß der Ville, überſchritt dieſe am 3. Tage in der Richtung auf Brühl, baute dann die Rheinbrücke bei Weſſeling, ging über den Strom und ſuchte die Sugambern auf. Sein ſpäterer Rückmarſch führte ihn wieder über Jülich oder Düren auf Maeſtricht und nach Boulogne.

Cäſars Heer beſtand bei ſeinem erſten Rheinübergang aus 8 Legionen à 5000 Mann, 5000 galliſchen Reitern, mit dem Troß im Ganzen etwa 50,000 Mann. Vom Abmarſch aus Jülich bis zur Rückkehr über den Rhein konnte der Feldzug den Monat Juni des Feldzugsjahres in Anſpruch nehmen. Verfolgen wir nach dieſen Vorbemerkungen den Wortlaut des Cäſariſchen Textes.

(IV, 16.) „Nach Beendigung des germaniſchen Krieges durch die Uſipeterſchlacht hielt es Cäſar aus vielen Gründen für zweckmäßig, den Rhein zu überſchreiten. Der wichtigſte Grund aber war der, daß er den Germanen, die ſo leicht bei der Hand waren, nach Gallien zu kommen, auch einmal wegen ihres eigenen Landes Beſorgniß einflößen wollte, indem er ihnen zeigte, daß auch das römiſche Heer die Macht und den Muth beſäße, den Rhein zu überſchreiten. Dazu kam, daß jene Reiter der Uſipeter und Tencterer, welche, wie früher geſagt, zum Plündern und Fouragieren über die Maas gegangen waren und an jener Schlacht nicht Theil genommen hatten, nach der Niederlage der Ihrigen ſich über den Rhein in das Gebiet der Sugambern zurückgezogen und ſich mit dieſen verbündet hatten. Cäſar ſchickte an die Sugambern Botſchafter mit der Forderung, ſie ſollten ihm jene Germanen ausliefern, welche ihn in Gallien angegriffen hätten. Sie antworteten, der Rhein ſei die Grenze der römiſchen Herrſchaft. Wenn Cäſar es für unbillig hielte, daß Germanen wider ſeinen Willen nach Gallien kämen, wie er ſich dann anmaßen könnte, jenſeits des Rheins etwas zu verlangen und zu befehlen?

Die Ubier waren die einzige überrheiniſche Völkerſchaft, welche Geſandte an Cäſar geſchickt, Freundſchaft geſchloſſen und Geiſeln geſtellt hatten. Dieſe baten ihn jetzt dringend um Unterſtützung, da ſie von den Sueben hart bedrängt würden. Wäre ihm das aus politiſchen Gründen unmöglich, ſo ſolle er mit ſeinem Heer

über den Rhein kommen, das würde zu ihrer Hülfe und Sicherheit für die nächſte Zeit genügen. Denn dieſes Heer habe ſich durch die Niederlage des Arioviſt und durch die neueſte Schlacht auch bei den entlegenſten germaniſchen Nationen einen ſolchen Namen und Ruhm erworben, daß den Ubiern ſchon der Ruf ihrer Verbindung mit dem römiſchen Volk hinlänglichen Schutz gewähren würde. Sie verſprachen eine große Zahl von Schiffen, um das Heer über den Fluß zu bringen."

2. Brückenbau.

(IV, 17.) „Aus all dieſen Gründen hatte Cäſar beſchloſſen, über den Rhein zu gehen. Auf Schiffen überzuſetzen, hielt er weder für hinreichend ſicher, noch ſeiner und des römiſchen Volkes Würde für angemeſſen. Trotz der Hinderniſſe, welche der Strom durch ſeine Breite, Geſchwindigkeit und Tiefe darbot, ſchlug er eine Brücke, da das Heer in keiner andern Weiſe übergehen dürfe. Die Brücke baute er in folgender Weiſe. Je zwei Pfähle von $1^1/_2$ (römiſchem) Fuß Dicke, am untern Ende zugeſpitzt, und je nach der Tiefe des Fluſſes von verſchiedener Länge wurden in einem Abſtande von 2 Fuß (59,2 cm) unter ſich (durch Querhölzer oder Sproſſen) mit einander verbunden. Dieſe (Jochpfähle) wurden mittelſt Maſchinen (zuſammengekoppelte Kähne) in den Fluß hinabgelaſſen, feſtgeſtellt, mit Rammen (am kleinen Maſt der feſtgelegten Maſchinen hängend) eingetrieben, nicht wie ſonſt die Jochpfähle ſenkrecht, ſondern ſchräg, dachartig mit der Stromrichtung geneigt. Dieſen doppelten Jochpfählen gegenüber (ſtromabwärts) wurde ein zweites auf gleiche Weiſe verbundenes Jochpaar, auf dem Grunde 40 Fuß vom erſten Paar entfernt, eingerammt, ſo daß es zum Widerſtande gegen die Gewalt des Stromes gegen denſelben geneigt war. Je zwei zuſammengehörige Jochpaare wurden oben durch einen Holm von 2 Fuß Dicke, verbunden, ſo daß dieſer in den offenen Zwiſchenraum der Jochpfähle (deren Abſtand 2 Fuß betrug) eingelaſſen wurde. Dieſe Jochpaare wurden am äußern obern Ende durch 2 fibulae aus einander gehalten, ſo daß ſie ſich weder von einander entfernen noch einander nähern konnten, und ein feſtverbundenes Ganzes bildeten, ſo daß je heftiger der Strom drängte, ſie um ſo beſſer zuſammenſchloſſen."

Jedes dieſer Brückenjoche beſtand danach aus 5 ſtarken Rundhölzern, die vielleicht nur an je einer äußern Seite beſchlagen

waren, um andere aufliegende Hölzer um ſo feſter damit verbinden zu können. Für 3 m mittlere Waſſertiefe, 1 bis 2 m tiefes Einrammen, 3 m Höhe über dem Waſſerſpiegel genügten durchſchnittlich 8 m lange Jochpfähle und ebenſo lange Holme. Wurden die Jochpfähle zweckmäßig mit 60° Neigung eingerammt, ſo bildeten ſie oben eine 6 m breite Brückenbahn. Ueber die fibulae, welche den Holm mit den Jochpfählen vierfach verbanden, hat Oberſt von Cohauſen die beſte Erklärung gegeben, indem 4 Wiedenkränze kreuzweis um den Holm und jeden Jochpfahl gelegt wurden, mittelſt hölzerner Durchſtecker, denn das iſt die Bedeutung der fibula oder Sicherheitsnadel, in den ſpitzen Winkeln verbunden und feſtgewürgt. Solche armsſtarke Eichenwieden ſind noch jetzt am Rhein bei den Schiffern und Flößern ein ungemein feſtes, biegſames Bindematerial, welches überall Ketten, Taue, Stricke und Nägel erſetzen kann. Wenn dieſe Brückenjoche 8 m von einander entfernt waren, ſo bedurfte die Brücke bei Weſſeling etwa 50 ſolche Joche, je nach der Waſſertiefe verſchieden hoch, einem plötzlichen Anſchwellen des Rheins von c. 2 m entſprechend.

„Die Holme wurden durch Streckbalken (je 6 Hölzer 10 bis 12 m lang, 25 cm ſtark) mit einander verbunden, dieſe mit Querſtangen und Hurdenflechtwerk bedeckt.

Außerdem wurden ſowohl unterſtrom noch Pfähle in ſchiefer Richtung eingetrieben, welche wie Streben die Jochpfähle ſtützten, und mit dem ganzen Bau verbunden, die Gewalt des Stromes aufnahmen, als auch oberhalb der Brücke in einiger Entfernung von ihr Pfähle eingerammt, um die Brücke gegen Baumſtämme und Schiffe zu ſichern, welche die Barbaren etwa zur Zerſtörung der Brücke ſtromabwärts treiben ließen.“

(IV, 18.) „Binnen zehn Tagen, nach dem Zuſammenſchaffen des Bauholzes gerechnet, war der ganze Bau vollendet, und das Heer rückte hinüber. Cäſar ließ auf beiden Ufern Truppen zum Schutz der Brücke zurück und marſchirte in das Land der Sugambern.“

Daß die bei der Brücke zurückgelaſſenen Truppen ihre Lager befeſtigten, entſprach der römiſchen Kriegsſitte. Die Befeſtigung auf dem linken Rheinufer umſchloß wohl die heutige Kirche von Weſſeling, wo in ſpäterer Zeit von den Römern maſſive Mauerbauten in der Art eines Kaſtells ausgeführt ſind, und noch jetzt 1 m tief unter der Kirchhofsdecke liegen. Drei 1,6 m ſtarke Mauern von

Tuffsteinblöcken, Basalt und römischen Ziegeln ziehen sich 14 m von einander entfernt, dem Rhein parallel auf dem hohen Thalrande hin, bilden ein Viereck von 30 m Seitenlänge, wahrscheinlich in der Mitte eines kleinen castrum von 150 m Seitenlänge. In weiterer Ausdehnung fand Cäsars Heer zum Brückenbau einen geeigneten Lagerplatz von c. 1500 m Länge, 1000 m Breite. Später führte die Mainz-Kölner Römerstraße, dicht an der jetzigen Kirche vorbei, die Straße Belgica-Köln direkt in der Richtung auf diese Kirche. Wesseling hieß im 9. Jahrhundert Waslicia, und gehörte damals zum Reimser Stift. In der Römerzeit war Wesseling wahrscheinlich eine mutatio, und ist dort ein römischer Grabstein nebst zahlreichen römischen Alterthümern noch in neuester Zeit gefunden. Das kleine castrum von 150 m Seitenlänge, das sich deutlich am Thalrande markirt, würde zum Schutz der Brücke für eine halbe Legion genügt haben, während die andere Hälfte derselben auf dem rechten Rheinufer, vielleicht bei Langel und Lülsdorf, welcher Ort oft mit Lollius in Verbindung gebracht wird, kleinere castra hatte, die hier sehr günstig gelegene Punkte finden.

Plutarch nennt in Cäsars Lebensbeschreibung (22) jenen Brückenbau in 10 Tagen „ein allen Glauben übersteigendes Wunder". Kaiser Napoleon I. theilt in seinem Précis des guerres de César diese Ansicht nicht, da die französische Lobaubrücke über die Donau im Jahre 1809 in 20 Tagen vollendet wurde, und dieser Strom doppelt so breit und doppelt so tief war, als der Rhein bei Köln. Man hätte nach des Kaisers Ansicht diesen Brückenbau auch in 10 Tagen vollenden können, wenn die Franzosen mehr Rammen anstellen wollten, auf deren Zahl Alles ankomme. Statt 500 Pfähle hätten die Franzosen dort 24,000 Pfähle 10 bis 12 m lang, 3 m tief mit Rammbären von 300 kg Schwere eingerammt. Es wäre besser gewesen, statt der Böcke die Pfähle nahe hinter einander in der Stromrichtung einzurammen, wie Napoleon dies in der Donau that. Würde ein Pfahl fortgerissen, so hielten die übrigen das Joch. Den Franzosen standen aber doch größere Hülfsmittel zu Gebote, als Cäsar damals am Rhein fand.

3. Cäsar auf dem rechten Rheinufer.

Das Defiliren über die Rheinbrücke von 50,000 Mann mit einer Kolonnentiefe von 3 deutschen Meilen, forderte selbst bei den besten Anordnungen ohne etwaige Störungen, einen vollen Tag.

Nach Josephus' Schilderungen des Jüdischen Krieges III, 6, 2 marschirten die Römer damals überhaupt stets in musterhafter Ordnung in 6 Mann hohen Reihen, d. h. mit 6 Mann in Front, wohl den meisten römischen Militärstraßen und Brückenbreiten von 6 m entsprechend. Das Heer mußte vorwärts Terrain gewinnen und lagerte am Uebergangstage nach einem Marsch von 8 km vielleicht in der Gegend von Porz, erreichte am 2. Tage mit einem Marsch von 20 km die Ufer der Wupper bei Bürrig, an der Grenze des Sugambern- und Ubiergebietes, überschritt dann die Wupper und begann die Verwüstung des Sugambernlandes.

„Bei Cäsar erschienen während seines Zuges Abgesandte verschiedener Völker und baten um Frieden und Freundschaft. Er antwortete ihnen freundlich und verlangte die Stellung von Geiseln. Die Sugambern dagegen hatten gleich beim Beginn des Brückenbaus auf Anrathen der von ihnen aufgenommenen Tencterer und Usipeter sich zur Flucht bereit gemacht und sich mit aller beweglichen Habe aus ihrem Gebiet in abgelegene Gegenden und Wälder zurückgezogen."

(IV, 19.) „Cäsar verweilte einige Tage in ihrem Gebiet, und ließ während dieser Zeit alle Flecken und Höfe anzünden und das Getreide niedermähen. Dann zog er sich in das Gebiet der Ubier zurück, denen er seine Hülfe für den Fall eines Angriffs Seitens der Sueben versprochen hatte. Von diesen hörte er Folgendes. Als die Sueben durch ihre Kundschafter von dem Brückenbau Nachricht erhielten, hätten sie nach ihrer Sitte eine Volksversammlung gehalten, und sodann nach allen Seiten hin Boten mit der Weisung entsendet, Alles solle die Städte verlassen, Weiber, Kinder und ihre bewegliche Habe in den Wäldern verbergen. Alle Waffenfähige sollten sich auf einem Sammelplatze vereinigen, den man ziemlich in der Mitte des suebischen Gebietes bestimmte. Hier hätten sie beschlossen, die Römer zu erwarten und die entscheidende Schlacht zu schlagen.

Als Cäsar dies erfuhr und Alles erreicht hatte, weshalb er das Heer über den Rhein geführt, den Germanen Furcht einzuflößen, die Sugambern zu züchtigen, die Ubier von dem Druck der Sueben zu befreien, war er nach einem Aufenthalt von 18 Tagen jenseits des Rheins überzeugt, daß er sowohl der Ehre als der beabsichtigten Wirkung Genüge gethan. Er kehrte daher nach Gallien zurück und brach die Brücke ab."

Die Verwüſtung des Sugambernlandes dehnte Cäſar nach Norden hin höchſtens bis zur Ruhrgegend aus. Die etwa 1 deutſche Meile breite Thalebene des rechten Rheinufers war damals vielleicht vorherrſchend, jedenfalls ganz anders bewohnt und kultivirt, als die waldbedeckten Höhen des rechten Thalrandes, wohin ſich die Sugambern wohl in die Gegend des heutigen Elberfeld und Lennep zurückgezogen hatten. Ueber drei Märſche konnte ſich Cäſar von ſeiner Brücke nicht entfernen, da die Ubier einen Angriff der Sueben von Oſten her fürchteten (IV, 19), gegen welche Cäſar Hülfe verſprochen hatte. Aus der Gegend des heutigen Neuſtadt, Waldbroel und dem Siegener Lande konnten die Sueben in drei Tagemärſchen das Rheinthal zwiſchen Köln und Bonn erreichen, die Brücke und den Rückzug Cäſars bedrohen, wenn dieſer weiter bis über die Ruhr vorgedrungen wäre. Er kehrte daher nach einigen Zerſtörungstagen zu den Ubiern zwiſchen Deutz und Bensberg zurück, da das Heer hier beſſer verpflegt werden konnte, als im zerſtörten Gebiet oder auf dem hohen rechten Thalrande des Rheins, wo noch heutzutage Wald, Heide und tief eingeſchnittenes Bergland mit einander wechſeln. Cäſar fürchtete jenes Land wohl mehr als die Sueben, die nach den bisherigen Erfolgen der römiſchen Waffen einen Entſcheidungskampf vermieden, und ſich deshalb zurückgezogen hatten. Wir ſuchen ihren rückwärtigen Sammelpunkt ebenſo wie ſpäter im Jahre 53 n. Chr. im Baceniswald (IV, 19 und VI, 10) zwiſchen dem Ederkopf und Hilchenbach 90 km, 12 deutſche Meilen oder 4 ſtarke Märſche vom Rhein, und kommen bei Cäſars zweitem Rheinübergang darauf zurück.

Cäſar kehrte über den Rhein nach Gallien zurück und entzog die ohnehin leichtgebaute Brücke der Benutzung durch ſeine ubiſchen Freunde, die ſpäter wiederholt römiſcher Hülfe bedurften, bis ſie auf das linke Rheinufer überſiedelten. Der Weg für ſeine fernern Operationen ging über Jülich oder Düren auf Maeſtricht und Boulogne in das Land der Moriner (IV, 21), um von hier nach Britannien überzuſetzen.

4. Zweiter Rheinübergang.

Zwei Jahre nach dem erſten Rheinübergang, im Frühjahr 53 v. Chr., beſiegte Cäſar mit fünf Legionen die Menapier zwiſchen Schelde und Maas, und nahm ihnen das Verſprechen ab, nie wieder mit Ambiorix und deſſen Abgeordneten in Verbindung zu

treten. Er marſchirte dann gegen die Treverer, deren Gebiet auf dem rechten Maasufer vom Rhein weſtlich durch den Ardennerwald bis zu den Nerviern und Remern reichte (V, 3). Cäſar überſchritt die Maas wahrſcheinlich beim heutigen Lüttich, und hatte die untere Ourthe erreicht, als er die Niederlage der Treverer bei Luxemburg durch drei Legionen des Labienus erfuhr, der dann nach Trier marſchirt war. Das Gepäck des ganzen römiſchen Heeres ſtand damals im heutigen Arlon (VI, 5, 6 und „Kämpfe des Labienus" im Jahrg. V, S. 155 dieſer Zeitſchrift) und deutet dies auf die ſchon früher beabſichtigte Vereinigung Cäſars mit Labienus.

Cäſar hätte die Gegend Arlon-Luxemburg in 5 Märſchen durch den damals gewiß ſehr unwirthbaren Ardennerwald erreichen können, der große Terrainſchwierigkeiten und keine Mittel für die Verpflegung bot. Schwerlich war er bei jener Nachricht vom Siege des Labienus in den Ardennerwald ſchon tief eingedrungen, und mußte nun entweder das reiche Flußthal der Moſel zu erreichen ſuchen, oder in der Nähe der Maas ſtehen bleiben. Nach dem ſpätern Verlauf der Begebenheiten iſt letzteres mit Sicherheit anzunehmen. Seit dem Frühjahr war durch die ſchnellen und glücklichen Kriegszüge der Römer an der Seine, Schelde, Maas und Moſel die Ruhe in Gallien hergeſtellt, ſo daß Cäſar jetzt ſeinen Plan ins Auge faſſen konnte, die vereinigte Kraft ſeiner 10 Legionen, 50,000 Mann mit 5000 Reitern gegen den Rhein zu wenden.

Erörtern wir zunächſt die Gründe, welche den zweiten Rheinübergang gerade bei Bonn annehmen laſſen. Kaiſer Napoleon III. tritt unbedingt für dieſen Punkt ein, während andere Schriftſteller ihn zwiſchen Andernach und Coblenz ſuchen, darauf geſtützt, daß Labienus die Moſel bei Trier erreicht hatte, und in ſofern Florus III, 10 ſagt: „Cäſar ging mittelſt einer Schiffbrücke über die Moſel, und ſogar über den Rhein, nicht einmal, ſondern zweimal, und ſuchte den Feind in den hercyniſchen Wäldern auf." Es iſt aber allgemein anerkannt, daß Florus die Moſel mit der Maas verwechſelt, und wir ſahen bereits, daß Cäſar die Maas wirklich in der Gegend von Lüttich überſchritten hatte.

Cäſars zweite Rheinbrücke lag nach deſſen eigenen Worten VI, 35, dreißig Millien oder 6 deutſche Meilen oberhalb des Rhein-

überganges der ſugambriſchen Reiter, die einige Wochen nach Cäſars Uebergang ihren Streifzug von der Wuppermündung durch die Aachener Gegend nach Aduatuca castellum, dem heutigen Limburg ausführten. Jene 30 Millien fallen ſtromaufwärts nach dem heutigen Bonn.

Cäſars Rheinübergang galt diesmal hauptſächlich den Sueben, mit denen er ſchon vor zwei Jahren einen Zuſammenſtoß erwartet hatte, als er auf dem rechten Rheinufer bei den Ubiern in der Gegend von Deutz-Bensberg verweilte. Wie damals zogen ſich auch jetzt die Sueben in ihre ſtarke Stellung am Baceniswalde zurück. Auch hiernach lag der jetzige Rheinübergang zweckmäßig oberhalb der Siegmündung bei Bonn, um auf die Sieg baſirt, unter dem Schutz derſelben, an ihrem linken Ufer aufwärts, durch das Siegener Land den Baceniswald zu erreichen.

Cäſars Abſicht, dem Ambiorix den Rückzug zu den Sueben zu verlegen, konnte bei Bonn an der Pforte des Siebengebirges, namentlich aber an der Sieg mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs und mit geringerer Schwierigkeit erreicht werden, als wenn Cäſar durch die unwirthliche Eifel zum Rhein zwiſchen Andernach und Coblenz marſchirt wäre.

Steht hiernach der Ausgangspunkt und der Zweck der Operation feſt, ſo führte Cäſars natürliche Marſchrichtung von der Vesdre her über Düren, durch dies Thor des Ardennerwaldes, welches an die Dörenſchlucht des Teutoburgerwaldes erinnert, und dann in derſelben dadurch ſchon bekannten Richtung zurück, nach Cäſars Worten in die Gebiete der Eburonen, Segner und Condruſen, die am nördlichen Fuß der Ardennen wohnten. Dieſe Marſchrichtung Cäſars benutzte uralte Wege, denen die Römerſtraße ſpäter folgte, von der untern Ourthe vielleicht mit den fünf heutigen Etappen Limburg, Cornelimünſter, Düren, Lechenich auf Bonn. Wir laſſen es unentſchieden und unerheblich, ob Labienus von Cäſar zur Maas und Vesdre erſt in 5 Märſchen herangezogen wurde, oder ob Labienus, was wahrſcheinlicher iſt, von Trier über Bitburg, Blankenheim in 5 bis 6 Märſchen direkt nach Bonn marſchirte. Beide Marſchrichtungen verfolgten die zweckmäßigſten langgeſtreckten Höhenrücken, vermieden das ſchwierigſte Terrain und beſchwerliche Thalübergänge.

Beifolgende Karte, deren ſpätere Erörterung auf Grund per-

ſönlicher Rekognoscirung vorbehalten bleibt, kann ſelbſtverſtändlich kein überall ſicheres und erſchöpfendes topographiſches Bild der Wege und Anſiedlungspunkte zu Cäſars Zeit geben, da ſelbſt die Namen von Köln, Düren, Bonn damals noch ſchlummerten, manche Ortſchaft verſchollen iſt. Wahrſcheinlich ſind jedoch jene Punkte als Anſiedlungen weit älter, als ihre jetzigen Namen, denn Emporien wie Köln-Divitia hatten ſchon zu Cäſars Zeit ebenſo ihre Exiſtenzbedingungen, wie die übrigen Punkte Düren, Bonn, Jülich ꝛc., ſowohl durch ihre Lage an Gewäſſern, als durch Bodenbeſchaffenheit und Verkehr. So gab es unzweifelhaft damals ſchon natürliche Straßen und Wege, welche die Anſiedlungspunkte verbanden, durch die Gangbarkeit bedingt, um die Schwierigkeiten des Bodens zu vermeiden, die beſten Uebergänge zu benutzen, die kürzeſten Linien zu wählen. Die gerade Richtung der älteſten Wege iſt oft ebenſo durch das Terrain geſtattet und bedingt, wie ihre kleinſte Biegung, wenn man aufmerkſam die Plaſtik und die Bodenverhältniſſe berückſichtigt. Wären dieſe alten Wege und Anſiedlungspunkte mit allen damaligen Bewohnern zwiſchen Rhein und Maas vertilgt und verwiſcht, und eine neue Generation hätte die frühern Verhältniſſe dort wieder gefunden, ſo würden ganz ähnliche Brennpunkte für Anſiedlung und Verkehr, ganz ähnliche Wegerichtungen wie früher erſtanden ſein, da die Wahl derſelben nicht dem blinden Zufall folgt, ſondern ſachgemäß den Bedingungen der menſchlichen Exiſtenz und den natürlichen Verbindungen entſpricht. Es iſt bekannt, mit welcher Leichtigkeit Cäſars Heere damals Gallien durchſchritten, und ſo ſehen wir ſeine Legionen auch auf jenen alten Wegen marſchiren. An dieſe Wege knüpft ſich die ſpätere Geſchichte zweier Jahrtauſende, mit den wichtigſten Kulturbeziehungen, Kämpfen und Zügen der Gallier, Römer, Germanen, Franken, Hunnen ꝛc. durch das Mittelalter hindurch, ja bis in die Neuzeit.

Wir müſſen und können uns daher mit der beifolgenden Kartenſkizze begnügen, welche etwa den erſten Jahrhunderten n. Chr. entſpricht. Sie gibt in den ſtarken Linien die von den Römern wunderbar normirten Haupt- und Staatsſtraßen, in den ſchwächern Wegelinien die Verbindungs- und Verkehrsſtraßen. Jene Hauptſtraßen repräſentiren bereits das durchdachte Endreſultat der damaligen Verbindungen, geben einen kleinen Bruchtheil der leitenden Fäden, welche im Sinne römiſcher Weltherrſchaft und Kultur bis

über die Alpen führen. Dieſe Linien kennzeichnen den damaligen hohen Standpunkt der Topographie und Technik, wie z. B. Köln und Reims, 40 deutſche Meilen von einander entfernt, mittelſt möglichſt gerader Straßen über die ausgedehnteſten Waldgebirge und deren Schluchten verbunden ſind, oder wie durch ſolche Gegenden ein über 12 deutſche Meilen langer unterirdiſcher Kanal geführt wurde, um das beſte Trinkwaſſer der Eifel zu den Hauptſtraßen und zum Rhein zu leiten.

Solche Hauptſtraßen der ſpätern Römerzeit n. Chr. gingen radienartig von Köln nach Südweſten, mitten zwiſchen der in weſtlicher Richtung von Köln über Jülich nach Maeſtricht führenden Straße und der Köln-Mainzer Rheinſtraße. Es war dies

1. die Straße Köln, Kerpen, Düren, Greſſenich, theilweiſe im Ardennerwalde, theilweiſe an deſſen Nordrand, über Cornelimünſter, Baelen, Limburg, Poulſeur an der Ourthe, Clavier, Dinant (in Belgien la tige de César genannt) nach Bavai;
2. die Straße Köln, Zülpich, Gemünden, St. Vith, Baſtogne, Izel, Mouzon, Reims;
3. die Straße Köln, Weſſeling, Metternich, Belgica, Marmagen, Jünkerath, Bitburg, Trier, Metz — mit ihrer Nebenſtraße von Bonn über Rheinbach, Michelsberg, beim Birtherhof weſtlich von Blankenheim, die Hauptſtraße erreichend.

Nach dieſer Abſchweifung auf die damaligen örtlichen Verhältniſſe, in denen Wälder und Sümpfe ſich weiter ausdehnten, als die vorliegende Karte es andeutet, von ſpärlichen Naturwegen durchſchnitten, denen erſt nach einem Jahrhundert das organiſirte römiſche Straßenſyſtem allmählich folgte, ſuchen wir unter Berückſichtigung der allgemeinen kriegeriſchen Sachlage im Anfang Juni des Jahres 53 v. Chr., Cäſars zweiten Rheinübergang bei Bonn, und verfolgen nach dieſer Darlegung Cäſars Texteswort.

(VI, 9.) „Als Cäſar aus dem Menapierlande im Gebiet der Treverer eingetroffen war, beſchloß er aus zwei Gründen den Rhein zu überſchreiten, einmal, weil man von drüben her den Treverern Hülfstruppen gegen ihn geſchickt hatte (VI, 7, 8), ſodann um dem Ambiorix den Rückzug zu ihnen zu verlegen. Demgemäß ließ er etwas oberhalb ſeines frühern Uebergangspunktes eine Brücke ſchla-

gen. Sie kam bei dem großen Eifer der Soldaten, denen dieſe Arbeit ſchon bekannt und geläufig war, in wenigen Tagen zu Stande. Auf dem Trevererufer ließ er an der Brücke einen feſten Poſten zurück, um ſich dort gegen eine plötzliche Erhebung ſicher zu ſtellen, und führte dann die übrigen Legionen mit der Reiterei über den Rhein. Die Ubier, welche ſchon früher Geiſeln geſtellt und ſich unterworfen hatten, ſchickten zu ihrer Rechtfertigung Geſandte zu ihm, um nachzuweiſen, daß ſie keine Hülfstruppen zu den Treverern geſchickt, und daß von ihnen die Treue nicht verletzt ſei. Sie baten und beſchworen ihn daher um Schonung, um nicht aus allgemeinem Germanenhaß die Unſchuldigen ſtatt der Schuldigen zu beſtrafen. Wolle Cäſar noch mehr Geiſeln, ſo ſeien ſie dazu bereit. Bei näherer Unterſuchung fand Cäſar, daß die Sueben jene Hülfstruppen geſchickt hatten. Er nahm daher die Rechtfertigung der Ubier an, und zog über die Zugänge und Wege ins Suebenland genauere Erkundigung ein."

5. Der Rhein bei Bonn.

Cäſars Brücke bei Bonn lag an der jetzt noch militäriſch günſtigſten Uebergangsſtelle zwiſchen dem heutigen Jeſuitenhof unterhalb Bonn und dem gegenüberliegenden kleinen Dorf Genſem am Fuß der Schwarz-Rheindorfer Kirchhofshöhe. Kaiſer Napoleon III. und General von Peucker verweiſen auf dieſen Punkt, an welchem auch Druſus 43 Jahre ſpäter über den Rhein ging, gerade auf Grund der vielbeſtrittenen Florusſtelle IV, 12: „Bonnam et Gesoniacum pontibus iunxit classibusque firmavit". Deutſche Gelehrte haben in einem dreißigjährigen heftigen Streit darüber, dieſe Stelle auf Mainz, ſogar auf Boulogne bezogen, während Profeſſor Dederich und Andere an dieſer Brückenſtelle feſthielten, ſo korrumpirt im Uebrigen jene Florusſtelle auch ſein mag.

Der Rhein iſt dort jetzt 450 m breit, bei mittlerm Waſſerſtande 1 bis 3 m tief, in der Stromrinne, die im öſtlichen Drittel des Stromes liegt, 4 bis 5 m tief, dort ſehr ſchmal, und auch dadurch für den Brückenſchlag geeignet. Das Bett des Rheins iſt ſandig, mit ſtarkem Kiesgerölle bedeckt. Die Stromgeſchwindigkeit beträgt $2^1/_2$ m pro Sekunde bei einem Gefälle 1 : 4500, wird aber in der Stromenge unterhalb von der Siegmündung ſtärker. Im Frühjahr und Herbſt ſteigt der Rhein durchſchnittlich 3 m, zuweilen 6 bis 7 m über den mittlern Waſſerſtand, bei der Hoch-

fluth im Jahre 1784 ſogar 10 m, wobei jedoch das römiſche castrum ſowie die gegenüberliegende Schwarz-Rheindorfer Kirchhofshöhe waſſerfrei blieben.

Die ſchöne Schwarz-Rheindorfer Kirche, die gleich einem verſpäteten Denkmal die klaſſiſche Uebergangsſtelle bezeichnet, ſtammt aus dem 12. Jahrhundert, die nahe Vilicher Kirche aus dem 10. Jahrhundert. Namentlich die erſtere Kirche deutet an ihren Kirchhofsmauern durch ſehr alte dazu benutzte Steinreſte auf dortige frühere Bauten, wo vielleicht einſt dem castrum Bonnense gegenüber ein Kaſtell ſtand. Am Fuß der Höhe ſind in neueſter Zeit Fundamente aufgedeckt, die jedoch dem ehemaligen Kloſter von Schwarz-Rheindorf angehörten. Dieſe Kirchhofshöhe bildete in der Römerzeit den rechten Thalrand des Rheins, erhebt ſich jetzt 12 m über den mittlern Waſſerſtand, der damals wohl 3 m tiefer lag, während ein Rheinarm von 30 bis 60 m Breite ſich unmittelbar am Thalrande entlang zog, und eine Inſel von etwa 1000 m Länge, 150 m Breite bildete, die bis zur frühern Siegmündung reichte. Man erkennt dies alte Flußbett an einer Mulde am Fuß der Kirchhofshöhe und des Dorfes Genſem, in welchem noch in den Jahren 1867, 1876 und 1880 bei Hochwaſſer der Rhein floß. Sowohl dies ehemalige Bett, wie ſeine Ufer ſind 6 bis 8 m hoch mit Schlick und Kies aufgelandet. Die frühere Inſel, vom General von Peucker wahrſcheinlich auf Grund alter Karten erwähnt, wird jetzt als Rheindeich zur Abſperrung benutzt, begünſtigte in der Römerzeit den Brückenbau und bildete einen geſicherten Hafen für Schiffe. Vielleicht diente ſie für Cäſars Brücke nach VI, 29 zur Aufſtellung des 4 Stockwerke hohen Holzturmes, als das rechtsrheiniſche Brückenende auf 60 m Länge abgebrochen wurde, wenngleich ſolcher Turm auch im ſeichten Waſſer und über der Brücke leicht aufzuſtellen war.

Deutlich erkennbar iſt es ferner, daß die Sieg, welche noch vor 40 Jahren 1000 m unterhalb Genſem, jetzt nach ihrer Eindeichung 3000 m unterhalb Genſem bei Mondorf den Rhein erreicht, zur Römerzeit unmittelbar bei Genſem im heutigen Bett des Hardtbaches in den Rhein mündete, wie ſchon Oberſtlieutenant Schmidt im 31. Hefte der Bonner Jahrbücher S. 77 vermuthet. Dies alte Bett der Sieg läßt ſich von Meindorf her verfolgen, umkränzt die Höhe von Geislar, erreicht in weiter Einbiegung Vilich-Mühldorf,

führte am Fuß des Vilicher Kirchberges entlang dicht unterhalb Genſem zum Rhein, bis Hochfluthen mit ihren Schlickablagerungen von der Genſem-Schwarz-Rheindorfer Höhe die Siegmündung dort ſperrten, und der Fluß weiter unterhalb die Verbindung mit dem Rhein ſuchte. Die militäriſche Bedeutung des Bonner castrum der frühern Siegmündung gegenüber, wurde durch letztere weſentlich erhöht.

Dies castrum erhebt ſich auf dem linken Thalrande des Rheins 12 bis 13 m über den jetzigen mittlern Waſſerſtand mit einem Steilrande, der in dieſem Jahrhundert für 2 Leinpfade am Wichelshof vorbei, durch Mauern terraſſirt wurde, wo bisher einfache Erdböſchungen lagen. Der Rheinſtrom drängt hier, wie an vielen andern Stellen, nach Weſten und zerſtört allmählich die Steilufer, die er in frühern Zeiten kaum erreichte. Namentlich unterhalb des castrum flacht ſich dieſer Steilrand ab, ſo daß die Annäherung an den Strom und der Transport des Brückenmaterials um ſo mehr erleichtert wurde, als der Waſſerſtand des Rheins in der Römerzeit etwa 3 m tiefer lag, als jetzt.

An dieſer Abflachung des Steilrandes, wo zur Römerzeit c. 150 m vom jetzigen Rheinufer feſtes Uferland war, liegt der Jeſuitenhof, früher Iſidorshof genannt, an der Nordoſtecke des castrum. Nach Hundeshagens „Beſchreibung von Bonn 1832" wurden hier in den 20er Jahren Reſte einer Minervaſtatue gefunden, wahrſcheinlich mit Beziehung auf die legio I Minervia pia fidelis, deren zahlreiche Ziegel im Lager zerſtreut ſind, und die zur Zeit des bataviſchen Krieges hier ſtand. An die porta decumana auf der Südfront des Lagers knüpft ſich die höchſt anziehende Geſchichtserzählung der Erſtürmung und Zerſtörung im Jahre 70 n. Chr., ſ. Tac. Hist. IV, 20. Für die ſpäter mehrfach wiederholten Zerſtörungen ſprechen die Brand- und Kohlenſchichten in 1 und $1^1/_2$ m Tiefe unter der jetzigen Oberfläche. In dieſer Tiefe bis zu 2 m liegen auch die Fundamentreſte der römiſchen Lagergebäude, niedrige Kaſernen von 45 cm ſtarken Tuffmauern, mit ſchweren Ziegeldächern, theilweiſe mit den kleinen Schlafräumen von 2 m Seitenlänge, für je 2 Soldaten durch Waffenſtänder, in Stein eingelaſſen, getrennt. Dieſe Kaſernen wurden im Jahre 1820 von der K. Regierung, in neueſter Zeit von der Direktion des Bonner Provinzial-Muſeums aufgedeckt.

Die Länge der Gebäude wechſelt zwiſchen 40 und 80 m, ihre Breite zwiſchen 10 und 20 m. Ein reichverzweigtes unterirdiſches Kanalſyſtem ſorgte für Waſſerzufluß und Abfluß, während zahlreiche 5 bis 6 m breite Kiesſtraßen, die jetzt meiſt 1 m tief unter der Oberfläche liegen, die Gebäude umgaben und das Lager rechtwinklich durchkreuzten. Der Umfang des Lagers zeigt ſich deutlich an den flachen 1 bis 2 m hohen Erdböſchungen der Landſeite zwiſchen Jeſuitenhof, Johanniskreuz, Schänzchen, ſowie an dem 9 bis 14 m über dem mittlern Waſſerſtande liegenden Thalrande der Rheinfront. Bei 500 m innerer Seitenlänge erhält man einen Lagerraum von 25 ha, hinreichend groß für das Winterlager einer Legion von 5000 Mann. Abmeſſung und Bau dieſes castrum erinnert an das ebenſo große castrum Argentoratum und an die Mauern von Pompeji aus derſelben Zeit, mit ihren 9 m ſtarken, 10 m hohen doppelten Wallmauern (agger), von Vitruv V, 4 beſchrieben, auf welchen der 6 m breite Wallgang mit Zinnen lag, von 15 m hohen Halbtürmen um 5 m überragt, davor der 15 m breite, 5 m tiefe Graben.

Als Cäſar beim heutigen Bonn am linken Thalrande des Rheins zum Brückenbau eintraf, lagerten ſeine 10 Legionen gewiß an der dazu am beſten geeigneten Stelle dieſes Lagers. Im Vergleich mit Cäſars übrigen Lagern brauchte ein ſolches Heer für ſeinen kurzen Aufenthalt mindeſtens den doppelten Raum jenes Druſuslagers, war danach etwa 1000 m lang, 500 m breit, reichte nördlich bis zum Bonnerberg, der wahrſcheinlich ſpäter einen Wartturm trug, und war die porta praetoria des Cäſarlagers damals nicht nach Norden, ſondern dem Rhein etwa am Jeſuitenhof zugewendet. Für die 6000 Mann, die Cäſar bei ſeinem Rückzuge an der theilweiſe abgebrochenen Brücke zurückließ, wird der Umfang des ſpätern Druſuslagers, durch ſtarke Erdwälle verſtärkt, mehr als ausgereicht haben. Vielleicht genügte auch eine kleinere Befeſtigung auf der markirten Höhe am Jeſuitenhof von 300 bis 400 m Länge nach dem Rhein hin, 200 m Breite, wo ſpätere Befeſtigungen und die Bodenkultur alle frühern Spuren natürlich verwiſcht haben. Durch die Mitte jenes Druſuslagers führte dann die Römerſtraße Mainz-Köln. In dies Lager mündete die Trier-Bonner Römerſtraße in 2 Parallelſtraßen. Aus der porta sinistra führte eine Römerſtraße über Roisdorf und Brenig über die Ville, und am

Fuß der Ville entlang über Sechtem und Vochem auf Köln und Neuß.

So bilden dieſe Straßen- und Lagerreſte, Hand in Hand mit den Terrainverhältniſſen des Rheins und ſeiner Thalränder im Hinblick auf die damalige militäriſche Sachlage, die Anhaltspunkte für die älteſten Spuren der Cäſar- und der ſpätern Druſusbrücke mit ihren Befeſtigungen.

Dort am Jeſuitenhof führt der ſ. g. „Brückenweg" zum Rhein und ſetzt ſich jenſeits mit demſelben alten Namen über Genſem und Schwarz-Rheindorf auf Vilich (Wileca) fort, urſprünglich 4 bis 6 m breit. Zu beiden Seiten hat dieſer Weg vom Rheinufer her auf 300 m Entfernung Parallelwege, die bei der hochliegenden Vilicher Windmühle, wo vielleicht einſt eine Warte ſtand, in den Hauptweg Vilich-Hangelar gehen. Bei Hangelar gabelte ſich die Straße, einerſeits über Siegburg als ſ. g. Zeitſtraße zur Drabenderhöhe, andrerſeits auf Niederpleis, Geiſtingen, Warth rechts nach Altenkirchen und Mainz, links über Blankenberg die Sieg aufwärts nach Siegen zum Baceniswald. Aehnlich, nur noch ausgedehnter wie heutzutage begannen bei Siegburg und Warth die Waldungen im ſcharf durchſchnittenen Bergland, und weiter aufwärts das Siegener Land, in welchem die durch ihre Tapferkeit berühmten Sueben wohnten.

6. Cäſar an der Sieg.

(VI, 10). „Wenige Tage nach ſeinem Rheinübergang erhielt Cäſar von den Ubiern die Nachricht, die Sueben vereinigten alle ihre Streitkräfte auf einem Punkt, und hätten von den unter ihrer Herrſchaft ſtehenden Stämmen Hülfstruppen zu Fuß und zu Pferd aufgeboten. Auf dieſe Nachricht traf Cäſar Anſtalten für die Verpflegung und bezog an geeigneter Stelle ein Lager. Den Ubiern befahl er, ihr Vieh und alle ihre bewegliche Habe vom flachen Lande in die Städte zu ſchaffen, in der Hoffnung, jene rohen Barbaren durch Mangel an Lebensmitteln zu einer Schlacht ſelbſt unter ungünſtigen Umſtänden zu bringen. Den Ubiern trug er auf, zahlreiche Kundſchafter in das Suebenland zu ſchicken, um ſich über die dortigen Vorgänge zu unterrichten. Die Ubier führten dieſen Befehl aus und meldeten nach wenigen Tagen: die Sueben, nachdem ihnen über das römiſche Heer ſichere Kunde zugekommen, wären mit allen ihren Truppen und Hülfsvölkern an

die äußerſte Grenze ihres Gebiets zurückgegangen. Dort ſei ein Wald von ungeheurer Ausdehnung, Bacenis genannt. Dieſer ziehe ſich weit ins Innere des Landes und diene ſowohl den Sueben, wie den Cheruskern als eine natürliche Mauer gegen ihre wechſelſeitigen Ueberfälle und Raubzüge. Am Eingange dieſes Waldes hätten die Sueben die Römer zu erwarten beſchloſſen."

Cäſar traf alſo die Vorbereitungen zum Kampf mit den Sueben und bezog an geeigneter Stelle ein Lager. Unmittelbar am Rhein konnte er aus militäriſchen und politiſchen Gründen nicht ſtehen bleiben. Am rechten Siegufer lag beim heutigen Siegburg eine ſehr günſtige Lagerſtellung mit einer natürlichen ſtarken Citadelle auf dem 60 m hohen Bergkegel der ſpätern Abtei, 10 km vom Rheinübergang bei Bonn. Wahrſcheinlich war Siegburg eines der ubiſchen oppida, aber keine hiſtoriſche Kunde von Siegburg und ſeiner Umgebung geht über unſer jetziges Jahrtauſend hinaus. Trotz der günſtigen Lage von Siegburg können wir hier nicht Cäſars castrum annehmen, denn Cäſar wählte gerade den Uebergang oberhalb der Siegmündung, um ſich auf die Sieg zu ſtützen, nicht aber um den 80 m breiten, 2 m tiefen Fluß hier erſt wieder zu überſchreiten. Eine etwaige Lagerſtellung am linken Siegufer bei Geiſtingen iſt im Rücken nach dem Siebengebirge hin nicht genug geſichert. Dagegen entſpricht eine Stellung zwiſchen Warth und Blankenberg, 15 km oder 1 Tagemarſch von Bonn, allen damaligen Anforderungen. Hierher führt die alte Straße vom Bonner castrum über Vilich, Hangelar, erreicht hier die alte Rheinſtraße von Emmerich über Siegburg, Warth nach Kaſtel bei Mainz. Von hier aus und von Siegburg her konnten die Rekognoscirungen Cäſars und der Ubier weithin in verſchiedenen Richtungen das Suebenland durchforſchen, hier an der Sieg eine Annäherung des Ambiorix überwachen. Weiter aufwärts begannen aber für das Heer die Schwierigkeiten des Terrains und der Verpflegung, denn die Hülfsmittel des Siegthals ſind ſehr beſchränkt, und die Ubier hatten gewiß keine geringen Sorgen, die Bedürfniſſe eines Heeres von 50 bis 60,000 Mann herbeizuſchaffen. Jene Straße von Schwarz-Rheindorf, Vilich, Hangelar, Niederpleis, Geiſtingen, Warth iſt von beſonderm Intereſſe, indem ſie weiter aufwärts an der Sieg öſtlich von Eitorf zwiſchen Herchen und Ruppichteroth den ſpätern limes imperii auf zahlreichen natürlichen

und künſtlichen Wegen durchbricht. Sie trägt namentlich zwiſchen Hangelar und Geiſtingen in dem ſandigen Heideboden am Fuß des Siebengebirges die Spuren ihres hohen Alters aus altgermaniſcher oder römiſcher Zeit, durchſchnittlich 5 m breit, ſtellenweiſe 1 m erhöht, mehrfach mit 1 bis 3 m tiefen Seitengräben und 3 m breiten, 1 m hohen Seitenwällen. Warth und Blankenberg gaben den Flügeln des Cäſarlagers feſte Stützpunkte mit tiefen Thaleinſchnitten, und ſowohl im Siegthal, wie auf dem langgeſtreckten Höhenrücken des linken Thalrandes der Sieg führten durch den ausgedehnten Wald uralte Wege in der Richtung auf Siegen und zum Baceniswald, der feſten Stellung der Sueben, 80 km oder wenigſtens 4 Tagemärſche vom Lager Cäſars. Der Baceniswald, in welchem man früher irrthümlich den Thüringer Wald und den Harz ſuchte, wurde nach „Horns Siegthal 1854“ früher Patſchoſer Wald, im Mittelalter silva Pacensis genannt. Er umfaßt das Quellgebiet der Sieg, Lahn und Eder, das heutige Rothhaargebirge zwiſchen Hilchenbach, Schmallenberg, Berleburg, Laasphe, welches ſich plateauartig 45 km lang und breit mit ſteilen, durchſchnittenen Rändern 600 bis 700 m über den Rhein bei Bonn, 400 bis 500 m über die Sieg bei Siegen erhebt, eine wüſte Kriegs- und Wetterſcheide zwiſchen den Sueben und Cheruskern bildete (VI, 23). Leicht zu vertheidigen, ſchwer zu erreichen ſind namentlich die weſtlichen Abhänge nach dem Rhein hin, während ein Angriff von Süden über Siegen und von den Lahnquellen her geringere Schwierigkeiten bietet.

Aber hier ſowohl, wie beim erſten Rheinübergang erkannte Cäſar die Schwierigkeiten, auf einem mehrwöchentlichen Kriegszuge vorzudringen, und in geſchickter Weiſe verdeckt er den Eindruck ſeines Rückzuges durch die höchſt lehrreiche Schilderung der Gallier und Germanen (VI, 11—28), die wir hier übergehen können.

7. Cäſars Rückmarſch.

(VI, 29.) „Als Cäſar durch die ubiſchen Kundſchafter erfuhr, daß die Sueben ſich in ihre Wälder zurückgezogen hatten, beſchloß er, nicht weiter vorzurücken. Er fürchtete Proviantmangel, da alle Germanen, wie oben geſagt, wenig Ackerbau treiben. Doch wollte er wenigſtens die Barbaren in Furcht vor ſeiner Rückkehr laſſen, und ihre Truppenzuzüge aufhalten.

Er ließ daher, als er das Heer über den Rhein zurückgeführt,

das äußerſte Ende der Brücke nächſt dem ubiſchen Ufer auf 200 Fuß Länge abbrechen und hier auf dem Brückenende einen Turm von vier Stockwerken errichten."

Dieſer Turm hatte bei der üblichen Stockwerkshöhe von 3 m wenigſtens eine Höhe von 16 m über dem jetzigen mittlern Waſſerſpiegel. Bei einer Grundfläche von etwa 6 m Seitenlänge verjüngte ſich die Breite des Turmes nach oben, der wohl einfach von Stangen mit Flechtwerk erbaut war. Die Kirchhofshöhe von Schwarz-Rheindorf liegt 12½ m über dem heutigen mittlern Waſſerſpiegel, ſo daß man von der Höhe des Turmes den obern Thalrand des rechten Rheinufers überblickte, während der Turm weithin ſichtbar war und den Stromarm beherrſchte.

„Auf dem andern Ufer legte er eine ſtarke Brückenverſchanzung an und ließ in derſelben eine Beſatzung von 12 Kohorten (6000 Mann) unter dem Kommando des jungen Gaius Volcatius zurück."

Dieſe Befeſtigung mit „ſtarkem Wall und Graben" kann als Grundlage des ſpätern Druſuscaſtrum angeſehen werden, lag wenigſtens jedenfalls auf der Höhe am Jeſuitenhof. Cäſar behielt alſo nur dieſe Verſchanzung auf dem linken Rheinufer, ſowie die Brücke mit dem Turm beſetzt, und deutet ſolche ängſtliche Defenſive auf die Beſorgniſſe hin, welche die Germanen ihm einflößten.

Wir verfolgen den weitern Verlauf des Cäſariſchen Textes, um aus demſelben die Richtung ſeines Rückmarſches nach Ueberſchreitung des Rheins im Intereſſe der nähern Feſtſtellung der Brückenſtelle, ſoweit dies noch erforderlich ſein ſollte, zu erſehen.

„Cäſar ſelbſt brach jetzt, da die Erndtezeit nahte, zum Kriege gegen Ambiorix auf, und ſchickte gleichzeitig den Lucius Vinucius Baſilus durch den Ardennerwald mit der geſammten Reiterei voraus. Dieſer Wald iſt der umfangreichſte in ganz Gallien und erſtreckt ſich vom Rheinufer und der treveriſchen Grenze bis zum Nervier- und Remerlande (V, 3) über 500 Meilen weit. Cäſar hoffte, Baſilus werde durch Schnelligkeit und Benutzung des günſtigen Augenblicks einen glücklichen Handſtreich ausführen können. Er wies ihn daher an, auf ſeinem Marſch keine Lagerfeuer anzünden zu laſſen, um ſeine Annäherung nicht zu verrathen. Er ſelbſt würde dem Baſilus auf dem Fuße folgen."

Cäſar faßt die Ausdehnung des Ardennerwaldes in einem weitern Sinn, als wir dieſen Namen heutzutage anwenden, indem

er ihn vom Ufer des Rheins bis zu den Nerviern und Remern mit einem Umfang (in longitudinem patet) von 500 Millien berechnet. Wirklich hat nach unſern heutigen Karten dies Waldland mit Einſchluß der Ville, Eifel, des Hoch- und Idarwaldes und der damit zuſammenhängenden Wälder bis zur Saar und Nahe einen Umfang von 450 Millien, doch um ſo weniger gibt dieſe Ausdehnung für die Richtung des römiſchen Marſches durch den Ardennerwald irgendwie einen nähern Anhalt. Wohl aber zeigt der weitere Verfolg des Textes, daß Cäſar einen ihm ſchon bekannten Weg einſchlug und darauf den Ueberfall der Eburonen begründet. Er ging durch das Gebiet dieſes Volkes, welches in der Gegend des heutigen Aachen (Burtſcheid = Porcetum), Cornelimünſter, Eupen ꝛc. wohnte, und ſich nach VI, 31 in die Waldungen und in die noch heute wohlbekannten Moore des hohen Venn zurückzog. Er kam dann zu den Segnern und Condruſen (VI, 32), die auf dem rechten und linken Ufer der Vesdre wohnten, von Cäſar treffend bezeichnet „qui sunt inter Eburones et Treveros“, ſo daß die Grenze dieſer Völker unter einander etwa in die Gegend unſeres Limburg (Aduatuca castellum) fällt, deſſen etymologiſche Bedeutung danach vielleicht mit limes zuſammenhängt. Berückſichtigt man die Terrainverhältniſſe und die alten natürlichen Straßenzüge jener Gegend, ſo ging Cäſars Rückmarſch vom Rhein auf Limburg, woher er auch gekommen war.

Wir rechneten früher von Limburg bis Bonn 4 Märſche mit den Etappen Cornelimünſter, Düren, Lechenich, Bonn. Beim Rückmarſch ſandte Cäſar die Kavallerie in Eilmärſchen gegen die Eburonen voraus. War dieſe Entfernung größer, etwa 6 Märſche von Neuwied bis Limburg, ſo gewann die ſchnell voraneilende Kavallerie einen viel zu weiten Vorſprung, um auf die rechtzeitige Unterſtützung durch die Legionen rechnen zu können, welche nach den Textesworten der Kavallerie auf dem Fuße folgte. Die Kavallerie des Baſilus bezog wenigſtens ein Nachtlager, bevor ſie die Eburonen erreichte, da Cäſar das Anzünden von Lagerfeuern verbot, und wir können mit Rückſicht auf alle dieſe Verhältniſſe annehmen, daß die Kavallerie am erſten Tage die Gegend von Düren, am zweiten Tage gegen Mittag die Gegend Cornelimünſter-Aachen erreichte, und hier die Eburonen im freien Felde überfiel. Den Punkt, wo Ambiorix danach überraſcht wurde, und beinahe

in römiſche Gefangenſchaft gerieth, ſuchen wir zwiſchen Aachen und Eupen, und ging ſeine Flucht, ſowie die der Eburonen in das hohe Venn des Ardennerwaldes. Alle dieſe Angaben laſſen allerdings einen weitern Spielraum offen, ſprechen aber entſchieden für den Schauplatz dieſer Ereigniſſe zwiſchen Bonn und Limburg, namentlich Hand in Hand mit den alten Straßenzügen, deren vorläufige Darlegung in beiliegender Karte verſucht iſt.

(VI, 30.) „Baſilus that, wie ihm befohlen. Schnell und überraſchend machte er ſeinen Marſch und überfiel zahlreiche Eburonen im freien Felde. Nach Ausſage der Gefangenen eilte er dahin, wo Ambiorix ſich mit einigen Reitern aufhalten ſollte. Wie überall, ſo ſpielt auch im Kriege das Glück eine Rolle. Denn wie es ein großer Zufall war, daß Baſilus den Ambiorix unverſehens und überraſchend fand, und ihn ſo plötzlich erreichte, bevor von ſeiner Ankunft etwas verlautete, ſo war es für Ambiorix ein Glück, daß er dem Tode entging, wenn er auch ſeine ganze kriegeriſche Ausrüſtung, ſeine Karren und Pferde verlor. Das kam auch daher, daß ſeine Wohnung mitten im Walde lag, wie denn gewöhnlich die Gallier zum Schutz gegen die Hitze in der Nähe von Wäldern und Flüſſen wohnen. Die Begleiter und Freunde des Ambiorix vermochten es, unſere Reiter in einem Hohlwege einige Zeit aufzuhalten, und während dieſe kämpften, half ihm einer der Seinigen aufs Pferd, und der Wald deckte ſeine Flucht. So war nicht allein die Gefahr, ſondern auch die Rettung des Ambiorix ein Werk des Glücks."

(VI, 31.) „Ob Ambiorix ſeine Truppen abſichtlich nicht zuſammengezogen hatte, weil er ein Gefecht vermeiden wollte, oder ob ihm beim plötzlichen Erſcheinen unſerer Reiter die Zeit dazu fehlte, indem er glaubte, den Reitern folge das übrige römiſche Heer, bleibt zweifelhaft. Sicher iſt nur, daß er nach allen Seiten hin Boten entſendete, und den Seinigen ſagen ließ, Jeder ſolle für ſich ſelbſt ſorgen, ſo gut er könne. Ein Theil derſelben flüchtete in den Ardennerwald, ein Theil in die ausgedehnten Moore. Die Bewohner der Meeresküſte verbargen ſich auf den Inſeln, welche die Fluth dort bildet. Viele verließen ihre Heimat, und ſuchten mit Hab und Gut Sicherheit in der Fremde. Catavolcus, der König der andern Hälfte des Eburonenlandes, der gemeinſchaftlich mit Ambiorix den Aufſtand herbeigeführt hatte, ein alter Mann,

konnte die Strapazen des Krieges und der Flucht nicht mehr ertragen. Er verwünschte den Ambiorix, als den Urheber des Aufstandes und vergiftete sich mit Taxus, der in Gallien und Germanien häufig wächst."

(VI, 32.) „Die Segner und Condrusen, welche Germanen sind und zwischen den Eburonen und Treverern wohnen, schickten Gesandte an Cäsar mit der Bitte, er möge sie nicht als Feinde ansehen und nicht meinen, daß alle Germanen diesseits des Rheins mit den Eburonen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Sie hätten nicht an Krieg gedacht und dem Ambiorix keine Hülfstruppen geschickt. Cäsar untersuchte dies nach den Aussagen der Gefangenen und befahl, ihm alle eburonischen Flüchtlinge, die zu ihnen kämen, auszuliefern. In diesem Fall werde er ihr Gebiet verschonen. Hierauf theilte er sein Heer in drei Theile zur Vernichtung der Eburonen und vereinigte das große Gepäck aller Legionen zu Aduatuca."

8. Folgen der Rheinübergänge.

Beide Rheinübergänge hatten zu keiner Schlacht geführt. Cäsar erkannte die Schwierigkeiten und die Gefahren, in das durchschnittene Waldgebirge des rechten Rheinufers weit vorzudringen. Die Germanen würden wahrscheinlich den Baceniswald nicht vertheidigt haben, wären zurückgewichen, und keine überlegene Kriegskunst würde ein so großes Heer in jenen Wäldern und zerstörten Wohnplätzen über vierzehn Tage hinaus vor Hunger bewahrt haben. In den Augen der Römer waren jene Rheinübergänge glänzende Siege, die jedoch keinen bleibenden Erfolg, und kaum die moralische Folge hatten, die römische Kraft auch jenseits des Rheins als Abschreckungsmittel zu zeigen. Denn schon vierzehn Tage nach Cäsars Abmarsch kamen die sugambrischen Reiter wieder über den Rhein und bedrohten das feste Aduatuca, welches das ganze Gepäck der Römer barg. Im Jahre 37 v. Chr. mußte dann der zweite Römer, Agrippa, mit einem Heer den Rhein überschreiten (Cassius Dio 48—49), um die Ubier gegen die Sueben zu schützen, welche deren Freundschaft mit den Römern natürlich rächten. Durch Uebersiedlung der Ubier auf das linke Rheinufer wurden diese von ihren Drängern befreit. Im Jahre 29 v. Chr. griffen Germanen und Treverer wieder zu den Waffen, und mußten von Nonius Gallus besiegt werden (Cassius Dio 51, 20).

So wechſelten Empörungen und Kämpfe, bis Druſus im Jahre 12 v. Chr. den Krieg gegen die Germanen durch ſein Befeſtigungs- und Straßenſyſtem am Rhein auf feſte Grundlagen ſtellte, gegen 50 Kaſtelle mit geſicherten Uebergängen bei Xanten, Bonn und Mainz anlegte. Wohl drangen römiſche Heere wiederholt über den Rhein und über die Weſer, ja bis zur Elbe vor, beſiegten die Germanen, mußten aber dieſe Siege theuer mit Blut erkaufen, bis gerade 100 Jahre nach Cäſars zweitem Rheinübergang die Römer unter Corbulo auf Kaiſer Claudius' Befehl das rechte Rheinufer aufgaben. Von da ging die bisherige römiſche Offenſive am Rhein in die Defenſive über, bis endlich die Franken, die Nachkommen jener Sugambern, der 500jährigen Römerherrſchaft ein Ende machten. Dieſe Herrſchaft hat dort eine welthiſtoriſche Kulturaufgabe erfüllt, deren fernſter Markſtein für die Entwicklung der germaniſchen Welt, von Cäſars blutigen Siegen am Ober- und Niederrhein, und von ſeinen Rheinübergängen zwiſchen dem heutigen Köln und Bonn zu datiren iſt.

Populäre Vorträge über einzelne Gegenſtände der Kulturgeſchichte.

Von **Alexander Kaufmann.**

I. Ueber Wunderkräfte und Symbolik der Edelſteine.

Erſter Vortrag.

Verehrte Anweſende! Es gibt ein wunderbares, phantaſtiſches Gebiet, ein Gebiet, halb der Naturkunde, halb oder, noch beſſer geſagt, zur größern Hälfte der Mythologie angehörig, auf welches ich für einige Stunden Ihre Aufmerkſamkeit lenken möchte — ich meine die Symbolik und Mythologie der Steine, insbeſondere der Edelſteine oder mit andern Worten: die Lehre von den dieſen herrlichen Naturprodukten einſt zugeſchriebenen Wunder- und Zauberkräften und der ſinnbildlichen Bedeutung der Edelſteine auf kirchlichem wie profanem Gebiet.

Was hat jedoch den Edelſteinen oder ſagen wir beſſer, denjenigen Steinen, deren man ſich zum Schmuck bedient, ſchon bei den alten Chaldäern, Babyloniern, Indiern, Juden und Aegyptiern ihre hohe Werthſchätzung und Bedeutung verliehen? War es bloß die prächtige Farbe, der herrliche Glanz, die relative Unvergänglich-

keit; war es vielleicht etwas Höheres, ein mit alten pantheiſtiſchen Vorſtellungen zuſammenhängendes Göttliches, das jenen den Edelſteinen beigelegten, uns theilweiſe unbegreiflichen Werth erklärlich macht? Beides miteinander, das Natürliche wie das Uebernatürliche, hat gewirkt, die Edelſteine in jenem wunderbaren Nimbus, in welchem ſie uns bald entgegentreten werden, erſcheinen zu laſſen.

Den Zauber, welcher z. B. im Glanz des Diamanten oder im Farbenſpiel des Opals liegt, hat gewiß mancher aus der Reihe unſerer Zuhörer ſchon empfunden — die Vorliebe für edle Steine iſt bei einzelnen Menſchen zur krankhaften Leidenſchaft geworden, die ſich nicht auf triviale Gewinnſucht zurückführen läßt, ſondern eben auf jenen eigenthümlichen Zauber, der dem Steine ſelbſt innewohnen muß. Plinius erzählt uns, der Triumvir Antonius habe um eines Opals willen den Senator Nonius auf die Proſcriptionsliſte geſetzt, dieſer aber die Verbannung mit ſeinem Kleinod dem Leben in Rom *ohne* dasſelbe vorgezogen; und in Hoffmanns bekannter Erzählung: „Das Fräulein von Scudéry" leſen wir von jenem Juwelier Cardillac, der ſich durch ſeine Leidenſchaft für Diamanten zu den entſetzlichſten Verbrechen hinreißen ließ.

Will ein Dichter das Höchſte an Glanz und Schönheit bezeichnen, ſo bedient er ſich gern eines Vergleichs aus dem Bereich der Edelſteine. Von Hafis an bis auf die neueſte Zeit leſen wir von den Rubinen- oder Korallenlippen einer Schönen; andere Dichter haben die zartdurchſchimmernden Adern mit blauen Türkiſen oder Saphiren verglichen, und will Cervantes in ſeinen Novellen [1]) ein beſonders ſchönes Auge bezeichnen, ſo bedient er ſich des uns etwas verwunderlichen Bildes, es ſei grün wie Smaragd geweſen. Ein deutſcher Poet aus der Zopfzeit geht ſogar noch weiter und vergleicht das Auge der Geliebten mit dem Achat, wofür das Tertium comparationis ſchwer erfindlich ſein dürfte [2]). In Naturſchilderungen leſen wir unzählige Mal von diamantenen Thautropfen, vom Saphirblau des Himmels, von ſmaragdgrünen Wieſen, und Koſegarten bedient ſich ſogar des Amethyſts, um die Farbe des Meeres zu bezeichnen:

In hochzeitlichem Schmuck lag feiernd die Natur,
Das Meer ein Amethyſt und ein Smaragd die Flur.

[1]) Baumſtark, Cervantes' Muſternovellen I, 362. II, 80.

[2]) Wernicke hat dieſe Art von Bilderjagd in einem ſeiner Epigramme verſpottet und ſich darin auch über die 'Augen von Achat' luſtig gemacht.

Wie werfen erſt die Dichter mit Edelſteinen um ſich, wenn ſie wunderbare Burgen, Tempel, Kirchen, Höhlen und Gärten ſchildern — wir erinnern nur an den Graltempel und den Palaſt des Templeiſenfürſten oder an die Höhlen und Grotten in den orientaliſchen Mährchen.

Die pantheiſtiſche Weltauffaſſung des Orients kannte nichts Todtes in der Natur; Alles war belebt und von göttlichem Geiſte durchdrungen; nicht nur der Menſch beſaß Empfindung und Leben, auch die Pflanze, der Stein. Die Bätylien, jene heiligen Steine, welche in der alten Religionslehre eine ſo große Rolle ſpielen [1]), galten für „beſeelt"; von den Heliosſteinen ſingt der angebliche Orpheus [2]):

> Eine gewaltige Seele ja legte der Lebenserwecker
> Helios in ſie hinein;

nach Orpheus war auch der Oreites „beſeelet" und „athembelebt". In der mongoliſchen Geſſer-Chan-Sage hören wir von „denkenden" Felſen [3]); in der nordiſchen Mythe weinen Steine und Felſen um Baldur, und noch heute hören wir oft: „Steine am Wege erbarmen ſich" oder: „Das müßte einen Stein erbarmen".

Unſer alter Albertus Magnus behauptet in ſeinem berühmten Steinbuch: „Die Schule der Pythagoräer, welcher in vielen Dingen Democrit gefolgt iſt, hat die Behauptung aufgeſtellt, die Steine beſäßen Leben; ſie lehrten, Alles ſei voll von Göttern." Dieſe Lehre iſt jedoch weit älter als Pythagoras; ſchon nach dem Religionsſyſtem der Chaldäer wimmelte die Welt von Göttern und göttlichen Weſen [4]).

Dies führt uns auf die Quelle aller Magie und ſomit auch auf die Quelle des Glaubens an die übernatürliche Kraft der Edelſteine.

---

[1]) Vgl. Gouzerot des Mousseaux, Dieu et les Dieux. Paris 1854 (Hauptwerk über die Bätylien).

[2]) Wir geben dieſe und fernere Stellen nach K. Seidenadel, Orpheus' Lithika, ein theurgiſches Epos über die Wunderkräfte der Steine, im Versmaß der Urſchrift überſetzt (Beig. z. Progr. d. Progymn. zu Bruchſal, 1876).

[3]) Vgl. die intereſſante Abhandlung von Dr. F. Bender: 'Die mährchenhaften Beſtandtheile der Homeriſchen Gedichte' (Progr. d. Gymn. zu Darmſtadt, 1878) S. 32. 33, wo auch die 'Plankten', die zuſammenklappenden Felſen in der Odyſſee zur Vergleichung beigezogen ſind. — Die Geſſer-Chan-Sage findet ſich bei Jülg.

[4]) Lenormant, La Magie chez les Chaldéens a. v. O.

„Für das griechiſche und römiſche, wie für das jüdiſche und arabiſche Alterthum", ſagt Lenormant [1]), „ſind Aegypten und Chaldäa die Quelle aller gelehrten Magie [2])."

Zu dieſer Magie ſtanden Aſtronomie, Aſtrologie und Arzneikunde in engſter Beziehung, und mit dieſen Doctrinen, wenn man ihnen ſolch einen vornehmen Titel beilegen darf, finden wir auch bald die Steine in Zuſammenhang geſetzt [3]). Jeder der 7 Planeten und der 12 Zeichen des Thierkreiſes hatte einen Edelſtein als Repräſentanten ſeiner göttlichen Kraft, und es war gerathen, den Stein jenes Planeten zu tragen, unter deſſen Aſpect man geboren war. Dies iſt der Urſprung der ſ. g. Monatſteine, an deren Wirkung noch heut zu Tage in Polen geglaubt wird, ſo daß man bei Auswahl von Schmuckgegenſtänden noch auf ſie Rückſicht nimmt [4]). Damit meine verehrten Zuhörerinnen ſich überzeugen können, ob ſie nach dieſer Seite hin die richtigen Schmuckgegenſtände tragen, ſtelle ich ein Verzeichniß der Monatſteine zuſammen.

Januar: Hyazinth oder Granat.
Februar: Amethyſt.
März: Jaspis, Heliotrop, Blutſtein.
April: Saphir.
Mai: Smaragd, Achat.
Juni: Smaragd, Achat, Chalzedon.
Juli: Rubin, Carneol, Onyx.
Auguſt: Carneol, Sardonyx.
September: Chryſolith.
October: Aquamarin, Opal.
November: Topas.
Dezember: Rubin, Chryſopras, Türkis, Malachit.

---

[1]) A. a. O. 70.

[2]) Die Fortbildung derſelben durch Gnoſtizismus und Neoplatonismus weiter auszuführen, iſt hier nicht der Ort; auch fehlt es mir hiefür z. B. noch an dem hinlänglichen Material.

[3]) Für den Zuſammenhang der Edelſteine mit den Planeten und den Thierkreisbildern iſt das bezügliche Kapitel im zweiten Bande von Pipers Mythologie und Symbolik vorzugsweiſe benutzt worden.

[4]) Ueber Land und Meer, 1879, Nr. 10 in den 'Plaudereien am Kamin' von Paul v. Weilen.

Von Theodor Körner, der bekanntlich Bergmann war, gibt es ein anmuthiges Gedicht auf die Monatſteine nach arabiſcher Quelle.

Die Planeten beſaßen indeſſen nicht bloß Einfluß auf die Monate, ſondern auch auf Wochen und Tage, und ſo gab es denn auch Wochen- und Tagesſteine. Auf die erſtern deutet eine Angabe von Philoſtratus [1]), Iarchas oder Hiarchas, der Vorſteher der Braminen, habe dem Apollonius von Tyana 7 Ringe von verſchiedenen Metallen und nach den Planeten genannt mit dem Bemerken überſandt, er möge je einen an dem bezüglichen Tage an ſich tragen.

Nach der gnoſtiſchen Lehre der Valentinianer werden die zwölf Apoſtel, welche das Evangelium der Wiedergeburt verkündigen, mit den zwölf Zodiakalzeichen, welche der irdiſchen Geburt vorſtehen, zuſammengeſtellt [2]), und ſo haben wir neben den Monatſteinen auch Apoſtelſteine. Ich erlaube mir als Curioſum beizufügen, daß im J. 1627 ein gewiſſer Julius Schiller in ſeinem Coelum stellatum christianum den Verſuch gemacht hat, die Planeten nach Adam, Moſes, Joſua, Johannes d. T. und Elias, die Sonne nach Chriſtus, den Mond nach der h. Jungfrau und gleich den Valentinianern die Zodiakalzeichen nach den Apoſteln zu benennen [3]).

Da wir eben im Orient weilen, möchte ich Ihnen, bevor wir auf die Verpflanzung der „Steinkunde" in den Occident übergehen, die wichtigſten Stellen [4]), welche ich über den Glauben an die Kraft der Edelſteine im Morgenlande geſammelt habe, in Vorlage bringen und wollen wir mit jenem Lande im äußerſten Oſten, von wo die meiſten koſtbaren Steine nach Vorderaſien und Europa gekommen ſind, mit Hindoſtan, beginnen.

In welchem reichen Putz an Juwelen und Perlen die indiſchen Großen aufzutreten pflegten, iſt dem einen oder andern meiner Zuhörer wohl noch aus des Q. Curtius' Lebensbeſchreibung Alexanders d. Gr. erinnerlich; bekannt iſt, wie die Götzenbilder mit Edelſteinen geſchmückt und in den Tempeln die ungeheuerſten Schätze, nach denen manche gottesräuberiſche Hand gegriffen, aufgehäuft

---

[1]) Vita Apoll. III, 13.

[2]) Piper a. a. O. 293 Note 1. Vgl. auch Menzel, Symb. s. Edelſteine.

[3]) A. a. O. 245.

[4]) Andere Belege werden noch aufgeführt werden, wenn wir ſpäter die Kräfte jedes einzelnen Edelſteins beſonders beſprechen.

waren [1]). Auch an den Erkennungsring der Sakuntala, den Pendant zum Ring des Polykrates und ſo manchen andern aus einem Fiſchbauch wiederkehrenden Kleinodien, brauche ich nicht zu erinnern. Wichtiger für unſern Zweck iſt das Schauſpiel Urvaſi des Kalidaſa, des ſ. g. Diamanten unter den neun großen Dichtern der Indier.

Urvaſi, die Geliebte des Königs Pururawas, wird, als ſie den den Frauen verbotenen Kumarahain betritt, in eine Winde verwandelt. Der König durchſucht verzweifelt den Hain nach ihr; er wendet ſich an die Wolken, an einen Pfau, eine Kokilahenne, an den Vogel Hanſa — Niemand weiß ihm Auskunft zu geben. Da ſieht er einen glänzenden Edelſtein und nimmt ihn an ſich; im Gedanken aber, daß er die ihm entriſſene Geliebte doch nicht damit ſchmücken kann, wirft er ihn weg. Da ertönt ein Zuruf:

Dieſer Stein, aus der Gauri Fußfarbe
Entſtanden, iſt ein Einigungsſtein,
Läßt den die Geliebte bald erlangen,
Der ihn ſorgſam bei ſich trägt.

Der König nimmt den Stein wieder auf — ſogleich erfaßt ihn Entzücken beim Anblick einer Winde; er umarmt ſie und hält Urvaſi in ſeinen Armen.

Gauri iſt die Gemahlin Sivas; ihre Berührung mit dem Fuß hatte dem Steine die Roſenfarbe desſelben und die Zauberkraft verliehen.

Wie wir durch Laſſens indiſche Alterthumskunde [2]) wiſſen, galt der Amethyſt als ein Glücksſtein.

An unſere Sagen von den Schlangen, die Krönlein tragen, erinnert folgender Spruch des Bhartrihari [3]):

---

[1]) Vgl. v. Velthеim, Onyxgebirge des Cteſias 53. 54. — 'Die Brahmanen verwahrten ihre Juwelen in den Statuen der Götter und erfanden, um ihre Koſtbarkeiten gegen Raubſucht zu ſichern, Legenden, die abſchrecken ſollten. In dem Bilde des Somanâtha, welches Mahmud von Ghazna, der Gründer der Ghazneviden-Dynaſtie, nach Einnahme der jenem Gotte geweihten Stadt zerſchlug, fand ſich eine Menge von Diamanten, Rubinen und Perlen.' Laſſen, Ind. Alterthumsk. III, 351. 352.

[2]) Wo Bd. III, 11—19. 304 ff. 351 ff. die ſchätzbarſten Aufſchlüſſe über die Edelſteine Indiens zu finden ſind. Auch Heeren in den Ideen ꝛc. hat den Gegenſtand eingehend behandelt; desgl. Ritter.

[3]) Meier, Indiſches Liederbuch 76.

Meiden muß man einen Schlechten,
Iſt er auch geſchmückt mit Weisheit;
Flößt die edelſteingekrönte
Schlange nicht auch Furcht dir ein?

Benfey in ſeiner Ausgabe des Pantſchatantra I, 214. 215 beſpricht ausführlicher den in Oſtindien verbreiteten Glauben, daß die Schlangen ein Alter von einigen hundert Jahren erreichen, und eine ſo alt gewordene Schlange Edelſteine von unſchätzbarem Werth im Kopfe habe. Benfey erinnert dabei an den Wunderſtein, welcher zur Heilung des Schlangenbiſſes dient, und an den bei den Mongolen vorkommenden Stein, der alle Wünſche gewährt; ferner an die Vorſtellung, daß ſich auch im Kopfe anderer Thiere, z. B. der Hähne, der Pfauen ꝛc. wunderkräftige Steine bilden, die zur Königswürde verhelfen und unſichtbar machen [1]).

Rücken wir vor in die Gebiete der Magier und des Zoroaſter, ſo begegnet uns in letzterm der angebliche Vater aller Magier, als welchen ihn Plinius, Ammianus Marcellinus und andere Schriftſteller, jedoch mit Unrecht [2]), bezeichnen. Hier treffen wir auch ſpäter auf Dſchemſchids berühmten Becher — nach Hafis beſtand er aus Rubin [3]) —, in welchem die ganze Welt ſich abſpiegelte:

Bring den Wein vom Glas Dſchemſchidens,
Gib mir's, daß durch ſeine Stärkung
Ich wie Dſchem die Welt durchſchaue [4]).

Ein anderes Mal erinnert den Dichter Dſchemſchids Becher an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen:

Wo iſt Dſchem und wo ſein Becher?
Salomo und wo ſein Spiegel [5])?

---

[1]) Ueber unſichtbar machende Steine ſ. Liebrecht zu Gervaſius von Tilbury 110. 111; über Kröten-, Hahnen-, Schlangenſteine ꝛc. findet ſich das Nöthige bei Grimm, Simrock u. A.

[2]) Soldan, Geſch d. Hexenproz. im 2. Kapitel, rechtfertigt Zoroaſter und ſeine Lehre. Im Gnoſtizismus und Neoplatonismus fand die Magie Förderung und Weiterentwickelung.

[3]) Nach Hammer, Fundgr. d. Orients VI, 139 war er ein Amethyſt; ſein perſiſcher Name Dschemest ſoll mit Dſchem, Dſchemſchid zuſammenhängen.

[4]) Hammers Hafis II, 490.

[5]) A. a. O. 497. Erinnert an Stellen des bekannten mittellat. 'Cur mundus militat' etc.:

Dic ubi Salomon
Olim tam nobilis,
Vel ubi Samson est etc.;

und an das noch von uns geſungene: Ubi sunt qui ante nos etc.

Auch Bodenſtedt macht in einem ſeiner jüngern Gedichte eine Anſpielung auf jenen Wunderbecher:

Sie iſt dem Becher Dſchemſchid gleich
Ein Quell der Offenbarung,
Der mir erſchloß ein Zauberreich
Der Weisheit und Erfahrung.

Wir wären reich an Mittheilungen über den perſiſchen Steinaberglauben, hätte nicht J. v. Hammer, als er im 6. Bande der „Fundgruben des Orients" das höchſt intereſſante, aus dem 13. Jahrhundert herrührende Buch der Edelſteine des Mohammed Ben Manſſur veröffentlichte, den Theil, welcher die verſchiedenen Aberglauben behandelt, weggelaſſen — Sie werden, wenn Sie den Grund dafür erfahren, lachen: Es geſchah aus Furcht vor dem damals graſſirenden Myſtizismus, welchem der vorſichtige Mann im Intereſſe der Wiſſenſchaft und Aufklärung nicht friſchen Stoff zuführen wollte. Doch erfahren wir aus Mohammed Ben Manſſur, daß der Wein aus einem Amethyſtbecher getrunken nicht berauſche; auch theilt er eine intereſſante Sage von den Chryſolithen mit, die Sie ſpäter hören werden, und anderes Mythiſches ſchimmert durch die Namen einzelner Steine, wie Regenſtein, Schlafſtein ꝛc.

Vielfach hat ſich die Phantaſie der Araber mit den Edelſteinen beſchäftigt. Im Paradies, ſo erzählen ſie, gab es durch die Engel gebaute Tempel von koſtbaren Edelſteinen; da gab es Säulenhallen und Corridors von Smaragden und Perlen, Dome und Zimmer von Saphiren ꝛc. Nach dem Sündenfalle zertrümmerten Blitze dieſen Aufenthalt des erſten Menſchenpaares in Milliarden Fragmente, die nun auf der ganzen Erde, im Luftkreis und im Meere verſtreut ſind; und die Menſchen ſammeln ſie als Erinnerung an das verlorene Paradies [1]). Im Koran treffen wir auf keine Stelle, die dem Glauben an die Kraft der Edelſteine zum Beleg dienen könnte, doch tragen die Gläubigen im Paradieſe vielfachen Schmuck, und kommen öfters auf Edelſteine bezügliche Bilder vor [2]). Der ſchwarze Stein der Caaba mag als noch redender Zeuge des alten Fetiſchdienſtes erwähnt werden, der bekanntlich aus dem Orient

[1]) Deutſche Romanzeitung 1875, Nr. 40, S. 315. 316 (nach engliſcher Quelle).

[2]) Z. B. in den Suren: 'Der Allbarmherzige', 'Der Unvermeidliche' u. a. — Nach Sure 18: 'Die Höhle' werden die Gläubigen mit Armbändern geſchmückt und bekleidet mit grünen Gewändern von feiner Seide, mit Gold und Silber durchwirkt.

auch nach Rom verpflanzt wurde, als das unförmliche Steinbild der Magna Dea von Peſſinus, durch eine großartige Deputation begleitet und feierlichſt empfangen, nach Oſtia gebracht wurde. Der ſchwarze Stein in Mekka, „der rechte Arm Gottes", war urſprünglich ein Beſtandtheil jener verlorenen paradieſiſchen Herrlichkeit: er fiel als Rubin mit Adam vom Himmel und überſtrahlte ganz Arabien mit dem Glanz der Morgenröthe; um der Sünden der Menſchen willen erloſch ſein Licht, und der Rubinglanz ging in Kohlenſchwärze über.

Aus Ebers' Uarda III, 66 erfahren wir, daß die heutigen Araber noch glauben, der Türkis bringe Glück, ſei gut für die Augen, verſchaffe Sieg über die Feinde und verſcheuche böſe Träume.

Ein weites Gebiet für unſere Darſtellung eröffnet ſich, wenn wir uns den Juden nähern. Die Steinkunde der Juden war ſo berühmt, daß man ſie neben der „heidniſchen" Kräuterkunde als die „jüdiſche" Wiſſenſchaft zu bezeichnen pflegte [1]). Welche Rolle Schmuckgegenſtände in der h. Schrift ſpielen, welche Herrlichkeiten der Tempel in Jeruſalem enthielt, welche Bedeutung der Bruſtſchild des hohen Prieſters mit ſeinen vielbeſprochenen zwölf Edelſteinen beſaß — hierüber mich ausführlicher und in Einzelnheiten hinein zu ergehen, dürfte überflüſſig erſcheinen. Ich erlaube mir dagegen, Sie auf ein höchſt anmuthiges, der Welt der Edelſteine entnommenes Bild bei Jeſus Sirach aufmerkſam zu machen:

„Wie ein Rubin in einer goldenen Einfaſſung, ſo iſt Muſik bei einem Weingaſtmahl"; oder variirt:

„Wie ein Smaragd in einem goldenen Ringe, ſo iſt ein Muſikchor bei mäßig und fröhlich getrunkenem Wein [2])."

---

[1]) Vgl. Grimm, Myth. 1142. Dem Zwergenkönig Goldemar wird der Ausſpruch in den Mund gelegt: Christianos fidem in *verbis*, Judaeos in *lapidibus* pretiosis, et Paganos in *herbis* ponere. Die gleiche Aeußerung wird in der Zimmeriſchen Chronik III, 85 einem auf Sachſenheim umgehenden Geiſte zugeſchrieben. Caglioſtro, nach den Grundlagen ſeiner Kunſt befragt, ſoll erwidert haben, ſie beruhe in verbis, in herbis, in lapidibus -- eine Dreitheilung, die ſich auch in der Dämonologie Jakobs I. findet.

[2]) Ueber die Steine in der Bibel ſ. Winers bibl. Realwörterbuch I, 330—334. Die für unſern Zweck wichtige Verwendung des hohenprieſterlichen Schmucks zu Orakeln beſpricht Haneberg, Religiöſe Alterthümer der Bibel 552 ff. Die Anfrage mußte ſo geſtellt ſein, daß ein Ja oder Nein die Antwort gab; das zuſtimmende Ja wurde an einem gewiſſen Leuchten der Steine erkannt.

Aeußerſt reich an phantaſtiſchen, zum Theil aber auch ſinnigen Edelſteinmythen iſt die jüdiſche Volksſage. Von Abraham wurde erzählt, er habe als Halsſchmuck einen Edelſtein getragen, an deſſen Anblick Kranke geſundeten. Nach des Erzvaters Tod nahm Gott den Stein wieder zu ſich und verſetzte ihn in die Kugel der Sonne[1]). Nach einer andern Sage ſchloß Abraham ſeine vielen Frauen, um deren Tugend zu hüten, in eine eiſerne Stadt mit ſo hohen Mauern, daß weder Sonne noch Mond hineinſchien; dagegen erleuchtete ein Gefäß voll Edelſteine die ganze Stadt. Auch die Arche Noah ſoll ihr Licht durch Edelſteine erhalten haben, in welchen uns ſomit die älteſten Carfunkel begegnen[2]). Auch wußten die Juden von einem Wunderlande, worin die Berge aus Gold und Edelſteinen, die Häuſer aus Edelſteinen und Perlen beſtanden; es lag bei dem Fluſſe Sabbatjon, der die ganze Woche hindurch furchtbar reißend, am Sabbat zu fließen aufhörte. Das berühmteſte Kleinod in dieſen jüdiſchen Sagen iſt jedoch der Ring Salomonis, in welchen der zauberkundige Monarch Geiſter einzuſchließen verſtand[3]) und mit deſſen Hülfe er die wunderbarſten Dinge vollführte. Auch dieſer Ring iſt, wie der des Polykrates, einmal verloren und in einem Fiſchmagen wiedergefunden worden. Edelſteine, welche Todte ins Leben zurückrufen, ſind den Juden bekannt, wie jenen Magiern Zoroaſters, gegen deren Wahnglauben und Gaukeleien der ältere Plinius oft ſo entrüſtet auftritt.

Die Sage vom Ringe der Vergeſſenheit und der Erinnerung erzählt uns der berühmte Fabuliſt Gervaſius von Tilbury[4]): Moſes hatte Tharbis, die Tochter eines Aethiopenkönigs, zum Weibe genommen und lebte mit ihr in Aethiopien. Dieſe Heirath mißfiel Aaron und Mirjam im höchſten Grade und ſie ſchmähten heftig wider Moſes. Dieſer wollte zu den Seinigen zurückkehren, aber Tharbis widerſetzte ſich dieſem Entſchluſſe. Da ſchnitt er, als ein der Sterne kundiger Mann, in Edelſteine Bilder von ſol-

[1]) Vgl. Scholz, Götzendienſt und Zauberweſen bei den alten Hebräern 6.

[2]) Wiſchnus Ring Sudarſim nebſt dem Juwel auf der Bruſt des Gottes erhellt die Behauſung desſelben, Vaikonta. Vgl. Heeren, Ideen ꝛc. I, 2, S. 371. 372.

[3]) Megenberg 430, 25: Darumb list man, daz Salomôn ain vingerlîn hêt, dâ gaist in beslozzen wâren. In den Ring war der Schem Hamphoraſch, der myſteriöſe Name Jehovas gegraben.

[4]) Des Gerv. v. Tilbury Otia Imperialia, hrsg. von Felix Liebrecht 49.

cher Wirkſamkeit, daß der eine Stein Erinnerung, der andere Vergeſſenheit brachte, faßte die Steine in Ringe, gab den Ring der Vergeſſenheit ſeinem Weibe und verließ mit dem andern Aethiopien, um nach Aegypten zurückzukehren [1]). Man ſieht, wie auch hier wieder die Steinkunde mit dem Sterndienſt in Verbindung geſetzt iſt.

Bevor wir den Orient verlaſſen, müſſen wir noch eines der älteſten und berühmteſten Zauberringe gedenken, des unſichtbar machenden Ringes, mit deſſen Hülfe ſich der lydiſche Hirte Gyges in den Beſitz einer ſchönen Königin und eines Thrones zu ſetzen gewußt hat. Einige meiner gelehrten Herren Zuhörer werden ſich der Geſchichte aus Platos Republik noch erinnern.

Merkwürdig iſt, daß die Griechen trotz ihres vielfachen Verkehrs mit Aegypten, Phönizien und den Ländern Kleinaſiens verhältnißmäßig erſt ſpät von der Wunderkraft der Steine Kenntniß erlangt haben; doch nennt uns Plinius mehrere griechiſche Autoren, zum Theil Reiſende, welche über Edelſteine geſchrieben haben. Nach Rom ſcheint die Steinkunde theils durch dieſe Schriftſteller, theils durch die zahlloſen Magier, Chaldäer oder Babylonier, welche namentlich in der Kaiſerzeit dort ihr Weſen oder Unweſen trieben, gedrungen zu ſein. Plinius war es dann, welcher in ſeiner Naturgeſchichte, wenn auch, wie oben ſchon bemerkt worden, mit Entrüſtung, uns aber zu Dank [2]), die abergläubiſchen Meinungen oder Fabeleien Zoroaſters und der Magier aufbewahrt und, neben dem angeblichen Orpheus, ſowie andern griechiſchen und arabiſchen Schriftſtellern auf das chriſtliche Mittelalter gebracht hat. Hier fanden trotz des Plinius Warnung, gerade dieſe Fabeleien den

---

[1]) Man vergleiche zu dieſer Erzählung Kap. 10 der Gesta Romanorum, überſ. von Gräße, und die Anmerkung hiezu II, 256. — Bei Orpheus wird ein Letheſtein erwähnt, 'weil ſtets er bewahret Sterbliche Menſchen ſowohl als Unſterbliche, daß ſie gedenken Unglückſeligen Leids'. Seidenadel a. a. O. V. 195—197.

[2]) Wie ſchön hat J. Grimm, Myth. 1144, dieſen Dank ausgeſprochen: 'Plinius hat über ſeine Naturgeſchichte dadurch eignen Reiz gebreitet, daß er auch die abergläubiſchen Meinungen des Volkes von Thieren und Pflanzen umſtändlich anzuführen nicht verſchmäht. Wie ſtechen ſeine Ehrfurcht vor dem Alterthum, ſeine ſprachgewandte Darſtellung ab von dem trocknen Ernſt unſrer heutigen Naturforſcher, die keinen Blick auf den Brauch der Heimat verwenden und alle Kraft und Zier des deutſchen Ausdrucks für geringfügig achten.'

meiſten Anklang, und es entwickelte ſich bald eine reiche Literatur über dieſen Gegenſtand, an deren Spitze ſich der Biſchof Marbod von Rennes († 1123) mit ſeinem Liber lapidum[1]) befindet. Um Sie jedoch nicht mit zu vielen Namen und Büchertiteln zu beläſtigen, führe ich nur einige der bedeutendern abendländiſchen Schriftſteller des Mittelalters an: Albertus Magnus, Arnoldus Saxo, Thomas Cantipratanus, Konrad von Megenberg, Bartholomäus Anglicus[2]). Die Lapidarien oder Steinbücher in Proſa und Verſen — ſchon Marbod ſchreibt ſein Buch in Hexametern — bildeten eine beſondere und höchſt beliebte Sparte der Literatur, und es iſt deshalb nicht zu verwundern, daß manche unſerer höfiſchen Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, Hartmann von Aue, Konrad Fleck, Albrecht von Scharfenberg u. A. eine ſo große Kenntniß in der Steinkunde entwickeln. Vieles mag aber auch durch die Verbindung mit dem Orient in Folge der Kreuzzüge auf dem Wege mündlicher Mittheilung in das Abendland importirt worden ſein.

Verweilen wir einige Zeit bei dieſer Steinkunde unſerer mittelhochdeutſchen Dichter[3]) und beginnen wir mit dem größten derſelben, mit Wolfram von Eſchenbach.

Bekannt iſt Wolframs Steinkatalog im Parzival. Ich habe in dieſem Verzeichniß ſämmtliche Steine gefunden, welche bei Al-

[1]) Marbodi liber lapidum seu de gemmis varietate lectionis et perpetua notatione illustratus a Joh. Beckmann. Gott. 1799. Seine Quellen ſind theils profane Schriftſteller, wie Plinius, Solinus, theils kirchliche, wie Epiphanius, Iſidor u. A.

[2]) Wer war wohl der bei Albertus öfters als Quelle angeführte Conſtantin von Arc, Verfaſſer eines Liber de natura?

[3]) Der Raum legt uns Beſchränkung auf, deshalb müſſen wir von den auswärtigen Nationen, wie den Italienern, Spaniern, Franzoſen, Engländern, Umgang nehmen. Für die Italiener finden ſich Belege bei Dante, Boccaccio (ironiſch), Baſile, Bojardo ꝛc.; in Bezug auf Frankreich, das ſeine Lapidaires hatte, wie wir unſere Steinbücher, erinnern wir daran, daß die Weiber von St. Denis den Ringen der Jungfrau von Orleans die Kraft beilegten, geſund zu machen, und ſich deshalb bemühten, mit ihren Ringen die der Jungfrau zu berühren. S. Eyſell, Johanna d'Arc 281. Vgl. Amara George Kaufmann, Jungfr. v. Orleans, Würzb. 1876, S. 127. Dies deutet auf eine gewiſſe Volksthümlichkeit des Glaubens an die Kraft der Steine. Für England haben wir Bartholomäus Anglicus de proprietatibus rerum, ein Gedicht in den Ancient metrical tales, Lond. 1829, p. 81—126 u. A. Auch Shakeſpeare liefert Einiges, was Tſchiſchwitz in ſeinen Shakeſpeare-Forſchungen geſammelt hat. Vollmöller wird ein ſpaniſches Steinbuch veröffentlichen.

bertus Magnus, Bartholomäus Anglicus ꝛc. aufgeführt werden, und ſo könnte man dasſelbe als einen Lapidarius in nuce bezeichnen; für uns iſt nur der Schluß von Intereſſe, der nach Simrock lautet:

Einige lehrten hohen Muth;
Zum Heil und zur Geſundheit gut
War der andern Eigenſchaft;
Sie verliehen hohe Kraft,
Wer ſie zu erproben wußte.

Andere auf Edelſteine bezügliche Stellen bei Wolfram, wie in der Beſchreibung des Litmerveil ꝛc., gehören in das Gebiet dichteriſcher Phantaſie, beziehungsweiſe dichteriſcher Uebertreibung und beſitzen deshalb keine unmittelbare Bedeutung für unſern Zweck; dagegen leſen wir im Titurel, daß Sigune einen Erinnerungsring an Schionatulander beſaß; es war ein Granat, welchem auch die Eigenſchaft des Lichtausſtrahlens bei Nacht innewohnte; der Dichter hätte ihn ſomit füglich als Carfunkel bezeichnen können, unter welchem ſtets ein rother Edelſtein von beſonders feuriger Farbe zu verſtehen iſt, alſo ein Rubin, Granat oder Hyazinth.

Auch dem Dichter des „armen Heinrich", Hartmann von Aue, ſind Zauberringe oder Zauberſteine [1]) nicht fremd. Dem Iwein ſchenkt Lunete einen unſichtbar machenden Stein:

Her Iwein, nemet diz vingerlîn.
Ez ist umben stein alsô gewant:
Swer den hât in blôzer hant,
Den mac nieman al die vrist,
Unz er in blôzer hant ist,
Geschen noch gevinden.

Eine große Rolle ſpielen die Zauberſteine in Konrad Flecks reizendem Gedichte „Flore und Blanſcheflur". Hier begegnet uns ein Stein, welcher den Angeklagten vor Gericht ſchützt:

---

[1]) Der Stein iſt immer das Primäre, der Ring oder die ſonſtige Form, wie der Stein gefaßt iſt, das Secundäre. Als Ortnits Mutter dieſem den Ring gibt, der ſpäter durch Alberich entwendet wurde, ſagt ſie:

Daz golt hât nutzes kleine, der *stein* ist aber so starc.

Man faßte die wunderkräftigen Steine auch in Anhängſel, Medaillons oder in irgend einer Amuletform, trug ſie am Halſe, vor der Bruſt, in der Herzgrube, am linken Arm; einzelne Steine, wie der lapis scientiae bei Cäſarius von Heiſterbach, mußten in der Hand gehalten werden; wieder andere, z. B. ein unſichtbar machender Zauberſtein bei Bojardo, wirkten nur, wenn man ſie im Munde hatte ꝛc.

Dirre stein ist der tugent,
Daz iuch ze der werlde nieman
Verliesen noch verderben kan,
Die wîle ir in bî iu hânt;
Und swa ir vor gerihte stânt,
Dannen scheidet ir nâch êren.

Ferner ist aus jenem Gedichte der künstliche, durch Vulcan verfertigte Napf anzuführen:

rîche
Gezieret lobelîche
Mit edelem gesteine
Grôz unde cleine:
Umb der kraft ist mir niht kunt
Wan sie behielten gesunt
Einn man dem sô wol gelanc,
Daz er ûz dem napfe tranc,
Zwelf mânôte gar,
Daz im arges niht enwar.

Von einem weitern, höchst kräftigen Zauberringe heißt es in demselben Gedichte:

Ez was ein guldîn vingerlî;
Dar inne lac ein edelstein.
Ez enwart nie bezzer dehein.
Sîn tugent die was manicvalt.
Sî sprach: diz vingerlîn behalt.
Waz ob ez dir ze staten kumet?
Ich sage dir was es dir frumet.
Alsô grôz ist des steines kraft,
Dû wirst niemer schadehaft
Von wazzer noch von fiure.
Noch ist er zwirent als tiure
Von ander sîner güete:
Er gît hochgemüete,
Und kan dich niemen genîden,
Noch kein wâfen versnîden,
Des mahtû hân zuoversicht;
Und mac man dir verzîhen niht,
Swes dû ze bitende geruochest:
Auch vindestû swaz du suochest
Schiere oder trâge:
Dîner vînde lâge
Mac dir sîn als ein wint.

Dies ist viel von einem einzigen Steine, und wird die Wunderkraft desselben wohl nur durch jenen Zauberring übertroffen, auf welchen der sarkastische Dichter des Reineke, um den Edelstein-

aberglauben zu verſpotten, alle erdenklichen Tugenden häuft[1]). Letztere Stelle iſt zu lang, als daß wir ſie hier einſchalten könnten — man leſe ſie bei Goethe oder in Simrocks Ueberſetzung.

Die Eigenſchaft, vor Waſſer und Feuer zu ſchützen, erwähnt auch der „Eraclius“ des Meiſter Otto. Der Held des Gedichtes weilt, mit ſeinem Steine bewaffnet, Stunden lang im Tiber; im Feuer bleibt er unverſehrt, und die kräftigſten Schwerthiebe können ihn nicht verletzen — alſo ein vollſtändiges Gegenſtück zu jenem Ringe im „Flore und Blanſcheflur“.

Im „Wigalois“ des Wirnt von Gravenberg begegnet uns ein den Kummer verſcheuchender Rubin: ſeine Beſitzerin trug ihn in einem Gürtel, und

Wenn ein ſchwaches Leid
Trübte ihr Gemüthe,
Benahm des Steines Güte
Mit ſüßem Schein ihr Ungemach.

Im Gedichte „Friedrich von Schwaben“ finden wir drei Zauberringe: der eine hilft in Feuersnoth, der andere verleiht Stärke von drei Männern, der dritte ſchützt vor Vergiftung.

Im „Gott Amur“ trägt Frau Venus einen Goldreif mit einem Steine, der, wenn man ihn Morgens anſah, für den Tag das Ungemach verſcheuchte.

Auch zu didaktiſchen Poeſieen gab die Steinkunde Veranlaſſung: wir erinnern an des Stricker Gedicht g e g e n den Glauben an die Kraft der Steine und Volmars jüngſt von Lambel neu herausgegebenes, f ü r jenen Glauben kämpfendes Steinbuch[2]). In

[1]) Hoffmanns Ausg. V. 4869—4920. In V. 5041—5045 fabulirt Reineke von einem Beryll:

Nu horet van deme spegel gût!
Dat glas, dat darane stôt,
Was ein beril schône un klâr,
So dat men darinne sach openbâr
Al wat over ener mylen geschach,
It were nacht, it were dach.

[2]) Das Steinbuch. Ein altdeutſches Gedicht von Volmar ꝛc. Herausgeg. von Hans Lambel, Heilbr. 1877. Der Anhang enthält noch ein St. Florianer Steinbuch, einſchlägige Sprüche des Heinrich von Mügeln und eine Stelle aus Heinrichs Gedichte 'Der Dom'. Der gute Volmar iſt für ſeinen Glauben ſo fanatiſch eingenommen, daß er es für keine Sünde hält, wenn man die Verächter der Steinkunde, die behaupten, ein gefärbtes Glas in einem vingerlîn ſei gleich gut wie ein Edelſtein, ze tode slüege.

dem Vorwort zu letzterm werden noch fernere Dichtungen gleichen Charakters namhaft gemacht.

Große Gelehrſamkeit in Bezug auf die Edelſteine entwickelt Albrecht von Scharfenberg im jüngern Titurel bei Schilderung des Graltempels. Albrecht verfährt, wie ſein großer Vorgänger Wolfram, in einzelnen Strophen rein nomenclatoriſch, in andern weiß er, gelehrter als jener, die Kräfte genau anzugeben. So erzählt er beiſpielshalber vom Saphir:

Safirus hat die edle,
Daz er des menschen süende
Tilget ab der cedele
Und hilfet im zu got mit wazzer uende etc.
Got selb in einem saphire
Moysi mit schrift was gebende
Aller sunden frie etc.

Letztere Bemerkung bezieht ſich auf einen frühchriſtlichen Glauben, die erſten Tafeln Moſis ſeien auf Saphir geſchrieben geweſen [1]).

Vereinzeltes begegnet uns endlich bei Frauenlob, Heinrich von Mügeln, im Liederbuch der Clara Hätzlerin und bei andern Dichtern [2]), woraus man ſieht, daß den Gebildeten unſeres Volkes während des Mittelalters die Lehre von den Kräften der Edelſteine durchaus kein fremdes Gebiet geweſen iſt. Anders war es freilich mit dem Volk im engern Sinn, und bleibt deshalb der Ausſpruch von J. Grimm, Myth. 1166. 1167, immer noch maßgebend: „Viel weniger mythiſch als Kräuter ſind Steine, obgleich edle von den gemeinen, wie bei jenen, unterſchieden werden. Denn die Steine wachſen nicht ſo lebendig und ſind nicht ſo zugänglich wie die Pflanze; der Blume kann jeder Hirte und Wandersmann in Wald und auf Wieſe nahen, die Edelſteine werden nicht in unſerm Boden gezeugt, ſondern dem Schoß der Erde abgewonnen, aus weiter Ferne eingeführt.“

So bietet denn auch unſere Volksſage ſo gut wie gar nichts für den vorliegenden Stoff, dagegen iſt Manches in das volksmäßige Epos übergefloſſen — wir erinnern an den Unheil brin-

[1]) Vgl. das dem h. Epiphanius zugeſchriebene Buch über die zwölf Edelſteine des Aaron, die edlen zwelfer, wie der St. Florianer Lapidarius ſie nennt.

[2]) In den 'Kindern von Limburg' des Johannes von Soeſt nennt ſich der Hauptheld Echites (Name des Otternſteins bei Plinius); ſein Diener heißt Evax, wie jener ſteinkundige arabiſche Fürſt, welchen Marbod als einen ſeiner Gewährsmänner anführt, und eine dritte Figur Praſius (Praſem).

genden Ring Andvaranaut, an die Zauberringe im Otnit und in König Laurins Roſengarten, an die Carfunkelſage im Herzog Ernſt u. A. Auch der Stein der Weiſen [1]) iſt nie volksthümlich geweſen, ſondern hat nur in den Köpfen der Adepten und Goldmacher, theilweiſe noch bis ins vorige Jahrhundert [2]), fortgeſpukt.

Aber, wird man einwenden, verſetzte das Aufblühen der Wiſſenſchaften in der Periode der Renaiſſance jenem Aberglauben nicht den Todesſtoß? Keineswegs. Das gleichzeitige Studium der Kabbala [3]), in deren wunderlichen Höhlen und Gängen man das Tiefſte der Weisheit zu finden hoffte, gaben dem Glauben an die Kräfte edlen Geſteins friſche Nahrung, und die bedeutendſten Gelehrten wie Cardanus, Guevara, Lonizerus u. v. A. traten noch für den alten Glauben ein. Sang einſt der alte Orpheus:

Erdentſtammt iſt alles Geſteins Art; und in demſelben
Wohnt unendliche Kraft, manchfaltige. Was nur die Wurzeln
Wirken, ſo viel auch die Steine; die Wirkung der Wurzel iſt groß zwar,
Doch die des Steins viel größer;

und antwortet ihm als mittelalterliches Echo unſer Freidank:

Krût, steine unde wort
Hânt an kreften grôzen hort;

ſo erwiedert beiden Shakeſpeare als Vertreter der neuern Zeit:

O große Kräfte ſind's, weiß man ſie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen [4]).

Bevor wir dieſen erſten Vortrag ſchließen, erlauben Sie mir noch folgende Bemerkung:

Die Liebhaberei an Pretioſen, namentlich an Ringen und in Gold oder Silber gefaßten Curioſitäten, war bei unſern Voreltern entſchieden weit größer, als ſie bei uns iſt. Lieſt man alte Inventarien durch, ſo erſtaunt man über die Fülle von Schmuckgegenſtänden, welche ſich in einzelnen Familien geſammelt hatten oder

---

[1]) Vgl. die Erzählung bei Cäſarius, Dial. mirac. I, 32. Bei Cäſarius IV, 37 wird ein Schlaf erregender Stein erwähnt — wir treffen auf einen ſolchen auch bei Mohammed Ben Manſſur, Hammer a. a. O. 141. Ueber dem Bette aufgehangen bringt er Schlaf.

[2]) Nach Weyden, Köln vor fünfzig Jahren 142, hat ſich dort der Kapellmeiſter Kaa mit dieſem gelehrten Schwindel abgegeben. Ich könnte noch Beiſpiele aus der Schweiz und andern Ländern beifügen.

[3]) Tennemann, Geſchichte der Philoſophie IX, 167—242.

[4]) Worte des Bruders Lorenzo in Romeo und Julia.

Töchtern bei der Ausſtattung mitgegeben wurden [1]); manches alte Porträt zeigt uns Perſonen namentlich des weiblichen Geſchlechts, welche mit Schmuck völlig beladen ſind. Doch auch die Männer blieben hierin nicht zurück; ſie trieben oft den größten Luxus mit Ketten, Hutmedaillen, Ringen und ſonſtigem Geſchmuck. Auf den Turnierbildern des Herzogs Wilhelm von Bayern ſieht man, daß ſich die Herren ſelbſt bei ritterlichen Kampfſpielen ihres, wie man glauben ſollte, höchſt läſtigen und hemmenden Schmuckes nicht entledigten. Gelehrte aus der Renaiſſancezeit beſchenkten ſich, was uns verwunderlich erſcheint, mit Ringen [2]); und ſelbſt ein einfacher Mann, wie der Kölner Licentiat Hermann Weinsberg, pflegte 4—5 Ringe zu tragen, wobei er die Bemerkung einfließen läßt, die Frauen trügen ihrer weit mehr und weit koſtbarere [3]).

Vielleicht lag bei jenen friſchern, das Leben unbefangener genießenden Geſchlechtern die „Freude an der eigenen Exiſtenz“ [4]) zu Grunde, die Luſt an einem reichen, glänzenden Daſein, am Funkeln des Goldes, am Farbenſpiel der Edelſteine, und wenn

---

[1]) Nur einige Beiſpiele: Anna, die Tochter K. Albrechts II., erhält bei ihrer Vermählung mit H. Wilhelm von Sachſen (1446) 32 Ringe, Müllers Zeitſchr. f. deutſche Kulturgeſchichte II, 452; in der Hinterlaſſenſchaft einer Frau Winter in Nürnberg (1485) befanden ſich nicht weniger als 30 Ringe; eine Breslauerin erhält (1470) als Erbtheil der Mutter nebſt Gürteln, Hefteln und Ketten 36 goldene Ringe, Janſſen, Deutſche Geſch. I, 193. — Ueber die Verwendung von Ringen zu Geſchenken ſ. Voigt, Fürſtenleben ꝛc. in Raumers hiſt. Taſchenbuch VI, 243. 244. Die Männer liebten dieſen Putz nicht weniger: Der Landcomthur der D. O.-Ballei Franken, Wilhelm von Neuhauſen, hinterließ (1536) 12, der Comthur zu Kapfenburg, Graf Hans von Hohenlohe (1540) 13, der Comthur der Ballei Oeſtreich, Jobſt Truchſeß v. Wetzhauſen (1541) gar 17 verſchiedenartige Ringe, Wirtemb. Franken VIII, 1, S. 82—84. Der Wertheimiſche Rentmeiſter Hans Kallenbach hinterließ 1587 2 goldene Petſchierringe, 1 goldenen Ring mit einem Krötenſtein und 15 andere goldene Ringe mit Türkiſen, Smaragden, Rubinen u. a. Edelſteinen, Kaufmann, Beitr. z. Kulturgeſch. d. Grafſchaft Wertheim (in Müllers Zeitſchrift I, 250. 251).

[2]) S. Ruland im Archiv d. hiſt. Vereins zu Würzburg XII, 2. 3, S. 18. 19. 35. 41. — Wie Erasmus von Rotterdam um eines Ringes willen, den nebſt andern der Biſchof von St. Andrews ihm geſchenkt, hat leiden müſſen, ſ. bei Piper, Symb. u. Myth. I, 9. 10.

[3]) In dem durch Ennen veröffentlichten hochintereſſanten 'Gedenkbuch' (Müllers Zeitſchr. f. deutſche Kulturgeſchichte I, 565).

[4]) Lübke, Grundriß[5] II, 88.

große Künſtler, wie Benvenuto Cellini [1]), oder Dichter, wie Modius [2]), ſich ſelbſt, ſowie Perſonen, die ſie liebten oder verehrten, in prächtiger Tracht und im vollen Schmucke herrlichſten Geſchmeides aufzuführen pflegten, ſo dürfen wir wohl die Frage aufwerfen, ob nicht unſerer größern Einfachheit vielmehr Nüchternheit und Mangel an Geſchmack, wenigſtens Mangel an Farbenſinn zu Grunde liegt? Wir ſtellen aber noch eine zweite Frage: Iſt für uns, ſeit der Glaube an die Kräfte der Pretioſen, ſowie der Sinn für die feine, durch die alten Goldſchmiede bei Auswahl der Schmuckſteine beobachtete Symbolik verloren gegangen, nicht auch der Werth und die Bedeutung des edeln Geſteins um ein Beträchtliches geſunken [3])?

Zweiter Vortrag.

Hochanſehnliche Verſammlung! Wir ſchloſſen unſern erſten Vortrag mit einer Hindeutung auf die Symbolik der Edelſteine und betreten damit ein Gebiet, in welchem das Uebernatürliche verſchwindet und dem Sinnigen, Combinirenden, Bezüge Suchenden und Findenden Platz macht.

Man kann eine religiöſe und eine profane Symbolik der Edelſteine unterſcheiden.

---

[1]) Man vergleiche z. B., wie er den ſchönen Spanier zur Krähengeſellſchaft ſchmückt.

[2]) Ruland a. a. O.

[3]) Ich benutze den Anlaß, ein mir vorliegendes Verzeichniß der von dem reſign. Kölniſchen Erzbiſchof Hermann von Wied hinterlaſſenen Kleinodien nebſt deren Schätzungswerth mitzutheilen. Es waren: 'Ein Perlein ſchnur, 204 perlen, iedes geſchezt worden per 6 fl. thut 1224 fl.; ein Cleinod von Diamand Lilien vnndt 4 ſpitzigh Diamand geſchezt p. 1000 fl.; ein Cleinod mit drei ſpitzigen Diamandten vnnd einer roſen, ſampt einem Pallas und 4 perlen p. 500 fl.; ein geſchnittener Diamandt per 70 fl.; ein Saphir per 50 fl.; Mehr ein ſpitziger Demand, geacht p. 100 fl.; ein groſſer Diamant geacht p. 1500 fl.; ein ring mit drei Spitzigen Diamanten geacht p. 300 fl.; ein diemand roß (Roſe) mit einem Rubin werth 120 fl.; Mehr ein roß von Diamand vnnd rubintaffel (Tafelſtein) geacht p. 120 fl.; ein Diamandtring geſchnitten 100 fl.; ein Turckisring pro 50 fl.; ein Kettlein pro 40 fl.' — Taxatoren waren die Frankfurter Juweliere Cornelius von Thal und Lucas Jenes (Acten im Werth. Archiv v. J. 1579 ff.). — Auf einem in meinem Beſitz befindlichen alten Oelgemälde, Porträt des Cardinals Albrecht von Brandenburg, trägt derſelbe gegen 15 Ringe, wohl Abzeichen ſeiner verſchiedenen hohen geiſtlichen Würden; die Steine ſind meiſtens grün, einige andere roth oder von einer nicht mehr deutlich erkennbaren Farbe.

Auch die religiöſe Symbolik der Edelſteine iſt orientaliſchen Urſprungs und knüpfte ſich zunächſt an die zwölf Edelſteine im Schmuck des jüdiſchen Hohenprieſters und an die Steine im himmliſchen Jeruſalem der Offenbarung. Erſchien dem Pantheiſten Alles in der Natur voll göttlichen Lebens, ſo brachte zwar auch der Chriſt die Natur mit Gott und dem Göttlichen in Verbindung, aber die Natur war ihm nur ein Spiegel Gottes, nicht Gott ſelbſt, und da die Edelſteine zu dem Schönſten, Reizendſten und Koſtbarſten in der Schöpfung gehören, benutzte ſie der dichteriſche Geiſt des Chriſtenthums zu Bildern des Höchſten, zu Vergleichungen mit Gott und Allem, was zu Gott in Beziehung ſteht, mit der h. Jungfrau [1]), den Apoſteln [2]), Märtyrern und Bekennern; ja ſelbſt für die chriſtlichen Tugenden fanden ſich Beziehungen, ſie durch dieſe oder jene Gattung edeln Geſteins ſinnbildlich darzuſtellen.

Freilich geſchah dies oft in höchſt geſuchter Weiſe, wofür uns Marbods Prosa mystica, ein Anhang zum metriſchen Lapidar, einige Proben liefern ſoll.

Der Chalzedon bedeutet die Flamme der Liebe, welche, ohne äußere Anerkennung zu erſtreben, durch Wort und Beiſpiel die Sünder an ſich zieht und beſſert. Wie iſt er zu dieſer Bedeutung gekommen?

„So lange der Chalzedon im Hauſe iſt, leuchtet er nicht; unter dem Himmel, in freier Luft leuchtet er. Denjenigen, welche ihn ſchneiden und bearbeiten wollen, leiſtet er Widerſtand. Erwärmt durch den Sonnenſtrahl oder durch Reiben mit den Fingern zieht er Spreu an ſich. Damit werden Jene bezeichnet, welche ihre Tugend verhehlen und ihre guten Werke im Verborgenen verrichten. Müſſen ſie aber hinaus unter die Menſchen, da kommt ihre Tugend zum Vorſchein und leuchten ſie; will aber Jemand ihnen ſchmeicheln und ſie loben, ſo nehmen ſie dieſes eitle Lob nicht an, ſondern widerſtehen ihm und weiſen es zurück. Berührt vom Strahl der wahren Sonne, d. i. Chriſtus, und erwärmt durch

[1]) Für ſie iſt nach dieſer Seite hin ein Hauptbuch: 'Der übergebeneydtiſchen Mutter Gottes Mariae Dreyfache Cron.' Luzern, 1664 (nach dem Franzöſiſchen des P. Franz Poier).

[2]) Ein Verzeichniß der Apoſtelſteine findet ſich bei Blum, Taſchenb. d. Edelſteinkunde 37. Vgl. auch Wolfg. Menzel, Symb. s. v. Edelſteine.

die Finger, d. i. durch die Gaben des h. Geiſtes, ziehen ſie durch das Wort ihrer Predigt und das Beiſpiel ihrer Tugend die Spreu, das ſind die Sünder, an ſich, verbinden ſich dieſelben und ermahnen ſie im Guten zu beharren [1])."

Der Smaragd verſinnbildlicht treues Feſthalten am Glauben trotz Feindſchaft und Widerwärtigkeiten. Hören wir, wie ſubtil unſer Marbod oder ſeine Vorgänger dieſe Symbolik — man verzeihe mir den Ausdruck — herausgedoctert und getiftelt haben:

„Der Smaragd beſitzt ein ausgezeichnet ſchönes Grün; alle Edelſteine und Kräuter übertrifft er damit. Er wächſt nur in trockenen, unwirthlichen Gegenden. Der Kälte halber wohnen dort nur Greifen, löwenähnliche Thiere mit einer Art von Adlerflügeln, und die einäugigen Arimaſpen, welche mit den Greifen kämpfen. Mit dem Edelſtein, d. i. dem Smaragd, bezeichnen wir Diejenigen, welche grüner als Alle im Glauben ſind und durch dieſes Grün ihres Glaubens die Ungläubigen überwinden, die kalt und trocken keine Liebe beſitzen. Die Greifen bezeichnen die Dämonen, welche die gläubigen Menſchen beneiden und verſuchen ihnen den köſtlichen Edelſtein zu entreißen; ganz mit Recht vergleicht man ſie den Greifen als Thiere, welche in die Hölle verſenkt und fliegend in ihrem Hochmuth gleich den Adlern aus dem Himmel geſtürzt worden ſind. Gegen ſie kämpfen die Einäugigen, welche nicht auf zwei Wegen wandeln, kein zwiefaches Herz beſitzen, auch nicht zweien Herren dienen, ſondern ſtets ihre Richtung und den Edelſtein des Glaubens, welchen die Dämonen ihnen entreißen möchten, feſthalten und mit Gottes Hülfe den Feind beſiegen."

Doch ich fürchte, dieſe Art von überfeiner und ſpitzfindiger Symbolik iſt nicht nach dem Geſchmack meiner verehrten Zuhörer, und ſo will ich nur noch eines Apoſtels gedenken, welcher in eine ganz beſondere Beziehung zu den Edelſteinen geſetzt wird: es iſt der h. Johannes. Ihm ſchreibt die Legende [2]) die Kraft zu, daß

---

[1]) Herrad von Landsperg (hrsg. von Engelhardt) ſagt in ihrem Rhytmus de duodecim praeciosis lapidibus vom Chalzedon:

Subrutilat in nubilo,
Fulgorem dat in publico,
Virtutem fert fidelium
Occulte famulantium.

[2]) Legenda aurea ed. Graesze, cap. IX, 2, p. 57; ſodann 3, p. 58,

er aus gewöhnlichem Holze Gold, aus ordinären Kieſeln Edelſteine zu machen verſtanden habe — eine Wunderkraft, auf die ein alter Hymnus mit den Verſen deutet:

Qui ex virgis fecit aurum,
Gemmas ex lapidibus.

Gehen wir zur Profanſymbolik über. Wären Edelſteine ſo billig und leicht zu erlangen wie Blumen, ſo hätte ſich neben der Blumenſprache auch eine gleich ſinn- und beziehungsreiche Edelſteinſprache gebildet. Einen Laut aus dieſer koſtbaren Sprache vernehmen wir noch heut zu Tage aus der Türkei: Ein Freier pflegt ſeiner Erkorenen einen Blumenſtrauß zu ſenden, in deſſen Mitte ein Diamant blitzt; er ſoll fragen: „Willſt du mein werden [1])?“

Die alten Juweliere mußten dieſer Sprache kundig ſein, aus der wir eine fernere Probe mittheilen: Herzog Albrecht von Preußen ließ ſich 1544 in Nürnberg ein Medaillon anfertigen. Dasſelbe hatte oben eine Krone, getragen von zweien, in Gold weiß geſchmelzten Löwen; unter der Krone befand ſich ein großes Rubinherz, und unter dieſem der Buchſtabe A in Diamanten. Ueber der Krone erhoben ſich drei Diamantlilien, und überdies war das Ganze noch mit orientaliſchen Perlen beſetzt. Ueber dieſes Kunſtwerk ſchrieb der Verfertiger an den Herzog:

„Ich ſchicke hiermit den Buchſtaben A und hoffe, er ſoll gefallen. Ich hätte ihn wohl von lauter Diamanten gemacht, wenn's an Bedeutung der Farben als Smaragd und Rubin geweſen wäre. Der Smaragd oben bedeutet die Keuſchheit zwiſchen dem Rubin in feuriger Liebe auf den beiden Füßen des A in Diamant, welches die Beſtändigkeit in ſteter Liebe und Leid iſt mit einem Hängeperlein, welches die Tugend bedeutet“ ꝛc. [2]).

Auch in der Heraldik beſaßen die Edelſteine eine Beziehung zu den Wappenfarben. Dem Golde (Hoheit, Anſehen, Tugend, Verſtand) entſprach der Topas, dem Silber (Reinheit, Weisheit)

---

wo er virgas et lapides a littore maris deferri fecit et eas in aurum et gemmas convertit.

[1]) Nuredin Aga, 'Im goldenen Horn' (Berliner Frauenzeitung Jahrg. 1877, Nr. 28, S. 222). Die Brillanten, welche unſern Theaterdamen in Blumenſträußen zugeworfen werden, mögen oft dieſelbe Sprache reden.

[2]) Voigt in Raumers hiſt. Taſchenbuch VI, 243.

die Perle, dem Roth (brennende Begierde, für Großes Blut zu vergießen) der Rubin, dem Blau (Treue, Beſtändigkeit, Andacht) der Saphir, dem Schwarz (Trauer, Unglück, Demuth) der Diamant, weil er auf dunkelm Grunde nur ſo heller ſtrahlt, dem Grün (Freiheit, Schönheit, Freude, Hoffnung) der Smaragd, dem Purpur oder Violblau (Würdigkeit, Mäßigkeit) der Amethyſt, der Pomeranzenfarbe (Hochmuth, Ruhmredigkeit) der Hyazinth [1]).

Franzoſen, Spanier und Italiener hatten manche auf die Edelſteine bezügliche, oft ſinnige, öfter auch ſpöttiſche Deviſen und Sprüche, ſo einen auf den Diamant: Je blesse tous et nul me blesse, mit Beziehung auf eine Schöne, die von Allen geliebt keine Gegenliebe fühlt. Vom Rubin hieß es Sembra di ghiaccio e il fuoco in seno ascende, was auf eine Dame geht, die ſich gleich dem Eis empfindungslos zeigt und doch heimlich brennt. Der Spruch auf den Smaragd: La edad no mengua el verde, bezieht ſich auf ein Frauenzimmer, das ſich lange ſchön erhält. Der auf den Türkis bezügliche Spruch: No ha di fiero ultro che il uome, geht auf eine Dame, welche einen häßlichen Namen hat, ſonſt aber hübſch und liebenswürdig iſt ꝛc. [2]).

Mit dieſer Art von Symbolik iſt uns ein hübſcher Theil Poeſie verloren gegangen; ſind unſere heutigen Schmuckgegenſtände nicht Andenken an theure Perſonen, Abzeichen einer geiſtlichen Würde oder Ordensdecorationen, ſo beſitzen ſie kaum mehr einen ideellen Werth.

Bevor ich Ihnen die einzelnen Steine nach ihrer mythologiſchen Bedeutung vorführe, erlauben Sie mir noch einen flüchtigen Blick auf ihren angeblichen hygieniſchen Werth. Wir müſſen auch hier wieder vom Orient unſern Ausgangspunkt nehmen. Die Medicin der Babylonier und Aſſyrier war nicht gleich der griechiſchen eine rationelle, ſondern, wie Lenormant a. ö. a. O. 34 bemerkt, „nichts weiter als ein Zweig der Magie. Sie verfuhr mittelſt Incantationen, Exorzismen oder Zaubertränken, wobei jedoch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß man ſich bei Zubereitung dieſer Tränke einer Anzahl von Subſtanzen bediente, deren heilende Wir-

[1]) Siebmacher in der alten Ausg. von 1772 I, 13. Das Intereſſanteſte und Erſchöpfendſte über Farbenſymbolik des Mittelalters findet ſich bei Uhland, Schr. z. Dicht. u. Sage III, 430 ff.

[2]) Gelegenheit ꝛc. des Herzogthums Savoyen, Nürnb. 1690, S. 552. 553.

kung man durch die Erfahrung kennen gelernt hatte.“ Dies bezieht ſich namentlich auf Pflanzen, aber auch auf die Kräfte, welche ſo manchen Steinen wirklich innewohnen und dieſen auch noch bei dem heutigen Stand der Arzneimittellehre manchfaltigen Werth verleihen. Darin nur beſtand die Täuſchung der alten Prieſterärzte, wie der ſpätern rationellern Aerzte und Naturforſcher, daß man auch den Edelſteinen hygieniſche Kräfte zuſchrieb und aus dieſem theuren Material noch koſtſpieligere Tränke und Arzneien bereitete. Zu ſolchen gehörte beiſpielshalber das ſeiner Zeit ſo geſchätzte „Amethyſtenwaſſer“ des Leonhard Thurneiſſer († 1596); derſelbe fabrizirte auch Goldwaſſer, Perlenpulver, Tincturen von Smaragd, Rubin, Saphir ꝛc. Das merkwürdigſte Beiſpiel von ärztlicher Verſchwendung liefert die Krankheitsgeſchichte des Papſtes Clemens VII.; als dieſer im J. 1534 ſo ſchwer erkrankte, daß die Aerzte ſchon faſt alle Hoffnung aufgaben, wandten ſie allerlei Pulver von Einhorn, Edelſteinen und Perlen, beſonders ein koſtbares Diamantpulver an, welche zuſammen in wenigen Tagen die Summe von 3000 Dukaten koſteten; und dennoch war keine Hülfe, „denn“, heißt es in einem Berichte über ſeine Krankheit, „die Medici ſagen, Gott müſſe ein beſonderes Mirakel thun, ſonſt ſei es nicht möglich, daß er aufkomme; ſie haben ſchon alle ihre Künſte an ihm verbraucht, ſo Galenus, Avicenna und die Wurzelgraber je gefunden haben. Sie ſagen, er habe innerhalb vierzehn Tagen wohl für vierzigtauſend Dukaten Perlen, Edelgeſtein und Einhorn gegeſſen, oft in einer Medicin dreitauſend Ducaten an Werth. Aber der Diamant, den er zu Marſilia gegeſſen hat, übertrifft ſie alle [1]).“

Die Sage [2]) weiß von einem Diamantelixir des Paracelſus und erzählt darüber Folgendes: Als der große „Naturaliſt“ zu Salzburg auf dem Todtenbette gelegen, habe er vorausgeſagt, er

[1]) Voigt a. ö. a. O. 370.

[2]) J. B. van Helmont, Arcana Paracelsi 739. Vgl. Gräße, Sage vom ewigen Juden 44, wo auch S. 43 ff. die verſchiedenen Sagen von Verjüngung durch Quellen, Kräuter ꝛc. beſprochen ſind. Eines dieſer Verjüngungsmittel betrifft unmittelbar unſern Gegenſtand: Im alten Ritterroman Ogier le Danois vollzieht ſich der Prozeß durch einen von Morgana herrührenden Zauberring, welcher die Kraft beſitzt, einen Hundertjährigen in einen Dreißigjährigen zu verwandeln.

werde zu einer gewiſſen Stunde, worin man ſeine Auflöſung erwartete, geſund wieder aufſtehen; er habe auch ſeinem Famulus mitgetheilt, er ſolle in eine Bodenkammer des Hauſes gehen, dort werde er eine Flaſche mit ſeinem Diamantenelixir finden und ſolle ihm kurz vor dem Verſcheiden einige Tropfen davon einflößen, welche ihm alsbald ſeine vorige Kraft und Jugend wiedergeben würden, aber ja nicht eher, weil ſo das Erſtaunen der Aerzte und Zuſchauer um ſo größer ſein werde; der Famulus habe jedoch, von ſeiner Geliebten zu einem Stelldichein beſchieden, die Stunde überhört und als er endlich nach Hauſe gekommen, habe er ſeinen Herrn und Meiſter todt gefunden.

Bei dieſer Wichtigkeit der Edelſteine für die Medicin ſahen ſich die Apotheker genöthigt, ſolche zu führen, z. B. nach der kurbrandenburgiſchen Apothekerordnung v. J. 1574: Diamant, Amethyſt, Beryll, Granat, Smaragd, Rubin, Topas ꝛc., das Quentchen von 6 Pfennigen bis zu 5 Groſchen, den Diamant ausgenommen, für den keine Taxe beſtand. Ein Inventar der Hirſch-Apotheke zu Coblenz v. J. 1759 weiſt aus dem Mineralreiche folgende Beſtandtheile auf: Alabaſter, Carniol, Chryſolith, Bergkryſtall, Granaten, Hyacinth, Laſurſtein, Saphir, Topas, Smaragd, Perlmutterſchalen. Vgl. Monatsſchrift III, 339.

Auch nicht edeln Steinen ſchrieb man die wirkſamſten Kräfte zu. Pokale aus Serpentin nahmen dem Gift ſeine Gefährlichkeit; auch wurde dieſer Stein gegen Biß durch Schlangen angewendet.

Der Bernſtein galt und gilt zum Theil noch als Mittel gegen Anſteckung und rheumatiſche Leiden [1]). Der Nephrit wurde bei Nierenleiden gebraucht; noch jetzt gilt er in Indien als Schutzmittel gegen den Blitz, wenn man ihn auch nur als rohes Fragment bei ſich trägt [2]). Schwefelkies führte ſeiner hygieniſchen Wirkung halber auch den Namen „Geſundheitsſtein“. Beinahe jede Familie beſaß einen Hämatit oder „Blutſtein“, den ſchon Plinius gegen Augenleiden, Blutſpeien und ſonſtige Uebel empfohlen hatte; nach einer ſchönen Mythe bei Orpheus [3]), die wir leider hier nicht vollſtändig einrücken können, waren die Hämatiten Blutstropfen des Uranos:

[1]) Vgl. Plin. Hist. nat. XXXVII, c. 3. Hier wird ſchon der Bernſtein gegen Halsleiden, Anſchwellen der Mandeln u. Aehnl. empfohlen.

[2]) H. v. S. S. (Hermann von Schlagintweit), 'Das Jade-Geſtein im Handel der Phöniker' (Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. 1875, Nr. 56).

[3]) Seidenadel a. a. O. V. 639 ff.

Nicht war dieſen beſtimmt zu vergehn aus unſterblichem Leibe
Stammend; nach Moirenbefehl ſollt ſtets in der ſcholligen Erde
Bleiben das Blut von dem Ahnen der Himmliſchen; und ſo verblieb es[1]).

Der Chryſopras, bekanntlich der jüngſt entdeckte unſerer jetzigen edlern Steine, ſoll noch von den ſchleſiſchen Bauern als Mittel gegen Halsweh verwendet werden ꝛc.[2]).

Es iſt heut zu Tage weitaus das Bequemſte, ſolche Dinge kurzer Hand in die große Rumpelkammer des mittelalterlichen Aberglaubens zu werfen und dort vollſtändig vermodern zu laſſen. Bedenken wir jedoch, welch eine junge Wiſſenſchaft die Chemie iſt, wie ſpät man erſt dazu gekommen, die Minerale nach ihren chemiſchen Beſtandtheilen zu erforſchen, ſo haben wir hier weniger mit einem Aberglauben zu rechnen, als mit einem bei dem Mangel an gediegenen Kenntniſſen und Forſchungen begreiflichen und deshalb verzeihlichen Irrthum, welcher mit der Entwickelung der Naturwiſſenſchaften mehr und mehr vor dem Lichte der Wahrheit verſchwinden mußte, wie aſtrologiſche Träumereien entwichen, nachdem ſich die Aſtronomie als Wiſſenſchaft entfaltet hatte. War es ein ſo gar abſurder Gedanke, von den Heilkräften, welche in den Pflanzen vorhanden ſind, auf ähnliche Kräfte in den Steinen zu ſchließen?

Ich will nunmehr die einzelnen Edelſteine[3]) Revue paſſiren laſſen und beginne, nach dem bekannten Satze: A Jove principium, mit den Diamanten.

Dadurch, daß das griechiſche ἀδάμας, wie das lateiniſche adamas nicht bloß den Diamant, ſondern auch Stahl, Eiſen, Magnet bezeichnet, iſt in die mythiſche Beziehung des „höchſten Naturerzeugniſſes“[4]) einige Verwirrung gekommen. So ſcheint namentlich eine der wich-

[1]) Des Helios Roſſegeſpann mit den flammenden Augen machte die Blutstropfen erſtarren, was an Hafis erinnert, welcher die Sonne das edle Geſtein zeitigen läßt. — Blutſtein iſt der Rotheiſenſtein.

[2]) Dieſer ſchöne grüne Schmuckſtein, welcher nicht mit dem Chryſopras der Alten zu verwechſeln iſt, wurde im vorigen Jahrhundert zu Gläſerndorf, Koſemütz und Grochau (Schleſien) in Serpentin entdeckt.

[3]) Ich bemerke, daß alle mineralogiſchen Excurſe über die Natur derſelben, Beſchreibungen ihrer äußern Erſcheinungen, Notizen über die Fundorte im Alterthum und in jetziger Zeit ꝛc., als dem Zweck unſerer Monatsſchrift nicht entſprechend, hier wie auch bei den ferner zu erwähnenden Edelſteinen weggelaſſen worden ſind.

[4]) Ausdruck von Goethe in den Annalen.

tigſten Eigenſchaften desſelben, daß es entzweite Gatten und Liebende verſöhne und wieder zuſammenführe, von dem Magnet auf den Diamant übertragen worden zu ſein.

Marbod ſagt vom Magnet:

Conciliare potest uxoribus ipse maritos
Et vice conversa nuptas revocare maritis.

Hier haben wir offenbar den pierre de réconciliation, wie man den Diamant jener Eigenſchaft wegen in Frankreich zu benennen pflegt.

Die bekannte Anziehungskraft des Magnet legte nahe, ihn mit der Liebe in Verbindung zu bringen [1]), weshalb ſchon der alte Orpheus ſingt:

Gleichwie den zärtlichen Jüngling die Jungfrau faßt mit den Händen
Und ſich ihm eng anſchmiegt mit ſehnſuchthegendem Buſen,
Alſo faßt der Magnet und zieht ihn zur eignen Geſtalt hin,
Und nicht will er hinwieder vom feindlichen Eiſen ſich trennen.

Dies vorausgeſchickt, laſſen wir einige Mythen und Sagen aus dem Morgenlande folgen, dem hauptſächlichſten Funderdtheil der Diamanten bis auf die neuern Zeiten, in welchen Braſilien und das Capland dem Orient den Rang ſtreitig zu machen verſucht haben.

Hochmythiſch, an die Sagen von Achilles und Siegfried erinnernd, iſt gleich der erſte Zug, den wir mitzutheilen haben und Somadevas Mährchenſammlung entnehmen. Hier hören wir in der Geſchichte des Königs Tſchanda-Mahaſêna, wie ſich der Aſurenfürſt ſeiner Unverwundbarkeit wegen rühmt:

Wer, mein Kind, kann mich denn tödten?
Bin ja ganz von Diamanten,
In der linken Hand allein
Iſt verwundbar eine Stelle;
Dieſe aber ſchützt mein Bogen [2]).

Nach Mohammed Ben Manſſur hat der Diamant Verwandtſchaft mit dem Golde, weshalb deſſen Theilchen ihm zuſpringen. Im öſtlichſten Theile Indiens liegt eine tiefe, von Schlangen bewohnte Schlucht, in welcher der Diamant erzeugt wird. Er wird von den Ameiſen beſonders geſucht und ſo überlaufen, als ob ſie ihn verſchlingen wollten.

---

[1]) Er war der Venus geweiht. Vgl. Beckmann zu Marbod 43. 44.

[2]) Meier, Ind. Liederbuch 126.

Ueber die Art, ihn im Diamantenthal zu gewinnen, belehren uns Sindbads Reiſen: „Zur Zeit, wenn die Adler Junge haben, begeben ſich die Kaufleute in dieſes Thal. Sie zerſchneiden Fleiſch in große Stücke, die ſie dann in das Thal werfen und woran die Diamanten, auf deren Spitze dieſe Stücke fallen, feſtkleben. Die Adler ſtürzen ſich auf die Stücke Fleiſch und tragen ſie durch die Luft auf die Höhe der Felſen, wo die Neſter ſind. Hierauf nöthigen die Kaufleute durch Geſchrei die Adler ſich zu entfernen und nehmen dann die Diamanten weg [1]).“

Einer der größten und reinſten Diamanten befand ſich und befindet ſich vielleicht noch im Beſitz des Radſchah von Matan auf Borneo [2]). Ein Gouverneur von Batavia bot ihm für dieſes Juwel 150,000 Dollars, zwei Kriegsſchiffe mit Kanonen und noch Anderes — der Radſchah erklärte jedoch, er würde das Kleinod um keinen Preis der Welt veräußern, denn auf ihm ruhe ſein und ſeiner Familie Glück [3]). Dieſer Diamant bildet alſo ein Gegenſtück zum Oldenburger Horn, zum „Glück von Edenhall“ und ähnlichen, das Wohl und Wehe eines Hauſes bedingenden magiſchen Werthgegenſtänden.

Aber die Reichthum und Glanz verleihenden Kleinodien, wie unſer Andvaranaut der Nibelungenſage, verwandeln ſich nur zu oft aus Talismanen des Glücks in Bringer des Unglücks und der erbittertſten Feindſchaft. Ein ſolcher iſt der berühmte, jetzt im Beſitz der Königin von England befindliche Koh-i-noor (Berg des Lichtes).

„Nach der Sage wandert er ſchon ſeit Jahrtauſenden von Hand zu Hand, von Schatz zu Schatz, wie ein Dämon die härteſten Schläge des Unglücks auf ſeinen Beſitz herabziehend. Denn dieſer Edelſtein verlockte immer wieder einen mächtigern Herrſcher, ſich ſeiner mit Liſt oder Gewalt zu bemächtigen und damit ſeinen vorigen Beſitzer in den Staub zu treten. Der Diamant war lange Zeit in den Händen der Mogul-Dynaſtie in Delhi, bis wieder ein beuteluſtiges

---

[1]) Epiphanius erzählt Aehnliches vom Einſammeln der ſcythiſchen Hyazinthe.

[2]) Nach Einigen wog er 300, nach Andern 367 Karat. Borneo iſt reich an Diamanten, welche den von Golkonda kaum nachſtehen. Ein Hauptfundort iſt Landak, wo auch eben erwähnter Diamant gefunden wurde.

[3]) Vom berühmten Waiſen (Orphanus) in der deutſchen Königskrone ſagt Albertus: Fertur autem quod honorem servat regalem.

Tatarenvolk über die Berge Afghaniſtans hereinbrach und Indien überfluthete. Der damalige Beſitzer des Juwels war Mahomed Schah, der zwar von den Tataren beſiegt, aber von dem Anführer derſelben, Nadir Schah, auf den Thron zurückgeführt wurde. Nur den berühmten Diamanten wollte der Tatarenhäuptling haben, und es gelang ihm endlich nach vielen vergeblichen Verſuchen durch folgende Liſt. Er hatte erfahren, daß Mahomed den Diamanten in ſeinem Turban trage und nie von ſich lege. Bei einer Feſtlichkeit in Delhi erſchien auch er mit ſeiner perſiſchen Schaffellmütze, die, mit der königlichen Binde umwickelt, von Perlen ſtrotzte, aber freilich eines Diamanten entbehrte. Der Tatar verſicherte ſeinem ehemaligen Gegner ewige Freundſchaft und Brüderlichkeit, und ſchlug, gleichſam zur Bekräftigung ihres Bundes, den Tauſch ihrer Turbane vor. Mahomed, der unterjochte und in Gnaden wieder aufgenommene Fürſt, durfte nicht zögern und gab ruhig, mit großer Selbſtbeherrſchung, ſeinen Turban mit dem köſtlichen Schatze hin. Da Mahomeds Geſicht unverändert geblieben, zweifelte der Tatarenführer noch, ob ihm ſeine Liſt gelungen; er eilte in ſein Zelt, rollte den Turban auf und, den Stein findend, begrüßte er ihn jubelnd zuerſt mit dem Namen „Koh-i-noor, Berg des Lichts“. Wieder wanderte der Koh-i-noor von einem wilden Eroberer zu andern. Schah Schujah, an deſſen Bruſt er lange gehangen, nahm ihn mit in die Verbannung, und der arme Fürſt, der von ſeinen Feinden des Augenlichts beraubt worden, fand ſein einziges Glück in dem Beſitze eines Steins, in deſſen funkelnden Strahlen er ſich doch nie mehr ſonnen konnte. Der arme Fürſt mußte den Stein endlich ausliefern, und er that es mit jener Seelenſtärke und großartigen Reſignation, wie ſie dem Inder eigen iſt [1]).“

Kotzebue erzählt in ſeiner perſiſchen Reiſe, der Schah trage den Dariai-noor (das glänzende Meer) am linken Arm, den Koh-i-noor am rechten Bein. Ich weiß nicht, ob dieſer Berg des Lichtes derſelbe iſt, deſſen Geſchichte wir eben gehört und welchen Schah Schujah an der Bruſt getragen hat. Auch unſer Volmar bemerkt, daß man den Diamant links tragen muß:

---

[1]) Nach L. Habichts kleiner Abhandlung: ‘Diamanten, wo man ſie findet, wie man ſie ſchleift und was man von ihnen erzählt.’

Swer denne den dîamant
Treit an sîner linken hant,
Der hât der liute holde,
Und swer im übel wolde,
Der mac im kein schade gesîn,
Die wîle er treit daz vingerlîn [1]).

Nach Albertus Magnus behaupten die Magier, der Diamant am linken Arm getragen ſei gut gegen Feinde — er iſt alſo ein Siegerſtein, und lernen wir ihn als ſolchen auch durch ein rheiniſches Zeugniß kennen. In der berühmten Schlacht bei Frechen trug der Kölner Erzbiſchof Konrad von Hochſtaden einen Diamant, durch deſſen Kraft er den Sieg an ſeine Fahnen zu feſſeln meinte: Er

leis sein in syner hant
Synen luden eynen dyamant
Und sprach, sy sulden mit eme segen [2]).

Sollte der berühmte „Sancy", welchen Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy getragen, nicht zu dem gleichen Zwecke gedient haben? In beiden Fällen hat freilich der Stein getrogen.

Bekannt iſt die große Härte der Diamanten. Aus dem Alterthum ſtammt der ſonderbare Glaube, nur durch Bocksblut ſei der „Unbezwingliche" zu bezwingen; alle Schriftſteller des Mittelalters wiederholen dies [3]), und ſelbſt Glauber ſagt noch, der Diamant werde „mit Bocksblut geſolviret" [4]).

Die Dichter unſerer Zopfzeit haben ſich, wenn ſie ſich über

---

[1]) Dasſelbe ſagt Volmar vom etîte (Aetites, Adlerſtein):

Swer in an der linken hant treit,
Der ist iemer rîche,
Und sag iu waerlîche,
Daz îm der stein vil sêre frumet,
Swâ er ze strîte kumet etc.

[2]) Gottfr. Hagen, Reimchr. hrsg. von Groote, V. 1002 ff. Vgl. Joh. de Beka ad a. 1249 bei Böhmer, Fontes II, 441. 442. S. auch Kaufmann, Cäſarius von Heiſterbach 153. — Im Steinbuch von St. Florian heißt es vom Adamas:

Man spricht, wer in pei im trait,
In silber oder in gold verchlait,
Der ist stark wider all sein veint.

Hierher gehört auch ein Hinweis auf das angebliche Valentinianus-Grab von Andernach bei Godefr. Col. (in Böhmers Font. III, 446) ad a. 1174; am Schwert des Kaiſers ſoll ſich ein lapis victoriae befunden haben.

[3]) Viele mhd. Belege finden ſich in Benecke-Müllers W.-B. s. v. adamas.

[4]) Joh. Rud. Glauber, Opera chymica (Frankf. 1658) S. 450. 451.

Härte und Unempfindlichkeit ihrer Schönen zu beklagen hatten, dieſes nicht gerade äſthetiſchen Zuges zu ihren wunderlichen Bildern bedient. So jammert z. B. Benjamin Neukirch:

Den ſtahl muß endlich feur und glut,
Den marmel regen ſchwächen,
Und warmes bock- und ziegen-blut
Soll Diamanten brechen:
Allein je mehr mein hertze ſich
Mit feur und thränen rüſt, je mehr verhärtſt du dich.

Ein anderer Poet ſingt höchſt emphatiſch:

Erweicht nur Blut die diamantnen Sinnen?
So kühle denn darinnen deinen Muth,
Hier iſt mein Blut!

In dem Briefe des Nürnberger Juweliers oder, wie man im 17. Jahrhundert öfters lieſt, „Jubilirers“ an den Herzog Albrecht von Preußen über Anfertigung des Buchſtabens A ſahen wir ſchon, daß der Diamant „Beſtändigkeit in ſteter Liebe“ bedeutet. Als Sinnbild der Treue kennt ihn Hartmann von Aue, wenn er den Ritter im „armen Heinrich“ als staeter triuwe ein adamas bezeichnet; im Wigalois ſiegeln deshalb Liebende mit einem Diamant:

Der brief besigelt was
Under einem adamas
In ein gulden vingerlîn:
Der solde ein zeichen sîn
Sîner staeten minne.

Portal in ſeiner 1837 erſchienenen Schrift: Des couleurs symboliques faßt die ſinnbildliche Bedeutung des Diamants in folgenden Worten zuſammen:

„Er beſänftigt den Zorn, erhält die Einigkeit unter Ehegatten: daher führt er den Namen Stein der Verſöhnung. Weisheit, Unſchuld und Glaube, bezeichnet durch die weiße Farbe und die Reinheit des Steins, unterhalten die eheliche Liebe und verſöhnen den Menſchen mit Gott. In der ikonologiſchen Sprache iſt der Diamant das Symbol der Beſtändigkeit, der Unſchuld und anderer Tugenden.“

Erlauben Sie mir, daß ich ein neueres Gedicht [1]) über den Stein der Verſöhnung hier einſchalte:

---

[1]) Aus A. Kaufmanns ‘Lapidaria’ (Neue Deutſche Dichterhalle Bd. I, Nr. 16).

Zürnte lang mein liebes Liebchen, hielt verſchloſſen Thür und Thor;
Jedes Brieflein ward zerriſſen; keinen Boten ließ ſie vor.
Keine Seufzer, keine Lieder, die ich unter'm Erker ſang,
Fanden in dem zorn'gen Herzen einen leiſen Wiederklang.
Zu dem weiſen Lehrer ging ich, ihm zu klagen meine Noth,
Und dann hab' ich raſch gehandelt, wie der Weiſe mir gebot:
Als ſie ſchlief zur Mittagsſtunde, warf ich durch die Roſenwand
Sicher, aber doch mit Beben, einen prächt'gen Diamant.
Sie erwacht — in ihrem Schooße ſpielt der Stein in hellſtem Licht:
'Der ihn ſandte, ſei geſegnet, und ich zürn' ihm länger nicht!'
In der Laube duft'gen Schatten ſtürzt' ich bei dem ſüßen Laut,
Und wir koſten wie vor Zeiten, bis das Mondlicht uns beſchaut. —
Als zur Nacht ich in der Schenke bei dem weiſen Lehrer ſaß
Und mein Glück erzählte, hub er ſinnend ſein gefülltes Glas:
'Weisheit, Unſchuld, Glauben deutet dieſer Stein, den Gottes Ruf
Als des eig'nen reinen Weſens höchſtes Erdenvorbild ſchuf.'
'Darum weicht ihm jedes Grollen, und wenn Gatten ſich entzweit,
Löſt zu ſeligem Verſöhnen Gott durch ihn den herbſten Streit.'
'Rein will er des Menſchen Leben, ohne Haß und ohne Groll,
Rein wie Diamant vor Allem hohe Liebe leuchten ſoll!'
'Lebt in Diamantenreinheit auch ihr Beide, denen klar
Gottes Wille kund geworden, daß Ihr bleibt ein einig Paar.'
'Aber hütet Euch noch einmal zu verſuchen Gott den Herrn —
Bleibe jener Stein für immer Eurer Liebe Leitеſtern!'

Mir iſt aus neuerer Zeit der Fall berichtet worden, daß ein Ehemann, welcher ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen wollte, ihr nach der Verſöhnung auf Rath ſeines Pfarrers einen koſtbaren Diamantring geſchenkt habe — hat dieſer Pfarrer von der verſöhnenden und einigenden Kraft unſeres Edelſteins Kunde beſeſſen?

Noch einige Worte über die angeblichen Heilkräfte des Diamanten. Wir hörten oben ſchon von der Diamanteur P. Clemens VII. und dem Lebenselixir des Paracelſus — möge Volmar einiges Fernere berichten: Der Diamant ſchützt gegen böſe Träume, und

swelher vrowen der stein ist bi,
Diu dâ treit ein kindelîn,
Diu mag wol des gewis sîn,
Daz ir dar an niht missegât,
Di wîl si daz vingerlîn hât.

Das Gleiche erzählen Guevara und andere ſpätere Schriftſteller; ſie fügen noch bei, der Diamant ſtärke das Herz gegen teufliſche Geſpenſter.

Auf den Diamant folgen billig zwei nahezu gleich edle Steine,

die beiden Korunde: Saphir und Rubin. Der Saphir[1]) ſpielt ſchon in der frühchriſtlichen Periode eine große Rolle. Seine ſchöne blaue Farbe brachte ihn in nächſte Beziehung zum Himmel: Jehova thront auf einem Saphir; von Saphir ſollen die erſten Geſetztafeln des Moſes geweſen ſein; im Graltempel von Monſalvaz war die Decke von Saphir.

Auch im Morgenlande kannte man dieſe Beziehung. In einem Gedichte Niſamis zum Lob der blauen Farbe heißt es:

Die blaue Farbe iſt des Himmels Zeichen,
Vor dem die Schimmer andrer Farben weichen.

Um ſo wunderlicher klingt es, wenn wir dieſem durch die höchſten Beziehungen geweihten[2]) und gewiſſermaßen geheiligten Steine im Dienſt der Hekate begegnen: um einen Saphir drehte ſich ein Kreis, und je ſchneller er lief, um ſo eiliger nahte die Göttin heran[3]).

Nach ältern chriſtlichen Schriftſtellern war der Saphir vorzugsweiſe der Edelſtein der Könige, welche ihn an Halsbändern oder in Ringen trugen. Darum heißt es bei Marbod:

Sapphiri species digittis aptissima regum;

und Bartholomäus Anglicus erzählt: „Er iſt der beſte unter den Edelſteinen, höchſt koſtbar und für die Finger der Könige geeignet. Deshalb wird er als gemmarum gemma bezeichnet und war von ſo hohem Anſehen, daß die Alten ihm Einfluß auf die Götter beimaßen, beſonders auf Apollo[4])."

Marbod ſchreibt ihm eine große Reihe von wunderbaren und heilſamen Kräften zu:

Quem (sc. sapphirum) natura potens tanto ditavit honore,
Ut sacer et merito *gemmarum gemma* vocetur.
Nam corpus vegetum conservat et integra membra,
Et qui portat eum nequit ulla fraude noceri.

---

[1]) Bei den Alten iſt unter ihm häufig der Laſurſtein (Lapis Lazzuli) zu verſtehen. Der Name Saphir ſoll arabiſchen Urſprungs ſein; Mohammed Ben Manſſur nennt ihn Jakut und zählt ſechs Arten desſelben auf, jede wieder mit Unterarten.

[2]) Nach der Lehre des Buddha verſöhnt der Saphir mit der Gottheit und bewirkt Erhörung des Gebets.

[3]) Eckermann, Religionsgeſch. u Myth. II, 220. Vgl. Tiedemann, De art. mag. orig. 69.

[4]) Hierauf dürften ſich unten in der Stelle aus Marbod die auf Befragen der Orakel bezüglichen Verſe beziehen.

Invidiam superat, nullo terrore movetur.
Hic lapis, ut perhibent, educere carcere vinctos
Obstructasque fores et vincula tacta resolvit
Placatumque deum reddit precibusque faventem.
Fertur et ad pacem bonus esse reconciliandam;
Et plus quam reliquas amat hanc necromantia gemmam,
Ut divina queat per eam responsa mereri.
Corporeis etiam morbis lapis iste medetur etc.

Unter dieſen Eigenſchaften des Saphir iſt die auffallendſte jene, daß er Gefangene zu befreien vermag. Volmar gibt die Weiſe an, in der ſich der Eingekerkerte des Steines bedienen mußte:

swie er waere gevangen,
Nimt er den stein in den munt,
Er wirt ledec in kurzer stunt [1]).

Aber eine ſchwere und für Könige beſonders ſchwere Bedingung war an das Tragen des Saphir geknüpft:

Sed qui gestat eum castissimus esse iubetur;

oder nach Volmar:

In eim rôtguldîn vingerlîn
Sol man in kiuschlichen tragen.

Wie ſich der Saphir in Bezug hierauf mit dem Smaragd berührt, werden wir im Abſchnitt über letztern ſehen.

Nach der Symbolik bei Marbod bedeutet der Saphir Verachtung des Irdiſchen und Hoffnung auf das Himmliſche. Dem entſprechend heißt es bei Herrad von Landsperg:

Saphirus habet speciem
Coelesto throno similem,
Designat cor simplicium
Spe cuncta praestolantium,
Quorum vita et moribus
Delectatur altissimus.

---

[1]) Vgl. die Erzählung der engl. Gesta Roman. bei Gräße II, 241 ff., in welcher eine Nachtigall dem Gefangenen, der ſie füttert, zum Dank einen Stein bringt, der ihn befreit. — Nach einer mir vorliegenden Notiz erwähnt ſchon Hieronymus in ſeiner Erklärung des Jeſaias neben andern Tugenden des Saphir auch die, daß er den Zauberſpruch zerreiße und aus der Gefangenſchaft befreie. Man ſieht aus dieſem und andern Beiſpielen, wie wenig die Schriftſteller des Mittelalters die Steinkunde mit Eigenem weitergebildet und bereichert haben: ſie wiederholen durchgängig nur, was ſie von kirchlichen oder profanen Schriftſtellern des Alterthums empfangen hatten.

Nach Lonicerus[1]) macht der Saphir „freudig, frisch, mildt vnd andächtig und stärckt das Gemüth in guten Dingen. Zum Frieden ist er gnadenreich.“ Helmont (De magica vulnerum curatione) weiß von einer Behandlung der Pestgeschwüre durch den Saphir: Wenn das Geschwür noch nicht Ueberhand genommen hat, reibe man es mit dem Steine, der dann das Gift herauszieht; den Ort, wo das Geschwür sitzt, umfahre man, um das Weitergreifen zu verhüten, kreisweise mit einem Saphir. Mit einer magnetischen Kraft soll es zusammenhängen, daß er vermittelst Sympathie auch aus der Ferne das Gift herausziehe. In England glaubte man, durch Reiben der Nase mit einem Saphir könne man das Nasenbluten stillen oder verhüten.

In seinem Gedicht auf die Monatsteine singt Th. Körner:

Der April
Läßt das junge Leben
Mit freudigem Beben
Nicht länger still.
Er springt aus dem kalten Grab,
Streift die Hülle ab
Und will mit stürmischem Walten
Sich neu gestalten.
Ihm ward dafür
Der klare Saphir.
Er ist ein heit'res Sonnenkind,
Wie alle Joviskinder sind;
Blickt das Leben so freundlich an;
Man meint er hätt' uns was Liebes gethan.
Mit leichten Scherzen
In glühenden Schmerzen
Kühlt er die Herzen:
Drum sorgenfrei,
Fest und treu
Trag' ihn am Herzen.

In unserm dritten und letzten Vortrag werden wir zuerst den Rubin und dann die fernern Edelsteine vorführen.

---

[1]) In seinem durch Peter Uffenbach verbesserten 'Kräuterbuch'. J. V. Zingerle hat in der Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1857, S. 340. 341 die auf Edelsteine bezüglichen Stellen ausgezogen, und in der Einleitung hiezu eine Reihe von mhd. Belegstellen für den Glauben an die Kraft der Edelsteine mitgetheilt.

Dritter Vortrag.

Geehrte Anweſende! Wir haben unſern zweiten Vortrag mit dem Saphir geſchloſſen; beginnen wir den heutigen mit ſeinem ebenbürtigen Bruder, dem Rubin.

Da in unſerer Erzählung von den Kräften, wie von der ſinnbildlichen Bedeutung dieſes hochgeſchätzten, mit Diamant, Saphir und Smaragd rivaliſirenden Edelſteins ſchon öfter die Rede war, ſo dürfen wir uns hier über denſelben kürzer faſſen und nur Einiges über ihn nachtragen.

In Birma, wo die ſchönſten Rubine gefunden werden, glaubt man, er wachſe und reife in der Erde, und zwar ſo, daß die verſchiedenen Farben den verſchiedenen Graden der Reife entſprächen. Zuerſt ſei er farblos, werde dann gelb, grün, blau und zuletzt, als Zeichen vollendeter Reife, roth [1]).

Nach Hafis iſt der Rubin geſchmolzene Sonnengluth:

Ha, deine Lippen bezeugen,
Daß der Rubin ein Tropfen iſt,
Der von den Gluthen der Sonne
Zur Erde niederfällt.

Wenn derſelbe Dichter an einer andern Stelle ſingt:

Die Heilung meines Herzens
Sei deinen Lippen heimgeſtellt;
Die Kräfte des Rubines
Sind deinem Schatze anvertraut;

ſo haben wir zu bedauern, daß er dieſe Kräfte nicht beſtimmter namhaft gemacht hat.

Dagegen belehrt uns ein altes Meiſterlied [2]):

Ain edler Stain, der Rubin roth,
Wer ihn mit Züchten bey ihm hot,
Dem mag geſchaden nichte;
Kain Ellend gar zu aller Stund;
Wär' ich mit Ellend gar verwundt,
Mein Trauren wär' entwichte.

Das entſpräche dem ſchon erwähnten, den Kummer verſcheuchenden Rubin im Wigalois des Wirnt von Gravenberg.

Eine andere Kraft wird dem Rubin durch Volmar zugeſchrieben:

---

[1]) Kleefeld, Edelſteine 22.

[2]) Bei Görres, Volks- und Meiſterlieder 24.

Der rehte edel rubîn
Der gît des nahtes schîn,
Daz man siht in der vinster wol,
Als ein glüejender kol.
Dem man sîn guot nimer zergât,
Der den selben stein hât,
Und ist iemer rîche,
Der in an siht tegelîche.

Ich beſitze einen ſchönen echten Rubin und habe ihn zeitweiſe täglich angeſehen; trotzdem ſieht es mit dem Reichthum bis zur jetzigen Stunde noch ſehr bedenklich aus; ich bin deshalb in hohem Grade geneigt, mich der Anſicht des guten P. Poier [1]) anzuſchließen, der mit Berufung auf Origenes [2]) glaubt, die Edelſteine mit ihren wunderbaren Kräften ſeien Vorbilder der h. Jungfrau geweſen; als das wirkliche Bild erſchienen, ſeien die Vorbilder verblichen, und die Kräfte derſelben verſchwunden.

Ein Rubin, welcher ſchwarze Flecken hat, gilt bei den Orientalen als Unheil bringend.

Bei den Chineſen werden Rubine als Sinnbilder der Liebe und Freundſchaft verehrt.

Lonicerus rühmt vom Rubinſtein: „Der jhn bey ſich trägt, iſt für böſen forchtſamen Träumen ſicher. Der in die Sonn geſehen hat, daß jhm ſein Geſicht ſchwach worden iſt, vnd mit dem Rubinſtein ſeine Augen reibet vnd wäſcht, dem wirdt dadurch geholffen, vnnd die Augen widerumb klar gemacht. Und wann einer den Stein an dem Haar auff dem Kopff reibt, ſo zeucht er die Nifflein vnd Schüpen an ſich, wie der Magnet das Eiſen.“

Die hier dem Rubin zugeſchriebene Wirkung auf ſchwache Augen führt uns zu einem vierten Matador in der Welt der Edelſteine, welchem dieſelbe Eigenſchaft und mit etwas mehr Recht zugeſchrieben wird, auf den Smaragd. Schon Plinius gedenkt dieſer Tugend [3]) und erzählt, die Steinſchneider bedienten ſich,

---

[1]) In der 'Dreyfachen Cron' I, 503.

[2]) Lib. II in Job.

[3]) Dagegen heißt es beim Stricker:

Daz ist ouch âne lougen,
Swer siech ist an den ougen,
Strîchet er den smaragdes dar,
Enweder er erblindet gar,
Ode er muoz iemer siech sîn.

wenn ſie ihre Augen angeſtrengt, dieſes Edelſteines, um durch Anſchauen ſeines herrlichen Grüns das Augenlicht zu erfriſchen. Er rühmt dieſe grüne Farbe als die ſchönſte, die man ſehen könne, und an der man ſich niemals ſatt ſehe. Als Beweis für ihren leuchtenden Glanz berichtet er, die aus zwei Smaragden beſtehenden Augen [1]) eines marmornen Löwen auf der Inſel Cypern hätten ſo ſtark ins Meer geleuchtet, daß die Thunfiſche erſchreckt die Flucht ergriffen. Noch weiter geht der arabiſche Schriftſteller Ahmed Ben Abdalaziz, wenn er in einer Abhandlung über Juwelen die kühne Behauptung aufſtellt, jede Schlange erblinde beim Anblick eines Smaragds [2]).

Nach arabiſcher Vorſtellung beſteht der paradieſiſche Wunderberg Caf, auf welchem die erſtgeſchaffenen Menſchen ihren Wohnſitz haben, aus einem einzigen Smaragd, um den ſich Sonne und Mond bewegen, wozu wir nebenbei bemerken, daß nach Ovid, Metam. II, 23. 24, Smaragde den Thron des Sonnengottes ſchmückten:

purpurea velatus veste sedebat
In solio Phoebus claris lucente smaragdis.

Bekannt iſt das Vorrecht aſiatiſcher Fürſten und Großen, Smaragdringe tragen zu dürfen, worauf ſich folgende Strophen aus meinem Gedicht: „Magiſcher Schmuck“ [3]) beziehen:

An der Linken möge blinken ein erleſener Smaragd;
Schärfen ſoll er das Gedächtniß, kräftigen des Geiſtes Macht.
Den nur Fürſten tragen dürfen, trage du ihn ungeſcheut,
Die im Königreich der Liebe als die Herrſcherin gebeut.

Was ſagt nunmehr unſer Marbod über den Smaragd? Hören wir ihn:

Commodus iste lapis scrutantibus abdita fertur,
Cum praescire volunt ac divinare futura.

---

[1]) Dieſe Augen kann man ſich noch gefallen laſſen; wenn aber von ſmaragdenen Säulen im Tempel des Herakles zu Tyrus die Rede iſt, ſo iſt an grüne Steine minder edler Art, event. an Glasflüſſe von der genannten Farbe zu denken. Von Smaragd ſoll auch die ſ. g. Tafel des Hermes Trismegiſtus geweſen ſein, welche die zu Auffindung des Steins der Weiſen und einer Univerſalmedicin nöthige Anweiſung enthielt.

[2]) Kleefeld a. a. O. 30. 31. — Auch Hafis hat dieſe Sage gekannt. Er möchte ſeine 'flüßigen Rubine', d. i. den Wein aus einem ſmaragdenen Glaſe trinken, um vermittelſt des letztern ſeine Widerſacher wie Schlangen blenden zu können.

[3]) In der ſchon erwähnten 'Neuen Dichterhalle'.

Auget opes lapis hic sese reverenter habentis,
Omnibus in causis dans persuasoria verba,
Tanquam facundi vis sit sermonis in illo.
Collo suspensus durum fugat hemitritaeum (i. e. febris semitertiana)
Et sanare potest ipsa ratione caducos.
Emendat fessos viridi mulcedine visus
Et tempestates avertere posse putatur.
Fertur lascivos etiam compescere motus.

Aehnlich lautet der Bericht des Albertus; er erzählt jedoch noch folgende intereſſante Geſchichte: Der Smaragd ſei derartig delicat in Bezug auf jede ſinnliche Regung von Seiten Desjenigen, welcher ihn trage, daß er, ſelbſt wenn ein Ehemann mit ſeiner Frau zärtlich thue, in Stücke zerſpringe; dies ſei zu ſeines, d. h. des Albertus Zeiten einem Könige von Ungarn paſſirt [1]). Andere erzählen dasſelbe von einem Könige von Andaluſien; auch wird variirend ſtatt des Smaragds der Saphir genannt.

Rückert hat einen dieſer beiden Steine im Sinne, wenn er in „Edelſtein und Perle“ ſagt:

Gehört hab' ich von Steinen, die zerſpringen,
Und wiederum von andern, die erbleichen,
Wenn voll das Herz iſt von unlautern Dingen.

In Bezug auf den Saphir erlauben wir uns hier nachzutragen, daß ſchon die Lehre des Buddha die Forderung ſtellt, wer ihn trage, müſſe ein reines, keuſches Leben führen, was offenbar mit der Beziehung dieſes Steins zur Gottheit und dem Himmel zuſammenhängt. Kehren wir jedoch zum Smaragd zurück.

Sie werden nach dem Vorhergegangenen verſtehen, warum dem Prieſterkönige Johannes und der h. Jungfrau ein ſmaragdenes Bette zugeſchrieben wird. So heißt es z. B. in einem Marienliede des Heinrich von Laufenberg:

Grůn widerglenczent smaragdin,
Ist der tron dins bettlins klůg [2]) etc.

Volmar rühmt an dem Smaragd folgende Tugenden:

---

[1]) Expertum autem est temporibus nostris, quod hic lapis, si vere bonus et verus est, non sustinet coitum, propter quod Rex Ungarie, qui nostris temporibus regnauit, in coitu cum vxore sua lapidem hunc in digito habuit: et propter coitum in tres partes fractus est.

[2]) Wozu eine Randgloſſe bemerkt: Smaragdus a tota semper est amator castitatis et non potest sustinere coytum, nisi rumpatur.

Swer den tegelich ane siht,
Dem geschiht leides niht,
An den ougen, daz ist wâr:
Sie werdent im lûter vnde klâr,
Und wehset im iemer mêre
Beide sîn guot vnd sîn êre etc.

Nach Andern ſtärkt er Vernunft und Gedächtniß, verleiht, unter die Zunge gelegt, die Gabe der Weiſſagung, und iſt Abſchabſel von ihm wirkſam gegen Gift. Lonicerus bemerkt: „Wer jhn in einem Ring trägt, den kommet die Fallendſucht [1]) nicht an, wenn er jhn an den Finger ſteckt, ehe jhn die Sucht beſtehet.“

Der alte römiſche Dichter Quintus Samonicus [2]) empfiehlt in Korallenketten einige Smaragde anzubringen:

Coralium vero si collo nectere velles,
Ne dubites illi virides miscere smaragdos.

Sie ſollten vielleicht, vgl. oben Marbod, gegen febris semitertiana dienen.

Ueber die chriſtlich ſymboliſche Bedeutung des Smaragds iſt bereits im zweiten Vortrag gehandelt worden.

Theodor Körner charakteriſirt den Smaragd als Monatſtein für den Wonnemonat meiner Anſicht nach treffender, als vorher den Saphir:

Der ſchönſte Schmuck der Natur
Bleibt das lebendige Grün.
Drum ward der Smaragd
Strahlenbeſeelt
Und der Frühlingspracht
Des Maies vermählt.
Er bringt dem Menſchen dauerndes Glück,
Erfreut das Auge und ſtärkt den Blick;
Und wie Alles, was ſo edel ſchaut,
Sich vor dem Gemeinen und Schlechten graut,
So wirft auch er nur den Strahlenſchein,
Wo Liebe treu iſt und engelrein;
Doch an falſcher Hand behagt es ihm nicht,
Und ſo wie die Treue, der Stein zerbricht.

Als geſchichtliches Factum mag noch erwähnt werden, daß, als bei der Krönung Georgs III. von England ein großer Smaragd

[1]) Vgl. auch Volmar:

Swer den vallenden wêwen hât,
Dem wirt sîn von dem steine rât.

[2]) De medic. praecept. v. 952. 953.

aus dem Diadem brach, man hierin ein böſes Omen ſah und ſich des Umſtands wieder erinnerte, als ſo viele Theile Nordamerikas für die großbritanniſche Krone verloren gingen.

Ein minder edler, aber in ſchönen Exemplaren immer noch geſchätzter Edelſtein iſt der Topas.

Orpheus empfiehlt ihn als trefflich zum Opfern, nach Andern dämpft er Zorn, mildert die Traurigkeit und ſchützt vor plötzlichem Tod. Er ſoll, wie Glauber mittheilt, im Dunkeln leuchten.

Eine alte Juwelenkunde, „der aufrichtige Juwelier“, erzählt von ihm: „Seine Tugend und innerliche Kraft ſoll mit dem Monde ab- und zunehmen und darin beſtehen, daß wenn er in ſiedend Waſſer geworfen wird, dieſem alſobald die Hitze benommen und das Sieden geſtillt wird, welche Eigenſchaft veranlaßt hat, daß man ihn auch vor ein Mittel hält, den Zorn und heftige Gemüthsbewegung zu ſtillen“ ꝛc. [1]).

Eine gar ſonderbare Kraft oder Tugend des Topas berichtet uns der alte Volmar:

Swer den stein bî im treit,
Dem geschiht niemer leit
Von keime roubaere,
Swie vil auch der waere,
Und von diebe keime:
Ob sîn hûs stüende aleine
Und al offen diu türe,
So enquaeme doch niemer diep dâ vüre.

Das iſt eine treffliche Eigenſchaft des Topas, welche ihn jedem Beſitzenden und beſonders jedem Bewohner eines Einzelgehöftes unentbehrlich machen ſollte — dieſer Schutz würde jedoch wenig helfen, wenn einer der Räuber oder Diebe von der entgegengeſetzten Kraft des Ophthalmius Kunde gehabt hätte. Dieſer Stein war nach Marbod, Albertus Magnus u. A. nichts weniger als — Patron aller Spitzbuben, Diebe und Räuber!

Bei Marbod heißt es:

Asseritur furum tutissimus esse patronus;
Nam se gestanti visus conservat acutos,

[1]) Bei Kleefeld a. a. O. 28. Volmar:

Swâ der stein viele
In ein wazzer daz dâ wiele
Oder swer in dar in stieze,
Daz es sîn wallen lieze.

At circumstantes obducta nube retundit,
Ut spoliare domos possint impune latrones.

Noch mehr wird man erſtaunen, wer dieſer „Patron der Diebe“ geweſen iſt — nach Beckmann [1]) kein geringerer, als der prächtige Opal [2]).

Meine verehrten Zuhörer kennen dieſen koſtbaren Edelſtein von „bläulichem Weiß, aus dem heraus aber in den lebhafteſten Farben blaue, rothe, grüne Lichter ſpielen“, und werden Plinius beiſtimmen, wenn er ſagt: „Man bemerkt an ihm das mildere Feuer des Rubin, den leuchtenden Purpur des Amethyſt, das Grün des Smaragd, und alles dieſes gleichmäßig in unglaublicher Miſchung ſchimmernd [3]).“

Was brachte dieſen herrlichen Edelſtein in jenen übeln Ruf, was verurſachte, daß er noch in unſerer Zeit als Unglück bringender Stein angeſehen wird?

Die Steinkunde des Alterthums und des ihm nachbetenden Mittelalters iſt ein ſo wunderliches Conglomerat von Mythiſchem, Sagenhaftem, Abergläubiſchem, Lächerlichem und Abenteuerlichem, daß man auf ſolche Einzelfragen ſelten eine genügende Antwort geben kann. Conſtatiren wir deshalb einige Thatſachen.

Von der Kaiſerin Eugenie von Frankreich iſt „bekannt“, daß ſie keinen Opal trägt, weil er Unglück bringen ſoll [4]). Ich ſelbſt kenne eine Geſchäftsfrau, die behauptet, wenn ſie einen Opalring getragen, ſei ihr Alles mißlungen; dagegen habe ihr ein Ring mit drei Diamanten ſtets Glück gebracht, und würde ſie denſelben, obwohl er nur 300 Thlr. werth ſei, nicht um 1000 verkaufen. Vor zwei oder drei Jahren kam ich öfter mit einer Nordamerikanerin zuſammen, welche außerordentlich ſchöne Schmuckſteine beſaß. Auf meine Frage, ob ſie nicht einen Opal beſitze, erwiederte ſie: „Den mag ich nicht: Er bringt Unglück!“

Leſſing hat eine beſſere Anſicht über ihn gehabt; ſein berühmter Stein im Nathan war ein

Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen.

[1]) Zu Marbod 77. 78, Note 633.

[2]) Ueber den Opal und ſeine mythiſchen Beziehungen ſ. auch Grimm, Myth. 1167.

[3]) Kleefeld a. a. O. 38. 39.

[4]) Kleefeld a. a. O. 6.

In der bezüglichen Erzählung bei Boccaccio (Tag I, Geſch. 3) wird der Stein in dem Ringe nicht näher bezeichnet. Leſſing ſoll die Geſchichte Deſormaux' Histoire des revolutions des Indes, worin ſie von Aurengzeb (1619—1707) und einem Juden erzählt wird, entnommen haben; ob hier ſchon der Opal genannt wird, weiß ich nicht zu ſagen, da mir das Werk von Deſormaux, wenigſtens für den Augenblick, nicht zur Hand iſt.

Der Name Boccaccio führt uns auf den Heliotrop, von deſſen Wunderkraft auch Dante (Inf. XXIV) Kunde beſeſſen hat. Man leſe bei erſterm die Erzählung von Calandrino, den man mit einem angeblich unſichtbar machenden Steine, dem Heliotrop, in ergötzlichſter Weiſe zum Beſten gehabt hat.

Bei Marbod heißt es:

Cui (sc. Heliotropio) tamen amplior his concessa potentia fertur;
Nam si iungatur eiusdem nominis herba,
Carmine legitimo verboque sacrata potenti,
Subtrahit humanis oculis quemcunque gerentem.

Entſprechend ſagt Gervaſius von Tilbury: Heliotropia cum herba sui nominis consecratur [1]) et sic hominem reddit invisibilem.

Volmar in ſeinem Abſatz über den Stein Elitrôpîe weiß hiervon nichts, macht ihn dagegen zu einem Regenſtein:

Swer in in ein wazzer tuot,
Sô mus diu sunne ir schîn lân
Und werdent die wolken ûf getân
Und beginnet regenen sere [2]).

Viel Rühmens von ihm macht Albrecht von Scharfenberg:

Doch hitze winter ziten
Ist eliotropia gebende,
Ein wazzer sunder striten
In ein becke voll und stille swebende
Fur das der selbe stein dar in gevellet,
Den sumer git er kuele
Wie doch daz wazzer sam ein hafen wellet.

---

[1]) Es gab im Mittelalter beſondere Formeln der Steinweihe. Einige finden ſich in Pfeiffers Megenberg und Lambels Ausg. des Volmar 124. 125. Der Stein wurde, in ein linnenes Tüchlein eingebunden, vor der Meſſe auf den Altar gelegt und nach derſelben vom Prieſter geſegnet.

[2]) Ein Regenſtein bei Mohammed Ben Manſſur iſt ſchon oben erwähnt worden.

Vil tugende zu der witze
Git dirre stein geheure,
Gesundheit, selde und witze
Und lenget leben, der stein ist uber teure
Fur liegen, triegen und fur die vergifte.

Aehnliches hören wir von dem Engländer Drake; Andere aus der spätern Zeit kennen ihn noch als Regenstein und Schützer gegen Betrug.

Sie haben, meine verehrten Zuhörer, von der angeblichen hygienischen Wirksamkeit der Minerale bereits so viele Proben erhalten, daß ich fürchte, Sie durch fernere Mittheilungen hierüber zu langweilen; ich gestehe offen, daß es mir langweilig geworden ist, sie aus so vielen Büchern zu sammeln und nach den einzelnen Steinen zu ordnen. Ich werde mich also im weitern Verlauf meines Schlußvortrags darauf beschränken, nur noch das Pikantere, das Sagenhafte oder Humoristische zur Sprache zu bringen.

Vom Amethyst, den wir bei den Indiern schon als Glücksstein kennen gelernt haben, erzählt uns Plinius, nach Angabe der Magier schütze er gegen Trunkenheit[1]), er mache bei Fürsten beliebt; verscheuche Hagelwetter und Ungewitter, wobei man jedoch ein besonderes Gebet hersagen müsse, und wahre als Amulet mit eingegrabenem Bilde der Sonne vor Gift.

Wegen jener Beziehung zum Weine soll er häufig bei Gemmenbildern, die sich auf den Bacchuscult beziehen, gebraucht worden sein[2]). Von Frauen als Ringstein getragen, bewahrt er die Liebe.

Nach dem schon erwähnten Liede bei Görres ist er auch Siegerstein:

Der Athamist (l. Amathist) ist auch ein Stein,
Sieghaft den Menschen macht er rain,
Der großen Streit verfochte.

Damit hängt wohl auch zusammen, daß er Jägern zu Glück bei der Jagd und im Streit empfohlen wird[3]).

---

[1]) Plinius und seine Nachschreiber wissen auch von einem Stein Dionysias, welchem sie die gleiche Kraft zuschreiben.

[2]) Blum, Taschenb. d. Edelsteinkunde 47. — In der Gartheschen Sammlung zu Köln befand sich eine Amethystgemme, worauf ein trunkener Silen dargestellt ist.

[3]) Jägerbrevier, Dresd. 1857, S. 87. Vgl. Colers 'Oeconomia' (1607) u. a. ält. Schriften.

Dem Beryll legten die Indier hohen Werth bei und pflegten ihn als Ringſtein zu tragen [1]). Was ſeine Wunderkraft betrifft, ſo macht er ſanft in Sitten und verleiht ein gutes Genie; in Rechtsſtreitigkeiten hilft er den Prozeß gewinnen. Nach Albertus „ſagen auch die Goldſchmiede, er ſtelle zwiſchen Mann und Weib die eheliche Einigkeit wieder her“ — alſo wie der Diamant ein pierre de réconciliation. Er erweckt aber auch Eiferſucht, wie Körner ſingt:

Er iſt für das Auge ein lichtes Bad
Und ſchützt vor Feindes Liſt und Verrath;
Doch iſt er nicht aller Leute Luſt,
Und Eiferſucht weckt er in mancher Bruſt,
Trägt man in ſtillen Mondennächten
Beim einſamen Wandeln ihn an der Rechten.

Das Steinbuch von St. Florian rühmt noch von ihm:

Wer in under der zungen hat,
Der redt weislich an aller stat,
Und auch als die maister reden hiezwischen,
Er tuet zuekunftigen ding ze wissen

Nach Albertus iſt er endlich auch Siegerſtein [2]).

Ein Edelſtein zweiten Ranges, der aber ſeiner freundlichen grünen Farbe, ſeiner Durchſichtigkeit und ſeines Glanzes wegen immer ein ſchöner Schmuckſtein iſt, verdient der Chryſolith (Peridot) nicht das für ihn ſo wenig ſchmeichelhafte Sprichwort der franzöſiſchen Juweliere, wer zwei Peridote habe, beſitze deren einen zu viel. Auf geringe Schätzung deutet aber auch der Name, welchen ihm Mohammed Ben Manſſur beilegt: „Kies der Reue“. Er berichtet hierüber folgende Sage:

„Als Alexander in den Wüſten Afrikas den Quell des Lebens ſuchte und mit ſeinem Heere in das Land der Finſterniß, worin der grüne Quell des Lebens ſtrömt, vorgedrungen war, verlautete es, daß der Kies unter ihren Füßen der Kies der Reue genannt werde. Als ſie nun ans Licht kamen, fand ſich dieſe Sage bewährt, indem es ſowohl Diejenigen, ſo keinen geſammelt, als auch

[1]) Sehr ausführlich über ihn handelt Laſſen a. a. O.

[2]) Wir haben deren ſchon mehrere kennen gelernt; thuen wir noch des Alectorius Erwähnung, von dem es bei Plinius a. a. O. XXXVII, 10 heißt: Alectorias vocant in ventriculis gallinaceorum inventas, crystallina specie, magnitudine fabae, quibus Milonem Crotoniensem usum in certaminibus invictum fuisse videri volunt.

Diejenigen, welche Kies aufgegriffen hatte, reuete: Die Erſten, weil ſie nichts, die zweyten, weil ſie nur Chryſolite hatten, welche deshalben auch der Kies der Reue heißen [1]).“

Bei Marbod heißt es vom Chryſolith:

Pertusus setis si transiiciatur aselli,
Daemones exterret et eos agitare putatur;

nach Volmar iſt er guot in dem strîte; nach Albertus eine Art Stein der Weiſen, der Dummheit vertreibt und Weisheit gibt. In der chriſtlichen Symbolik bedeutet er entſprechend der letztgenannten Eigenſchaft Mittheilung der Weisheit durch Wort und Liebe.

Ein heiterer Geſelle in der Edelſteinwelt iſt der Hyazinth oder edle Zirkon und möchten wir ihn wegen einer höchſt ſchätzbaren Eigenſchaft beſonders Studenten und Wanderern empfehlen: er ſoll nämlich bei Wirthen beliebt machen und auf Reiſen Sicherheit verſchaffen. Marbod ſagt von ihm:

Sed quod genus collo suspendere possis
Vel digito portes, terras securus adibis,
Nec tibi pestiferae regionis caussa nocebit;
Sed magis hospitibus censebere dignus honore
Justaque si petis, nullam patiere repulsam.

Sehr ausführlich über ihn handelt der Lapidarius von St. Florian; auch er deutet auf jene ſchätzbare Eigenſchaft:

wer wil faren uber lant,
Hat er den stain pei im bechant,
Der ist sicher al seines guetes
Und get im nach willen al seins muetes.

Daß man ihm aber doch nicht ganz trauen kann, bezeugt uns folgendes Gedicht:

Ha, nun trag' ich an dem Finger endlich einen Hyazinth,
Der, ſo heißt es, auch des gröbſten aller Schenken Herz gewinnt.
Mag der Beutel noch ſo leer ſein, trotzig tret' ich jetzt ins Haus,
Wähle trotzig aus dem Beſten mir den Allerbeſten aus.
Traun, der Wirth, der ſonſt ſo mürriſch, wie er heut gemüthlich lacht —
Hyazinthchen, Hyazinthchen, ſchon erprob' ich deine Macht!

---

[1]) Hammer, Fundgr. VI, 131. Vgl. die etwas anders lautende Sage bei Spiegel, Alexanderſage der Orientalen 29 (nach Ferduſi). Hier wird der Stein nicht benannt; auch iſt die Art der Reue eine andere: Als das Heer wieder an die Tageshelle zurückkam, da erwies es ſich, daß die Steine koſtbare Edelſteine waren; es bereuten nun die, welche Steine beſaßen, nicht mehr, Andere aber, gar keine mitgenommen zu haben. — In derſelben Erzählung findet der Prophet Chiſr mit Hülfe eines Siegelrings, den ihm Iskender mitgegeben, den Weg zur Quelle des Lebens.

Und ſo ſaß ich in der Schenke, trank ſo lang es mir behagt,
Lud auch And're noch zum Trinken, bis der Morgen froh getagt.
Heute, Wirth, kann ich nicht zahlen — 'Herr, ſchon recht! Doch mir zum Pfand
Laßt Ihr mir das gold'ne Ringlein mit dem Stein an Eurer Hand.
Ihr erprobt damit den Zauber, daß der edle Hyazinth
Auch des gröbſten aller Schenken mürriſch Herz ſogleich gewinnt.' —
Zweifach durch dies Wort entnüchtert, ſchleich ich heim, ein trüber Gaſt —
Hyazinthchen, Hyazinthchen, wie du mich betrogen haſt!

Vor einigen Jahren ſoll in England ein Hyazinth, der eine ſo glänzende Farbe hatte, daß es ſchien, als beſitze er eine ſelbſtſtändig leuchtende Lichtquelle in ſeinem Innern, um 200 Pfd. St. verkauft worden ſein [1]). In ältern Zeiten würde man ihn Carfunkel genannt haben.

Wie früher ſchon bemerkt worden, gehört auch der Granat (Jachant) unter die Carfunkel. Mohammed Ben Manſſur behauptet von ihm, unter Kleidern getragen verliere er ſeinen Glanz. Nach C. M. Blaas, Edelſteine im Mittelalter (Beil. z. Wiener Abendpoſt 1878, Nr. 300) glaubt das Volk in Tirol, daß ein Granat, in einem Fingerringe getragen, drohendes Unglück dadurch anzeigt, daß er plötzlich ſeinen ſchönen Glanz verliert und matt ausſieht. Volmar empfiehlt ihn Perſonen, welche vor Gericht zu thun haben.

Aus der Familie der Quarze ſind uns bereits der Amethyſt und der Heliotrop begegnet; wir müſſen aus ihr noch den Achat, den Karneol, den Chalzedon, den Jaſpis u. e. a. kurz beſprechen.

Ein wunderſam Gebild' iſt der Achat,
Aus bunteſtem Geſtein Conglomerat;
Wie Streifen, Bäume, Trümmer, Moos
Zeigt er Geſtalten, niedlich, oft auch groß.
Schau dieſen hier — iſt's nicht ein Landſchaftsbild,
Wie ſonſt es aus des Malers Pinſel quillt?
Im Vordergrunde zack'ge Felſenküſte,
Darüber ein tiefgrüner Bergeshang,
Und höher, als ob Sonne ging zu Rüſte
Und Strahlen noch ergöſſ' um Land und Sund,
Zieh'n rothe Streifen auf tiefdüſterm Grund —
Ein Landſchaftsbild bei Sonnenuntergang.
Die Sage weiß von menſchlichen Figuren,
Die ſich gezeigt in des Achats Conturen,
Und ſah man einſt auf dieſem Stein, dem frohnen,
Den hohen Sonnengott Apollo thronen [2]).

[1]) Kleefeld a. a. O. 33.

[2]) Er hatte ſogar die neun Muſen bei ſich. Marbod beſchreibt dieſes Naturwunder nach Plinius und Solinus.

Der Stein, in den ein Gott ſich eingeprägt,
Iſt würdig, daß ein Würdiger ihn trägt.
Hört nun, wie Orpheus' Lithika gelehrt,
Von des Achats Bedeutſamkeit und Werth:
Wer Liebe ſuchend ſich der Schönen naht,
Der trag' am Finger feurigen Achat;
Durch ihn gefeiet wag dich friſch hinaus:
Bezaubern kannſt du Sterbliche mit Worten,
Es öffnen ſich der Fürſten ſtolze Pforten,
Und hoch willkommen grüßt dich jedes Haus.

Verzeihen Sie, meine geehrteſten Zuhörer, daß ich einmal, ſtatt fortwährend Marbod, Albertus Magnus, Volmar u. A. als Quellen anzuführen, die Monotonie unterbreche und eine Stelle aus einem modernen Lapidar citire.

Im neuern England ſcheint man die Liebe weckende Kraft des Achats nicht mehr zu kennen: Der junge Lord Byron eignete ſich einmal von einer Freundin in Southwell einen Achat als Amulet gegen Liebe zu: „Das", meinte er und gewiß nicht mit Unrecht, „ſei grade Dasjenige, was er brauche."

Ein wichtiger Stein in der Magie des Orients iſt der Carneol. In Goethes weſtöſtlichem Divan heißt es von ihm:

Talisman in Carniol,
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx-Grunde
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet dich und ſchützt den Ort.

Bei unſern mittelalterlichen Schriftſtellern ſtand er in niederm Anſehen; höher ſtellt ihn wieder Theodor Körner:

Ein feuerlebendiger Venus-Sohn,
Der, in guter, glücklicher Stunde geboren,
Hell glühend, wie heißer Minne Lohn;
Er kräftigt das Herz und ſtärkt das Gemüth,
Daß er neu im Leben und Lieben glüht [1]).

Vom Chalzedon weiß Volmar, daß er ein Friedensſtifter iſt:

Swâ ein strît sich heben wil,
Ir sî wênic oder vil,
Bringet man in dar en zît,
Sô zergât der strît.

[1]) Er heißt auch Stephansſtein. Nach einer chriſtlichen Sage war er urſprünglich weiß, durch das Blut des h. Stephan wurde er roth gefärbt. S. Menzel, Symb. I, 168.

Nach dem Lapidar von St. Florian bezeichnet er wie der Diamant lieb mit staetichait; von ſeiner Bedeutung in der chriſtlichen Symbolik haben Sie im zweiten Vortrag ſchon das Nöthige erfahren.

Dem Jaſpis wird von Orpheus großer Einfluß auf die Götter zugeſchrieben:

> Wer mit dem Jaſpis aber, dem lenzgrünfarbigen hübſchen
> Kommt und opfert mit ihm, deß freuet der Seligen Herz ſich,
> Und ihm werden ſie tränken die durſtigen Felder mit Wolken.

Nach Plinius war er im Orient der beliebteſte Amuletſtein [1]). Gleich dem Saphir und Smaragd gehört er zu den moraliſch feinfühlenden Steinen und will keuſch getragen ſein. Nach Marbod, Albertus und Andern macht er bei den Menſchen angenehm, verleiht Macht und iſt gut gegen allerlei Uebel, nach Tabernämontanus beſonders gegen die „windige Melancholey".

Als ein Unglücksſtein galt der Onyx Marbod ſagt von ihm:

> In collo suspensus onyx digitove ligatus
> In somno lemures et tristia cuncta figurat,
> Multiplicat lites et commovet undique rixas;

er iſt alſo das gerade Gegentheil des Frieden ſtiftenden Chalzedon.

Nach Benvenuto Cellini (Kap. 6) fand man zu Rom in alten Graburnen eiſerne, mit Gold ſchön eingelegte Ringe, in deren jeden ein kleiner Onyx gefaßt war: „Die Gelehrten, die darüber Unterſuchungen anſtellten, behaupteten, daß man dieſe Ringe getragen habe, um in allen ſeltſamen Fällen des Lebens, ſowohl in glücklichen als unglücklichen, bei geſetztem Gemüthe zu bleiben." Somit hat gewiß der Dichter des Gleichmuths, der weiſe Horaz, einen Onyx getragen. Einen eigenthümlichen Vorfall mit einem Onyx, welchen Napoleon I. der Kaiſerin Joſephine aus Aegypten mitgebracht, und der, als Moskau brannte, zerſprungen ſein ſoll, mögen Sie in dem Gedichte des rheiniſchen Sängers Wilhelm Smets: „Der Onyx von Memphis" [2]) nachleſen.

Die Zeit drängt; darum bitte ich nur noch um einige Minuten Geduld, um einen Blick auf den Türkis zu werfen. Meinen

---

[1]) Plin. XXXVII, 37: Totus vero Oriens pro amuletis traditur portare jaspin. — Nach c. 9 a. a. O. iſt er Predigern und Anwälten zu empfehlen: Libet obiter vanitatem magicam hic quoque coarguere, quoniam hanc utilem esse concionantibus prodiderunt.

[2]) Es findet ſich auch im Anhang zu Müllermeiſters Biographie des genannten Dichters.

geehrten Zuhörerinnen werde ich bei dieſem Edelſteine ein Geheimniß verrathen, für welches ich mir alle zum höchſten Dank zu verpflichten hoffe.

Bei den Orientalen ſtand er in hohem Anſehen, nicht bloß als Specificum gegen mancherlei Krankheiten, ſondern auch als höchſt wirkſam in Amuleten. Er galt als Siegerſtein, weshalb Schah Nadir einen herzförmig geſchnittenen Türkis von 2 Zoll Länge mit einem Koranſpruch in vergoldeter Schrift getragen haben ſoll. Man will mit dieſer Eigenſchaft den perſiſchen Namen des Türkis Firozah oder Feruſe in Zuſammenhang bringen.

Nach Mohammed Ben Manſſur hat er bei regneriſchem Wetter einen größern Umfang, als bei ſchönem; er hellt ſich auf und trübt ſich mit der Witterung.

Mehr noch — er leidet mit Demjenigen, welcher ihn bei ſich trägt.

Im „Kaufmann von Venedig" bricht Shylock, als ihm berichtet wird, Jeſſika habe ſich einen Affen für einen koſtbaren Ring eingetauſcht, in die Worte aus: „Daß dich die Peſt! Es war mein Türkis; ich bekam ihn von Lea, als ich noch Junggeſelle war." Die engliſchen Commentatoren belehren uns, weshalb Shylock einen ſo hohen Werth auf dieſen Stein gelegt: Man ſagte vom Türkis, er ſehe bläſſer oder farbiger aus, je nach der beſſern oder ſchlechtern Geſundheit ſeines Trägers — ein Glaube, worauf auch Ben Johnſon in ſeinem Sejanus anſpielt:

So wahr, wie in dem Ringe der Türkis,
Der mit dem Herrn wohl oder übel ausſieht;

und John Donne († 1631) in ſeiner Anatomy of the world ſpricht vom „mit fühlenden" Türkis, der blaß ausſehend anzeige, daß ſein Träger krank ſei [1]).

Ein anderer in England verbreiteter Glaube war, das Tragen von Türkiſen ſchütze vor allerlei Gefahren, weshalb in einem geſchichtlichen, zur Zeit der Königin Eliſabeth ſpielenden Romane der Lady Fullerton: „Conſtanze Sherwood" eine abergläubiſche und namentlich für ihre Geſundheit beſorgte alte Dame, ſobald ſie irgend eine Gefahr ahnt, ſich ihre Türkisbroche anlegen läßt.

[1]) Tſchiſchwitz, Shakeſpere-Forſchungen II. Nachklänge germaniſcher Mythe in den Werken Shakeſpere's 124. 125. — Dieſer Glaube iſt auch in Deutſchland noch nicht erloſchen — ich könnte mehrere Beiſpiele dafür beibringen. Hammer zu Mohammed Ben Manſſur behauptet, unter vier blauen Türkiſen eines Ringes ſei bei einer Krankheit des Trägers der eine vollkommen grün geworden.

Jetzt aber mein Geheimniß, auf welches Sie gewiß ſchon mit Schmerzen gewartet haben:

Der Türkis beſitzt die herrliche Eigenſchaft, den Frauen Jugend und Schönheit zu erhalten [1]).

Mit dieſer wichtigen Mittheilung nehme ich von meinen verehrten Zuhörern Abſchied und hoffe, daß ſie die Stunden nicht bereuen werden, die ſie in einer abenteuerlichen, aber häufig doch auch poetiſchen Traum- und Zauberſphäre zugebracht haben.

Literatur.

Die celtubiſch-römiſche Niederlaſſung Gelduba zwiſchen Noveſium und Asciburgium. Von F. Stollwerck, Lehrer in Uerdingen. Mit 2 Inſchriftentafeln. Uerdingen, Selbſtverlag des Verfaſſers. 1877. X und 177 S. 8°.

Die altgermaniſche Niederlaſſung und römiſcher Stationsort Asciburgium, Burgfeld-Asberg bei Mörs. Von F. Stollwerck, Lehrer in Uerdingen. Uerdingen, Selbſtverlag des Verfaſſers. 1879. XVI und 170 S. 8°.

Die vorliegenden zwei Schriften geben eine fleißige Sammlung aller Nachrichten und Funde, welche die römiſch-germaniſchen Niederlaſſungen Gelduba und Asciburgium betreffen, ſo daß für künftige Forſchungen über dieſe Lokalitäten ein reiches Material zu Grunde gelegt iſt. Eine in die Details eingehende Kritik der beiden Schriften iſt hier nicht beabſichtigt; es ſoll vielmehr nur auf einzelne wichtige Punkte und auf abweichende Anſichten hingewieſen werden.

In Gelduba, dem heutigen Gellep ſüdlich von Uerdingen, hat die nivellirende Zeit die römiſchen Wälle und Straßen überdeckt, und doch ſind die Umriſſe des römiſchen castrum noch deutlich erkennbar, ein gegen die Hochfluthen des Rheins geſichertes Viereck von 600 m Länge, 300 m Breite, mit 18 ha Flächenraum, hinreichend groß für das verſchanzte Lager dreier ſchwacher Legionen mit Hülfstruppen und einiger Reiterei. Man ſieht dort im Geiſt vor 18 Jahrhunderten den Anmarſch der Germanen von Asciburgium her, wie dieſe den Ausfall der römiſchen Reiter zurückweiſen, bei der porta praetoria die Wälle

[1]) Die Ringe, um welche Ulrich von Liechtenſtein bei ſeinem abenteuerlichen Zuge als Frau Venus Speere verſtechen ließ, ſollen die Kraft beſeſſen haben, die Schönheit der Frauen zu mehren — es könnten alſo Türkisringe geweſen ſein.

erſtürmen, die römiſchen Feldzeichen erobern, die Legionen ſich nach der Mitte zuſammendrängen. Von Latum her, durch flache Höhen öſtlich neben der Römerſtraße gedeckt, kommen die baskiſchen Kohorten überraſchend in den Rücken der Germanen, entreißen ihnen den Sieg. So klar dieſe Oertlichkeit vor unſern Augen liegt, ſo bleibt hier doch ein weites Feld für fortgeſetzte Forſchung übrig. Auffallend erſcheint z. B. der Reſt einer Mauerlinie oder Straße unter dem Erdboden, welche parallel mit der jetzigen Dorfſtraße, die auf Nierſt führt, die via praetoria durchſchneidet. Ob hier vielleicht die via principalis lag?

In der Umgebung Geldubas ſind die beſchriebenen Funde von Linn, Latum, Oſſum und Gripswald mit den hier ausgegrabenen 14 Inſchriftſteinen von Bedeutung.

Beiläufig bemerkt bietet die Umgebung Gelduba-Uerdingen im Sinne des intereſſanten v. Hirſchfeldſchen Aufſatzes (Monatsſchrift V, S. 168 ff., 346 ff. und 530 ff.) ſelbſt für den Laien die günſtigſte Gelegenheit zum Studium der Strom- und Uferveränderungen an unſerm Rhein.

Auch die etymologiſchen und örtlichen Angaben des Hrn. Stollwerck über Asciburgium bieten ein reiches Material; ſie führen in der Hauptſache zu dem Ergebniß, daß das Burg- und Gräberfeld mit ſeinen reichen Funden aus römiſcher und fränkiſcher Zeit, 1 km ſüdlich vom heutigen Asberg liegt, am ehemaligen Rheinlauf und an der römiſchen Hauptſtraße nach Vetera. Andeutungen über die Umfaſſung des castrum wurden bisher vergeblich von Vielen, auch von dem Unterzeichneten, geſucht. Hr. Stollwerck nimmt S. 24 das alte Asciburgium zu 940 m Seitenlänge an, 88 ha! Geometer Buyx hält das Burgfeld für kleiner, weſtlich durch die Römerſtraße, öſtlich durch das ehemalige Rheinbett begrenzt. Als Winterlager würden für eine römiſche ala 4 bis 5 ha Flächenraum genügt haben. Nachgrabungen werden vielleicht dereinſt die Lage des castrum beſtimmen. Hr. Stollwerck ſucht daſſelbe S. 5 auf Grund der Peutingerſchen Tafel 14 Millien von Neuß, 13 Millien von Vetera, rechnet aber irrthümlich mit dieſen Millien von 1480 m, ſtatt mit den hier unzweifelhaften Leugen von 2220 m. Nun iſt Vetera von Köln auf der Asberger Hauptſtraße gemeſſen 40 Leugen oder 60 Millien, Neuß von Köln 16 Leugen entfernt, ſo daß für Neuß-Vetera 24 Leugen übrig bleiben. Asberg liegt genau halbwegs Neuß-Vetera, 12 Leugen oder 18 Millien von Neuß, ebenſo weit von Vetera. Das wußten die Römer ſchon zu Tacitus' Zeit, nach den Angaben der damals bereits abgeſteinten Straße (Tac. Ann. I, 45).

Und doch finden wir in der Peutingerſchen Tafel nicht jene 12 Leugen, ſondern 14 Leugen für Asciburgium-Neuß, und nicht 12, ſondern 13 Leugen für Asciburgium-Vetera. Dieſe Differenz erklärt ſich einfach dadurch, daß die Römerſtation, das Kaſtell Asciburgium, wahrſcheinlich nicht an der Asberger Hauptſtraße, ſondern an der öſtlichen Parallelſtraße lag, deren Feſtſtellung wir dem unermüdlichen Forſchergeiſt des Hrn. Profeſſor Schneider verdanken. Dieſe Straße iſt c. 27 Leugen lang, und danach läge jene Römerſtation c. 2 Leugen nordöſtlich von Asberg in der Gegend von Homberg-Eſſenberg, an der militäriſch wichtigen Flußſchleife, die damals das heutige Ruhrort in der Nähe der Ruhr- und Emſchermündung umgab. Kapitän Camillo Sachino, der zu Ende des 16. Jahrhunderts elf Jahre lang Kommandant von Moers war, und die Kamillenſchanze bei Eſſenberg, wie er ſagt, auf alten römiſchen Grundlagen erbaut hat, iſt vielleicht doch nicht ſo verwerflich, wie dies nach S. 21 erſcheint. Nur iſt zu bedauern, daß jene Schanze jetzt im Rhein liegt und ſo alle weitern Nachforſchungen erſchwert. Wir bleiben zwar überzeugt, daß das alte Asciburgium auf dem Burgfeld-Asberg gelegen hat. Dies ſchließt indeſſen nicht aus, daß das kleine castrum Asciburgium als Römerſtation in der Gegend des heutigen Homberg-Eſſenberg zu ſuchen iſt.

Auf S. 13 beſpricht Hr. Stollwerck die Römerſtation Calone, welche von bewährten Autoritäten bei Kaldenhauſen im Mühlenwinkel, $1^1/_2$ km ſüdweſtlich vom Burgfeld-Asberg vermuthet wird. Nach dem Itinerar 370 liegt Calone, ganz wie unſer Burgfeld-Asberg, halbwegs zwiſchen Vetera und Neuß, von beiden Punkten 18 Millien entfernt. Wir können nicht glauben, daß mit beiden Zahlen 18 plötzlich, ſtatt der bisherigen Leugen, Millien gemeint ſind, halten vielmehr 18 Millien Calone-Vetera für korrumpirt, da das Itinerar 255 die Hauptſumme Neuß-Vetera ziemlich richtig in Leugen gibt, und zwar 18 Leugen Neuß-Calone, 7 Leugen Calone-Vetera. Danach lag Calone bei Strommoers oder doch in deſſen Umgebung. Nach unſerer Monatsſchrift III, S. 476 ſind ſüdlich von Strommoers im Jahr 1834 an der Römerſtraße zwei römiſche Sarkophage gefunden. Weitere Spuren einer Anſiedlung oder eines castrum aus der Römerzeit konnte ich in dem zur Vertheidigung ſehr günſtig gelegenen Terrain jener Gegend nicht entdecken. Wahrſcheinlich haben mittelalterliche Befeſtigungen dort alle Römerſpuren vertilgt.

Bonn. von Veith.

Allerlei.

[Strabos Erwähnung der Toutonen.] Zu K. Christs von mir angeregter Emendation des Ptolemäischen Volksnamens 'Touronen' in 'Toutonen' (vgl. Correspondenzblatt des Gesammtvereins d. deutsch. Gesch.- u. Alterthumsvereine 1879, Nr. 6) will ich bemerken, daß ich bei Strabo 7, 1, S. 290 dasselbe Volk gefunden zu haben glaube. In der sehr corrupten Stelle, welche von den Völkern handelt, die Marobod mit seinem Soebenreiche vereinigte: Luier, Zumier, Boutonen, Mugilonen, Sibiner und die selbst soebischen Semnonen, lesen die besten Handschriften A und B *BOUTΩNAΣ*, Cl *BOUTONAΣ*; Zeuß emendirte *Βούρους*, Müllenhof *Γούτωνας*. Ich meine, *Τούτωνας* sei das Richtige, da es unmittelbar vorher heißt: wohin er auch mehrere andere Stämme (vom Main) und die ihm verwandten Markomanen (südlich vom Main) versetzte. Beiläufig gesagt, wäre statt *Λουίους* zu lesen *Λουγίους*; es waren ohne Zweifel die später slavisirten Lugier oder Lausitzer, welche slavisch Lushizy (weiches sh) heißen von anslavisirtem lug, Wiese, und nicht die Lechen, wie Schaffarik meint. Vgl. auch die Nuithones (Toutones?) Tac Germ. 42. [Mitgetheilt von Hrn. Karl von Becker in Karlsruhe.]

[Ausgrabungen römischer Alterthümer zu Asberg.] Der Ackerer W. Kriens zu Asberg, der schon im v. J. (s. Monatsschrift V, S. 238 Note) in Bezug auf die Aufdeckung der römischen Alterthümer seines Wohnorts rühmenswerthen Fleiß an den Tag gelegt, hat neben dem frühern zu Nachgrabungen benutzten Grundstücke gegen Mitte Februar d. J. trotz der ungünstigen Witterungsverhältnisse seine Nachforschungen mit Energie wieder aufgenommen. Obgleich die tägliche Arbeitszeit sich nur auf einige Stunden beschränkt, hat derselbe bisher (23. Februar) doch schon über 100 Gegenstände aus Stein, Glas, Thon und Metall aufgefunden. Unter den in hübscher Ordnung aufgestellten Antiquitäten sind folgende besonders hervorzuheben: 12 Gefäße von samischer Erde, darunter 2 mit Epheublättern auf dem obern Rande; 11 Lämpchen in verschiedener Größe; 29 Aschenkrüge oder Urnen von größten und kleinsten Dimensionen, theils bedeckelt; 17 weiße Henkelkrüge, ziemlich unbeschädigt, darunter 1 größerer Krug mit 2 Henkeln; 5 Kümpchen, einige mit Ausgußmündung; 7 Teller oder Schalen; 1 cylinderartiges Kännchen; 1 Thränengläschen, unten kugelig erweitert, der größten Urne angehörig; viele Nägel, die dem Feuer ausgesetzt gewesen und sämmtlich oxydirt waren; sie haben ohne Zweifel zur Befestigung des Holzwerks gedient, woraus der Scheiterhaufen gezimmert war; 1 kleine silberne Schelle; 1 Fleischgabel; 1 dicke Koralle aus schwarzem und weißem Kiesel; Theile eines kupfernen, mit schuppenförmigen Verzierungen versehenen Armbands (?); Verschlußtheile von Thüren oder Hausgeräthschaften; 6 Münzen, darunter 2 mit den Bildnissen Vespasians und Hadrians. Sämmtliche Gegenstände fanden sich in einer Tiefe von nur 0,8 m. Wie man hört, wird W. Kriens in nächster Zeit auch sein auf dem wichtigsten Punkte des Burgfelds, dem angeblichen Forum des alten Asciburgium, in unmittelbarer Nähe des Ackerers W. Keisers gelegenes Besitzthum einer sorgfältigen Untersuchung unterziehen. Gerade diese Stelle und ihre Umgebung hat schon seit Jahren bei der gewöhnlichen Bearbeitung der dortigen Aecker und

Gärten, wie ſie die Jahreszeit mit ſich bringt, eine Menge von Münzen, Schmuckſachen, Luxusgefäßen ꝛc. ergeben. Der reichhaltige Fund des vergangenen Jahres iſt theils ins Bonner Provinzialmuſeum, theils in Privatſammlungen übergegangen. [Aus dem Grafſchafter 1880, Nr. 16.]

[Accedent vires, quas Francia quasque Chamaves || Germanique tremant; tunc verus habebere limes. Auson. Mos. 434 f.] Durch die Vereinigung der Moſel mit dem Rhein gewinnt dieſer neue Kräfte, und vor dieſem geeinigten, mit der Moſel verbrüderten Rhein zittern die Franken und Chamaver und Germanen, der Rhein wird die rechte Grenzwehr des römiſchen Reiches, die zu überſchreiten die rechtsrheiniſchen Völker nicht wagen. — Die Verſe liefern einen Beitrag zur Beſtätigung der Anſichten, die ich anderswo über die Wohnſitze der Franken im 4. Jahrh. ausgeführt habe. Francia iſt das Frankenland der Peutingerſchen Tafel, auf der rechten Rheinſeite nördlich und öſtlich von der bataviſchen Inſel. Drei Völker wohnten daſelbſt, die Chamaver, Attuarier und Ampſivarier. Unter dieſen waren die mächtigſten die Chamaver; deshalb hebt der Dichter neben Francia oder unter den Franken die Chamaves (gewöhnlich Chamavi genannt) insbeſondere hervor. Germani werden beigefügt, weil der Rhein in allgemeinem Sinne als Wehr bezeichnet werden ſoll gegen die Germanen. Ueber Francia und die Chamaver ſ. meine Schrift: Julius Cäſar am Rhein, Anhang S. 82 ff. Vgl. Frankenbund S. 37. Der römiſche Kaiſer Julianus Apoſtata hat die Chamaver vom linken Rheinufer, deſſen ſie ſich auf kurze Zeit bemächtigt hatten, wieder auf das rechte Ufer zurückgeworfen (Frankenbund S. 116). Und unter den Kaiſern Valentinianus I. (364—375) und Gratianus († 383), alſo zu der Zeit, wo auch der Dichter Auſonius obige Verſe ſang, ſaßen ſie wieder auf der rechten Rheinſeite und ſind auch da geblieben bis zu Ende des 4. Jahrh. Die Siege der beiden Kaiſer am Neckar und an den Quellen der Donau waren 368.

An die beiden für die Stellung der Franken im 4. Jahrh. wichtigen Verſe erlaube ich mir meine abweichende Erklärung der vorhergehenden Verſe 420 ff. anzuknüpfen, welche lauten:

nec praemia in undis
Sola, sed Augustae veniens quod moenibus urbis
Spectavit iunctos Natique Patrisque triumphos.

Die Moſel verbrüdert ſich mit dem Rhein. Aber nicht das reichliche Waſſer allein iſt es, was der Rhein gleichſam als ein Geſchenk aufnimmt, ſondern ein beſonderer Umſtand gereicht dem mit der Moſel vereinigten Rhein zur Zierde, der Umſtand, daß (quod) das Waſſer der Moſel in ſeinem Laufe (veniens) das Siegesdenkmal (den Triumphbogen?) des Vaters und des Sohnes, der beiden oben genannten Kaiſer, geſehen hat, das mit den Mauern der Kaiſerſtadt (Trier) verbunden war. Moenibus hat Böcking in den Jahrb. des Ver. von Alterthumsfr. i. Rh. S. 53 als Ablativ auf die Frage woher? genommen ſtatt a moenibus (veniens), und ſeinem Beiſpiele ſind andere Erklärer gefolgt: ein zwar bei Dichtern (beiläufig bemerkt auch bei Tacitus) häufiger Gebrauch. Aber was für einen prägnanten Sinn die Worte 'kommend von den Mauern der Stadt her' haben ſollen, iſt nicht wohl erfindlich. Es wird ein Gedanke ver-

langt wie 'kommend (laufend, im Laufe) an den Mauern der Stadt vorbei', der aber in veniens moenibus unmöglich gelegt werden kann. Vielmehr iſt moenibus meines Bedünkens, gleichviel ob als Ablativ oder als Dativ, von iunctos abhängig. Bei dieſer Annahme iſt 1) darauf zu verzichten, daß der Dichter an zwei Denkmale (Triumphbogen) gedacht habe (vgl. Linde, Die Porta Nigra und das Capitolium der Treviris S. 21), und 2) daß er hätte ausdrücken wollen, das Denkmal ſei in und zwiſchen die Stadtmauern hineingebaut geweſen, was ihm einerlei ſein mußte, wenn man es nur von der Moſel aus als zur Stadt gehörig ſehen konnte. Vielmehr glaube ich, daß der Ausdruck moenia urbis nichts iſt, als eine dichteriſche Erweiterung ſtatt des einfachen urbs, und daß der Dichter abſichtlich das Siegesdenkmal vorzugsweiſe hervorhebt, welches gerade zu ſeiner Lebzeit erbaut worden und zur Berühmtheit gelangt war, endlich wie dasſelbe eine Zierde der Kaiſerſtadt an der Moſelſeite war, ſo auch als eine Zierde der an der Stadt vorbeifließenden Moſel ſelbſt und des die Moſel aufnehmenden Rheins betrachtet wird. Dabei iſt die Möglichkeit, daß das Denkmal wirklich mit der Stadtmauer in Verbindung geſtanden habe, keineswegs ausgeſchloſſen. [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

[Entſtehung des plattkölniſchen Wortes Fiſimatentcher.] Das Wort 'Fiſimatentcher' bedeutet in der Kölner Mundart Umſchweife, blauer Dunſt, Förmlichkeiten, und wird auf das italieniſche fisima zurückgeführt. Es iſt übrigens in der italieniſchen Sprache ſelbſt ſchon veraltet und die Kölner hätten alſo einen von den Welſchen weggeworfenen Fetzen aufgegriffen, um einen bunten Flicken auf das Gewand ihrer Mundart zu ſetzen Will ein Wißbegieriger aber den etymologiſchen Strom noch weiter hinanſteigen, um an die Urquelle zu gelangen, ſo führen wir ihn an das griechiſche Wort φύσημα (welches die Neugriechen genau wie das italieniſche fisima ausſprechen würden). Dasſelbe bedeutet wörtlich etwas Aufgeblaſenes und ſo auch im abgeleiteten Sinne Aufgeblaſenheit, Wortſchwall. Noch etwas näher käme dem Kölniſchen Worte die Verkleinerungsform φυσημάτιον (physemation). Wer mit obiger Erklärung nicht zufrieden iſt, mag ſich die 'Fiſimatentcher' aus physicomathematica entſtanden denken; der Ausdruck würde alsdann mit volksthümlicher Verballhornung urſprünglich einen gelehrten, dem gemeinen Manne unverſtändlichen Wortkram bezeichnen. [Aus der Köln. Zeitung 1880, Nr. 32.] In Nr. 33 berichtigt die Köln. Zeitung ihre frühern etymologiſchen Vermuthungen und ſtellt nunmehr, durch die Zuſchrift eines Hrn. Dr. H. aus Dülken belehrt, die Ableitung des Wortes 'Fiſimatente' von visum authenticum als 'die wohl unzweifelhaft richtige' auf. Es bezeichnete dies den amtlich feſtgeſtellten Thatbeſtand einer Sache; daß früher dergleichen amtliche Berichte wegen ihrer mit Fremdwörtern ſtark verſetzten Ausdrucksweiſe und daraus folgenden Unverſtändlichkeit beim Volke in Mißcredit kamen, iſt leicht zu begreifen.

[Verhöhnung erſchlagener Feinde.] Mit Bezugnahme auf den Monatsſchr. VI, S. 65 f. beſprochenen Ausdruck 'die Hufeiſen abreißen' hatte Hr. Graf von Mirbach zu Harff die Güte, mich auf eine Stelle in Brewers Vaterländiſcher Chronik (S. 332) aufmerkſam zu machen, die zu dem Bericht über den 'Mord zu Junkersdorf' am 3. Juli 1586 gehört und alſo lautet: 'Gleichfals

wurde auch ein groſſe Anzall gen Berchem an Todten und Verwunten geführt, alſo daß woll bei die 700 ungefehr erſchlagen und hernach geſtorben ſein. Auch ſagt man daß ſie ein ſeltzam Phantaſey mit den Erſchlagenen angetrieben, dann ſie ein jeglichen den lincken Schuh außgezogen und über ſich geworffen haben.' Dieſe 'ſeltzam Phantaſey' findet ihre Erklärung durch eine Notiz bei Grimm, Mythologie[4] II, S. 936: 'Schuhe über das Haupt werfen und ſehen, wohin ſich die Spitze kehrt, erforſcht den Ort, an welchem ein Menſch länger bleiben ſoll. Die Sermones disc. de tempore nennen unter abergläubiſchen Weihnachtsbräuchen das calceos per caput jactare (sermo XI).' Dazu wird auf Vintlers Blume der Tugend verwieſen:

und an der ravchnacht wirffet man
die schůch, alz ich gehort han,
uber daz haubt erschlingen,
vnd wa sich der spitz kert hyn
da sol der mensch beliben.

Einen ähnlichen Brauch verzeichnet Witzſchel aus der Umgegend von Eiſenach (Gymn.-Progr. v. Eiſenach 1866, S. 9): 'In der zwölften Stunde dieſer (Sylveſter-) Nacht ſetzen ſich die Leute vor die Hausthür, ziehen den einen Schuh aus und werfen ihn über die entgegengeſetzte Schulter rückwärts ins Haus. Fällt der Schuh mit der Spitze hinein, ſo bleiben ſie das Jahr über im Hauſe; im umgekehrten Falle müſſen ſie das Haus verlaſſen.' Das Schuhwerfen in der oben angeführten Stelle geſchah alſo wohl im Namen der Geſallenen, als ob man hätte ermitteln wollen, ob ſie an dieſer Stelle endgültig verbleiben ſollten. [Mitgetheilt von Hrn. Oberlehrer Dr. M. Fuß zu Bedburg.]

[St. Hubertus und der Jäger aus Kurpfalz.] Geſchichtliche Bemerkungen über St. Hubertus (deſſen Feſttag bekanntlich der 3. Nov. iſt), bezw. über den ihm zu Ehren geſtifteten bayeriſchen Orden finden ſich in Schauß' Hiſtor. u. beſchreibendem Katalog der Kgl. bayeriſchen Schatzkammer zu München. Beſonderes Gewicht wird dabei natürlich nur auf die Entſtehungsgeſchichte des Ordens gelegt, gegründet von dem Kurfürſten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, wieder erneuert durch deſſen Sohn, den Kurfürſten Johann Wilhelm. Nähere Aufſchlüſſe über die Perſönlichkeit des h. Hugbert oder Hubertus finden ſich in einem ſchätzbaren Aufſatze der literariſchen Beilage der Karlsruher Zeitung vom 2. Nov. 1879. Hiernach wäre derſelbe der Sohn eines im 7. Jahrh. in Frankreich lebenden fränkiſchen Herzogs Bertrand und ſeiner Gemahlin Hugberna (für Hugbertina?) geweſen und daher ſelbſt eigentlich Pfalzgraf. Als ſolcher war er nun leidenſchaftlicher Jäger, bis ein Jagdabenteuer in den Ardennen, indem er einen weißen Hirſch verfolgte, zwiſchen deſſen Geweih ein chriſtliches Kreuz erſchien, ihn von ſeiner durch das Chriſtenthum mit Recht verpönten rohen Paſſion zurückbrachte. So that er Buße, gründete ein Kloſter zwiſchen Lüttich und Luxemburg, das ſeinen Namen St. Hubert führte, wo er auch begraben und ſeine Reliquien aufbewahrt und verehrt wurden. Beſonders ſeine angeblich noch vorhandene Stola ſoll Heilkraft gegen den Biß wüthender Thiere haben, und band man ein Partikelchen derſelben in den kreuzförmigen Einſchnitt ein, den man dem Gebiſſenen auf der Stirne machte. — In der Geſtalt

des jagdliebenden Pfalzgrafen ist nun unschwer einerseits der 'Jäger aus Kurpfalz' zu erkennen (vgl. Monatsschrift V, S. 462 f. und 629), dessen Lied aus dem Pfälzer Westrich und den benachbarten Waldgebirgen stammt. Die Verehrung des göttlichen Jägerpaares Apollo und Diana, entsprechend den deutschen Gottheiten Wuotan und seiner Gemahlin Frouwa (die auch als Frau Berchta, die strahlende Göttin und weiße Frau auftritt und als solche in der obigen 'Hugberna', d. h. Hugberchta, der Mutter Hugberts erscheint), war von den Römerzeiten her im Trierischen und in den Ardennen üblich (vgl. Heber, Christl. Glaubenshelden S. 19). Der heilige Bischof von Lüttich, der Hauptstadt des Wallonenlandes, St. Hubert, wurde dergestalt einfach mit dem römisch-germanischen Jagdgott identificirt, da man keinen heidnischen Gott als Patron der Jäger brauchen konnte, als man nach der schönen Uebung längst vergangener Tage das Bedürfniß fühlte, wie jeder Kunst und jedem Gewerbe, so auch der Jagd einen heiligen Fürbitter, ein heiliges Vorbild zu schaffen. — Was das erwähnte Jagdgebiet, den Ardennerwald [1]) betrifft, so wurde dieser Namen ehedem in viel umfassender Weise als heut zu Tage angewandt, indem noch die gesammte Eifel bis Trier zu demselben gehörte, wie Hr. Förster in diesem Heft der Monatsschrift (S. 175 f.) mittheilt, wozu auch noch die Bonner Jahrbücher III, 186 f., IX, 198 und XXIX, 69 zu vergleichen sind. Von den Ardennen (in ihrem weitern Begriff) aus über Trier und den Hundrücken konnte die Urgestalt des 'Jäger aus Kurpfalz' aber leicht das Pfälzer Westrich erreichen, um von hier aus durch des 1716—42 regierenden Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz Oberjägermeister Ludwig Anton von Hacke (nicht 'Karl von Hakh', wie es in den 'Deutschen Familienblättern' in einem Artikel über den 'Jäger aus Kurpfalz', 1877, Heft 16 heißt) in ganz Kurpfalz verbreitet zu werden. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Christ zu Heidelberg.]

[Die geschichtlich-geographische Grenze zwischen Ardennen und Eifel.] Politisch-geographisch liegen die Ardennen im östl. Belgien und gehen von da südl. nach dem nordöstl. Frankreich und nordöstl. in den südl. Rgbz. Aachen über; die Eifel nimmt hauptsächlich die Rgbz. Trier und Coblenz auf der linken Seite der Mosel und des Rheins ein (vgl. Stielers Handatlas 1878). Physisch-geographisch hebt sich das Ardennen-Plateau im N., W. und S. ziemlich deutlich von der niederrheinisch-belgischen Tiefebene und von der nordöstl. französischen Hügellandschaft ab, und das Eifel-Hochland findet im N., O. und S. seine Grenze an der niederrheinischen Ebene und im Rhein-Moselthal. Wo aber die Natur nicht selbst Grenzgeberin gewesen, dort pflegen Viele mit verschiedenem Grad von Willkür die beiden Gebirgen bei ihrem Uebergang in einander gemeinsame Scheidungslinie zu verschieben. Die Verwirrung und Unkenntniß der Grenze zwischen Ardennen und Eifel scheint durch folgende zwei Umstände erklärlich zu sein. Seitdem die Ardennen nur mehr mit einem kleinen Theile zu Deutschland, größtentheils dagegen zu Belgien gehören, bezeichnet man vielfach schlechtweg das gesammte rheinpreußische Gebirge zur linken Seite der Mosel und des Rheins als Eifel. Nach diesem Verfahren wird also der Eifel noch der nordöstl. Ardennen-Ausgang mit der

[1]) Unter den Römern dehnte sich die silva Arduenna ostwärts bis zum Rhein aus.

Torfinsel des Hochvenns zugesprochen, als wenn etwa die politische Grenze zwischen Belgien und Preußen, oder gar die von Guthe angenommene Luftlinie zwischen Lüttich und Trier die beiden Gebirge ungefähr schied! Andrerseits will Niemand, wie Simrock im 'Malerischen und Romantischen Rheinland' naiv bemerkt, in der Eifel wohnen, obwohl sich freilich kein Eifler der 'magna genitrix praeclara virorum' und der geognostischen 'Lehrerin der Welt' zu schämen braucht. Glücklicherweise läßt sich aber dieser phantastischen Grenzannahme entgegentreten durch Klarstellung der allein richtigen, nämlich geschichtlich entstandenen Abgrenzung der Eifel von den Ardennen. Bekanntlich führte das heutige Gebiet der Ardennen und der Eifel im Alterthum und in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters den einen Namen Ardennerwald. Während die westliche Hälfte dieses Waldgebirges in Folge seiner Lage und Naturbeschaffenheit noch längere Zeit verschlossen blieb, wurde die östliche schon mächtig von der römischen Kultur erfüllt. Was uns die Eifelbahn ist, das mochte den Römern die von Trier nach Belgica (Euskirchen) und von da nach Köln und Bonn führende Straße sein. Schon durch diese eindringende Kultur, besonders aber in und nach den stürmischen Völkerbewegungen sind die Wälder des östl. Ardennerwaldes als des Durchzugslandes zwischen dem Bonner Busen und Trierer Becken schonungslos verwüstet worden. So kam es wohl, daß die Franken im 8. Jahrh. die waldärmere Gegend südl. und nordöstl. von Prüm Eifel nannten, dagegen die Bezeichnung Ardennen auf das noch waldreiche Gebirge nordwestl. und südwestl. von Prüm beschränkten. Hecking sagt in der geographisch-kulturgeschichtlichen Einleitung zu seiner 'Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft St. Vith': '777 scheint der Ardennerwald bereits von Trier bis Prüm gelichtet gewesen zu sein, in jenem Jahre wird das Kloster Prüm als an der Grenze des Ardennerwaldes gelegen angeführt.' In Beyers Mittelrhein. Urkundenbuch finden sich noch andere Stellen, welche die Lage des Prümer Klosters mit 'infra terminos ardinne super fluvium prumia' bezeichnen. 846 wird ebendaselbst das heutige Gilsdorf bei Münstereifel als im Eifelgau gelegen angegeben. Dagegen wird nicht viel später das Kloster Steinfeld bei Schleiden dem Ardennengebiet zugewiesen. Steinfeld wurde nach Podlech (Geschichte der Erzdiözese Köln) um 920 gestiftet. Nun erzählt Simrock in seinem Rheinland: 'Die gewaltige Abtei Steinfeld soll Graf Sigbodo von Ahre gestiftet haben. Eines Tages zog er auf die Jagd in den Ardennerwald, da fand er eine unwirthbare, felsenumstarrte Wildniß, Steinfeld genannt.' Nachdem wir so Prüm und Gilsdorf-Münstereifel in der Eifel, dagegen St. Vith und Steinfeld in den Ardennen gefunden, können wir nun den genauern Grenzlegungsversuch machen, wobei in dankbarer Weise die Natur selbst helfen zu wollen scheint. Als Grenze zwischen Ardennen und Eifel stellt sich in Uebereinstimmung mit der Geschichte, am natürlichsten zunächst das Hügelland des Großherzogthums Luxemburg dar, das sich in Form eines nach N. zugespitzten Keils zwischen beide Gebirge bis an die Our drängt. Die weitere Scheiderolle wird übernommen von der Our, dann vom Weißenstein, ferner von dem Wassertheiler zwischen Mosel-Rhein einerseits und Maasgebiet andrerseits. Endlich finden wir auch im N. einen Einschnitt, den Zülpich-Euskirchener Busen. [Mitgetheilt von Hrn. A. Förster zu Bonn.]

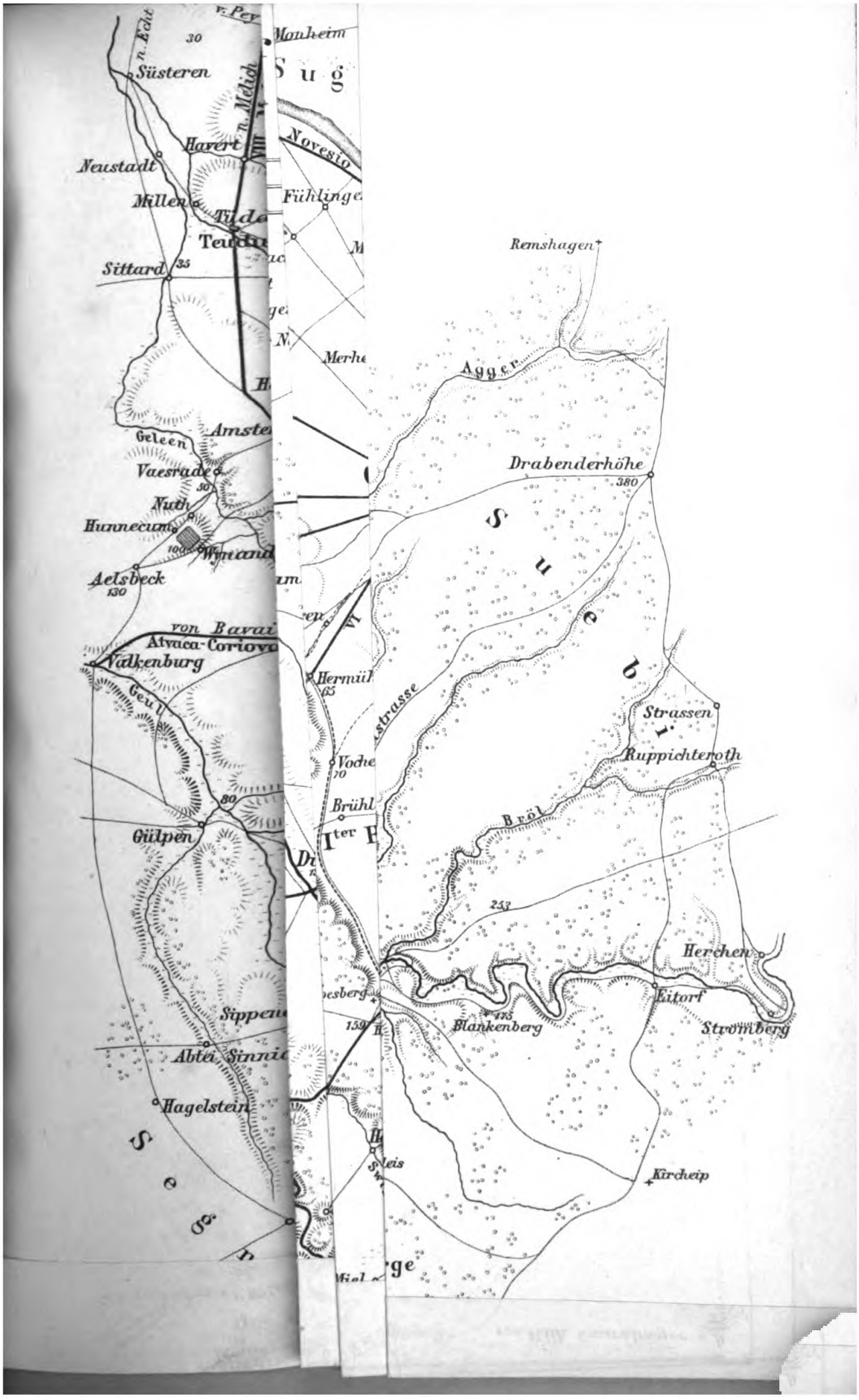
Frage.

In den 'Duisburgiſchen wöchentlichen Adreſſe- und Intelligentz-Zetteln' 1740, Nr. 11 findet ſich unter der Rubrik 'VI. Avertiſſements' folgende Notiz: 'Es wird hierdurch jedermänniglichen in specie denen vom Adel in Cleve, Mark, Gülich und Bergiſchen, auch allen anderen Liebhabern curiöſer und gelehrter Sachen, hierdurch bekannt gemachet; daß an einem gewiſſen Orte in Cleve ſehr viele Nachrichten der adelichen und ſonſtigen fürnehmen Familien, reſpective auf Pergament geſchilderte Stammbäume, viele Pièces, Städter, Adelicher Häuſer und anderer Gerechtigkeit betreffend, auch in allen vorkommenden Fällen ſehr nützliche praejudicia, Historica und andere auserleſene Sachen, alle *Manuscripta*, ſo durch dieſes Intelligentz-Blatt allemahl, ſoviel der Raum vergönnet, von Woche zu Woche nachfolgender Weiſe brevissimo modo ſpecificiret werden ſollen, vorhanden ſind; Diejenige nun ſo einiger Nachricht ihrer Familien oder anderer Sachen, benöthiget ſein, ſolche an ſich zu kaufen oder vor die Gebühr zu inſpiciiren und Copey davon zu nehmen verlangen; Selbige können ſich bei den Herrn Hoffgerichts-Procuratoren von der Heiden, und den Buchführer Löhner junior in Cleve mündlich oder franco ſchriftlich melden, allwo ihnen gute Anweiſung gegeben werden ſoll. 1. Schemata faſt aller Adelichen und ſonſtigen fürnehmen Familien. 2. Beſchreibung und Wappen aller verſtorbener Herzogen von Cleve. 3. Deductio und Abſtammung der Grafen von Altena. 4. Chronicon Comitum de Marca et Altena a quibus Duces Juliacenses, Clivenses et Bergenses descendunt. 5. Einige Nachrichten die Freiheit Altena betreffend. 6. Historia Civitatis Embricensis. 7. Privilegia der Stadt Dinslaken. 8. Siegel und Brieff der Herrlichkeit Dornick. 9. Vergleich zwiſchen den Durchlaucht. Fürſten Wilhelm Hertzog zu Cleve und der Stadt Dortmund nebſt andere Dortmundiſche Nachrichten. 10. Düffeltſche Land-Rechten. 11. De Judiciis occultis Westphalicis. 12. Unterſchiedliches dem Hauſe Fronspert betreffend. 13. Cessio des Guts Gauſenberg nebſt zugehörigen Stücken. 14. Gennepſche Rechten, Privilegia und Gewohnheiten. 15. Ausfürliche Beſchreibung aller Geiſtlichen ſo ſich im Cleviſchen Lande befinden. 16. Einige Nachrichten wegen Gerkenthal. 17. Vergleich wegen des Exercitium Religionis im Stifft Gevelsberg. 18. Documentum der Gochiſchen Bueſem-Güter nebſt verſchiedenen Rechten, Privilegien und Succeſſionsſachen der Stadt Goch. 19. Hanſelerſche Laten-Rechten nebſt andere Stücken. 20. Hoffes-Recht des Hoffs Hattnegen. 21. Transactio über das Lehngut Hemmern. 22. Einige Sachen Herbede betreffend. 23. Wegen des Stifft Herdecke. 24. Wegen der Jagd und Fiſcherei zu Heyen. 25. Wegen der Civil- und Criminal-Jurisdiction des Hauſes Herne. 26. Wegen der Vicarie in Herne. 27. Mark-Ordnung von Holte. 28. Privilegia der Freiheit Hoerde. 29. Einige Nachrichten dem Hauſe Horneburg betreffend. 30. Wegen der Jagd des Hauſes Huckelhofen. 31. Unterſchiedliche Sachen wegen der Stadt Huyſſen. 32. Wegen Hünxe (an der Lippe bei Weſel). 33. Collections-Sachen des Kirsſpels Malburgen. 34. Fundatio Coenobii in Keinetorp. 35. Mark-Ordnung von Kettwich ꝛc. ꝛc.' In Nr. 13 derſelben Zeitung heißt es dann weiter: 'Laut im Intelligentz-Zettel sub No. 11 h. a. Positione 6. allda befindlich und bis No. 35 bekannt gemachter maſſen ſind

in Cleve allerhand rare Manuscripta vorhanden, und können ſich diejenige ſo Luſt haben zu kauffen, vor die Gebühr zu inſpiciiren, oder Copias darab zu nehmen, bei den Herrn Hofgerichts-Procurat. von der Heiden, und den Buchführer Löhner jnniorem, mündlich oder franco ſchriftlich melden, allwo ihnen gute Anweiſung geſchehen ſoll. 36. Cleviſche Stadt-Rechten in 4to gebunden. 37. Rechte und Gewohnheiten der Stadt Goch in 4to gebunden. 38. Statuta et Concordata der freien Reichs-Stadt Cöln de Anno 1437 gedruckt. 39. Reformation der Landrechten und Gewohnheiten der Grafſchaft Zütphen. 40. Processus Feudor. Zytphan. 41. Zütphenſche gerichtliche Tax-Ordnung. 42. Gelderiſche Deich-Rechten. 43. Stadt-Rechten van Genth in Oberbetuwe. 44. Ordonnantie van Gelre en Zutphen over Heergewarden ende Curialia. 45. Ordonantie van den Impost tot Nimwegen. 46. Eenige Naericht wegen Overyssel ende de Overysselsche Landrechten. 47. Rechten van Nimwegen. 48. Genealogie der Hertogen van Brabant. 49. Der Stadt Cleve Conzeſſion des Raths-Gerichts de anno 1667. Item Stadt Cleve altes Appell mit noch einigen Stücken von Abzugs-Recht. 50. Einige Nachricht wegen Camen in puncto Success. Conjug. 51. Einige Nachricht wegen Cappenberg und Ambt Lünen. 52. Privilegia der Stadt Calcar in Folio et in 4to. 53. Grondige Redenen wegens het gebruik der Heyde tuschen Hommerssum, Hassum, Pleest, etc. en het niew Erff ende den Hoff ter Horst. 54. Nachricht wegen der Appellation zu Asperden. 55. Nachricht wegen Bliebeeck. 56. Nachricht in puncto Success. Conjug. in Beek. 57. Bäncker Heiden-Recht beim Hamm. 58. Wegen des Lehn-Gerichts zu Mengede. 59. Landrechten ſo die ſieben Freien dem gnädigen Fürſten und Herrn jährlichs auf Montag nach Margaretha zu Bochum im Ampt zu weiſen pflegen. 60. Copia und Beſchreibung van den Huyse en de Heerlichkeit Buddenberg. 61. Wegen der Jagd beim Hauſe Bruch. 62. Belehnung des Hofes Brenſchede an Jan van der Steenkuhle. 63. Kayſerl. Nobilitatio des von der Brüggen. 64. Einige Nachrichten wegen der Abdißin zu Eſſen, der Stadt und ſonſten in specie wegen des Eſſendiſchen Vogtgoltgüldes. Item des Stiffts Eſſen Vogtei-Brieff und mehre Stücke. 65. Einige Embriſche Nachrichten, in specie Privilegium Embricense et fundatio Civitatis Embricensis. Item Ordonnantie wegen de Mombaren ende Weeskindern. Item wegen ausgeworfenen Gerichte van beide Syden des Rhyns und mehrere. 66. Einige Duisburgiſche Nachrichten. 67. Viele Dortmundiſche Nachrichten. 68. Einige Nachricht wegen dem Hauſe Groen. 69. Gennipſche Nachrichten wegen der Guider ende Wegen tuschen Gennep en Goch. 70. Nachricht wegen des Gericht zu Holte. 71. Wegen Hatneggen. 72. Wegen der Stadt Hamm. 73. Ein altes Manuſcript de prima fundatione Ecclesiae Hamburnensis (Hamborn bei Ruhrort). 74. Wegen Lühnen. 75. Wegen der Lymeris. 76. Nachricht wegen Niekerken. 77. Genealogia Ducum Montensium. 78. Genealogia Ducum Juliacensium. 79. De Conditione et statu terrae juliacensis tempore Julii Caesaris: et de Comitibus et Ducibus ejusdem. 80. Warbeyſches ſehr altes Erben-Buch ꝛc. ꝛc.'

Sind dieſe Werke noch vorhanden, und wo?

Steele a. d. Ruhr. W. Grevel.


Süsteren
Havert
Neustadt
Millen
Sittard
Geleen
Vaesrade
Nuth
Hunnecum
Aelsbeck
Valkenburg
Geul
Gülpen
Sippen
Abtei Sinnich
Hagelstein
Mönheim
Novesio
Remshagen
Aggerstrasse
Drabenderhöhe
380
Strassen
Ruppichteroth
Brühl
Broel
Herchen
Eitorf
Blankenberg
Stromberg
Kirchcip

Inhalt.

Seite

Cäsars Rheinübergänge in den Jahren 55 und 53 v. Chr. (Mit Karte.)
Von General K. von Veith 87

Populäre Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte. I.
Von Alexander Kaufmann 112

Literatur 162

Allerlei 165

Frage 171

Fr. Lintz'sche Buchdruckerei in Trier

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

FORSCHUNGS-
GODL:LIBR.
PERIODICALS

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



3. und 4. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Kunigunde Gräfin von Saverne eine Gräfin von Moers-Saarwerden.

Von Heino Pfannenſchmid.

Ungeachtet der vielfachen ältern wie neuern, aber meiſt höchſt oberflächlichen Erörterungen über die weite Verbreitung der Sage, welche der Schillerſchen Ballade „Der Gang nach dem Eiſenhammer“ zu Grunde liegt, iſt es bis jetzt immer noch nicht gelungen, die unmittelbar nächſte Quelle aufzufinden, die Schiller bei Abfaſſung ſeiner Ballade benutzt hat. Dies hat ſchon Götzinger (Deutſche Dichter, 1. Aufl. 1831, 5. Aufl. Leipzig 1870, I, 361, 362) richtig geſehen, und Karl Gödeke (Kritiſche Schiller-Ausgabe XI, 247) neuerdings wieder ausgeſprochen. Daß Schiller die Faſſung der Sage, wie ſie von Restif oder Rétif de la Bretonne[1]) in ſeinen „Zeitgenöſſinnen“ (Contemporaines) mitgetheilt iſt, gekannt und benutzt hat, ſcheint nicht zu bezweifeln. Allein ein Hauptpunkt bleibt doch dunkel. Bei Rétif hat die Gräfin keinen Namen; ſie wird nur bezeichnet als eine Gräfin „von K . .“, deren Gatte in der Bretagne, und zwar in der Gegend von Vannes (Depart. Morbihan), oder Quimper (Depart. Finiſterre) Eiſenhämmer hat. Der gottesfürchtige Diener dieſer Gräfin heißt Champagne, der Ankläger „Pinſon oder Blero“. Bei Schiller heißt der Ankläger Robert, der fromme Diener Fridolin, die Gräfin Kunigunde von Saverne oder Savern. Wir laſſen die Frage, wie Schiller auf die Namen Fridolin und Robert gekommen iſt, bei Seite, da ſie eine beſondere, weit ausgreifende Unterſuchung erfordern würde, die hier nicht gegeben werden kann; wir bemerken nur, daß dieſe Namen von Schiller ebenſo wenig erfunden ſein können, wie der Name der Gräfin Kunigunde von Saverne. Mit dieſer letztern wollen wir uns heute allein beſchäftigen. Denn wenn wir wüßten, wo ſolche Grafen oder Gräfinnen von Saverne exiſtirt haben, ſo kämen wir vielleicht in dieſer Frage um einen Schritt weiter. Da

[1]) Nicolas-Edme Restif oder Rétif de la Bretonne wurde geboren zu Sacy bei Noyers (Yonne) am 22. Nov. 1734 und ſtarb faſt unbekannt zu Paris Anfangs Februar 1806. Seine Contemporaines erſchienen zu Paris 1780—82 in 17 Bänden. Hiervon erſchienen die erſten 8 Bände in 2. Auflage zu Leipzig 1780 (Quérard, La France littéraire, Paris 1859—1864, T. XII, p. 170 sq.). Die für uns fragliche Novelle, La fille-garson, ſteht im 3. Bande.

dieſe Frage in der Monatsſchrift (V, S. 460 ff.) von Neuem angeregt worden iſt, ſo veranlaßt mich dies zur Niederſchrift nachfolgender Zeilen, die nichts weniger und nichts mehr bezwecken, als den Nachweis zu führen, daß es Grafen und Gräfinnen von Saverne gegeben hat, freilich nicht ſolche von Zabern (franz. Saverne) im Unter-Elſaß, ſondern ſolche, die in der Nachbarſchaft dieſes Ortes lebten, nämlich an der Saar in Lothringen, deren Grafſchaft zu deutſch Saarwerden heißt. Es iſt merkwürdig, daß dieſes hiſtoriſche Factum bis auf den heutigen Tag ſo vielen Forſchern gänzlich hat entgehen können.

Betrachten wir zu dieſem Zwecke die urkundlichen Formen des Namens Saarwerden in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache, zuvor aber die Lage des Ortes Saarwerden und die Bedeutung dieſes Namens.

Der Name Saarwerden iſt von Haus aus deutſch. Der erſte Theil des Namens iſt der Fluß, woran der Ort liegt, der zweite Theil kommt von dem althochd. warid, werid, mittelhochd. werd, wert, wörd, wovon neuhochd. der Werder, d. i. „ein erhöhter Grund im Waſſer eines Fluſſes oder Sees“. Der Name Saarwerden entſpricht auch der Lage der ehemaligen Stadt dieſes Namens, die nach Dagobert Fiſcher (Histoire de l'ancien Comté de Saarwerden et de la Prévôté de Herbitzheim in der Revue d'Alsace, Colmar 1877, VI, S. 107 [1]) auf dem rechten Ufer der Saar erbaut und im Norden, Süden und Oſten von einem breiten und tiefen Graben umgeben war, der durch einen Fluß geſpeiſt wurde. Jetzt iſt die ehemalige Stadt zu einem einfachen Dorfe herabgeſunken, das Alt-Saarwerden heißt. Nach dieſem alten Orte Saarwerden, deſſen Schloß von der Saar beſpült wurde, trug die Grafſchaft den gleichen Namen.

Die älteſten Formen in deutſcher Sprache erhellen aus folgenden urkundlichen Daten. In einer Urkunde des Biſchofs von Tull vom 10. Auguſt 1149 erſcheint Folmar comes de Sarwerden (Calmet, Histoire de Lorraine [1] II, 333). Gegen 1150 ſchreibt Mathaeus dux Lotharingiae venerabili comiti de *Sarwerden*, amico suo (Kremer, Cartul. Saraepont. p. 293, bei D. Fiſcher a. a. O. S. 118). In einer Urkunde aus dem Jahre

[1]) Dieſe Histoire de l'ancien Comté de Saarwerden etc. iſt auch ſeparatim zu Mülhauſen 1878 erſchienen.

1172 heißt es: Ego Ludovicus senior Comes de *Sarwerden* (Crollius, Orig. Bipont. I, 127), in einer andern aus dem Jahre 1185 trägt das ihr anhangende Siegel die Legende: Sigillum Lodoici comitis de Sarwerde (Calmet, Hist. de Lorraine[2] VI, Preuves p. 4). Derſelbe Graf Ludwig erſcheint in einer zu Mülhauſen ausgeſtellten Urkunde Kaiſer Friedrichs I. vom 26. Aug. 1186 als Comes Ludowicus de Sarreverde (D. Fiſcher a. a. O. S. 523). Eine Siegelumſchrift aus dem Jahre 1309 hat: Sigillum domini Johannis comitis de Sarwerden (Mone, Zeitſchr. f. d. G. d. Oberrheins II, 413). Ein deutſches Güterverzeichniß aus dem 14. Jahrh. nennt den Hauptort der Grafſchaft: *Sarwerde* (D. Fiſcher a. a. O. S. 114). Weitere Zeugniſſe aus Urkunden und Chroniken ſpäterer Zeit anzuführen, iſt für den vorliegenden Zweck nicht erforderlich.

In latiniſirter Form erſcheint der Name wohl am früheſten in einer Urkunde aus dem Jahre 1185: Ludovicus per misericordiam dei vocatus comes de *Salverna*, während das anhangende Siegel, wie bereits bemerkt, den Namen „de Sarwerde“ hat (Calmet l. c. VI, Preuves p. 4). In einer Urkunde aus dem Jahre 1186 heißt es: Actum apud Cromary iuxta pontem dum comes de *Salvernia* curiam suam ibi tenebat (Clerc, Hist. de Franche-Comté I, 382, bei D. Fiſcher, Revue d'Alsace, 1878, Band VII, S. 524). Ebenſo heißt es in zwei Urkunden aus dem J. 1188: Ludovicus comes de *Salvernia*, in einer Urkunde von 1196: Ludovicus, comes de Salverna (ſ. D. Fiſcher a. a. O. VII, 524). Derſelbe Ludwig heißt in einer Urkunde Kaiſer Friedrichs I. um 1187: Comes Ludowicus de *Salverna* (Böhmer, Act. Imp. sel. p. 148), in einer um 1198 zu Gunſten des Gotteshauſes zu Baume (in Burgund, wo Ludwig eine Zeitlang Legat und Juſtitiarius des Kaiſers Friedrich I. war) ausgeſtellten Urkunde: Comes Ludovicus de *Salvierdo* (bei D. Fiſcher a. a. O. VII, 524). Ums Jahr 1408 findet ſich die Form *Sarwerda* in einem der Abtei St. Maximin bei Trier ausgeſtellten Schutzbriefe, worin es heißt: Nos Fredericus maior natu in Mürsi, Comes *Sarwerdae*, tutor ac capitaneus ditionis Luxemburgensis comitatus Lhinensis (Summariſcher Bericht über die Grafſch. Sarwerden, bei D. Fiſcher a. a. O. VI, 339).

Die franzöſiſchen, in Lothringen gebräuchlichen Formen des Namens Saarwerden ſind die folgenden: Heinrich I., Graf

von Saarwerden, um 1251, heißt in den franzöſiſch redigirten Urkunden: Cuens (= comes) de *Salverne* (D. Fiſcher a. a. O. VI, 178). Dieſes Heinrichs I. Gemahlin, Eliſabeth, wird in einer am 10. Juni (le mardi après les octaves de la Triniteit) 1292 ausgeſtellten Urkunde *Comtesse* de *Salverne* genannt (D. Fiſcher a. a. O. VI, 182, nach dem Coblenzer Staats-Archiv). Im Jahre 1324 kommt urkundlich ein Frédéric comte de *Salleiverne* vor (Tabouillot, Hist. de Metz IV, 19). In einem zwiſchen den Herzogen von Luxemburg und Lothringen und verſchiedenen andern Herren abgeſchloſſenen Allianz-Vertrage von 1361—1363 erſcheinen unter Andern Ferris Comte de *Salverne*, und Jehans li joune Comte de *Salverne* ses (ſtatt: son) fils; auf dem anhangenden Siegel: Comte de Sarverden (Calmet, Hist. de Lorr.[1] II, Pr. 633, 637, 639, nach dem im Archiv zu Nancy beruhenden Originale). Im Jahre 1389 wird Henri comte de *Salverne* genannt (D. Fiſcher a. a. O. VI, 201, nach Urk. aus d. Cobl. Staats-Archiv), im Jahre 1404: Messire Frédéric, aisné fils de Moers et comte de *Salleverne* (Tabouillot, Hist. de Metz IV, 588). Zu dieſer Stelle macht Dagobert Fiſcher folgende Anmerkung (a. a. O. VI, 333): „Les Chroniques de Lorraine voir même les chartes rédigées en français, designent presque toujours les comtes de Sarwerden sous le nom de comte de *Salverne* ou *Saverne*.“ In einem Actenſtück des Biſchofs von Metz aus dem J. 1408 ſpricht derſelbe von der Stadt und der Grafſchaft Salverne (Tabouillot l. c. IV, 618, 632, bei Fiſcher a. a. O. VI, 336, 337).

Die Form Saverne (= Saarwerden) finde ich zuerſt in den „Chroniques de la noble ville et cité de Metz“, einer Reimchronik vom Anfang der Welt bis 1471, deſſen Verfaſſer der Metzer Châtelain (= Castellanus, d. i. capitaneus, Hauptmann) de la Porte Saint-Thiebault zu Metz war (ſ. Potthaſt, Wegw., Berl. 1862, S. 240; vgl. Clercx, Catalogue des Manuscrits de la Bibliothèque de la Ville de Metz, Metz 1856, p. 77). Hier heißt es (nach Calmet, Hist. de Lorr.[1] II, Pr. p. 135): Guerres de quatres Seigneurs: sçavoir de *Saverne*, de Salm, de Nassou et de Bollay contre la Cité 1405. Nach dieſer Ueberſchrift folgen die Verſe:

Encor advint en celle année,
Qu'estoit tres mal fortunée
La guerre de quattres Seigneurs,
A grande perte et deshoneur.

Saverne, Nassau et Salm,
Et Bollay, tous gens de grand fame,
Accompagné de grans gensdarmes,
Vindrent livrer une grande alarme.

Die Herren, welche im Jahre 1405 das Bündniß gegen die Stadt Metz ſchloſſen, waren Friedrich von Moers, Graf von Saarwerden, Philipp, Graf von Naſſau-Saarbrücken, Johann Graf von Salm und Gerhard von Boulay, und der zwiſchen ihnen und der Stadt Metz entſtandene Krieg währte drei Jahre (ſ. Fiſcher a. a. O. VI, 334). Es iſt alſo zweifellos, daß unter Saverne Saarwerden zu verſtehen iſt; es iſt ferner gewiß, daß bereits vor dem Jahre 1471 die Form Saverne (= Saarwerden) zu Metz im Gebrauch war. Daneben kommt im 15. Jahrh. ebenfalls in Metz ſogar die Form Salwerden vor, auf welche mich Dr. iur. Abel daſelbſt in dankenswerther Weiſe aufmerkſam gemacht hat. In der Chronique ou Journal de la ville de Metz depuis l'an 1464 jusqu'en Janvier 1500 (nouv. style 1501), de la composition de *Jean Aubrion*, notable de la ville [1]), heißt es da, wo von dem Frieden des ſ. g. Vier-Herren-Krieges (1405—1408) die Rede iſt . . . . „fut icelle paix faite par Ferry l'aisnel fils de Mairs (d. i. Moers) conte de *Salwerden*". Derſelbe Compilator wendet auch die übrigen uns bereits bekannten Formen an. Zum Jahre 1473 ſagt er: „J'ai oy (= oui) dire que li jor que les Lorrains firent leur entreprise il y a . . . li conte de *Salverne*", und zum 28. Sept. 1488: „La cité donnoit au conte de Salleverne une cowe de vin clairet" . . , ja zum Jahre 1485 entlehnt er aus einer deutſchen Beſchreibung des Reichstags zu Frankfurt, aus der Reihe der dort aufgezählten Grafen, die deutſche Form: „Nicolas comte de *Sarwerden*".

Zu dieſen aus Druckwerken entlehnten Formen laſſe ich noch diejenigen franzöſiſchen Formen folgen, welche ich im J. 1878

[1]) Das Manuſcript dieſer Chronik befindet ſich in zwei unvollſtändigen, dem 18. Jahrh. angehörenden Kopien in der Stadtbibliothek zu Metz, vollſtändig in der kaiſerl. Bibliothek zu Wien. Nach dieſem Wiener Manuſcript hat die Chronik Lorédan Larchey von der Bibl. Mazarin zu Paris im J. 1857 herausgegeben mit dem Supplement des Pierre Aubrion von 1501—1512 (ſ. Aug. Prost, Notice sur la Collection des Manuscrits do la Bibl. de Metz Par. 1877, p. 162).

aus Manuſcripten der Stadtbibliothek zu Metz notirt habe, und zwar aus dem „*Inventaire* des Titres de Lorraine“, 12 Bände Fol. und dem „*Cartulaire* de l'Evêché de Metz“, 9 Foliobände.

Das lothringiſche Urkunden-Repertorium (Inventaire des Tit. de Lorr.) iſt eine gegen 1760 gemachte Abſchrift eines von Honoré Caille Seigneur Du Fourny 1697 auf königlichen Befehl begonnenen und 1698 beendigten Inventars (Clercx, Catalogue des Mscr. p. 197), deſſen Urſchriften ſich im National-Archiv zu Paris, Section historique 12,368, befinden (Prost, Notice p. 159). Das Cartular des Bisthums Metz iſt eine nach 1760 von dem Mönch Robert (von der Abtei St. Arnulf zu Metz) und dem Subprior Tabouillot zum Zweck der von letzterm geſchriebenen Histoire de Metz (6 Bände, Nancy 1769—1790) genommenen Abſchrift eines vom biſchöflich Metziſchen Kanzler Aubertin de Raville 1603 verfaßten Cartulars aller in dem biſchöflichen Archiv zu Vic (dem Sitze der fürſtbiſchöfl. Adminiſtration) vorhandenen Urkunden (Briefl. Mittheilung des Hrn. Dr. iur. Abel. Cf. Clercx l. c. p. 35, 36).

Das *Inventaire* des Titres de Lorraine hat folgende Formen: Ferry Comte de Salleverne, zum Jahre 1352 (Bd. III, 28); Ferry comte de *Salverne*, arbitre en 1342 (Bd. X, S. 355), en 1344 (ibid. p. 363); fait ligue avec l'Evêque de Metz 1344 (X, 230); Henry Comte de *Salverne*, neveu d'Olry de Fenetrange, rappellez dans son testament de 1382 (VI, 214); Henry Comte de Salleverne 1389 (III, 44); Comte Henry de *Saverne* fait trève 1391 (III, 128); le Comte de Salverne entre, à main armée, dans le chateau de Pierrepont, en 1409 (IV, 556).

Aus dem *Cartulaire* de l'Evêché de Metz habe ich folgende Formen notirt:

Traité de paix entre Henri de *Saverne* et Raoul de Coucy, Evêque de Metz, 8 Sept. 1390. Copié sur l'original tiré des archives de l'Evêché de Metz. Layette 57. Temporel de l'Evêché (das Original iſt jetzt in Paris). Dies iſt der Wortlaut des Regeſtes, welches der Abſchreiber des Cartulars verfaßt hat. In dem zu dieſem Regeſt gehörigen, nachfolgenden Texte heißt es dagegen: „Jeu, Henry, Conte de *Sallewerne*, Sirez de Riebau-

pierre et Hohenag [1]), faix savoir a tous“ . . . Und am Ende: . . . „Et pour ce que ce soit ferme chose et estauble, ay je Hanry, Conte de *Sallewerne* dessus dict, mis mon scel en ces présentes lettres. Que furent faites l'an de graice nostre Signour mil trois cent quatre vint et deix lou jours de feste de la natyviteit nostre dame, qui fut le outyme jour de ce present moix de septembre“ (Cart. de l'Evêché de Metz Tom. I, zum 8. Sept. 1390). — Sodann heißt es ebendaſelbſt (Tom. IX) zum 15. Juli 1491, im Regeſt: „Henry de Lorraine Evêque de Metz asigne à Barbe de Fenestrange (Finſtingen), *Comtesse de Saverne*, cent florins d'or de Rente annuelle a percevoir sur les Salines de Marsal et de Moyenvic“; in nachfolgendem Text dagegen: „Barbe de Fenestrange comtesse de Morse et de *Sallewerne*“ etc. — In Band VIII findet ſich eine Urkunde, der zufolge Adam Bayer nach 1497 einen Theil der Stadt Aube der Grafſchaft Saarwerden (au comté de Sallewerne) ohne die Beſtätigung des Biſchofs überträgt. — In Band IX findet ſich zu dem Datum „Le jeudi après la purification 1499 (nouv. style 1500)“ folgendes Regeſt: „Henry de Lorraine Evêque de Metz reconnoit que Jeanne *de Saverne* Dame de Fenestranges a repris de luy en fief les forteresses de Salme et de Pierre percée“ (Langſtein), und im nachfolgenden Text: „Jehenne fille de feu le Comte Nicolas de *Sallewerne* Comtesse de Rhin et de Salme et dame de Fenestrange, vefve (= veuve) de feu . . . Jehan Ringrave et Comte de Salme“. In dem Reverſalbriefe (jeudi après la purification; Jahr wie vorher) nennt ſie ſich: „Je Jehanne de *Salwerne*, Comtesse du Rhin et de Salme dame de Fenestrange, vefve de feu Jehan Ringrave et comte de Salm, comme mainbourneresse et tuteresse de mes enfants“ (ſ. auch dasſelbe Regeſt nebſt Urkundenabſchrift in Bd. VII zum 6. Febr. 1499, nouv. style 1500).

Das Reſultat der vorſtehenden Notizen läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß die älteſten deutſchen Formen abwechſelnd Sarwerden (1149) oder Sarwerde (1185) ſind, woraus ſich

[1]) Heinrich II., Graf von Saarwerden († 1397) hatte zur Gemahlin Herzlande von Rappoltſtein und Hohenack, deren Namen er dem ſeinigen Erbanſprüche halber hinzufügte. Die Ehe blieb kinderlos (ſ. das Nähere bei D. Fiſcher a. a. O. VI, 198).

die latiniſirten Formen Salverna (1185) und Salvernia (1186), und aus dieſen die franzöſiſchen Formen Salverne (1251), Salleiverne (1324), Sallewerne (1390), Salleverne (1404), Salwerne (1500) und *Saverne* (vor 1471) entwickelt haben, und daß die Form *Saverne* ſich conſtant bis zu Ende des vergangenen Jahrhunderts in franzöſiſch abgefaßten, lothringiſchen Dokumenten verfolgen läßt.

Es erübrigt nun noch der Beweis, daß eine Gräfin Kunigunde von Saarwerden eine hiſtoriſche Perſon iſt.

In der Familie der alten Grafen von Saarwerden, welche in regierendem Mannsſtamme mit Graf Heinrich II. im J. 1397 ausſtarb, kommt, ſo weit ich ſehe, keine Gräfin Kunigunde vor. Nach dem Tode des genannten Heinrichs II. wird die Grafſchaft Saarwerden durch deſſen Schweſter Walburg, Tochter des Grafen Johann II. und der Clara von Finſtingen, ihrem Gemahle Friedrich I., Grafen von Moers († 1417) zugebracht. Ein Sohn aus dieſer Ehe, Johann I., wurde Begründer der Linie Moers-Saarwerden. Johann I. († 1431) war vermählt mit Adelheid von Geroldseck-Lahr. Aus dieſer Ehe entſproß Jakob I., Graf von Moers-Saarwerden († 1482). Derſelbe vermählt ſich in erſter Ehe (1449) mit Anaſtaſia, Tochter Emichs IV., Grafen von Leiningen-Dagsburg und der Beatrix, Markgräfin von Baden. Der Charakter des Grafen Jakob I. wird als wenig feſt und als rachſüchtig geſchildert; indeſſen war ſeine erſte Ehe, wenn auch kurz, doch glücklich (D. Fiſcher a. a. O. VII, 348, 350). In zweiter Ehe war Graf Jakob I. vermählt mit Kunigunde, der Tochter Eberhards I., Truchſeſſen von Waldburg († 1479), welcher 1463 die Grafſchaft Sonnenberg kaufte. Dieſer Eberhard I., Truchſeß von Waldburg und Graf in Sonnenberg, war in erſter Ehe vermählt mit Kunigunde, der Tochter des Grafen Rudolf von Montfort, und in zweiter Ehe mit Urſula von Schaumburg. In der Familie der Truchſeſſen von Waldburg kommt der Name Kunigunde öfters vor (ſ. Hübners Geneal. Tab. II, 508, 511; 401; D. Fiſchers Geneal. Tab. a. a. O. VI, 206 u. 368[1]).

[1]) Bei dieſer Gelegenheit ſei noch bemerkt, daß der Name Kunigunde im Hauſe Geroldseck am Waſſigen im 14. Jahrh. einigemal vorkommt (Lehr, im Bulletin de la Société pour cons. d. Mon. hist. d'Alsace 1869, S. 64), ſowie in der Familie derer von Ochſenſtein um dieſelbe Zeit (Lehr, daſ. und Fahne, Salm-Reifferſcheid I, 51).

Hiermit iſt alſo der Beweis erbracht, daß die Grafen von Saarwerden in lothringiſch-franzöſiſchem Idiom, wenn nicht früher, ſo doch um die Mitte des 15. Jahrh., auch Comtes de Saverne heißen, daß Mitglieder der Familie Moers-Saarwerden ſich ſchlechthin nur Comtes de Salwerne oder de Saverne nennen, und daß eine Gräfin Kunigunde aus dem Hauſe Moers-Saarwerden zu Ende des 15. Jahrh. vorkommt.

Da Schiller nun in ſeinem „Gang nach dem Eiſenhammer“ eine Gräfin Kunigunde, oder wie er in franzöſiſcher Form ſchreibt: Kunigonde von Saverne erwähnt, ſo wird man zunächſt an die vorgenannte Gräfin Kunigunde von Moers-Saarwerden denken müſſen. Es bliebe daher zu unterſuchen, ob ſich noch ſonſtige Anhaltspunkte für dieſe Annahme finden laſſen. Dies zu thun, muß ich mir anderweitig vorbehalten. Ich bemerke hier nur im Allgemeinen, daß die Sage von dem im Kalk- oder Ziegelofen (auch einem Holzfeuer im Walde) verbrannten Verläumder im Mittelalter und bis zur erſten franzöſiſchen Revolution in faſt ganz Europa allgemein bekannt war. Der Eiſenhammer (ſtatt des Kalk- oder Ziegelofens) erſcheint, ſo viel ich bis jetzt weiß, zuerſt bei Rétif de la Bretonne. Vermittelt wurde jene mittelalterliche Faſſung der Sage dem Volke durch die lateiniſch geſchriebenen und gedruckten Predigtbücher, die in faſt allen Klöſtern zu finden waren, auch in den Klöſtern des Elſaß und Lothringens. Dies iſt ganz unzweifelhaft. Es iſt alſo nicht mehr die Frage, ob die in Rede ſtehende Sage vom Kalkofen in Elſaß-Lothringen bekannt war, ſondern lediglich zu unterſuchen, ob ſie ſich hier an beſtimmte Perſonen und Oertlichkeiten nachweislich gehängt hat, und ob von hier aus Schiller Kunde von ihr erhielt.

Schließlich füge ich noch an, daß die heute in Reinhartsmünſter bei Zabern im Unter-Elſaß getreu nach Schiller erzählte Faſſung der Sage genauen Ermittelungen zufolge erſt im J. 1815 durch einen zu den deutſchen Occupationstruppen gehörigen, in Zabern ſtationirten Offizier importirt und an die St. Gallen-Kapelle und den jetzt ruhenden, aber erſt gegen Ende des 17. Jahrh. erbauten Eiſenhammer bei Reinhartsmünſter geknüpft worden iſt.

Der Goliath von Emmerich.

Von A. Dederich.

Seitdem Gottfried Kinkel in dieſer Monatsſchrift I, S. 281 durch eine kurze, aber intereſſante Mittheilung die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsfreunde auf den „Goliath von Emmerich“ gerichtet hat und in Folge deſſen manche Angaben über Goliathſagen und damit in Verbindung gebrachte „Goldgaſſen“ verſchiedener Städte veröffentlicht worden ſind, welche A. Tibus, Die Pfarre Cleve S. 79 ff. zuſammengeſtellt hat und worin auch auf meine Annalen der Stadt Emmerich S. 316 mehrfach verwieſen worden iſt; ſehe ich mich veranlaßt, auch meine neugeprüfte Anſicht über dieſen Gegenſtand nicht länger zurückzuhalten und zwar den über den Emmericher Goliath ausgeſprochenen Meinungen gegenüber meine erheblichen Bedenken erkennen zu geben. Schon Kinkel hat die Benennung „Goldgaſſe“ auf den Goliath und beide auf die Collata, eine Art von Kopfgeld, welches Leibeigene an ihre Herren zu entrichten hatten, zurückgeführt, und gerade ſo verfährt Tibus mit der Goldſteege in Emmerich. Letzterer ſagt S. 82 wörtlich: „In Emmerich läuft die Goldſtiege auf den Platz aus, auf welchem das Beguinenkloſter ſtand, das erſt 1419 gegründet wurde. Vorher lag der Platz außerhalb der Stadtmauer.“ Zuerſt ſei hierzu bemerkt, daß die fragliche Gaſſe nie Goldſtiege geheißen hat, ſondern Goldſtege oder Goldſtegh (Annalen S. 373, 376, 380), dann Goldſteege: womit zu vergleichen Tilmannsſteege, Paterſteege, Hackenſteege ꝛc. Ferner beruht die Erwähnung des Beguinenkloſters auf einer im Volke verbreiteten, oft gerügten Verwechſelung mit dem Agneskloſter oder dem Großen Convent (conventus maior), welcher 1419 gegründet worden iſt und den großen Raum der jetzigen Aldegundis-Elementarſchule nebſt dem davor liegenden Nonnenplatz umfaßte (Annalen S. 238 ff.). Das Beguinenkloſter, welches 1380 geſtiftet wurde, liegt an der Mündung der Lilienſtraße in die Burgſtraße und heißt gewöhnlich Willekensort (Annalen S. 147 ff.). Was nun Lage und Lauf der Goldſteege betrifft, ſo iſt ſie die Fortſetzung der Königsſtraße von dem Punkte an, wo die Gaſthaus- und die Lilienſtraße ſich treffen, und ſie läuft aus in die Hotomannsſtraße dem ehemaligen Agneskloſter gegenüber, oder kurz geſagt, ſie bildet die Verbindung der Gaſthaus- und der Hotomanns-

ſtraße. Ob vor dem Jahre 1419 der Raum, auf welchem das Agnesklosſter geſtanden hat, „außerhalb der Stadtmauer“ gelegen habe, iſt ſehr fraglich und kann nicht ſo ohne Weiteres als Thatſache hingeſtellt werden. Dasſelbe müßte dann auch von der neben dieſem Kloſter gelegenen viel ältern Schwalben- oder Hotomannsburg (Annalen S. 344), welche im Garten der jetzigen Geſellſchaft „Bürgerverein“ geſtanden hat, und von dem bis an die Burgſtraße fortgeſetzten Diſtrict angenommen werden. Wann die jetzige arg verfallene und zerflickte Stadtmauer gebaut worden, läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, vielleicht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach den fürchterlichen Zerſtörungen der Stadt in der Soeſter Fehde (Annalen S. 333), gleichzeitig mit den Befeſtigungen an der Rheinſeite (Annalen S. 340); das aber kann man mit aller Beſtimmtheit annehmen, daß ſie auf derſelben Linie ſteht, auf welcher Graf Otto von Geldern und Zütphen ſie errichtet hat in demſelben Jahre 1233, wo Emmerich Stadt wurde (Annalen S. 86): durch welche Annahme es wiederum zweifellos wird, daß das Agnesklosſter, die Schwalbenburg und der bis zur Burgſtraße fortgeſetzte Diſtrict innerhalb der Stadtmauer gelegen haben müſſen. Und was hat endlich der Platz des Agnesklosſters mit der Goldſteege zu ſchaffen? An den Orten, wo eine Goldgaſſe auf den Goliath oder Collata zurückgeführt wird, zog dieſe ſich auf dem Rande der Stadt an der Stadtmauer hin. Das iſt aber bei der hieſigen Goldſteege keineswegs der Fall, ja ſie läuft, wie geſagt, nicht einmal am Agnesklosſter aus, ſondern in die Hotomannsſtraße, und zwiſchen der Goldſteege und der Stadtmauer laufen noch zwei Straßen, die Hotomanns- und die Burgſtraße, bis zur Poſt (Burg) am Geiſtmarkt, ſo daß die Goldſteege die Stadtmauer gar nicht berührt. Was von der Goldſteege als Goliath- oder Collatenſtraße angenommen wird, paßt nur auf die Bauſtraße, welche vom Agnesklosſter in langer Ausdehnung ſich bis zum Großen Löwen erſtreckt und mit der Stadtmauer einen Diſtrict einſchließt, welcher die Neugebaurſche Chokoladefabrik, die ehemalige St. Joſephskapelle und die ſ. g. Baronie umfaßt (Annalen S. 246, 349) und zum größten Theil den Namen Bellenhorſt trägt. Allein die dieſen Diſtrict abſchließende Straße iſt nun einmal nicht die Goldſteege, ſondern die Bauſtraße, welche niemals die Benennung Gold- oder Goliath- oder Collatenſtraße beanſprucht hat, ſondern vom älteſten Gedenken

bis auf unſere Tage die Bauſtraße, d. h. Bauernſtraße geheißen worden iſt.

Die Annahme, daß die Bauernſtraße urſprünglich von Hörigen bewohnt geweſen ſei, welche dem Kapitel zu Emmerich ihr Kopfgeld bezahlt hätten, iſt mindeſtens ſehr zweifelhaft durch den Umſtand, daß ſich dafür auch nicht die leiſeſte Spur von Nachricht oder Ueberlieferung aus der Geſchichte der Stadt und des Kapitels als Beweismittel beibringen läßt. Bauern haben dort gewohnt ſeit Menſchengedenken, wahrſcheinlich auch ſchon zur Zeit, wo Emmerich noch eine Villa war; und Bauern, namentlich Tabakspflanzer, wohnen noch in größter Zahl da: daher der Name der Straße. Der ganze Stadttheil, den die Bauſtraße durchſchneidet, iſt von jeher die Stadt der Bauern geweſen, gerade ſo wie ein anderer, nämlich der Fiſcherort, die Stadt der Fiſcher geweſen iſt. Wie von den Bauern die Bauernſtraße den Namen hat, ſo ſchreibt ſich der Name Fiſcherort nicht von der Fiſchbank auf dem Altenmarkt, wo öffentlich Fiſchverkauf ſtattfindet, ſondern von den Fiſchern her, welche 1449 eine beſondere Gilde ſtifteten (Annalen S. 344, 359), welche noch im Jahre 1565 oere vischereyen der Vallop wie *van alders* gewoentlich (S. 235), oder noch im Jahre 1587 hinter der Aldegundiskirche ihre Fiſchereien „in den Keyſer" hatten (S. 126, Note 1), ja zweifelsohne auch ſchon vor der Gründung dieſer Kirche in derſelben Gegend ihr Geſchäft trieben, bevor noch der Rhein ſich ſeinen Lauf an Emmerich vorbei gebahnt hatte, in der ſumpfigen und wäſſerigen Gegend bis in die Hetter hinein, wie die Bezeichnungen Emmericher Bruch (Annalen S. 126, 331) und Vallopſche Sümpfe (S. 126, 188) genugſam andeuten. Mancher Ort iſt entſtanden durch Anſiedlung armer Fiſcher, warum nicht auch der Stadttheil Fiſcherort in Emmerich [1])?

---

[1]) Aus dem über die Hetter Geſagten darf wiederum die Uebertreibung nicht folgern, daß ſie überhaupt voll von Sümpfen und Waſſer geweſen wäre, ſo daß ſie, wie man geglaubt hat, von dem angeſehenen und ausgedehnten Volke der Attuarier weder bewohnt, noch benannt worden ſein könne. Das Wäſſerige hat hauptſächlich nur Bezug auf den Emmerich zunächſt liegenden Theil der Hetter. Sonſt war dieſe keineswegs unbewohnbar, wie u. A. aus den urkundlichen Erwähnungen vieler Güter, welche verpachtet einen ſchönen Zins brachten, ſattſam hervorgeht. Es ſei hier nur auf die älteſte Urkunde des Jahres 1325 (Annalen S. 126) verwieſen, wonach ein Emmericher Bürger

Gehen wir von den lokalen Verhältniſſen zur Geſchichte über. Von den Orten, in welchen aus den Collata ein Goliath gemacht worden iſt, weiß man meiſtentheils den wenn auch dunkeln Spuren der innern ſtädtiſchen Verhältniſſe nachzugehen, aus denen eine Goliathſage ihren Urſprung herleiten konnte; aber es gibt keine Stadt, in welcher der Goliath mit geſchichtlichen Thatſachen, ja mit einer geſchichtlichen Perſönlichkeit in ſo enge Verbindung gebracht wird, wie es in Emmerich der Fall iſt. — Im geldriſchen Kriege zwiſchen Karl von Egmond, welcher nach dem Tode ſeines Vaters in der Schlacht bei Nancy (1477) Herzog von Geldern geworden war, und dem nachmaligen Kaiſer Maximilian, welcher den Herzog Albrecht von Sachſen zum Oberanführer machte, der von den Herzögen von Cleve und Jülich unterſtützt wurde, hatten ſich die Emmericher an den Herzog von Cleve angeſchloſſen und die Stadt Huiſſen gegen die Angriffe Karls von Egmond eifrigſt unterſtützt. In dem an dieſen Krieg ſich knüpfenden Kriege zwiſchen Geldern und Friesland ſchickte der Kaiſer auch dahin den Albrecht von Sachſen und machte ihn zum Erbſtatthalter in Friesland, dem ſein Sohn Heinrich folgte, welcher wiederum die Statthalterſchaft an ſeinen Bruder Georg verkaufte. Als nun die Stadt Gröningen, des ſächſiſchen Joches müde, ſich dem Grafen Edzard von Oſtfriesland in die Arme warf, und Georg aus verſchiedenen deutſchen Staaten Söldnerſcharen geſammelt hatte, die unter dem Namen „der ſchwarze Haufen“ berüchtigt wurden, rief Edzard den Herzog Karl von Egmond zu Hülfe. Auch dieſer hatte viele Söldner im Heere, in welchem einige Führer damals einen gefürchteten Namen hatten, wie Martin van Roſſum und der berüchtigte frieſiſche Seeräuber Peter der Lange, „de groote Pier“. Da auf beiden Seiten oft der Sold nicht bezahlt wurde, entſchädigten ſich die wilden Scharen durch Plünderungen. Hatte nun die Stadt Emmerich ſchon im geldriſchen Kriege durch die Unterſtützung des Herzogs von Cleve und die Rettung der Stadt Huiſſen Karls Groll auf

---

für fünf Pachtjahre an die Stadt die Summe von 500 Pfund bezahlt hat. — Zu den Fiſchereien bemerke ich noch, daß mit Beziehung auf das Waſſer, in welchem dieſelben waren, unſtreitig auch das hinter der Aldegundiskirche gelegene Waſſerthor ſeinen Namen hat — jetzt ſollte es richtiger Hafenthor heißen, weil es zum Hafen führt — nicht erſt ſeit der Zeit, wo der Rhein ſeine Fluthen dicht an der Stadt vorbeiwälzt.

ſich geladen, ſo kam nun noch dazu, daß ein Hordenführer des ſchwarzen Haufens, Namens Tengnagel, mit 5000 Mann und 400 Reitern zu Emmerich über den Rhein geſetzt war, ohne daß die Emmericher den Rheinübergang zu verhindern geſucht hätten. Es war der ehemalige Seeräuber Peter der Lange, welcher deshalb am 15. November 1519 mit ſeiner Horde einen Angriff auf Emmerich wagte und die Stadt belagerte. Aber ſein Unternehmen ſcheiterte und zwar verdankte die Stadt ihre Befreiung der Tapferkeit der Bewohner der Banſtraße mit einem beherzten Anführer an der Spitze. Nämlich es wird erzählt, daß ein Bauer Namens van Weel aus der Bau-, d. h. Bauernſtraße, nicht ein rusticus Weelensis, ein Bauer aus dem Dorfe Weel (in der Lymers), wie Teſchenmacher irrig berichtet, ein koloſſaler Kerl, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, den Kopf mit einem eiſernen Keſſel umſtülpt ſtatt eines Helmes, ſich über die Stadtmauer gelehnt und durch martialiſches Geſchrei die Belagerer ſo in Schrecken geſetzt hätte, daß ſie die Belagerung einer Stadt, die ſolche Rieſen in ihren Mauern aufweiſen könnte, aufgehoben hätten und abgezogen ſeien. Im Jahre 1521 machte Karl von Egmond ſelbſt den Verſuch, Emmerich zu überrumpeln; aber auch dieſer Verſuch iſt geſcheitert. Es wird nämlich erzählt, der Herzog von Cleve ſei bei einem Ausfalle aus der Stadt im Kampfe vor dem Löwenthor gefangen genommen und vom Feinde in die Hetter fortgeſchleppt, aber von den tapfern Emmerichern mit einem kühnen Führer an der Spitze aus Feindeshand befreit und im Triumphzuge in die Stadt zurückgeführt worden. In beiden Belagerungen hat alſo ein rieſenhafter Bürger die Stadt gerettet und zum Andenken daran hat man nicht nur an Ort und Stelle, wo die Heldenthat geſchehen, am Löwenthor, eine Goliathfigur angebracht, ſondern es feierten ſeitdem auch die Bürger alljährlich am Tage ihrer Befreiung einen Aufzug durch die Stadt, bei welchem anfangs der ausgeſuchte koloſſalſte Kerl im Anzuge des obigen Rieſen die Hauptperſon vorſtellte, ſpäter aber eine rieſenhafte Figur, ein weiter weidengeflochtener Kegel mit aufgeſetzter hohlen Bruſt und gewaltigem Kopf, in welchem mit buntbemaltem Leinen überzogenen Geſtell ein Mann durch eine künſtliche Vorrichtung den Kopf und die in ihm rollenden Augen und klappernden Zähne in Bewegung hielt, durch die Stadt getragen wurde. Dieſem Rieſen oder dieſer rieſigen Figur iſt nach Vergleich mit

dem bekannten altteſtamentlichen Philiſtäer der Name Goliath gegeben worden.

Nicht ſelten hat in unruhigen Zeiten ein kühner Bürger von Emmerich ſich an die Spitze ſeiner Mitbürger geſtellt. Abgeſehen vom Landfriedensbruch, deſſen ſich oftmals Haufen von Bürgern ſchuldig machten (Annalen S. 109 f.), haben zu verſchiedenen Zeiten auch einzelne Volksführer ihre Namen der Geſchichte überliefert. So z. B. wird im Jahre 1392 bei der Niederlage des Grafen Adolf von Cleve vor der Stadt Kempen ein Johann de Duyfflar mit ſeinen Emmerichern gefangen genommen (Annalen S. 337). Im Aufruhr des Jahres 1524 tritt ein gewiſſer Wieſeler als Hauptanführer der aufgeregten Bürger gegen die Obrigkeit auf (Annalen S. 299). Und gerade war es wiederum ein van Weel, welcher im Jahre 1599 des niederländiſchen Krieges an der Spitze einer Partei der Emmericher ſtand, die ſich der Aufnahme der Niederländer in die Stadt widerſetzten. Die Familie der van Weel ſtammt vom Großen Löwen, von dem die Bauſtraße ausgeht, zählte meiſt große Leute und iſt noch nicht ausgeſtorben.

So ſagt die Geſchichte, vielleicht mit einigen ausſchmückenden Zuthaten. Soll man nun annehmen, daß ſchon lange Zeit vor der Belagerung der Stadt ein Goliath in der Mauer am Löwenthor auf Grund der Collata und in Beziehung auf dieſelben angebracht geweſen ſei, und daß die Sage dieſe Figur auf den rieſigen Retter der Stadt in die Jahre 1519 und 1521 übertragen und in die Geſchichte dieſer Jahre verwebt habe? Das könnte doch nur geſchehen ſein in der Vorausſetzung, daß der Goliath nicht an das Löwenthor oder in die Bauſtraße gehörte, ſondern in die Goldſteege. Oben aber haben wir geſehen, daß dieſe Vorausſetzung nicht zutrifft. Selbſt die Bauſtraße kennt keine Uebertragung des Goliath von dem Löwenthor in die Bauſtraße, von der Goldſteege gar nicht zu reden. Hieße die Steege, die keineswegs golden ausſah und zu den ärmſten Gäßchen der Stadt zählte, nicht zufälliger Weiſe, man weiß nicht woher, die Goldſteege, ſo würde Niemand je daran gedacht haben, an dieſelbe einen Goliath oder Collata zu knüpfen. Zuerſt hat Tibus den Namen mit der „Münt“ in Verbindung gebracht, was ſich mit genauerer Lokalkenntniß nicht verträgt (Annalen S. 346). Kaum hat Kinkel die Goldgaſſen verſchiedener Orte aus Goliathgaſſen hergeleitet, als er ſeine Anſicht fallen läßt

und die Goldſteege in eine Goliathſteege verwandelt, was ſich aber ebenſo unhaltbar erweiſt. Der Name Goldſteege iſt viel älter als der geſchichtliche Goliath: mithin haben beide nichts mit einander gemein. Sie hat auch nichts zu ſchaffen mit Collata, weil die Lage dazu nicht paßt und überdies eine Collatio — im Vergleich zu den collationsfähigen Bewohnern der Bauernſtraße — gar wenig aufbringen konnte. Beide Beziehungen fallen weg; mithin wird der Name wohl eine andere Deutung verlangen. Muß denn an allen Orten, wo eine Goldſtraße vorkommt, auch ein Goliath ins Spiel gezogen werden [1])? Kann es nicht auch Gaſſen geben, deren Benennung ein Metall zu Grunde liegt, eine Goldgaſſe, wie vielleicht auch eine Silber-, Kupfer-, Eiſen-, Blechgaſſe ſich irgendwo vorfindet? Freilich kann von einer Beziehung auf wirkliches Gold in unſerer Steege ſchwerlich die Rede ſein; aber es iſt nicht unmöglich, daß der Volksſcherz gerade die Armſeligkeit des Gäßchens durch den Gegenſatz des edelſten Metalles veredelt habe; vgl. lucus a non lucendo. An einen gleichen Euphemismus wird man auch beim ſchönen und keuſchen Namen der Lilienſtraße zu denken verſucht, hinter welchem vielleicht die im Volke übliche Ausſprache Leliestraet die richtige Ableitung vom holländiſchen lel, leelijk (lüderliches Frauenzimmer) verbirgt. Schön und vornehm klingt auch der Name Königsſtraße; aber daß ſie eine via regia oder publica geweſen ſei, widerlegt ſich hinreichend theils durch ihre Lage, theils dadurch, daß ſie als königliche oder ſtaatliche Straße (Heerſtraße, Tibus S. 54) zu enge iſt. Sie wird wohl auf einen Bürger gleiches Namens zurückzuführen ſein, wie auch andere Straßen von Emmerich, z. B. die Steen- und Hotomannsſtraße auf die edlen Familien Steen und Hotomann (Annalen S. 343 f.), Tilmannsſteege auf Tilmann, Streuffsſteege auf Streuff (S. 364, 410), Bredevortſche Straße auf Bredevort (S. 381). Sind ja auch öffentliche Plätze von Perſonen benannt, z. B. Gruwels- und Nullekensbrink (S. 342), und in gleicher Weiſe der Altemarkt, urkundlich Aldemarkt, in abgekürzter Form ſtatt Aldegundismarkt (S. 46). Nämlich die Form ald (auch old) bedeutet nicht immer ſo viel als oud (alt, vetus); wohl iſt das in Urkunden der Fall, allein weder ald noch old kennen die holländi-

[1]) Woher mögen die Goldſtraße und die Bauſtraße in Weſel ihre Namen haben?

ſchen Lexica, ſo viel ich weiß, in der Bedeutung von „alt“, vielmehr ſtehen ſie in demſelben Verhältniß zu oud, wie unſer Wald zum holl. woud, kalt zu kout, Malz zu mout, Salz zu zout, imgleichen wie Gold zu goud, Holz zu hout, Bolzen zu bout ꝛc. Erſt im Laufe der Zeit hat der Volksmund aus ald ſich ein oud (alt) gemacht. Wenn dagegen die Münſterkirche in Schriftſtücken nicht ſelten auch oude Munster (het Capitel Sti Martini oft *oude* Munster) genannt wird (Annalen S. 46), ſo iſt das wirklich als alte (vetus) Kirche zu verſtehen. Aldemerc und Aldekerk ſind nichts anders als Aldegundismarkt und Aldegundiskirche. Letztere Abkürzung, wie ſie z. B. in Uhlands Gedicht „Roland und Alda“ vorkommt, abwechſelnd Alda und Alde, und wahrſcheinlich auch ſonſt noch, haben auch die Namen Hildegunde, Fredegunde und Kunigunde erfahren [1]).

Kehren wir nach dieſer kurzen Abſchweifung zum Namen „Goldſteege“ zurück, ſo muß es auffallend erſcheinen, daß wir weder in irgend einer Urkunde, noch in der Volksausſprache der holländiſchen Bezeichnung Goudstege begegnen, was doch bei andern Straßen oder Plätzen der Fall iſt, indem bis auf den heutigen Tag noch die Leute ſagen Oliestraet ſtatt Oelſtraße, Koningstraet ſtatt Königsſtraße, Leliestraet ſtatt Lilienſtraße, op de Geest ſtatt auf dem Geiſtmarkt, op de Lee ſtatt auf dem Löwen (Jahrg. V, S. 243), Kortestraet ſtatt Kurzeſtraße, Kerkstraet ſtatt Kirchſtraße, achter et hert ſtatt hinter dem Hirſch ꝛc.: aus welchem Umſtande man, zumal da die urkundliche Schreibart golt (nicht gold) überwiegt, zu ſchließen berechtigt iſt, daß die Benennung vom edeln Metall hier vielleicht gar nicht in Betracht kommt. Aber die Beantwortuug der Frage, woher denn der Name ſtamme, eröffnet dem Spiel der Conjektur ein ſo weites Feld, daß man auf eine Entſcheidung, die Wirklichkeit und Wahrheit beanſprucht, verzichten muß. Mag nun der Name eine Verſchönerung und Veredelung verhüllen vom holl. goot (Goſſe, Rinne), oder von geul (enge Durchfahrt, alſo Verbindung der Gaſthaus- mit der Hotomannsſtraße), oder von kuil (Kaule, Loch), oder von kot (elende Hütte, wie es jetzt noch viele da gibt), oder auch von kool (Kohl), oder gar von unſerm deutſchen „Koth“ (der Volksſcherz

[1]) Auf dieſen für die Topographie von Emmerich wichtigen Gegenſtand hoffe ich zu einer andern Zeit zurückkommen zu können.

vergleicht dieſen von der Aehnlichkeit der Farbe mit dem Golde), oder Gott weiß welchen Urſprung haben — vielleicht iſt die Phantaſie im Stande, auch ein „Golgatha“ in das Gäßchen zu verlegen —; ſo viel iſt gewiß, daß wenigſtens die meiſten dieſer Aufſtellungen ebenſo berechtigt ſind, wie die Herleitung vom Goliath oder von den Collata, nachdem unſere obigen lokalen Auseinanderſetzungen und geſchichtlichen Berichte bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit ausgewieſen haben, daß der Goliath von Emmerich nicht ein Gebilde der Sage, ſondern eine der wirklichen Geſchichte angehörende Perſönlichkeit iſt.

Kunſtgeſchichtliches vom Weſtfäliſchen Friedenskongreſſe.

Von **J. B. Nordhoff.**

Ein folio-großer Pergament-Codex des Königl. Staats-Archivs zu Münſter, vormals Eigenthum des dortigen Benedictineſſen-Kloſters Ueberwaſſer, enthält im erſten angeblich 1646 geſchriebenen Theile das Mortilogium des Stifts, im zweiten die Regula s. Benedicti, und als Anhang eine auf Papier geſchriebene Fortſetzung des Mortilogium beginnend mit dem 18. Jahrhunderte. Dieſer Zeit mag auch der mit Leder und durchbrochenen Meſſingbeſchlägen ſorglich ausgeſtattete Einband angehören, welcher alſo die drei inhaltlich gleichartigen Stücke ſchließlich gemeinſam umfaßte.

Der zweite Theil von 71 bezeichneten Seiten ſchließt:

Chronologicum conclusae pacis, Monasterij Westphaloru(m):
CaesarIs et regVM IVnXIt paX aVrea DeXtras,

und dürfte demnach 1648 vollendet ſein. Die beiden Haupttheile zeichnen auch gemeinſam klare Rubricirung, ſaubere ſchöne Schrift, verſchiedenfarbige Tinten, ſtellenweiſe die Zier von Initialen aus, und bedurften daher gewiß einer mehrjährigen Zeit behufs Anlage und Ausſtattung; der Anhang läßt ſich damit an Umfang, Schrift oder Ausſtattung nicht im Entfernteſten vergleichen und iſt ohne Frage nur des, dem erſten Theile entſprechenden, Inhalts wegen dem ſpätern Einbande einverleibt.

Im zweiten Theile gehen auf den erſten 9 Blättern der Regula gleichſam als Einleitung hiſtoriſch-biographiſche Notizen über die Regel und den Stifter des Benedictiner-Ordens und zum Schluſſe eine Chronotaxis vitae (s. Benedicti) voran, dann folgt als Illuſtration

zum Vorhergehenden und als würdiger Uebergang zu der beginnenden Regula auf einem beſondern Blatte ein deſſen Rückſeite bis auf die Ränder einnehmendes Bild der Heiligen Benedict und Scholaſtica, welches jedenfalls geſondert, doch gleichzeitig, gemalt und dann erſt eingeheftet iſt. Das Bild befindet ſich auf einem Blatte, deſſen rechter Rand ſo breit gelaſſen wurde, daß er ſich bequem falten und mit der folgenden Blattlage verbinden ließ.

Die Bildfläche iſt der Form des Blattes gemäß länglich viereckig, 28 cm hoch, 20 cm breit, ſchwarz grundirt und von einem feinen, innerlich jedenfalls mit einer Reihe Schrift beſetzten Goldrändchen eingefaßt. Von dieſem Grunde hebt ſich als Rahmen der eigentlichen Darſtellung in hellerm, nämlich grau-bräunlichem Tone ein gleichfalls mit einem Goldreifen umzogenes, äußerlich mit Schrift beſetztes Oval; die vier Eckzwickel (mit ſchwarzem Grunde) belebt außer der Schrift jedesmal ein arabeskenartig nach der Raumgröße ausgebreiteter Zweig mit Blättern, Blüthen oder Trauben in Gold.

Das Bild ſtellt dar links den h. Benedict, rechts die h. Scholaſtica, beide in ganzer Figur, halb ins Profil geſtellt, in ſchwarzer Tracht, mit goldenem Nimbus, den beiderſeitigen Attributen [1]) zu Füßen, haltend mit der einen Hand das goldene Pedum mit langem Tuche, faſſend mit der andern an ein aufgeſchlagenes Buch, welches zwiſchen ihnen auf einem Pulte mit einem Ständer ruht, deſſen knotenartig anſchwellende Mitte mit vier Mascarons beſetzt iſt. Der Nimbus Benedicts ſtrahlt viereckig in Lilien, jener Scholaſticas ſprießt in feinere Strahlen aus. Jede Geſtalt iſt groß gedacht, dem Miniaturhaften entrückt und zumal das bärtige Antlitz Benedicts ſehr ausdrucksvoll und naturliſtiſcher behandelt, wie irgend ein anderes Detail des Werkes. Zu Füßen im Felde des Buchgeſtells gewahrt man ein Doppelwappen, und zwar in dem rechten Theile einen links ſteigenden goldenen Löwen auf ſchwarzem, in dem linken einen weißen Adler auf rothem Grunde.

Zu Häupten erſcheinen aus einer Wolkenlage zwei Engel, der eine, um dem h. Benedict eine Krone, der andere, um der Schweſter

[1]) Das Attribut der h. Scholaſtica iſt die weiße Taube ihrer Legende; — als Patron der (reformirten) Ciſtercienſer erſcheint ſonſt der h. Benedict in weißem Habit, ſo auf einem von Andrea del Sarto für das St. Salvikloſter bei Florenz (jetzt in der dortigen Gallerie) gemalten Bilde.

einen Blüthenzweig zu reichen, denn dort ſondert ein heiteres, zu beiden Seiten perſpectiviſch anſteigendes Gewölk, dem noch einzelne Strahlen in die dunklere Bildfläche nach unten entfahren, von dieſer ein kleines (oberes) Lünettenfeld, in welchem die h. Dreieinigkeit wie in heitern Regionen thront und von der über den Strahlen des Gewölks hinweg ein warmer Lichthauch nach unten ausgeht. Die Farbentöne dieſes Wolkenfeldes ſind vorzugsweiſe gelblich, heiter duftig, die Gewandränder und Krone der Geſtalten Gottvaters und des Sohnes mit Gold aufgehöht, und doch ſind alle Farben für die Geſtalten, wie für den luftigen Hintergrund ſo harmoniſch abgedämpft und geſtimmt, daß in ſie die dunklere Hauptpartie des Bildes gleichſam natürlich austönt und dem Ganzen einen geheimnißvollen und doch erhebenden Anflug verleiht. Die Wirkung iſt um ſo intenſiver, als das ganze Gemälde in Deckfarben ausgeführt iſt, die vielleicht gar einen Zuſatz von Oel oder Balſam erhalten haben, weil ſie ſtellenweiſe ſpröde und riſſig geworden ſind. Colorit, Lichtwirkung — kurzum der Vortrag gemahnt uns ſogleich an die gleichzeitige Farbenkunſt Spaniens, auch wenn wir der damaligen norddeutſchen Kunſt noch anſehnliche Leiſtungen, wie die vorliegende, beizumeſſen geneigt wären.

Die Schrift, welche hier von Arabesken, dort von Roſetten unterbrochen iſt, bezieht ſich auf die beiden Darſtellungen des Bildes und die Haupttugenden der Benedictiner-Regularen; jene, welche den viereckigen Außenrand begleitet, lautet:

At [1]) tu sum(m)a trias votis placata piorum
Nobis celsa poli scandere posse dato;
Et [2]) soror et frater coeli sublatus in arces,
Ecce, vident [3]) laeti, quem coluere Deum:
Iste suos precibus fratres juvat, illa [4]) sorores,
Gratus uterque Deo servat utrumq(ue) grege(m);

die Umſchrift des Ovals: Diligentia, mortificatio, humanitas, obedientia, paupertas, resigna(ti)o, zelus justitiae, pietas, patientia, vita exemplaris, discretio, devotio, unten: Hec via, qua dilectus Domino B(e)n(e)d(ic)tus coelum ascendit.

Sämmtliche Schrift verläuft in großen goldenen Capitalen, der Schluß mit Hec via . . . beginnt in großen Curſiven. Zwiſchen

[1]) An der linken Langſeite. [2]) Obere Schmalſeite. [3]) Rechte Langſeite. [4]) Untere Schmalſeite.

den ſich begegnenden Worten des Ovals ascendit und devotio ſteht in kleiner enger, doch auch goldener Curſive, faſt verſteckt:

Greg. zaial.

Noch klarer wie die Farbentöne, klingen dieſe Laute aus dem fernen Süden herüber.

Gelangte, fragen wir, Kloſter Ueberwaſſer zufällig in den Beſitz eines ſolchen Bildes, oder hatte es dermalen nähere Beziehungen zu Spanien? Das letztere iſt der Fall. In der Pfarrei Ueberwaſſer, von deren Leichen, wie mir der Hr. Geh. Archivrath Dr. Wilmans klar legte, dies Kloſter bis in die neueſte Zeit beſtimmte Abgaben bezog, wohnten fünf und verſtarben zwei von den zum Abſchluß des ſ. g. Weſtfäliſchen Friedens hergekommenen Geſandten Spaniens, der eine Don Lopez de Zapata nämlich 1645 an der Buddengaſſe, der andere Joſef de Bergaigne in der jetzt dem Fürſten von Bentheim-Steinfurt gehörenden Johanniter-Comthurei [1]) 1647. Sicher iſt, daß der erſtere, höchſt wahrſcheinlich, daß auch der letztere nicht in Ueberwaſſer, ſondern auswärts beſtattet wurde [2]).

Bergaignes Leichenſtein [3]) findet ſich heute in einer Schmal-

---

[1]) Carvachi in der Zeitſchrift für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde XVIII, 336. Vgl. Tourtual, Vier merkw. Codices S. 25.

[2]) P. Tyrell notirt, kaum lesbar, in ſeinem großen handſchriftlichen Chronicon Liesbornense Tom. XXXIII ad an. 1647 No. 50: Der erzbiſchof von Cambray und administrator von Herzogenbuſch, Joseph Bergagne ſtirbt und wird in der Clariſſenkirche (?) begraben, welche der Ludgeripfarrei angehörte.

[3]) Ein längliches Viereck, wohl über 10′ hoch und 5′ breit, an den vier Seiten umrandet von einem jedesmal mitten von einer Halbfigur auslaufenden Rankengewinde mit Blüthen und Knospen, zeigt oben auf einer viereckigen Tafel die Inſchrift: R^{mus} et Jll^{mus} Dom. P. Fr. Ioſepho de Bergangne | ex ord. Min. Reg. Obs. Episc. Silvaedu | censis dein Archiepisc. et Dux Cameracēsis | s. R. Jmp. Princeps . Comes Cameracēsis | Philip : 4 Hisp : Regis Cathol. Concil : et ad | Vrtis pacis . trac : Monast : Legato plenip. | ibidē in pace quievit, auf einer barockgeänderten Tafel unten: 24. Oct : hora VII Vesp. A^{o} MDCXLVII | Aetatis . LX, und in der Mitte auf einer ovalen Bronzetafel, über welche zwei ſchwebende Engel eine Krone halten, unter dem erzbiſchöflichen Hute und deſſen Fimbrien das Wappen, wie es der große Kupferſtich mit der Unterſchrift: Anselmus van Hulle pin. Paul. Pontius ſculpsit. in dem Werke Pacificatores orbis Christiani, Roterodami MDCXCVI, Nr. 28 aufweiſt. Unten ruht an der linken Seite des Wappens ein Genius mit dem Todtenkopfe, rechts ein anderer mit der Sanduhr. Den untern Wappenrand begleitet in ſeiner Biegung die Inſchrift: Fortiter et mansuete.

wand des Friedensſaales vermauert; Zapata, angemeldet am 16. April 1644 [1]), ſtarb ſchon innerhalb eines Jahres; denn ſein College Diego Saavedra Faxardo ſtellt dem Kloſter Ueberwaſſer am 4. März 1645 eine Urkunde [2]) aus, daß das auswärtige Begräbniß des innerhalb des Kirchſpiels Ueberwaſſer verſtorbenen Grafen von Zapata den Rechten des Kloſters und der Kirche nicht zum Nachtheil gereichen ſolle.

Das Kloſter hatte alſo mit der Auslieferung der Leichen oder auch nur jener Zapatas der ſpaniſchen Geſandtſchaft eine Vergünſtigung erwieſen, welche zu Gegenleiſtungen verpflichtete; womit dieſelben abgetragen wurden, kennen wir noch nicht näher, jedenfalls zählt dazu auch das in Rede ſtehende Bild [3]), zumal da es zeitlich ſo genau mit den beregten Todesfällen ſtimmt.

Wir dürfen nun auch den unzweifelhaft einen Perſonennamen enthaltenden Schlußtheil der Inſchrift Greg. Zaial für ſpaniſch halten, ohne uns zu ſtoßen an dem Laute des letzten Wortes. Als terminus iſt Zaial portugieſiſch = grober Wollſtoff, und das gleichbedeutende Wort im Spaniſchen sayal. Allein der knappe Raum bedingte hier jedenfalls, wie den kleinen Anfangsbuchſtaben in Zaial, ſo auch eine Vereinfachung des y in i. Mußten doch die letzten Buchſtaben immer enger aneinandergeſchoben und dann aus der Linie gerückt werden, um noch ganz zum Ausdrucke zu gelangen. Auch vermag die Variante in einem Eigennamen nicht aufzufallen, und ſelbſt wenn dieſer einen Portugieſen bezeichnete, ſo war er doch hier in dem glänzenden Gefolge der ſpaniſchen Friedensgeſandtſchaft, falls das Bild nicht gar in deren Heimat ausgeführt iſt; denn wir halten ihn nicht für den Geſchenkgeber; dieſer wird ſich in dem Doppelwappen verewigt haben, welches zu deuten mir die hieſigen heraldiſchen Hülfsmittel nicht geſtatteten; — wir halten ihn für den Maler ſelbſt, der nach Vollendung des Werkes ſeinen Namen, wenn auch verkürzt und unſcheinbar, an einer anſpruchsloſen Stelle eintrug.

Gregor Zaial [4]) dürfte hiernach für den ſpaniſchen Maler

[1]) Negociations secrètes II, 19.

[2]) Staats-Archiv, Kloſter Ueberwaſſer Nr. 624.

[3]) Auch im Domſchatze zu Paderborn fanden ſich 1681 vor: 2 ſilberne große Nieren 'a perillustri et generoso Dno Joanne Francisco Etmundo Putz, equite de Turaquela s. Liborio donati'. Staats-Archiv, Pad. Caps. A. 136 Nr. 1.

[4]) Gleichzeitig lebte am ſpaniſchen Hofe eine Dame ähnlichen Namens, die Novelliſtin Maria de Zayas. Vgl. Ticknor-Julius, Span. Literatur-Geſchichte II, 294 und dazu Wolfs Supplement S. 166.

gelten, der das ſchöne, große Miniaturwerk [1]) für das Ueberwaſſer-Kloſter zu Münſter im Auftrage der ſpaniſchen Geſandten oder eines Angehörigen der verſtorbenen Geſandten entweder hier oder in Spanien ausführte; dies letztere iſt unwahrſcheinlich, zumal wenn man erwägt, wie zahlreich die ſpaniſche Geſandtſchaft hier vertreten, wie ſplendid ſie auftrat, welches Gefolge ſie führte, und über welche Mittel ſie verfügte. Doch das können und dürfen wir hier nicht genauer erörtern.

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465).

Von **Karl Menzel.**

Bei der großen Liebe und emſigen Thätigkeit, mit denen ſeit den letzten Jahrzehnten die hiſtoriſchen Studien bei uns betrieben werden, iſt es ein häufig ausgeſprochener Wunſch Vieler, nicht allein von den glänzenden und hervorragenden Männern der Geſchichte im Heerlager, auf dem Throne oder im Rathe der Fürſten zu vernehmen, ſondern auch über das Leben ſolcher Helden in den Stunden ihrer Muße und Ausſpannung, und überhaupt über Thun und Treiben, über Leiden und Freuden unſerer Vorfahren, mögen ſie hoch oder niedrig geſtellt ſein, gute Kunde zu erhalten. Man wünſcht, um es mit dem rechten Worte zu bezeichnen, neben Kriegs- und politiſcher Staatsgeſchichte, auch Kultur- und Wirthſchaftsgeſchichte zu leſen.

Nicht mit Unrecht pflegen derartige Wünſche und die Beſtrebungen, ihnen zu dienen in den Kreiſen der gelehrten Hiſtoriker mit einigem Mißtrauen betrachtet zu werden. Denn dieſelben gehen meiſt von der Vorausſetzung aus, als ob Staatengeſchichte und Kulturgeſchichte zwei verſchiedene Dinge ſeien und die letztere in den Darſtellungen der politiſchen Geſchichte vernachläſſigt werde. Dies iſt aber falſch. Tüchtige Hiſtoriker werden immer beſtrebt ſein, alle wichtigen Erſcheinungen des ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens zu berückſichtigen und den Zuſammenhang großer und ſcheinbar kleiner Dinge darzulegen.

Freilich jegliche Neugier kann man nicht befriedigen, am we-

[1]) Oder iſt ſonſt in der Miniaturmalerei eine Darſtellung dieſes Gegenſtandes von ſo einfacher und effectvoller Compoſition bekannt?

nigſten läßt ſich über Dinge ſchreiben, über welche wir in den Quellen wenig oder gar keine Kunde erhalten. Und dies iſt natürlich; das friedliche und einförmige Leben in Palaſt, Bürgerhaus und Hütte zieht einen Darſteller in geringerm Grade an, als das bewegte Feld des Ruhmes und der Ehren.

Auf keinem Gebiet iſt deshalb größere Sorgfalt im Aufſuchen guter Nachrichten und größere Vorſicht der Darſtellung nothwendig, als auf dem der ſogenannten Kulturgeſchichte. Daß dies wichtige Gebot häufig überſehen und kühne und willkürliche Combinationen als bare Münze ausgegeben und angenommen worden, hat am meiſten dazu beigetragen, daß viele Leiſtungen, welche unter der geſuchten Flagge der Kulturgeſchichte gehen, von ernſten Männern mit Argwohn aufgenommen wurden.

Gut beglaubigte Nachrichten über kulturelle Zuſtände der Vergangenheit, über das häusliche, wirthſchaftliche, geſellſchaftliche Leben unſerer Vorfahren werden ſtets willkommen ſein. Man darf ſich nur mit einzelnen allein nicht begnügen, ſondern muß ſie in Zuſammenhang bringen mit allgemeinen Betrachtungen und Unterſuchungen über den Kulturzuſtand der Vorzeit. Wenn wir z. B. hören, daß in irgend einem Jahre des Mittelalters das Pfund Fleiſch 5 Heller gekoſtet habe, ſo iſt dies ja keine große Bereicherung unſerer Kenntniß, wenn wir aber dann weiter erfahren können, wie ein ſolcher Fleiſchpreis im Verhältniß geſtanden zu dem Geldwerthe, zu den Preiſen anderer Lebensmittel, zu den Arbeits- und Taglöhnen oder wie groß überhaupt der Fleiſchconſum bei einzelnen Bevölkerungsklaſſen geweſen, ſo wird dies unſere Aufmerkſamkeit in weit höherm Grade verdienen.

Die Nachrichten über ſolche Fragen ſind in reicherer Fülle vorhanden, als wir annehmen, allerdings nicht in bequemen darſtellenden Vorträgen, ſondern in Schriftſtücken, die wie Urkunden ſelbſt zu uns reden, in Rechnungs-, Amts- und Regiſterbüchern, die ſeit dem 14. Jahrhundert häufig vorkommen und aufmerkſam gehört und verſtanden ſein wollen.

Durch die nachſtehende Veröffentlichung glaube ich einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß einzelner Seiten des wirthſchaftlichen Lebens der Rheinlande im Ausgange des Mittelalters zu liefern. Es iſt die Rechnung, durch welche ein kurmainziſcher Zollſchreiber zu Oberlahnſtein, Namens Johann Katzmann, Rechenſchaft ablegt

über die Einnahmen und Ausgaben in ſeinem Amte vom 24. Juni 1464 bis 24. Juni 1465.

Es iſt nicht meine Abſicht, den ganzen reichen Inhalt der Rechnung hier in darſtellender Weiſe zu verwerthen, ich will nur Einzelnes über die verzeichneten Einnahmen und Ausgaben, über die Verbrauchsgegenſtände und ihre Preiſe, über Handwerker- und Arbeiterlöhne hervorheben und durch dieſe Mittheilungen zur weitern Ausbeutung und zu fortgeſetzter Aufſuchung und Veröffentlichung ähnlicher Schriftſtücke, die in den Archiven noch unbenutzt liegen, die Anregung geben. Ganz beſonders will ich auch den ſprachlichen Werth des Buches betonen. Ich habe mir Mühe gegeben, mit Hülfe von Wörterbüchern [1]) und durch perſönliche Nachfrage bei alten Leuten in Oberlahnſtein die Bedeutung vieler mir unbekannter Worte zu finden. Bei den techniſchen Ausdrücken aus dem Bereiche des Handwerks, beſonders der Schmiede- und Zimmerleute iſt mir dies nicht immer gelungen und ich muß ſolche den Unterſuchungen und Erklärungen der Germaniſten überlaſſen.

Die Stadt und der Zoll von Oberlahnſtein befanden ſich in Jahren 1464—1465 nicht in dem unmittelbaren Beſitze des Erzbiſchofs von Mainz, dem beide ſonſt gehörten. Der damalige Kurfürſt Adolf, der von dem Papſte Pius II. im J. 1461 wider den abgeſetzten und gebannten Diether von Iſenburg auf den erzbiſchöflichen Stuhl erhoben worden war, hatte, als er nach einem zweijährigen Streite endlich durch Vertrag mit ſeinem Gegner Diether (Oct. 1463) in den Beſitz des Erzſtiftes gelangt war, dieſem auf Lebenszeit die Städte Höchſt, Steinheim und Dieburg und bis zur Bezahlung oder ſichern Anweiſung von 35,000 Gulden und der Erfüllung noch anderer finanzieller Verpflichtungen Schloß, Stadt und Zoll von Oberlahnſtein als Unterpfand überlaſſen müſſen [2]). Da bis zum J. 1464 Erzbiſchof Adolf nur einen Theil ſeiner Verpflichtungen erfüllt, nur c. 8000 Gulden bezahlt hatte, erhielt er wohl wieder ein Anrecht auf die Einkünfte des Zolles, allein Oberlahnſtein ſelbſt blieb im Beſitz Diethers und wurde

[1]) Auch meine Collegen Wilmanns und Birlinger habe ich über Einzelnes mit Nutzen zu Rathe gezogen.

[2]) Die Urkunde Adolfs vom 24. October 1463 habe ich in den Annalen des Vereins für Naſſauiſche Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung Band X, S. 28 veröffentlicht.

erſt im Jahre 1475, als dieſer nach Adolfs Tode abermals zum Erzbiſchof gewählt wurde, mit den übrigen erzſtiftiſchen Landen wieder vereinigt. Der Zollſchreiber Johann Katzmann, der die Rechnung führte, war ſchon längere Zeit in ſeinem Amte; er wird in andern Urkunden ſchon ſeit 1448 als Zollſchreiber genannt. Im Jahre 1459, als Diether zum erſtenmal Erzbiſchof wurde, ſchloß er mit ihm am 17. October einen auf ſeinen Dienſt bezüglichen Vertrag [1]).

Bei den Angaben des Rechnungsbuches muß berückſichtigt werden, daß jenes Jahr, in dem es geführt wurde, beſonders was die Ausgaben betrifft, kein ganz normales war. Der Biſchofskrieg hatte zwiſchen Adolf und Diether faſt zwei Jahre lang gedauert. Die Stadt Oberlahnſtein ſelbſt, welche zu Diether hielt, war von dem Erzbiſchof Adolf und ſeinem Helfer, dem Erzbiſchof von Trier, belagert und ſchwer bedrängt worden. Damals werden die Beſchädigungen an den Gebäuden, den Mauern, den Thürmen, den übrigen Zugehörungen der Stadt geſchehen ſein, welche im erſten Friedensjahre (1464) mit großen Koſten wieder ausgebeſſert werden mußten.

Die Einnahmen des Zolles betrugen in dem genannten Rechnungsjahre 15,194 Gulden 21 Albus. Auf die einzelnen Rechnungstermine wurde dieſe Summe folgendermaßen verrechnet: auf Kreuzerhöhung 1126 fl., auf Lucientag 8056 fl., auf Reminiscere 1002 fl., auf Trinitatis 5097 fl. Die Zeit vom 14. Sept. bis 13. Dezember 1464 und vom 10. März bis 9. Juni 1465 war alſo die einträglichſte für den Zoll, die regſte des rheiniſchen Schiffsverkehrs.

Außerdem verzeichnet Katzmann noch einige kleinere Einnahmen: für Ankauf von Ochſen- und Hammelshäuten (29 fl. 4 Alb. 9 Hll.), von Schmalz (3 fl. 21 Alb. 4 Hll., das Pfund zu 7 Hll. gerechnet), von Kleie (15 fl. 3 Alb.), von Nutzungen im Forſte (10 fl.), Krahnengeld (23 fl. 6½ Alb.) ꝛc., zuſammen 82 fl. 23 Alb. 7 Hll. Die Geſammteinnahme war demnach 15,277 fl. 20 Alb. 7 Hll. [2]).

---

[1]) Annalen XII, S. 21.

[2]) Die Münze, nach der Katzmann rechnet, iſt der rheiniſche Goldgulden zu 24 Weißpfennigen (Albus), dieſer zu 12 Hellern. Nur einmal bei den Butterpreiſen iſt nach alten Hellern gerechnet, welche zu den neuen ſich ver-

Die Einkünfte des Zolles ſind kein ganz richtiger Maßſtab für den Verkehr der Schiffe auf dem Rhein. Weltliche und Geiſtliche, beſonders Kirchen und Klöſter erfreuten ſich umfaſſender Befreiungen. Allein vom Kloſter Eberbach paſſirten 165 Zollfuder (Wein, Borde und Proviant) in jenem Jahre zollfrei den Oberlahnſteiner Zoll.

Den Einnahmen ſtanden bedeutende Ausgaben gegenüber, vor allem die Auszahlungen, welche in Folge des Biſchofskrieges und des Rücktrittes Diethers von Iſenburg gemacht werden mußten, zuſammen 9104 fl. 15 Alb. Dann die Bezahlung der ſchon länger verſchriebenen Zollantheile, der ſogenannten Turnoſe, des Pfalzgrafen, des Mainzer Domkapitels, des Grafen von Naſſau (772 fl. 17 Alb.), endlich der jährlichen Mann- und Burglehensgelder und Penſionen (738 fl.). Alles das zuſammen, nebſt einem bedeutenden Guthaben Katzmanns, das von einer andern Abrechnung noch herrührt, macht die Summe von 12,868 fl. 13 Alb. 8 Hll.

Dazu kommen aber noch die Ausgaben für die vollſtändige Bewirthſchaftung der Herrſchaft, voran für die Küche, aus der ein zahlreiches Perſonal, die Beamten und Diener, die Handwerker und Taglöhner, welche für die Herrſchaft ſtändig oder nur vorübergehend arbeiteten, ihre Koſt erhielten. Die regelmäßigen Anforderungen an dieſelben wurden noch durch die häufigen und langen Beſuche, welche Diether von Iſenburg, ſeine Brüder, Verwandte und Freunde in Oberlahnſtein machten, erhöht. So zehrte Diether im November und Dezember 1464 in zahlreicher Geſellſchaft und mit 50 Pferden 5 Wochen lang von den Einkünften des Zollamtes. Dafür ſind 250 fl. verrechnet. Auf Pfingſten mußte Katzmann den Schöffen von Oberlahnſtein nach altem Herkommen eine Mahlzeit halten, welche 7 fl. koſtete. Alle Ausgaben für die Küche betragen nahe an 800 fl. Auch die Pferde ꝛc. verſchlangen große Summen, für Heu ſind 50 fl. und für Hafer, der in Oberlahnſtein ſelbſt nur ſehr ſpärlich gewachſen zu ſein ſcheint, 572 fl. (für 1537 Malter) verrechnet. Ferner mußte der Zollſchreiber den Lohn des Amtmanns und der Diener, der Thurm- und Thorwächter, des Geſindes bezahlen (250 fl.), einzelnen Kleidung und

halten wie 3 : 4. Der Goldwerth des rheiniſchen Guldens vom J. 1464 betrug nach den Unterſuchungen Hegels (Städtechroniken I, 228 und V, 429) 7 Mark 40 Pfennige.

Schuhe liefern (93 fl., darunter 3 fl. für einen rothen Rock, welchen der Schultheiß als Sommerkleid erhielt). Er mußte, um den durch den Krieg heruntergekommenen Haushalt zu erneuern, neue Geräthe, Geſchirre und Werkzeuge für Haus, Küche und Keller, für Wald, Feld und Garten anſchaffen, große Ausbeſſerungen an den Gebäuden, Wänden, Dächern und Dachrinnen vornehmen, die Rheinmühle, die Rheinbrücke, den Krahnen, das Krahnenſchiff ganz neu wiederherſtellen laſſen, er hatte Ausgaben für vielerlei Arbeiten der Schmiede und Schloſſer, der Maurer und Kleber, der Zimmerleute und Faßbinder zu beſtreiten. Endlich erhielten die Boten, welche nach verſchiedenen Richtungen hin mit Aufträgen geſchickt wurden, von Katzmann ihren Botenlohn. Alle dieſe Poſten erhöhen die vorhin genannten Ausgaben auf die Geſammtſumme von 15,029 fl. 19 Alb. 8 Hll. Von der Geſammteinnahme (15,277 fl. 20 Alb. 7 Hll.) bleibt alſo nur wenig, nur 248 fl. und 11 Hll. übrig.

Die Angaben Katzmanns im einzelnen zu betrachten, iſt von nicht geringem Intereſſe, zunächſt die Beſoldungen der Arbeitslöhne. Der Amtmann, ein Adeliger Namens Henne von Buchis, erhielt jährlich 100 Gulden in halbjährigen Raten von 50 fl., der Schultheiß 16 Gulden (vierteljährlich 4 Gulden) nebſt Kleidung, die Wächter auf Lahneck je 8 fl., der Büchſenmeiſter 16 fl., die Wächter der Stadtpforte und im Schloß 6 fl. nebſt Holz, der Pförtner 4 fl., der Förſter 8 fl, der Wagenknecht 8 fl. nebſt 10 Alb. für Schuhe, der Bäcker 6 fl. nebſt Kleidung. Jeder hatte ſein eigenes Dienſtjahr, das mit ſeinem Eintritt begann. Der Zollſchreiber gab auf die Beſoldungen auch Vorſchüſſe und Darlehen.

An Taglohn erhielten: der Zimmermann, und zwar der Meiſter $2^1/_2$ Alb.; zwei Andere, welche nur Geſellen zu ſein ſcheinen, zuſammen 2 Alb. und $2^1/_2$ Alb. Doch erhält der Meiſter nebſt den zwei Geſellen einmal für eine Arbeit, die 60 Tage dauert, täglich nur $2^1/_2$ Alb. Der Dachdecker erhält 2 Alb. und $2^1/_2$ Alb., der Maurer, der Kleber, der Sattler je $2^1/_2$ Alb. Der Säger, der Holzhauer, der Dreſcher je $1^1/_2$ Alb., der Krautſchneider 1 Alb. Auch der Thierarzt, der zu einem kranken Pferde gerufen wird, wird in Taglohn bezahlt und erhält 2 Alb.

Frauen, welche in Feld und Garten arbeiten, Nüſſe bengeln und kehren, Kohl ſetzen, Kannen, Flaſchen und Schüſſeln putzen,

erhalten 1 Alb., für leichtere Arbeit 8 Heller, die Wäſcherin 1 Albus. Mädchen, meiſt zur Erntezeit verwendet, erhalten 4—6 Heller.

Es kommt auch Stücklohn vor; ſolchen erhält der Schneider, der Schuhmacher für neue Anfertigungen und Flickereien, die Kerzenmacherin für Bereitung von Kerzen aus Wachs, die Wurſtmacherin für Sülze und Würſte. Dem Schmied wird für das Aufſchlagen eines Hufeiſens 1 Alb. bezahlt, für 27 Stück aber nur 1 fl.

Die vorkommenden Lebensmittel und Verbrauchsgegenſtände haben folgende Preiſe: das Pfund Kalbfleiſch 4½—5½ Hll., Schweinefleiſch 5—6 Hll., Rindfleiſch 5—6½ Hll., Hammelfleiſch 4½—7 Hll., Speck 9 Hll. Eine Ochſenzunge 1½ Alb., Kalbskopf, Kröſe und Leber 1½—2 Alb. Von Thieren: ein Ochſe, der in Salz gelegt wird, 6 fl. 18 Alb., ein Schwein 1 fl. 15 Alb., ein Spanferkel 2 Alb., ein Lamm 10 Alb., ein Hammel 11 Alb., ein Bock 5—6 Alb., ein Kalb 15—19½ Alb., ein Haſe 2—4 Alb. Haſen werden in allen Monaten des Jahres verzehrt, der höchſte Preis iſt in den Monaten Januar, Februar, Mai und Juli angeſetzt, der niedrigſte im September. Ein Huhn koſtet c. 1 Alb., ein altes Huhn 20 Hll., eine junge Gans 2 Alb. Ein Pfund Salmen 1 Alb. — 16 Hll.; eine Tonne Häringe 4 fl. 7 Alb., 100 Häringe 14 Alb.; ein Bücking 3 Hll., ein Stockfiſch c. 30 Hll. Ein Viertel Eier (25 Stück) 11 Hll. — 2 Alb. Der billigſte Preis iſt um Oſtern, der höchſte im Januar und Februar.

Eine Maß Süßmilch 4 Hll., Sauermilch 8 Hll., ein Pfund Butter 7—9 alte Heller, ein Malter Geſindekäſe 10½ Alb. — 1 fl., ein Malter Herrenkäſe 1 fl. 3 Alb., und guter Käſe 2 fl. 6 Alb.

Ein Pfund Saffran 3½—4 fl., Ingwer 8 Alb., Pfeffer 8 Alb., Nelken 16 Alb., geſtoßener Kümmel 3 Alb., Senftmehl 10 Hll., Mandeln 2 Alb. Ein Simmern Zwiebeln 5 Alb., ein Korb Feigen 1 fl. 8 Alb., ein Hut Salz 1 fl. 16 Alb., ein Malter Erbſen 1 fl. 10 Alb., ein Pfund Reis 1 Alb. 8 Hll., ein Simmern Wachholder 4 Hll. Ein Hundert Kappus (Kraut) 6 Alb. Ein Maß Honig 3 Alb., ein Centner Wachs 14½ fl., ein Ries Papier 1 fl.

Ein Malter Weizen 14 Alb., ein Malter Haſer 12 Alb. nach Mainzer Maß und 7½—9 Alb. nach dem kleinern Coblenzer Maß. Eine Bürde Heu 2½ Alb., ein Wagen Heu 2½ fl. —

Vergleicht man die Preiſe der Lebensmittel mit den Löhnen, ſo wird man ſchließen, daß damals die Lage der Handwerker und Arbeiter eine recht günſtige war, beſonders da ſie außer dem Lohn auch noch die Koſt im Schloſſe erhielten. Doch darf man dies nicht mit der Sicherheit und den Folgerungen ausſprechen, wie das J. Janſſen in ſeiner deutſchen Geſchichte Bd. I, S. 306 ff. thut [1]). Ein Handwerker, der 2½ Alb. für den Arbeitstag einnahm, konnte ſich allerdings dafür 5 Pfund Rindfleiſch oder Schweinefleiſch, oder 25 Eier und 1 Huhn oder 1 junge Gans oder 1 Spanferkel und etwas Brod kaufen, eine Frau für 1 Albus 2 Pfund gutes Fleiſch oder 25 Eier oder 2 Maß Süßmilch und 1 Bücking, ein Mädchen für ihre 4—6 Hll. 1½ Maß Milch oder 2 Bückinge. Aber man muß bedenken, daß dieſe Leute nicht alle Tage bei der Herrſchaft arbeiteten, alſo nicht alle Tage denſelben Lohn einnahmen, und daß, wenn es dort nichts zu thun gab, die Nachfrage nach Arbeit anderwärts keine ſehr große geweſen ſein wird. Demnach waren die Arbeiter ganz gewiß genöthigt, ihren Taglohn recht häufig auf mehrere Tage zu vertheilen.

Diejenigen Leute, welche ſtändig im Schloſſe weilten und auf Jahreslohn, Koſt und Kleidung angeſtellt waren, lebten allerdings gut, und hatten keine Urſache über Einförmigkeit und Sparſamkeit der Küche und des Kellers ſich zu beklagen. Fleiſch und Fiſche gab es in allen vorkommenden Arten. Fett und ſchmackhafte Gewürze wurden bei der Zubereitung nicht geſpart. Auch das „deutſche Eſſen“ Sauerkraut, geſotten und mit Wachholder eingemacht, ſpielt, wie man ſieht, in der Küche und auf dem Tiſch eine Rolle, Würſte und Sulzen von Fiſchen wurden von der angeſtellten Wurſtmacherin zubereitet. Zu Gebackenem wurde feines Weizenmehl und Honig verwendet. Käſe kam in groben und feinen Arten auf den Tiſch. Daß der Wein dabei nicht ſparſam floß, ſieht man daraus, daß die Faßbinder große Stückfäſſer abziehen mußten und Trinkgefäße in großer Menge vorhanden waren [2]).

---

[1]) Zu vergleichen iſt auch: G. Schmoller, Die hiſtoriſche Entwickelung des Fleiſchconſums, ſowie der Vieh- und Fleiſchpreiſe in Deutſchland, in der Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft Jahrg. XXVII, S. 284—362.

[2]) 500 Krüge ließ Katzmann kaufen (das Hundert zu 5 Albus); leider iſt dabei nicht geſagt, wo?

Nicht Alles, was man in Oberlahnſtein brauchte, war dort hervorgebracht oder zur Genüge vorhanden. Es iſt daher von Intereſſe, die meiſt notirten Bezugsorte der Lebensmittel und anderer für die Wirthſchaft nothwendigen Gegenſtände kennen zu lernen. Sie gewähren einen Einblick in die Bewegungen des Handels- und Gewerbeverkehrs. Zu bemerken ſind auch die Unkoſten, welche die auswärts gekauften Gegenſtände durch den Transport, durch Zölle und Acciſen, und durch Beſichtigung (wohl Unterſuchung) verurſachten.

Der größte Theil des in großen Quantitäten eingehenden Faſtenproviants (Häringe und Stockfiſch) wurde aus Köln geholt, Kraut (Kappus) aus Bingen, Erbſen aus Straßburg, Rüben aus Frankfurt, Eier aus Boppard und Coblenz. Gänſe kaufte man in Mainz, Ochſen in Reichenberg, Schweine auf dem Markt in Coblenz.

Heu wurde aus Rhenſe und Vallendar, Haſer aus Boppard, Simmern, Neumagen und Höchſt herbeigeſchafft. Wagenräder und Kohlen kamen aus Montabaur, Holz und Faßreiſe aus Braubach, Eiſen und Nägel vom Markte zu Engers, Holzächſe aus der Schmiede zu Ems. Aus Frankfurt wurden außerdem noch Tuch, Wachs, zinnerne und hölzerne Schüſſeln, geſchnittene Bretter (Borde), der Wellbaum für die Rheinmühle und das neue Krahnenſchiff (dies für 70 fl. vom Schiffmacher Lenzen) herbeigeholt.

Zum Schluß will ich über meine Vorlage noch Folgendes bemerken. Ich fand das Original im Stadtarchiv zu Oberlahnſtein; die Möglichkeit der eingehenden Benutzung und Veröffentlichung verſtattete mir Hr. Bürgermeiſter Reuſch, dem ich dafür meinen herzlichen Dank ſage.

Das Buch beſteht aus 33 Blättern von Papier in Großfolio und iſt 43 cm hoch und 15 cm breit. Es war ehemals in Pergament gebunden, von dem aber nicht mehr viel vorhanden iſt. Auch das erſte Papierblatt iſt in der obern Ecke rechts zerriſſen. Das Meiſte iſt ohne Zweifel von Johann Katzmann ſelbſt geſchäftsmäßig geſchrieben. Nur die Blätter 10a, 17—23, 30 und 31 zeigen eine ſorgfältigere Schreiberhand.

Im Abſchreiben habe ich mich genau an das Original gehalten, nur v habe ich entſprechend in u verwandelt und umgekehrt, und die römiſchen Zahlen durch arabiſche wiedergegeben.

[1 a]

In dem jare als man der [gepurt unsers herrn] [1]) || schreib tusent vierhundert sechczig [und] || vier jare von sant Johannes baptisten || tag an bisz wieder uff sant Johannes bap || tisten tag als man schribet tusent vier || hundertsechczig und funff jare han ich || Johann Kaczman zolschriber zu Lanstein || [2]) diesz nach geschrieben ingnomen und uszgeben.

Zum ersten zu der fronfasten exaltationis sante Crucis han ich von dem zolle ingnomen und emphangen 1126 [3]) gulden an golde und an wisem [4]) gelde zusamen. Item uff dieselben czijt han ich ingnomen an wisem gelde 110 gulden under dem obgeschrieben [5]). Item zu der fronfasten Lucie han ich von dem czolle ingnomen und emphangen 8002 fl. an golde. Item uff dieselben zijt han ich ingnomen an wisem gelde 54 gulden. Item zu der fronfasten reminiscere han ich von dem zolle ingnomen und emphangen 976 gulden an golde. Item uff dieselben zijt han ich ingnomen an wisem gelde 26 gulden. Item zu der fronfasten trinitatis han ich von dem zolle ingnomen und emphangen 4925 gulden an golde. Item uff dieselben czijt han ich ingnomen an wisem gelde 82 gulden. Item so han ich ingnomen das diesz jar zu in den zolle gefallen ist 3 gulden 21 alb. [6])

Summa 15194 fl. 21 alb.

[1 b]

[*Rece*]*pta de diversis.*

[Zum] ersten han ich ingnomen vor die stoppeln uff dem Bruel [7]) 1 fl. 12 alb. — Item han ich ingnomen vor 10 ossen hude [8]) die gessen sint als myn herre umbe Martini hie was, als der zijtel [9]) uszwiset, zusamen 8 fl. 2 alb. — Item uff dieselben zijt han ingnomen vor 17 hamelshude, eyne 3 alb., facit 2 fl. 3 alb. — Item so han ich ingnomen vor 10 ossenhude, die in das husz abgethan wurden, sint als der zittel uszwiset zusamen 9 fl. 14 alb. — Item han ich ingnomen vor 23 hamelshude, der komen 15 vor ein fl., und vor 63 eyne 3 alb. facit 9 fl. 9 alb. 9 hell. (Item han ich ingnomen vor 14 menczer malter weisz die diesz jare von der rynmolen gefallen sin vor iedes malter 14 alb. facit 8 fl. 4 alb) [10]).

---

[1]) Die in eckigen Klammern ſtehenden Worte, welche in der Vorlage wegen Beſchädigung des Papiers fehlen, ſind wohl richtig ergänzt.

[2]) Die kleinen Parallelſtriche bedeuten das Ende der erſten 7 Zeilen.

[3]) Die römiſchen Zahlen der Vorlage ſind im ganzen Stücke durch arabiſche ausgedrückt.

[4]) An Goldgulden und Silbergeld (Albus).

[5]) Hier ſteht am Rande nihil (nl mit Abkürzungsſtrich), das wohl bedeuten ſoll, daß der Poſten, als in der vorausgehenden Summe einbegriffen, nicht mitgezählt werden ſoll.

[6]) Wohl die wenigen Tage von Trinitatis (9. Juni) bis 24. Juni 1465. Nur an den 4 Terminen wurde 'aufgeſchloſſen', d. h. die Zollbüchſen geöffnet.

[7]) Feld zwiſchen Ober- und Niederlahnſtein am linken Lahnufer.

[8]) Ochſenhäute. [9]) Zettel.

[10]) Die rund eingeklammerten Stellen ſind in der Vorlage ausgeſtrichen.

Item Mosse der jude . . . .[1]) — Item han ich ingnomen von den von Bechel vor die weyde und eckern im forste, als ich ine die diesz jare verkaufft han 10 fl. — Item Hans von Heidelberg vor 160 punt abgeschamten[2]) smals vor das punt 7 hll. facit 3 fl. 21 alb. 4 hll. Item han ich ingnomen vor . . . . kalbesfelle. — Item han ich ingnomen von Mertin dem cranenmeister, das diesz jar von dem cranen gefallen ist 23 fl. 6½ alb. — Item han ich ingnomen vor clyen die diesz jar verkaufft wurden sin 15 fl. 3 alb. — Item han ich ingnomen vor . . . . kalbesfelle die in dem vergangen jare hinderstendig bleben sint.

[Bl. 2 iſt unbeſchrieben.]

[3a]

Remissiones.

Zum ersten davor myne gnedigen herren von Mencze[3]) und von Isemburg[4]) sementlich und in sunderheit geschrieben und geheisen hant zolfrij lassen zu faren. — Item mynem gnedigen herren von Mencze an wynen von Ernfels 20 zolfuder. — Item den kartusern hinder Nusze uff myns hern von Isemburg bescheit 6 zolfuder wins. — Item hern Heinrich Monch von myns hern von Isemburg bescheit an wyne 3 zolfuder, montlich[5]). — Item den hern zu sant Andree zu Collen an wyne 53 zollfuder, montlich. Item den hern zu sant Severin von myns hern von Isemburg bescheit 4½ zolfuder wyns, montlich. — Item uff unser lieben frauwen abent conceptionis dem apte und convent zu Erbach an wyne mit sampt tusent borte 163 zollfuder[6]) und an provisien zu berge 2 zolfuder. — Item mynem hern von Kaczenelmbogen an wyne 50 zolfuder, montlich[7]). — Item der eptissen zu santteruilien[8]) zu Collen an wyne 10 zollfuder, montlich. — Item uff sontag nach Lucie mym gnedigen herren von Mencze an vasten provisien von Collen 16 laste und uff frijtag nach dem eschetage 8 laste, facit 12 zollfuder. — Item uff samstag nach misericordia domini dem apt

[1]) So! nicht ausgefüllt.

[2]) Gereinigtes abgeſchäumtes Schmalz (Birlinger).

[3]) Erzbiſchof Adolf von Mainz.

[4]) Diether von Iſenburg 1459—1463 und 1475—1482 Erzbiſchof von Mainz.

[5]) montlich (d. h. mündlich) iſt von derſelben Hand nachgetragen, auch an den 4 folgenden Stellen.

[6]) Die meiſten Waaren, welche den Zoll zu paſſiren hatten, waren nach Zollfudern tarifirt. Nach einem allerdings etwas ſpätern Zolltarif betrugen 400 Borde ein halbes Zollfuder. Die 163 Zollfuder waren alſo faſt nur Wein. Ich werde über rheiniſche Zollverhältniſſe mich bald an einem andern Orte äußern.

[7]) Die Bewilligungsurkunde des Erzbiſchofs Diether für den Grafen Philipp von Katzenelnbogen vom 2. Januar 1460 iſt von mir in den Annalen des Vereins f. Naſſ. Alterthumskunde u. Geſchichtsf. XII, S. 25 mitgetheilt.

[8]) Sentervilgen, d. h. zu den elftauſend Jungfrauen. Vgl. Städtechroniken XII (Köln Bd. I), 375.

und convent zum Aldenberge an wynen 12 zolfuder und 200 borte. — Item umbe die phingsten mym hern von Mencz 50 hoede [1]) salczs facit 2½ zollfuder.

[3b]

Trier.

Item mynem gnedigen herren von Trier an provisien usz der herbstmesse 2 zolfuder. Item usz der vaste messe an allerley provisien 2 zollfuder. Item bisz uff Walpurgis hat er ênczlingen [2]) vorfuren lassen an wyne 18 zolfuder.

Collen.

Item in der karewochen an wyne und korne gein Bonne uff den zoll 9 zolfuder.

Mynem hern von Kaczenelinbogen.

Item nach nativitatis Marie 26 hoede salczs und 200 stockfisch facit 1½ zollfuder. Item an vastenprovisien 2½ zolfuder.

[4a]

Uszgeben das mynen gnedigen herren von Mencze und von Iszemburg selbs worden ist.

+ Item zum ersten so han ich von geheis myns gnedigen herren von Mencze und bewilligunge myns gnedigen herren von Isemburg mynem gnedigen junghern von Nassauw zu Vianden etc. herren zu Breda geben und bezalt als dan myn gnediger herre von Mencze ime schultig gewest ist 800 und 10 fl. als die brieffe und quitancie uszwisent. + Item nach Martini han ich geben mynem gnedigen herren von Isemburg als ime dan noch hinderstendige gewest ist und ime vor eym jare beczalt solt wurden sin nach inhalt syner verschribunge etc. 3000 fl. + Item in den wihenacht heiligen tagen gab ich mynem gnedigen herren von Iszemburg als ime dan uff sant Michels tag davor vellig gewest ist von dem zolle nach lute syner verschribunge 1000 fl. 400 fl. facit 4400 fl. in abeslag 15000 fl. [3]) als die quitancie uszwiset uff frytag noch Elizabeth. (Item so han ich demselben mynem gnedigen herren von Isemburg geben und verlacht in abslag der drietusent gulden die im uff sant Michels tag erschynen und vellig werden etc. als das register uszwiset) [4]). — Item Cappus der

---

[1]) hoede fehlt im Text und iſt aus der unten folgenden Stelle ergänzt. Hut (hût, hoit, hoede) iſt ein kleines Trockenmaß, beſonders für Salz gebraucht. Vgl. Birlinger, Wörterbuch zu den Kölner Chroniken, Städtechroniken Bd. XIII und XIV, S. 990.

[2]) Dativiſches Adverb: einzelinc, mhd. einzelingen, niederrh. ênzelingen, einzeln (Birlinger).

[3]) Dieſe Summe erhielt Diether von Iſenburg nach dem Vertrage von Zeilsheim vom 5. October 1463, als er vom Erzſtift Mainz zurücktrat. S. Annalen des Vereins für Naſſ. Alterthumskunde X, S. 19.

[4]) Das Eingeſchloſſene iſt ausgeſtrichen.

sollichs gelts einteils zu zwen malen hinuff[1]) gefurt hat zu czerunge 2 fl. 4 alb.

5212 fl. 4 alb.

[4 b iſt unbeſchrieben.]

[5 a]

Uszgeben das myne gnedige heren von Mencze und von Isemburg geheiszen und bescheiden han.

+ Item uff sontag nach Andree gab ich von geheis myns gnedigen herren von Iszemburg hern Bothen herren zu Ilburg etc. vor schaden und anders, er bij demselben mynem herren gnomen hat nach inhalt syner verschribunge und sin quitancie uszwiset 215 fl. + Item uff den heiligen Cristabent gab ich von geheis myner gnedigen herren von Mencz und von Isemburg Diether Huben von Cressenbach in abslag syner schulde nemlich 500 fl. als sin scholtbrieff innehelt 200 fl. als sin quitancie uszwiset. + Item uff sant Lucien abent gab ich von geheis beider myner gnedigen herren Heinrich von Rolle in abslag syner schulde vor schaden und anders nach lute syner verschribunge und quitancie 54 fl. die emphing Wilhelm Plancze. (Item uff dieselben czijt von geheis myns gnedigen herren von Isemburg gab ich Crafft Rijtesel synen wintter rock damit zu futern und machen zu lassen 2 fl.)[2]). + Item mym hern von Kaczenelinbogen 20 fl., hatte er Johann von Dalen geben etc. + Item in der vasten messe han ich Heinrich von Rolle geben und beczalt 50 fl. die emphing Wilhelm Plancze als sin quitancie uszwiset uff mitwoch nach dem ostertage. + Item uff dinstag nach Oculi gab ich von geheis myns hern von Isemburg Philips von Hoensteyn in abeslag syns schadens etc. 100 fl. und uff mitwoch nach sant Jorgen tag 200 fl. facit 300 fl. als syn quitancie uszwiset. + Item in der karewochen gab ich von geheis myns herrn von Isemburg junchern Johann dem Ringraffen etc. 100 fl. die ime myn herre nach von alters vor ein hengst schultig gewest ist als sin quitancie uszwiset. + Item uff dieselben czijt gab ich von geheisz deszselben myns hern von Isemburg Margwart von Dorne 100 fl. die er ime in der fehede geluhen hatte als sin quitancie uszwiset. + Item uff sant Jorgen tag gab ich von geheis myns hern von Iszemburg Anthonien von Witstat 200 fl. in abeslag sins schadens dienstges und czerunge als sin quitancie uszwiset. + Item uff dinstag nach vocem jocunditatis gab ich von geheis myns gnedigen herren von Isemburg hern Emrich von Riffemberg in abeslag sins schadens etc. 100 fl. als die quitancie uszwiset.

1319 fl. 26 fl.[3])

[5 b]

+ Item hern Eberhart von Elben 190 fl., des han ich ime beczalt bisz uff mitwoch nach der heiligen drier konig tag 140 fl. Idem uff

---

[1]) D. h. nach Höchſt, Dieburg oder Steinheim, wo Diether von Iſenburg nach ſeinem Rücktritt meiſt ſich aufhielt.

[2]) Das Eingeſchloſſene iſt ausgeſtrichen.

[3]) Statt 26 fl. muß es 20 fl. heißen, es ſind zuſammen 1339 fl.

dornstag nach dem sontag Jubilate 50 fl. und ist beczalt als sin quitacie uszwiset. + Item Bernhar von Lauberbach 250 fl., des han ich ime beczalt bisz uff den achtzehenden tag 65 fl., idem uff samstag nach Letare 185 fl., und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item Hennen von Lauberbach 158 fl., des han ich ime beczalt bisz uff montag nach Andree 36 fl. 16 alb. — idem uff samstag nach Letare 121 fl. 8 alb. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item demselben und Adolff von Biedenfelt zu sture an ire czerunge als sich die mer dan die andern stellen musten etc. von geheis myns hern von Isemburg 6 fl. + Item Wygant von Biedenfelt 265 fl., des han ich ime beczalt uff Martini 30 fl., idem uff dinstag nach Letare 135 fl., idem uff frijtag nach Exaudi 100 fl. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item Adolff von Biedenfelt 162 fl. und 9 fl., des han ich ime beczalt bisz uff den samstag nach dem nuwen jars tage 56 fl. idem uff dinstag nach Oculi 115 fl., facit 171 fl. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item Johann von Dersz 141 fl. die han ich ime enczlingen beczalt bisz uff den achtczehenden tag als sin quitancie uszwiset. + Item Johann Herdein von der Nuwenburg 44½ fl. des han ich ime beczalt uff Martini 10 fl. idem uff frijtag nach Exaudi 34½ fl. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset.

1225½ fl.

[6a]

+ Item Heiderich von Uchelhuszen 49 fl., des han ich ime beczalt bisz uff den samsztag nach dem nuwen jars tag 30 fl. idem uff dinstag nach Oculi 19 fl., facit 49 fl. und ist beczalt als sin quitancien uszwiset. + Item dem Nassen 49 fl., des han ich ime beczalt bisz uff den mitwoch nach der heiligen drier kunige tag 19 fl. 7 alb. und 16 alb., idem uff mitwoch nach Cantate 29 fl. 1 alb. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item Peter Kotten 42 fl., des han ich ime beczalt bisz uff den mitwochen nach der heiligen drier kunge tag 13 fl. 9 alb. idem uff mitwoch nach Cantate 28 fl. 15 alb. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item Heinchen Molner 41 fl., des han ich ime beczalt 2 fl. 7 alb., idem uff Gorie [1]) 38 fl. 17 alb., facit 41 fl. und ist beczalt als sin quitancie uszwiset. + Item uff dinstag nach Jubilate gab ich von geheis beder herren Hennen von Belderszheym Wernhers sone in abeslag 50 fl. syner schulde 25 fl. als sin quitancie uszwiset. + Item von geheis myns hern von Isemburg han ich geben Wilhelm von Sweden diesz jare zu ieder fronfasten 3 fl. facit 12 fl.

206 fl. und 12 fl.

2788½ fl. [2])

[6b]

+ Item so blibet myn gnediger herre mir in myner vordern rechenunge schultig als das register uszwiset 2253 fl. 5 alb. 8 hl. [3])

---

[1]) St. Georg.

[2]) 1319 + 26 + 1225½ + 218 = 2788½ fl. (Eigentlich nur 2782½ fl.)

[3]) Dieſe Schuld rührt wohl von einem vorausgehenden ungünſtigen

+a. Item uff den dornstag nach sant Mertins tag gab ich von geheis myns gnedigen herren von Isemburg Cunen von Ryfemberg so ime dan sin gnade in der irrunge etc. zu geben zugesagt hat 30 fl. als sin quitancie uszwiset. + Item dieselben czijt in solcher masze Eberhart Kesseler burggraffe uff Rinfels etc. 36 fl. als sin quitancie uszwiset. b. Item uff dieselben czijt von geheis myns herren Heinczen dem scholtheisz in abslag vier und driszig gulden von eym pherde etc. 4 fl. + Item dem zolschriber zu sant Gewere, das er in der vede uszgeben und beczalt hat, das etliche myns hern diener daselbes verczert han und bottenlone etc. zusamen 1 fl. 23 alb.

[7a unbeſchrieben.]

[7b]

Uszgeben mynen gnedigen herren von Trier von dem viertel er uff dem czolle haben sal [1] *eyne summe gelts uffczuheben.*

+ Item zum ersten han ich geben von des obgeschriben myns gnedigen herren wegen und von synem geheis myns gnedigen herren von Isemburg schribern von den brieffen etc. zu schriben 20 fl. Item uff den sontag Oculi gab ich von bescheit myns hern von Iszemburg der eptissen und convent uff dem obern werde bie Cobelencz so dan sin gnade an mynem gnedigen herren von Trier an irem subsidium etc. erworben hat 12 fl. als ir quitancie uszwiset. Item auf den sontag Exaudi beczalt und gab ich mynem gnedigen herren von Kaczenelinbogen 1000 fl. die er mym gnedigen hern von Trier geluhen gehabt hat, als das die brieffe die mir davon obergeben sin inhalten. Summa das davon zu verrechen geburt uff trinitatis 683 fl. 23 alb.

1032 fl.

[8a]

Uszgeben der thornosze [2].

+ Zum ersten mynem gnedigen herren dem phalczgraffen zu der fronfasten exaltationis sancte crucis 22 fl. 9 alb. und zu der fronfasten

---

Rechnungsabſchluß her, in dem die Einnahme von der Ausgabe überſtiegen wurde. Der Biſchofskrieg, der den Verkehr am Rhein hemmte, macht dies erklärlich.

[1] Erzbiſchof Johann von Trier beſaß nach einer Verſchreibung des Erzbiſchofs Adolf von Mainz ein Viertel am Zoll zu Oberlahnſtein. Als Diether von Iſenburg bei ſeinem Rücktritt vom Mainzer Erzſtift (October 1463) den Zoll zu Oberlahnſtein zugewieſen bekam, beſtätigte er den Trierer in ſeinem Beſitze. Dafür verſprach ihm Erzbiſchof Johann die Uebergabe des Schloſſes Lahneck, welches während des Krieges 1461—1463 in ſeine Hände gefallen war, und ſeinen Schutz. Die Urkunde vom 15. Nov. 1464 bei Gudenus, Cod. dipl. V, p. 1066.

[2] Unter thornosze ſind hier nicht die Münzen verſtanden, welche aus dem franzöſiſchen Tours ſtammen ſollen, ſondern Zollantheile, welche einzelnen Fürſten verſchrieben waren. Vgl. Bodmann, Rheingauiſche Alterthümer S. 746. Ueber dieſe Verhältniſſe werde ich mich noch anderwärts eingehend äußern.

Lucie 184 fl. 15 alb. das macht 207 fl. als die quitancie uszwiset. + Item demselben mym herren dem phalczgraffen zu der fronfasten reminiscere 19 fl. 6 alb. und uff trinitatis 103 fl. 9 alb. facit 122 fl. 15 alb. + Item uff mitwoch nach letare gab ich von geheis myns gnedigen herren von Isemburg, mym herren von Solms coster, hern Raban von Liebenstein, hern Dam von Prumheym, hern Johann Monnich und hern Johann Specht, dummhern zu Mencze etc. ir fronfastengelt von dem vergangen jare als sie nit zu cappittel gangen sint 250 fl. + Item han ich diesz jar geben und beczahlt mym junghern von Nassauw in abslag syner drier thornes mit bewilligunge myns hern von Isemburg 193 fl. 2 alb.

772 fl. 17 alb.

[8 b]

Uszgeben der lehen und pensien etc.

+ Zum ersten uff Severi gab ich von geheis myner gnedigen herren beider hern Friederich von Riffemberg ritter 100 fl. und uff der heiligen drier kunge tag 120 fl. facit 220 fl. als das hern Friederich obgenant Philips des jungen von Riffemberg und Philips von Hatstein quitancie uszwiset uff Johannis decollationis. + Item uff frijtag nach Martini gab ich hern Emrich von Riffemberg ritter von geheis myns gnedigen herren von Iszemburg etc. 40 fl. zu manlehen. + Item uff denselben tag fritag gab ich von geheis myns gnedigen herren von Iszemburg Hennen von Buches 30 fl. zu manlehen als sin quitancie uszwiset. + Item uff montag nach Martini gab ich Philips von Hoenstein und Philips synen bruder von geheis myns gnedigen herren von Iszemburg ir burglehen von den nehsten driegen vergangen jaren und phingstheiligen von iedem jare 15 fl. facit 45 fl. als ir quitancie uszwiset. + Item uff dinstag nach Oculi Gerlach Marschalck sin burglehen 12 fl. uff Martini davor erschynnen als sin quitancie uszwiset. + Item uff samstag nach Oculi von geheis myns gnedigen herren von Isemburg Gilebrecht von Schonborn sin manlehen 12 fl. uff Martini davor erschyn als die quitancie uszwiset. + Item uff dieselben czijt dem selben Gillebrecht 20 fl. pensien uff ad kathedram Petri davor erschynn als die quitancie uszwiset. + Item uff dornstag nach Ostern gab ich von geheisz beider myner hern Crafft von Aldendorff syn manlehen von den czwen nehst vergangen jaren von iedem 13 fl. etc. facit 26 fl. als die quitancien uszwisent. + Item uff samsztag nach Phingsten gab ich Philips von Hoenstein dem alten und dem jungen ir burglehen 15 fl. in den phingstheiligen tagen davor erschynnen als die quitancie uszwiset. + Item uff dornstag nach Vite gab ich von geheis myns hern von Isemburg hern Hansen von Cronber ritter 120 fl. pensien die ime uff Walpurgen anno etc. 62° vellig gewesen sin als sin quitancie uszwiset. idem uff dieselben czijt 120 fl. von dem 63. jare facit 240 fl. als die czwo quitancien uszwisen.

720 fl. 6 fl. [1])

[1]) Ich bringe nur 660 fl. heraus.

[9a]

Item uff sontag nach Andree Wolprecht von Swach sin burglehen 10 fl. als sin quitancie uszwist.

facit 738 fl. [1])

[9b unbeschrieben.] (Forts. folgt.)

Kleinere Mittheilungen.

1. Rheinische Hausmarken.

(Mit Abbildung.)

Freundliche Zusendungen der Hrn. Rector Dr. Pohl, Oberlehrer Dr. Fuß und des Herausgebers dieser Zeitschrift und glückliche Funde auf eigenen Streifzügen ermöglichen es mir, den in Jahrgang IV veröffentlichten „Rheinischen Hausmarken" noch eine neue Sammlung hinzuzufügen.

Dieselbe bestätigt durchweg die bei der ersten Publication gemachten Beobachtungen und gestattet, dieselben nach einer Seite hin zu erweitern.

Ist auch der Niederrhein durch einige Marken vertreten, so ist deren Zahl doch nur sehr gering gegenüber der Menge der Zeichen, die aus der Gegend oberhalb Bonn stammen.

Die Regellosigkeit bei der Vererbung der Marken, die es veranlaßte, daß diese zu derselben Zeit und an den nämlichen Orten bald in vollkommen gleicher Gestalt von einer großen Zahl von Familiengliedern geführt wurden, bald durch kleine Aenderungen oder Vermehrungen zu besondern Zeichen für einzelne Zweige oder gar zu persönlichen für einzelne Individuen gestaltet wurden, bestätigen die Nummern 1—41 für Oberwesel [2]) im ausgedehntesten Maße, während dem entgegen wieder in dem doch nicht so gar weit entfernten Bingen Personen desselben Namens und daher wohl auch derselben Familie durchaus verschiedene Marken führen (Nr. 58 u. 64; 59 u. 61).

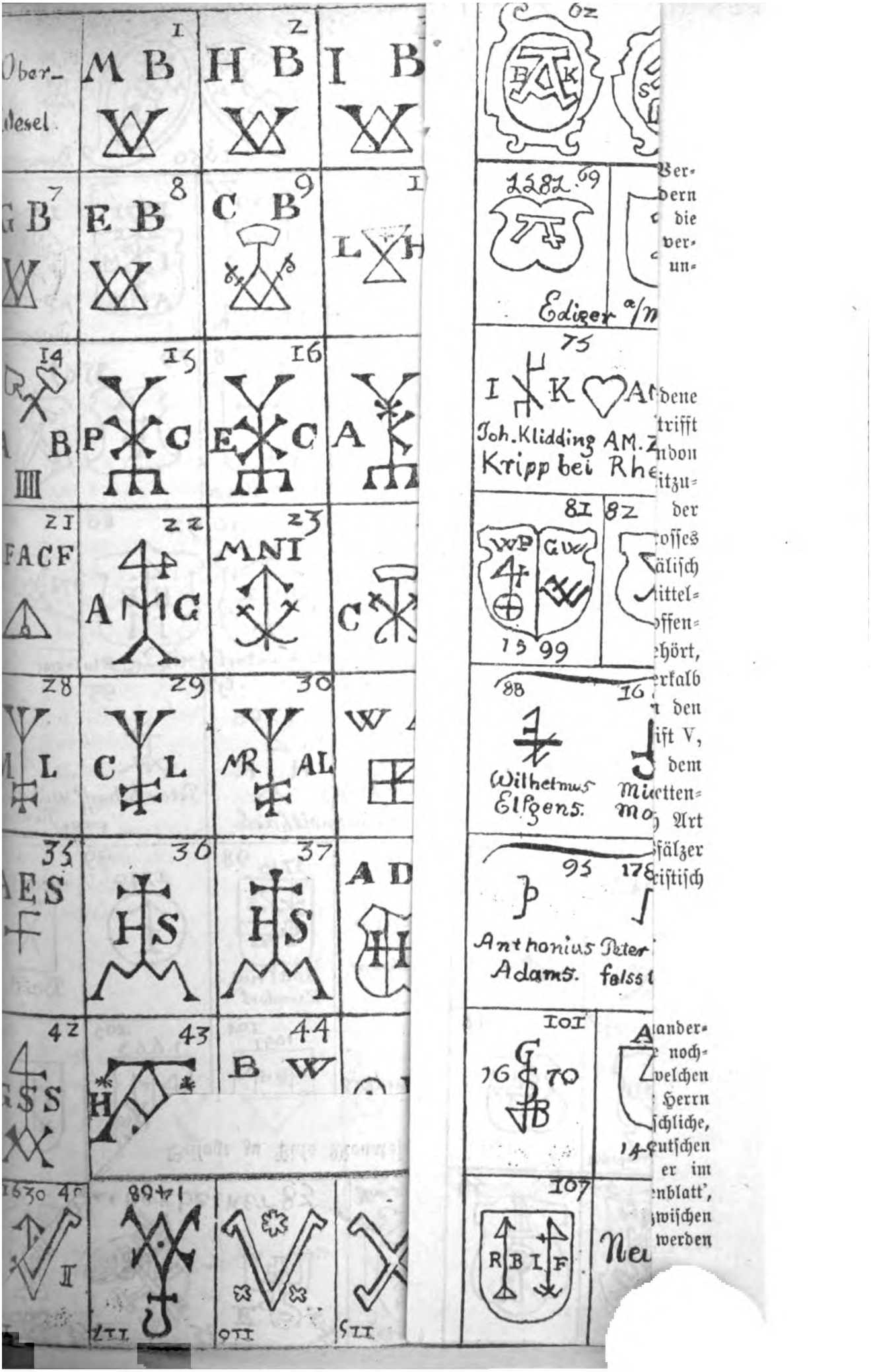
Neues bieten die von Hrn. Dr. Pohl beigesteuerten Nrn. 88—90 und 93—97, die beweisen, daß die Marken auch im Rheinlande als Willenszeichen anstatt und neben der Namensunterschrift zur Verwendung kamen und als solche vereinzelt sogar noch am Ende des vorigen

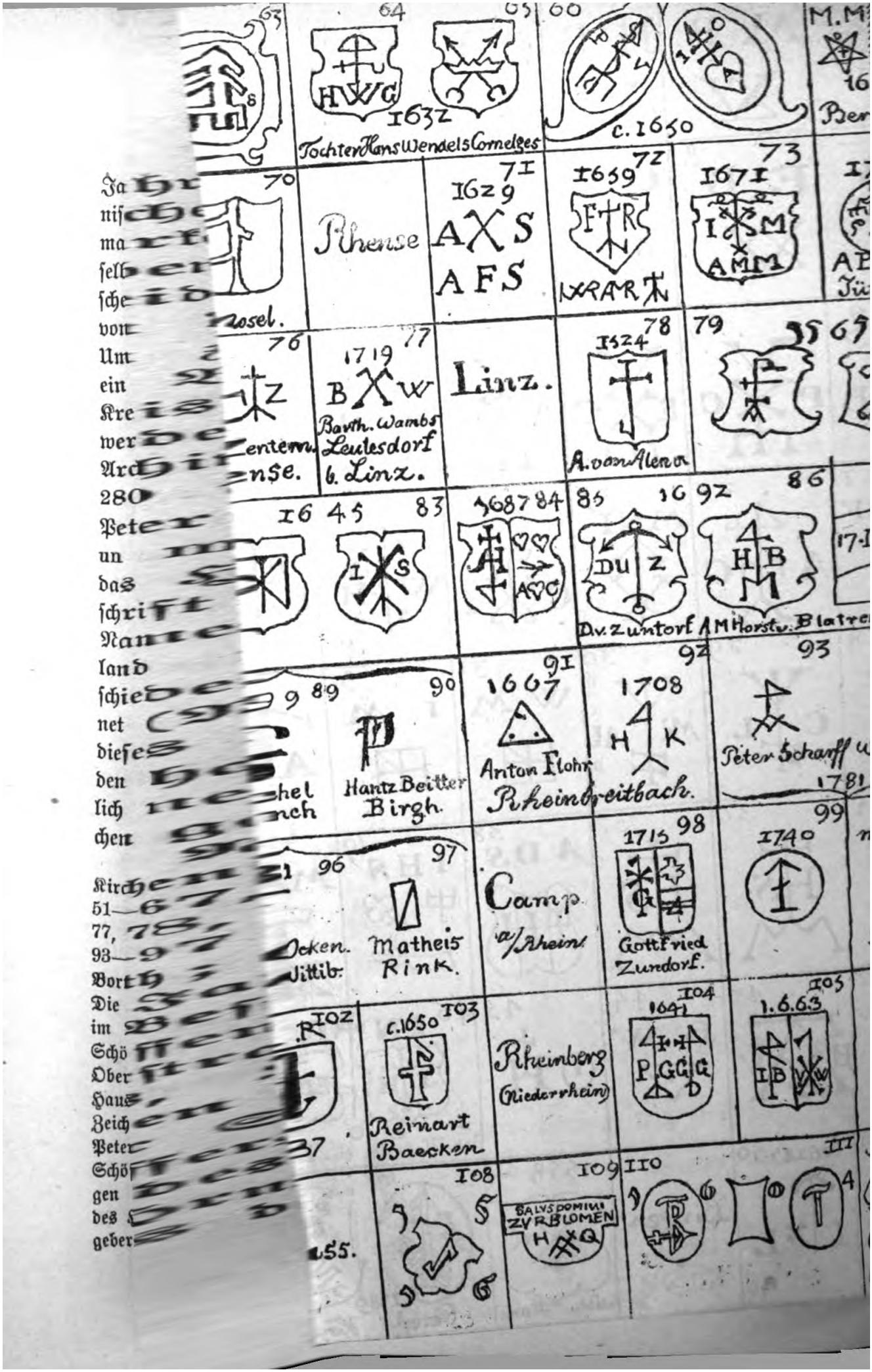
[1]) Nur 670 Gulden! (660 + 10.)

[2]) Die Nrn. 116—122 der frühern Mittheilung dienen demselben Zwecke und entstammen derselben Zeit wie die oben angeführten Zeichen, aber obwohl auch dort dieselbe Namen-Initiale wiederkehrt, ist eine Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit der Marken nicht zu bemerken.

Jahrhunderts in amtlichen Schriftstücken im Gebrauche waren. Rheinische Archive werden noch Beispiele für diese Anwendung der Hausmarke in Menge bergen. Eine Veröffentlichung einer Anzahl derselben Marken wäre wünschenswerth, um dadurch die Frage zu entscheiden, ob dieses zur Unterschrift verwendete Zeichen auch der sonst von der betreffenden Person gebrauchten Marke zu entsprechen pflegte. Um zu zeigen, daß die Anregung dieser Frage nicht müßig ist, sei hier ein Beispiel herangezogen, welches genau genommen nicht in unsern Kreis gehört, aber seines allgemeinern Interesses wegen angeführt zu werden verdient. In der reichen Publication der Pariser General-Archiv-Direction: Musée des archives nationales findet sich auf S. 280 in Holzschnitt-Facsimile ein Theil einer Quittung des Druckers Peter Schöffer von Gernsheim wiedergegeben „portant pour signature un monogramme assez difficile à interpréter“ (Nr. 117). Es ist das Handzeichen, die Marke des Peter Schöffer, welche Namensunterschrift und Siegel an jener Stelle ersetzt, wie denn Beglaubigung durch Namensunterschrift in jener Zeit in Frankreich schon Brauch, in Deutschland noch ungewöhnlich war. Dieses Zeichen ist aber durchaus verschieden von der Marke, welche die ersten Drucke jenes Meisters zeichnet (Nr. 116) und die seiner Familie erblich blieb (Nr. 117). Ist dieses eine ähnliche Erscheinung, wie Homeyer (S. 268 ff.) sie bei den hanseatischen und nordischen Kaufleuten findet, daß dieselben nämlich neben ihren Siegelmarken für ihre Waaren zuweilen besondere Zeichen gebrauchten?

Nachweis der Stellen, denen die Marken entnommen sind: Nr. 1—45 Kirchenstühle der obern Kirche zu Oberwesel. 46—50 Grabsteine ebendort. 51—67, 98 Grabsteine. 68—76, 79—87, 92, 99, 104, 106, 113 an Häusern. 77, 78, 91 Kreuze. 88—90 aus einem Aktenstücke der 'Schiffmanß-Zunfft'. 93—97 Gemeindebuch von Franken (Kr. Ahrweiler) S. 232. 100 Kirche zu Borth; vgl. Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrhein XXVI. XXVII, S. 421. Die Jahreszahl 1352 (statt 1452) dort irrig. 101 Kistchen aus Orsoy; jetzt im Besitze des Herausgebers d. Zeitschr. 102 Schüssel zu Rossenray. 103 Schöffensiegel von Rossenray. 105 Waffeleisen. 107 Kirchengewölbe. 108 Haus, Oberstraße 57. 109 Haus, Oberstraße 138. 110, 111 Haus, Büchel 50. 112 Haus, Lohstraße 143. 114 Belegplatte im Hofe Perlenpfuhl 5. 115, 116 Zeichen Fust und Schöffers, Homeyer, Tafel XL, Nr. 22. 117 Handzeichen Peter Schöffers, Musée des archives nationales S. 280. 118 Zeichen Ivo Schöffers, Homeyer, Tafel XL, 21. — Nr. 51—70 und 108—114 Mittheilungen des Hrn. Oberlehrer Dr. Fuß in Bedburg. Nr. 71—97 Mittheilungen des Hrn. Rector Dr. Pohl in Linz. Nr. 98—107 Mittheilungen des Herausgebers dieser Zeitschrift.


Ober-
Mesel.
1
M B
2
H B
I B
7
GB
8
E B
9
C B
14
15
16
21
FACF
22
23
MNI
28
29
30
35
36
37
42
43
44
1630
1689
99
75
Joh. Klidding
Kripp bei
81
82
88
Wilhelmus
Elfgens.
95
178
Anthonius
Adams.
101
1282
Ediger
Ver-
dern
die
ver-
un-
dene
trifft
ndon
itzu-
der
ossen
älisch
ittel-
offen-
hört,
rkalb
den
ist V,
dem
ettten-
Art
fälzer
istisch
ander-
noch-
welchen
Herrn
schliche,
utschen
er im
nblatt',
wischen
werden


63
64
65
60
HWG
1632
Tochter Hans Wendels Cornelges
c. 1650
M.M
70
Rhense
71
1629
AXS
AFS
1659
72
1671
73
I S M
A M M
Rosel.
76
1719
77
B W
Barth. Wambs
Leutesdorf
b. Linz.
Linz.
1524
78
79
A. von Alen
80
1645
83
1687
84
85
1692
86
Du Z
H B
Dv. Zuntorf
A M Horst v. Blatre
89
90
Hantz Beitter
Birgh.
1667
91
1708
92
93
Anton Flohr
Rheinbreitbach.
Peter Schauff
1781
96
97
Camp
a/Rhein
1715
98
1740
99
Gottfried
Zundorf.
Matheis
Rink.
102
1650
103
1641
104
1663
105
Rheinberg
(Niederrhein)
Reinart
Baecken
108
109
110
111
BALVS DOMINI
ZVR BLOMEN
H Q

Hr. Dr. Pohl ſchickt mir für die frühere Veröffentlichung folgende Verbeſſerungen: Nr. 55 nicht I N, ſondern: H N. Nr. 44 nicht 1661, ſondern 1667. Nr. 61 lieſt er den Namen Merten Ernst dochder Margreta, die obere Verlängerung des Grundſtabes der Marke iſt zu tilgen. — Die verwitterten Grabſteine ſind nur ſchwer zu entziffern und erlauben oft keine unzweifelhaft genaue Feſtſtellung.

Marburg. F. Philippi.

2. Das Waſſerroß.

In der Monatsſchrift VI, S. 57—66 hat Hr. Dr. Fuß verſchiedene Belege für den Glauben an ein geſpenſtiges Roß geſammelt. Dies trifft zufällig zuſammen mit einer neulichen Aufforderung Karl Blinds in London (in Paul Lindaus Gegenwart), ihm ſolche Sagen aus Deutſchland mitzutheilen. Er gibt nämlich an, auf den Shetland-Inſeln den in der germaniſchen Sagenkunde ſonſt nicht bekannten Namen des Waſſerroſſes gefunden zu haben, water-kelpie in ſchottiſch-engliſchem Dialekt (gäliſch each-uisge). Dieſer Name ſtimmt nun aber überein mit dem mittelhochdeutſchen wazzer-kalp, das zwar die Waſſerſucht bedeutet, aber offenbar urſprünglich in den Kreis unſerer einheimiſchen Nickelgeſtalten gehört, welche den Gegenſtand von ſo vielerlei Mären bilden. Das Waſſerkalb iſt alſo dasſelbe wie der altdeutſche nihhus, der Nix, der neben den weiblichen Nixen ſein neckiſches Weſen treibt. (Vgl. auch Monatsſchrift V, S. 632.) Das Waſſerkalb iſt weiterhin wohl auch identiſch mit dem „Kettenkalb“ einer alten Heidelberger Volksſage, wonach in der „Kettengaſſe“ daſelbſt des Nachts ein geſpenſtiges mit einer Kette (nach Art des Pelznickels) behangenes Kalb umgeht. Nadler hat in ſeinen „Pfälzer Gedichten“ 7. Aufl. S. 73 dieſe Sage etwas frei und humoriſtiſch bearbeitet.

Heidelberg. Karl Chriſt.

Allerlei.

[Nochmals der Name Limburg.] Nach den langen Auseinanderſetzungen, die ich in der Monatsſchrift V, S. 453—460, 486—490, ſowie nochmals S. 622—629 über den Namen Lindenſchmidt gegeben habe, in welchen ich den germaniſchen Obergott Wuotan-Odhin als Sommergott und daher Herrn des Lindenbaums erkannte, der dann aus dem Göttlichen ins Gottmenſchliche, Heroiſche herabgeſetzt wurde in Geſtalt des nordiſchen Sigurds, des deutſchen Siegfrieds, des ſtrahlenden Helden der Nibelungenſage, welchem, als er im Hornhaut verleihenden Drachenblut des ‘Lindwurms’ ſich badete, ein ‘Lindenblatt’, urſprünglich gleichſam zu ſeinem Schutze, als heiliges Zeichen des Gottes zwiſchen die Schultern fiel und dadurch die Haut an dieſer Stelle nicht hörnen werden

ließ [1]), — nach allen den angeführten Instanzen für die frühere erhöhte Bedeutung der Linde als baſttragender Baum, zu allerlei Baſtgeflecht, Stricken, Matten, Körben, Säcken, Tüchern, Schuhen, Kleidern ꝛc. benutzt (vgl. auch Hehn, Kulturpflanzen[3] S. 521 f.), — nach Hinweis auf die demgemäß ehemals viel verbreitetern Lindenwaldungen, beſonders die große Lindenregion im Südoſten Europas, an den Abhängen der Karpaten und in den ſich anſchließenden Ebenen, Landſchaften, die vor dem Einrücken der Slaven vielfach von Germanen beſiedelt waren, welche dort den Honig der mit Vorliebe die Lindenblüte ausſaugenden wilden Biene ſammelten, um daraus Met zu bereiten (vgl. Hehn[3] S. 118 f. u. 516) [2]). — ſchließlich nach dem weitern Hinweis auf die Bedeutſamkeit der Linde als alter Gerichtsbaum, unter deſſen breitſchattenden Aeſten ſich im Freien die Gerichtsſtätte befand, weshalb man Linden nach ſchützender Ummauerung ſolcher alten Volks- oder Gerichtsverſammlungsplätze ſo häufig in Burghöfen angepflanzt findet, — nach Alledem war es klar, daß auch Ortsnamen, welche die alte Form Lintburg, jetzt Limburg zeigen, als ſolche alte, durch eine Linde (althochd. linda und linta, altnord. und angelſächſ. lind, mittelhochd. linde, in Zuſammenſetzungen aber lint) gekennzeichnete Mal- oder Richtſtätten zu betrachten ſeien und zögerte ich daher auch nicht, die Pfälzer Limburg in dieſer Weiſe zu erklären, allerdings mit dem Hinweis, daß ſie auch Schlangen- oder Drachenburg bedeuten könne, wie Grimm und hiernach auch jetzt Crecelius annehmen, eine Erklärung, die aber nicht ſo einfach iſt, wie die Ableitung von dem Lindenbaum, wenn auch das Wort Lint, Schlange, etymologiſch dasſelbe iſt, indem beide urſprünglich Band bezeichnen. — Daß hier aber keinerlei lateiniſche Ortsnamen vorliegen können, beweiſt ja ſchon die Analogie mit den vielen andern Limburgen in deutſchen Landen, die wie Limburg an der

[1]) Dem Sommergott Odhin, der als ſolcher auch den Beinamen Baldur führte, mit ſeinem Symbol, der an Johanni im Mittſommer erſcheinenden Lindenblüte, ſteht gegenüber der blinde nordiſche Hödhur (deutſch Hader = Streit), d. h. der Wintergott (eigentlich ein altgermaniſcher Kriegsgott Hathus, vgl. Bonner Jahrbücher LXVI, 47, woher Namen wie Hadumar, Hado, ſpäter Hatto) mit der im Mittwinter auf den Apfelbäumen als Schmarotzerpflanze blühenden Miſtel, welche dem Sommergott denn auch verhängnißvoll wird, indem er mittelſt der Beeren derſelben von dem Winter erſchoſſen wird, wie ſpäter deſſen Perſonification, der tückiſche einäugige Hagen (altdeutſch Hageno, wohl entſtellt aus Hado, wie nordiſch Högni aus Hödhur?), der Mörder des königlichen Siegfrieds wurde. Er ſchoß ihn eigentlich auf die Stelle zwiſchen den Schultern, welche von dem Lindenblatt bedeckt war und welche das ſpätere Nibelungenlied, weil verchriſtlicht, durch ein Kreuz bezeichnet hatte, das Symbol des chriſtlichen Gottes, wie die Linde das Symbol des heidniſchen. Die Liſt Hagens gegen das göttliche Wahrzeichen erſcheint dadurch um ſo größer, indem dieſes mittelbar zur Todesurſache wird.

[2]) Hiermit hängt wohl zuſammen, daß Odhin als Verhänger von Zauberſchlaf erſcheint, der eben in Folge dieſes berauſchenden Getränkes eintritt. Die Linde, deren Blüten an ſich ſchon durch ihren Duft betäubend wirken, tritt ſomit als Honigbaum, mittelbar durch den daraus bereiteten Met in erhöhten Bezug zu dem Gott.

Lahn (ebenfalls urkundlich Lintburg, vgl. Cuccelius in der Monatsschrift V, S. 490) gar nicht mehr innerhalb des römischen Gebietes liegen (vgl. Kieperts Karte in den Bonner Jahrb. LXIII). Soll also auch diese außerhalb des wirklichen Limes gelegene Lintburg ein Limitis burgus sein, wie ja Mehlis in den Bonner Jahrb. LXIII, S. 175 glaubt? Und die von Uhland besungene Limburg bei der ehemaligen freien Reichsstadt Hall, auf der die Reichsschenken von Limburg hausten? Und Limburg an der Lenne in Westfalen (Hohenlimburg), sowie das niederländische Limburg? Und der Limberg bei Winterthur in der Schweiz und so fort, sind sie alle Limitis burgi? Daß aber diese Erklärung des Hrn. Mehlis, die er jetzt auch in der Monatsschrift V, S. 638 wiederholt, auch nach den Gesetzen sprachlicher Entwickelung unrichtig ist, das glaube ich ebenfalls bereits genugsam dargethan zu haben! Darüber vor Allem, daß nach der oberdeutschen Lautverschiebung aus dem t eines Fremdwortes in der nachrömischen Zeit ein z (= ts) hätte werden müssen (wozu Beispiele überflüssig wären, man mag aber doch Bacmeister, Alemannische Wanderungen S. 9 u. 23 vergleichen), — davon schweigt Hr. Mehlis vollständig [1]). Darüber hilft aber auch kein Ausweg mit Verkürzung hinweg, denn aus dem alten norischen Lentia an der Donau ist z. B. jetzt das österreichische Lientz geworden, mit verlängertem Stammvokal. Was soll überhaupt Verkürzung heißen, während zu gleicher Zeit gesagt wird, das Volk spräche 'Limburg' mit Ersatzdehnung? Da schon die Wurzel des lat. Stammes limit lang ist, so kann ja, die Mehlissche Ableitung angenommen, von Verkürzung hierbei keine Rede sein, denn der Ausfall des kurzen i im Suffix -it steht ja in gar keinem Verhältniß zu den von ihm als Beispiele der Verkürzung gebrachten Ortsnamen, wie Brocomagus = Brumat, Moguntia = Mainz. Wenn es aber Ersatzdehnung sein soll, wenn das Volk, entgegen seiner sonstigen Sprachweise, welche Linde zu 'Linne' assimilirt, die Rheinpfälzer Limburg mit langem Wurzelvokal ausspricht (und nicht etwa volksetymologische Anlehnung an ein ähnliches Wort, wie z. B. mhd. linboum, ursprünglich lin, mit kurzem Vokal, der später verlängert wurde und mit Uebergang des n in m, d. h. mit Angleichung an das Organ des folgenden b: lim-boum, jetzt wunderlich die Lehne, der Spitzahorn, Lein-, Leimahorn (vgl. Hehn[8] S. 532): dann würde dies ja gerade für die Ableitung der Limburg von der Linde sprechen, denn in ganz gleicher Weise ist der ursprünglich kurze Vokal in dem damit urverwandten griechisch-italischen linon, entstanden aus linton (dessen alte Bedeutung Lindenbast war, oder doch Bast aus Holzfaser im Allgemeinen, wie Hehn gezeigt hat), später mittelst Ersatzdehnung lang geworden: līnum (vgl. auch Curtius, Griech. Etym.[5] S. 366). — Wenn schließlich Mehlis zur Entkräftung meines Satzes, aus der Wurzel līm des Stammes limit (in limes) müßte hochdeutsch Leim geworden sein, sagt: 'Der Eintritt des Umlautes [soll heißen Steigerung] bei Uebernahme von Fremdwörtern sei zwar bei Dingnamen Regel, gelte aber nicht bei Eigennamen', so genügt das eine Beispiel zur Widerlegung: der Name des Lieblingshelden

[1]) Wenn derselbe etwa den von ihm citirten bekannten pfälzischen Ausdruck 'aut oder naut', den er aus dem lat. aut — aut ableitet, als Bestätigung seiner Ansicht beibringen sollte, so genügt ja ein Blick in das Weigandsche deutsche Wörterbuch, um die Deutschheit dieser Worte zu erfahren!

der deutſchen Nation, den auch Genovefas pfalzgräflicher Gemahl führte, Sigfrid wurde durch Erſatzdehnung zuerſt zu Sîfrid, jetzt zu Seifried. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Der Ortsname Wanzenau im Elſaß.] Von dem Namen dieſes beim Ausfluß des Flüßchens Ill in den Rhein unterhalb Straßburg gelegenen Ortes (nicht aber, wie Mehlis ſagt, 'nordöſtlich' von 'Wendenheim', ſondern eher ſüdöſtlich von 'Vendenheim', wie der Ort eigentlich heißt) wurde von mir beiläufig wörtlich geſagt: 'Er iſt als mit einem altdeutſchen, aus Warinher gekürzten Perſonennamen Wanzo (im Genit. Wanzin) zuſammengeſetzt zu betrachten.' Hierauf entgegnet Hr. Mehlis in der Monatsſchrift V, S. 639: 'Warinher hat mit Wanzo durchaus nichts zu thun und iſt mit einem ganz verſchiedenen Stamme: Varin, Warin und dem Ableitungsworte -heri zuſammengeſetzt.' — Als ob dies ausſchlöſſe, daß Wanzo gekürzte Schmeichelform des Namens Warinher iſt (der ſelbſt, was ja zu beſtreiten Niemand einfallen kann, aus zwei Elementen zuſammengeſetzt iſt), wie Hr. Mehlis, wenn er nicht die bahnbrechenden Unterſuchungen von Franz Stark in Wien 'über die Koſenamen der Germanen' ſelber vergleichen wollte, unſchwer in dem ſie zu Grunde legenden vortrefflichen Schriftchen ſeines eigenen Landsmannes, des bekannten Ludwig Steub: 'Die oberdeutſchen Familiennamen' (München 1870) S. 45 hätte erfahren können. Hier werden (nach Analogie von Benno, Bendel, Benz, Koſeformen von Bernhard) von Warinher, bezw. von ſeiner ſpätern Form Wernher, Werner auch die Namen Wendel, Wenz, Wenzel (was nicht nothwendig von dem böhmiſchen Wenzeslaus abſtammen muß) hergeleitet. Bei Entſtehung der Schmeichelform Wanzo aus Warinher fiel, nachdem Warin in Warn, Wan gekürzt war, der zweite Theil der Zuſammenſetzung heri (vgl. Steub S. 21) einfach ab und trat dafür ein ableitendes Suffix -zo ein (ebenda S. 38). Im Fall von Wanzenau ging aber, wie die alte Nebenform Wendlins-au zu zeigen ſcheint, der Weg über den Namen des beſonders am Oberrhein als Viehheiliger verehrten St. Wendelin. Eine Kapelle dieſes Heiligen liegt z. B. bei Oberkirch im Renchthal. St. Wendel ſind auch Ortſchaften genannt in der preußiſchen Rheinprovinz, wie in Deutſch-Lothringen. Ebenſo liegt ſüdlich von Heidelberg bei Wiesloch ein St. Wendelin. St. Wendel oder Wendelin war ein ſchottiſcher Heiliger (vgl. Heber, Chriſtliche Glaubenshelden S. 172), ſein Name daher wohl keltiſch von altkeltiſch vindos, weiß, iriſch find, fin (albus, dann pulcher, sincerus, verus, certus, amoenus).

In unſerm ſpeciellen Falle könnte man aber den Namen Wendel, wie auch den von Steub S. 215 ebenfalls in dieſer Weiſe erklärten Namen Wendling, ſehr wohl als Schmeichelform von Warinher, Werner anſehen, nach Analogie des von Steub verglichenen Werndl, entſtanden aus einem deminutiven Warn(d)-ilo, wovon Wanzo eine weitere Verkürzung wäre. Da nämlich Wanzenau ſchon im Mittelalter den heutigen Namen führt, neben welchem urkundlich Wendlins-au nur als Nebenform erſcheint, ſo fragt es ſich, ob die letztere Namensform nicht überhaupt volksetymologiſche Anlehnung wäre an den Namen des Schotten St. Wendel oder an die Wenden, d. h. Slaven (vgl. Bacmeiſter, Alem. Wanderungen S. 150). [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Ausgrabungen zu Xanten.] Dem in der Monatsſchrift VI, S. 70 abgedruckten Berichte über die Ausgrabungen an der Nordſeite der Stadt Xanten fügen wir Folgendes hinzu. Die Aufdeckungsarbeiten ſind nach dem Froſte wieder aufgenommen worden und haben ein überraſchendes, großartig zu nennendes Ergebniß gehabt. Die große zuerſt gefundene Mauer iſt in der Länge bis 105 m gewachſen in gleicher gewaltiger Dicke von 3 m. Der Alterthumsverein beſchloß, nur nach der einen Seite hin die Anlagen weiter zu verfolgen, und hat es ermöglicht, daß nunmehr die 4 Ecken eines Gebäudes klar zu erkennen ſind, deſſen Lang- und Breitſeite je 105 m betrugen. Innerhalb des Gebäudes ſind Abtheilungen zum Vorſchein gekommen von 6 m Breite und 20 m Länge. Das in ſeinen Umriſſen erkennbare Bauwerk iſt aber nur ein Flügel eines Gebäudes, welches allem Anſchein nach ſechsmal größer als der benannte Theil iſt. Das Baumaterial iſt hauptſächlich ein feſter Thonſchiefer, nach den Außenmauern zu Baſalt, dabei höchſt ſorgfältig gemauert, mit trefflichſtem Mörtel zuſammengefügt. Wozu diente dieſer gewaltige Bau, deſſen Fundament 4 m tief noch im Boden ſteckt? Iſt er von den Römern oder von Franken errichtet? Das ſind Fragen, welche nur von gewiegten Sachkennern annähernd beantwortet werden mögen [1]). Alterthumskundige und Bautechniker müſſen ſich hierbei die Hand reichen. Beſondere Funde ſind bei den Ausgrabungen bis jetzt nicht gemacht, etliche römiſche Münzen aus den Zeiten der Antonine und des Alex. Severus und ein zierliches Löffelchen aus Bronze ausgenommen. Dieſelben könnten für den römiſchen Urſprung des Gebäudes ſprechen; aber auch bei den Franken ſind römiſche Münzen lange im Umlauf geweſen. Dem Volke, was hier gebaut hat, haben jedenfalls bedeutende Transportmittel zu

[1]) Eine Löſung dieſer Fragen wird in der Köln. Zeitung 1880, Nr. 151 verſucht, wo es heißt: Das Bauwerk iſt zweifellos römiſchen Urſprungs, und zwar ein Prätorium, von dem nur ein geringer Theil, etwa ein Fünftel, bloßgelegt iſt. Es iſt dies der hintere, Exercir- und Baderäume enthaltende Theil. In wie gewaltigen Ausdehnungen das Ganze angelegt iſt, ergibt ein vergleichender Blick auf die Größenverhältniſſe der ſo viel beſprochenen und beſuchten Saalburg bei Homburg v. d. Höhe. Letztere hat eine Länge von 60 m und eine Breite von 45 m. Hier aber handelt es ſich ſchon um eine Breite von 107 m und eine wahrſcheinliche Länge von 143 m. Es liegt alſo hier eine Aufdeckung vor, wie ſie großartiger ſchwerlich während des letzten Jahrzehnts im Weſten Deutſchlands gemacht worden iſt. Hoffentlich wird vom Spätherbſt dieſes Jahres ab, wenn die Felder leer ſein werden, das Aufgraben ſeinen rüſtigen Fortgang haben, und nicht unwahrſcheinlich wird dann die Auffindung von intereſſanten Gegenſtänden römiſchen Lebens im nördlicher gelegenen Atrium und Periſtyl ſein. Jetzt gilt es zunächſt, die das Prätorium umgebende Mauer, die in weitem Abſtande das Gebäude umſchließt, in ihren Ecken feſtzuſtellen, und damit iſt ſchon ein guter Anfang gemacht. Dann wird die porta praetoria ſowie die porta decumana unſchwer gefunden werden. Schließlich noch zur Nachricht, daß durch Weiterpachtung des betreffenden Ackerſtückes die Zuſchüttung des aufgedeckten Bauwerks in der Dimenſion von 107 m zu 22 m noch für das kommende Jahr verhindert iſt.

Gebote geſtanden, da mit Ausnahme der wenigen Dachziegel ſämmtliches Baumaterial vom Oberrhein hierhin geſchafft werden mußte; außerdem aber muß die Technik des Mauerns bei demſelben in hohem Grade ausgebildet geweſen ſein. All dieſes kann ebenſo gut auf die Römer als auf das Reich der Nibelungen paſſen. Ebenſo gut iſt ein ſolches Bauwerk für die castra vetera mit ihren 3 Legionen Beſatzung nöthig geweſen, als für den feſtungsartigen Palaſt eines alten Germanenkönigs. [Aus der Köln. Zeitung 1880, Nr. 86.]

[Das Eſelslehen derer von Frankenſtein.] Die Familie von Frankenſtein gehört bekanntlich zu den älteſten und vornehmſten Geſchlechtern Deutſchlands. Sie hatte von der Stadt Darmſtadt ein Lehen unter dem Namen 'Eſelslehen zu Beſſungen', das in 12 Malter Korn jährlich beſtand, und das die Familie wieder Andern als Afterlehen verlieh, zuletzt aber ſelbſt behielt. Hatte eine Frau ihren Mann geſchlagen, ſo mußte der Beſitzer dieſes Lehens einen Eſel ſchicken, auf dem die Frau durch die Stadt reiten mußte. Das Recht, den Eſel zu führen, war nach Verſchiedenheit der Fälle verſchieden. Hatte die Frau ihren Mann durch hinterliſtige Bosheit, ohne daß er ſich wehren konnte, geſchlagen, ſo führte ihn der Frankenſteiner Bote; war aber der Mann in offener, ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, ſo mußte er den Eſel ſelbſt führen. Nachher wurde dieſer Eſel, wie aus dem Schreiben des Bürgermeiſters und Raths zu Darmſtadt 1536 hervorgeht, auch dazu gebraucht, ungezogene Männer zu beſtrafen. Zu einer andern Zeit verwahrten ſich die Herren von Frankenſtein ausdrücklich, daß ſie den Eſel nur gegen die böſen Weiber, welche ihre Männer geſchlagen hatten, zu ſtellen verbunden ſeien. Noch im J. 1555 forderte der fürſtliche Beamte, Johann Sanger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geſchlagen, den Frankenſteiner Eſel nach Darmſtadt mit dem Anhang, daß ihn die Herren von Frankenſtein nicht allein hierher, ſondern im Nothfalle auch nach Pfungſtadt, Nieder-Ramſtadt und andern Orten der Grafſchaft Katzenellenbogen zu ſtellen hätten, gegen welch letzteres aber Ludwig von Frankenſtein proteſtirte. Uebrigens war der Brauch, ungehorſame Weiber auf dem Eſel reiten zu laſſen, auch in andern Orten Heſſens üblich, was der Bericht des Amtmanns zu Homburg an die Regierung von Marburg vom J. 1593 bezeugt. Seit jener Zeit ſcheint das ſchöne Geſchlecht auch in Heſſen ſanftere Sitten angenommen zu haben, denn man findet von den 'Eſelslehen' im 17. Jahrh. in den Acten keine Spur mehr. Die Herren von Frankenſtein aber ſcheinen aus den argen Gewohnheiten der böſen Frauen von Darmſtadt eine ganz hübſche Rente gezogen zu haben. Denn wenn man die Dauer dieſes Lehens auch nur auf 150 Jahre veranſchlagt, ſo ergibt ſich ſchon die anſehnliche Quantität von 1800 Malter Korn, welche die böſen Frauen Darmſtadts dem Nutznießer des Lehens eingebracht haben. [Aus der Köln. Zeitung 1880, Nr. 86.]

[Zur Volksetymologie[1].] 4. Duttenberg bei Wimpfen. Mehrere eklatante Beiſpiele von Volksetymologien, die ſich an Wimpfen am Neckar und die dortige Gegend bezüglich ihrer angeblichen Verwüſtung durch die Hunnen, d. h. die ſpätern Ungarn knüpfen, habe ich ſchon in den 'Heidel-

[1]) S. Monatsſchrift VI, S. 72 ff.

berger Jahrbüchern' 1872, S. 355 bekannt gemacht, weshalb hier der einfache Verweis darauf genügen möge. Nur eines der dort aufgeführten Beiſpiele mag nochmals angeführt werden, weil unlängſt in der Monatsſchrift V, S. 648 anläßlich einiger Ortsnamen dieſelbe Etymologie in Wirklichkeit verſucht wird, die zu 'Duttenberg' in würtembergiſch Franken gegenüber Wimpfen nur von der Volksphantaſie gewagt wurde. Dieſer Ort ſoll nämlich ſeinen Namen davon haben, daß die angeblichen Hunnen den Frauen die 'Dutten', d. h. die Brüſte abgeſchnitten hätten. Nun fand aber die Zerſtörung der fränkiſchen Ortſchaften durch die Ungarn erſt im 10. Jahrh. ſtatt (über welches Ereigniß auf meinen Artikel in den Heidelb. Jahrb. 1872, Nr. 18 zu verweiſen iſt), während das betreffende Dörflein ſchon im 8. Jahrh. und zwar Dudunburc genannt wird (Cod. Lauresh. no. 2458). Der Form nach iſt dies aber einfach eine Zuſammenſetzung mit dem alten weiblichen Namen Duda, im Genitiv Sing. Dudun, wie andere Orte mit dem entſprechenden männlichen Perſonennamen Dudo, Dodo, Duodo, auch Tudo, Todo und Tuto, Toto etc. bezw. mit dem Genitiv Sing. Dudin, Tutin, geſchwächt Tuten (z. B. in Tutenowa, jetzt Todnau im ſüdlichen Schwarzwald) ꝛc. gebildet ſind. Bei dieſen Namen haben ſich zwei etymologiſch ganz verſchiedene Wortſtämme mit einander vermiſcht, nämlich 1. gothiſch thiuda, Volk = altſächſiſch thioda, althochd. diota (Fem.), ſpäter gekürzt zu diot, deot, diet (auch Masc. und Neutr.), angelſächſ. theód, woher der Name des Theoderich ꝛc. (vgl. Monatsſchrift V, S. 35 und Steub, Oberdeutſche Familiennamen S. 22 u. 118); 2. althochd. toto, Väterchen, ein ſ. g. Lallwort und daher ohne Lautverſchiebung, denn es zeigt in den urverwandten Sprachen dieſelbe Dentalſtufe unter der Form tata (vgl. Dieſenbach, Goth. Wörterb. I, S. 81, Fick, Vergl. Wörterb.[3] Abth. 1, S. 87; 3, S. 590; 4, S. 99; 5, S. 365; Curtius, Grundzüge[5] S. 225). Das mittelhochd. tote, totte, tötte, Pate, Patenkind iſt dasſelbe Wort, das auch dialektiſch noch vielfach in dieſem Sinne, ſowie in dem von Vater beſteht, ſo z. B. im weſtfäliſchen Toit, und das wohl auch ohne Zuſammenſetzung in Bergnamen verwandt wird, wie z. B. im Tödi, früher Döddi in der glarneriſchen Schweiz, ähnlich wie man ja auch das Wort 'Altvater' als Bergnamen verwendet findet. Freilich iſt nicht ausgeſchloſſen, daß hier das oben erwähnte Wort 'die Dutte', weibliche Bruſt, von der Figur des Berges entlehnt, vorliegen kann. Dieſes Wort wird zwar gegen den Volksmund gewöhnlich Tutte geſchrieben, weil dies die ſtrenge hochdeutſche Form iſt, mittelhochd. die 'tute, tutte', althochd. tutta, aber auch der 'dutto'; es iſt aber ganz dasſelbe wie das von ihm der Weiberbruſt ähnlichen Form wegen entlehnte ſchriftdeutſche Wort 'die Düte', trichterförmig gerolltes Papier. Die mittelrheiniſch-pfälziſche Mundart gebraucht 'die Dutt' ſowohl für Weiberbruſt (allerdings in dieſem Sinne pfälziſch gewöhnlich im Plural 'die Düttlin'), wie für das danach geformte Papier, während im Schwäbiſchen mit merkwürdigem Lautumſprung hierfür 'Guck' geſprochen wird. Grimms Wörterbuch unter 'Kucke' betrachtet dies freilich als eigenes Wort. Mit dem niederdeutſchen Worte Tute, Tüte, Blasrohr, Röhre, Pfeife, Horn hat unſer Ausdruck nichts zu thun, indem ſeine urſprüngliche niederdeutſche Form 'Dudde' lautet, was mit gothiſch daddjan, Milch geben, wohl einer Wurzel iſt (vgl. über dieſe Curtius[5] S. 252). Dieſem niederdeutſchen

Dudde und hochdeutſchen Tutte entſpricht aber lautlich nicht das Wort Zitze, Saugwarze, das überhaupt im Altdeutſchen noch gar nicht nachweisbar iſt. Das oberdeutſche Zitze ſtimmt vielmehr genau zu niederdeutſchem Titte, angelſächſiſch tit, engliſch teat, die zwar aus dem gleichbedeutenden romaniſchen tetta entlehnt zu ſein ſcheinen, was freilich wieder eins mit griech. τίτθη und τιτθός ſein könnte, allein das romaniſche Wort ſcheint doch eher aus dem Germaniſchen entlehnt, das ſelbſt aber der Lautverſchiebung gemäß nicht zum Griechiſchen ſtimmt. Das deutſche Wort Zitze, regelrecht verſchoben aus niederd. Titte, wird daher einen andern Urſprung haben, und zwar ſcheint es verwandt zu ſein mit dem oben genannten niederdeutſchen Tute, Tüte, Röhre, woraus indeſſen durch alleinige Verſchiebung des Anlautes nicht auch hochdeutſch Zotte, dialekt. auch Zutte, Zaut (Schnauze als ausgebogene Mündung einer Gießkanne ꝛc., Ausgußrinne, kurzes Rohr) hervorgehen konnte, denn dies ſetzt eher eine niederd. Form Tude (lautverſchoben entſprechend ſlaviſchem duti, blaſen) voraus, worauf auch das Zeitwort dudeln, blaſen auf dem Dudelſack (litauiſch duda, das Hirtenhorn) weiſen.

5. Der Meiſtertrunk zu Rothenburg a. d. T. Als Tilly in der Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden, zog er über Aſchaffenburg auf Rothenburg, das ſich nach mannhafter Vertheidigung (am 30. Septbr. 1631) ergeben mußte. Alsbald begann in der unglücklichen Stadt die entſetzlichſte Plünderung. Auf dem Markte warfen die jammernden Frauen mit ihren Kindern dem General ſich zu Füßen und flehten um Erbarmen. Vergebens! Auf dem Rathhauſe aber ließ er dem dort verſammelten Rathe ankündigen, daß er ſich ſogleich zum Tode bereit zu machen habe, und der regierende Bürgermeiſter, Johann Bezold, wurde abgeſandt, um den Scharfrichter zu holen. Seufzend und barhaupt ging der Mann zwiſchen den kaiſerlichen Wachen. Als aber der Scharfrichter, Chriſtoph Meder, die Botſchaft vernahm, da entſetzte er ſich und ſchwur, lieber ſelbſt den Kopf zu verlieren, als an die Häupter der Stadt ſeine Hand legen zu wollen. Auf dem Rathhauſe hatten inzwiſchen die Stadtherren den großen Rathspokal mit den edelſten Weinen füllen laſſen und dem Feldoberſten kredenzt. Das mundete nach dem heißen Tage und die Gemüther wurden milder geſtimmt. Tilly verhieß Gnade, wenn unter den Rathsherren einer ſich fände, der den gewaltigen Humpen auf einmal zu leeren vermöchte. Deſſen vermaß ſich der Altbürgermeiſter Ruſch, der wohl ſchon manchen guten Zug gethan hatte. Er leerte den Pokal bis auf die Nagelprobe. 'Es ſchadete ihm aber nicht', ſetzt die Chronik hinzu. Mit der freudigen Botſchaft lief der Rathsdiener dem Bürgermeiſter Bezold entgegen, und die Straße, wo er ihn traf, heißt das 'Freudengäßchen' bis auf dieſen Tag. Der Pokal wird noch aufbewahrt; er hält 12 Schoppen bairiſch gut. — In der vorſtehenden Geſchichte, die ja in ihrem hiſtoriſchen Theil auf Wahrheit beruhen mag, liegt ſicher wieder volksetymologiſche Anlehnung vor, indem jenes Freudengäßchen offenbar ſchon vorher ſeinen Namen hatte und denſelben von einem mittelalterlichen Freudenhaus (lupanar) trug. Das Wort Freude wurde, und wird noch beim Volke in roh materialiſtiſcher Weiſe vielfach vom ſinnlichen Genuß der Liebe verwandt, gerade wie das Wort Liebe ebenfalls. Im Grimmſchen Wörterbuch findet ſich ein Beleg dazu, ohne daß deſſen Bedeutung von demſelben erkannt wurde.

Es heißt nämlich, Freude bedeute in der Schweiz auch das Gürtelband, wie es von des Leibes Mitte vorn herunterhängt. Dies mahnt aber nicht an den Gürtel der Freya, ſondern iſt nichts anderes als eine Umſchreibung für penis.

Einen volksetymologiſchen Ausdruck aus demſelben Orte (Rothenburg) führt die Zeitſchrift 'Daheim' 1880, Nr. 22 auf, nämlich 'wenzeln', gebraucht vom Stellenverlaſſen der Dienſtboten. Dies wird mit einer Geſchichte vom König Wenzel zuſammengebracht, allein jenes 'wenzeln' iſt ein Zeitwort, das mittelſt der Ableitung -zen (vgl. Monatsſchrift VI, S. 81) gebildet iſt entweder von dem alten wankeln (= wackeln, unbeſtändig, wankelmüthig ſein) oder von wenken (tranſ. wanken, weichen), alſo = wenkzeln, oder es ſtammt von ſich (fort) wenden, ſteht hiernach ſtatt wendzeln (wend-ez-eln).

6. Meerrettig. Faſt allgemein iſt die Bezeichnung Meerrettig für Cochlearia armoracia gebräuchlich und ſoll der Name nichts mit dem Meere zu thun haben, ſondern er müßte Mährrettig heißen von Mähre, altdeutſch march, Pferd, jetzt nur noch ſchlechtes Pferd. (Vgl. Dieſenbach, Orig. Europ. p. 430 u. Bacmeiſter, Kelt. Briefe 41.) Bekanntlich haben in Deutſchland mehrere wildwachſende Pflanzen, welche kultivirten derſelben Gattung gegenüber einen ſchärfern Geſchmack haben, beſonders auch bei Thieren angewandte Arzneipflanzen die Vorſilbe Roß und Pferd erhalten, z. B. Pferdemünze, Roßkümmel, Roßfenchel. So hätte auch die dem Rettig im Geſchmack ähnliche, aber viel ſchärfere Wurzel von Cochlearia armoracia den Namen Mährrettig bekommen. Jeden Zweifel an der Richtigkeit dieſer Ableitung ſoll die engliſche Bezeichnung Horseradish (d. i. Pferderettig) für die Pflanze entfernen, allein der engliſche Name dieſes Gewächſes iſt wohl nur volksetymologiſche Ueberſetzung des niederſächſiſchen mar-reddik, das vielmehr von dem altdeutſchen mari kommt, welches nicht allein Meer, ſondern auch Sumpf bedeutet, wie ich bereits Monatsſchrift V, S. 618 ausgeſprochen habe. 'Meer' heißt noch am Oberrhein ſo viel als Sumpf, daher alſo Meerrettig (richtiger -rettich). Der lateiniſche Name von Meerrettig war armoracia, wovon italieniſch armorazzo (vgl. Dieſenbach, Orig. Europ. p. 232), weil die Pflanze in Armorica (dem galliſchen Namen der Bretagne), einem Küſtenland mit vielen Sümpfen häufig war. Der deutſche Name der Pflanze könnte zwar hieraus volksetymologiſch entſtellt ſein, allein ſeine Bedeutung Sumpfrettig iſt doch ſehr bezeichnend. Der Rettig an ſich hat übrigens ſelbſt einen lateiniſchen Namen von radix, Syria zugenannt, weil ihn die Römer unter den erſten Kaiſern aus Syrien bezogen. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Nochmals die Vogeſen.] Nachdem ich den Wasken- oder Waſichenwald, d. h. den Wasgau bereits verſchiedene Male in der Monatsſchrift (V, S. 256, 323 und 341) behandelt hatte, dachte ich freilich nicht, abermals darauf zurückkommen zu müſſen. Hr. Mehlis greift aber jetzt ebenda S. 640 von Neuem auf die übrigens ſchon vor langen Jahren von Dumbeck, Geographia pagorum p. 27 angeregte und dann von Heber im Heſſiſchen Archiv IX, S. 1 ff. aufgeſtellte Behauptung zurück, die Vogeſen hätten ihren Namen daher, weil ſie die Völkerſcheide der Basken geweſen ſeien. Nachdem ich aber die hiergegen ſprechenden ethnologiſchen Gründe bereits ausführlich behandelt habe, mögen hier nur noch einige ſprachliche Frazen erörtert ſein. Mit welchem

Rechte werden denn die aquitaniſchen, vorariſchen Auscii in die Vogeſen citirt? Sollen dieſelben denn etwa einen Anlaut W der Etymologie des Hrn. Mehlis zu Lieb eingebüßt haben? Iſt denn in dieſem Namen nicht augenſcheinlich die Wurzel Ausc, während ſie in Vos-ĕgus doch Vos iſt? Daß aber auch der Name der ſpaniſchen Basken (was überhaupt nur irrige Schreibung für Wasken iſt, da im Spaniſchen b = w) bei dem Volke ſelbſt gar keinen conſonantiſchen Anlaut hat, dies geht aus ſeinem heutigen Namen Euscaldunac und dem ſeiner Sprache Escuara hervor, aus welchem erſt der romaniſirende Mund in bekannter Weiſe unter Vorſchlag von W, ſpäter Gw oder bloß G, Vascones gemacht zu haben ſcheint, wenn der Namen Wasken oder Gaskonier ſich überhaupt damit deckt. (Vgl. Luchaire, Etudes sur les Idiômes Pyrénéens de la région française, beſprochen in der engliſchen Academy vom 25. Oktober 1879, und van Eys, Grammaire comparée des dialectes basques, beſprochen ebenda am 6. Dezember.) Die urkundlichen romaniſirten Formen Wasconia und Gasconia (ſo z. B. bei Pertz, Script. t. XXIV) für die iberiſch gebliebenen Pyrenäenvölker zeigen indeſſen, daß der romaniſirte Name der iberiſchen Vascones in Navarra ſchon frühzeitig auf die nördlich benachbarten kleinen Volksſtämme, welche gleichfalls die alte Sprache bewahrt haben, übergegangen iſt (vgl. Kiepert, Lehrbuch §. 427). Die wirklich national-iberiſche Form, von welcher der Name der Vascones ausgegangen zu ſein ſcheint, dürfte die bei ihrem Gebiet gelegene Stadt Escua oder Osca ſein, von Plinius dem ſonſt unbekannten Volke der Vescitani zugeſchrieben, in deren Namen wir wiederum Romaniſirung des einheimiſchen Städte- und Volksnamens zu erblicken haben. Ganz denſelben conſonantiſchen Vorſchlag gewahren wir im heutigen ſpaniſchen Namen von Osca, Huesca, geſprochen Wuésca (wie z. B. im ſpaniſch-indianiſchen Vogelmiſt huano, d. h. wuano, gewöhnlich Guano geſchrieben[1]). Der Name läßt ſich aber auch noch weiter verfolgen, nicht nur das von Appianus, De reb. Hisp. 68 erwähnte hispano-iberiſche Iscadia bei Tucci iſt wahrſcheinlich derſelben Wurzel, ſondern auch in Britannien Isca Silurum und Isca Dumnoniorum (jetzt Exeter). Bergvölker wie die Siluren waren höchſt wahrſcheinlich Ueberreſte der alten iberiſchen vorkeltiſchen Bevölkerung Britanniens (vgl. Kiepert §. 458). — Nach allen dieſen Inſtanzen iſt aber klar, daß die fragliche iberiſche Wurzel vokaliſch, nicht conſonantiſch anlautet, und daß ſie mit sc auslautet, während in Vŏs-ĕgus die Wurzel vos iſt, g aber Suffix, welches nach der viel ſpätern hochdeutſchen Lautverſchiebung zu k wurde und daher die Form Was-kenwald hervorrief, die mit dem Namen der Basken oder Gaskonier zu vergleichen in der That eine ſprachgeſchichtliche wie ethnologiſche Gascognade wäre.

Wie bereits in der Monatsſchrift V, S. 342 hervorgehoben wurde, iſt der Name des Wasgaugebirges, des Wasgenwaldes, Waskenwaldes (oder wie er hochdeutſch am Richtigſten lauten würde: Waſichenwald, contrahirt Waſchenwald) bis zu ſeiner Nordgrenze, der Queich, an verſchiedenen Oertlichkeiten lokaliſirt, die von Süden nach Norden hier aufgezählt ſein mögen:

1. Im obern Thale der bei Molsheim aus den Vogeſen tretenden und

[1]) Das inſchriftliche Osqua iſt nach Wilmanns, Exempla inscr. no. 1279 jetzt el cerro de Leon.

bei Straßburg in den Ill-Fluß mündenden Brüſch oder Breuſch liegt ein Waſichenſtein, den man früher als Schauplatz von Waltharis Heldenthaten betrachtet hat.

2. Waſſelnheim, nördlich von Molsheim in den Vogeſen gelegen, kann wegen ſeiner Namensähnlichkeit mit Wasgau hier erwähnt werden, ſcheint ſeiner Form nach aber auf ein altes Wazzilin-heim, d. h. Heim eines gewiſſen Wazzilo zurückzugehen, wie ich in der Monatsſchrift V, S. 465 bereits bemerkt habe, wo gleichfalls darauf hingewieſen iſt, daß als Hauptſtadt des Wasgaus gewöhnlich Elſaßzabern, das alte Tres-Tabernae, betrachtet wird.

3. Die Waſenburg bei Niederbronn, aus dem 14. oder 15. Jahrh. ſtammend, am ſüdlichen Eingang des Thales, das die Bitſcher Straße durchſchneidet. Eine Abbildung der Ruine findet ſich in den Bildern aus Elſaß-Lothringen von Stieler-Aßmus S. 118. Sie liegt auf dem ſteilen Waſenberg oder Waſenköppel, weſtlich über dem Badeorte Niederbronn, deſſen heilſames Waſſer ſchon von den Römern benutzt wurde, wie aus den vielen Münzen hervorgeht, welche ſie als Opfergabe in die hilfreiche Quelle warfen, ſowie aus vielen andern Funden. Unter den römiſchen Inſchriften iſt von beſonderer Merkwürdigkeit eine ſolche, welche ſich am Felſen ſelbſt befindet, worauf die Waſenburg erbaut iſt, welch letztere man deshalb mit Unrecht für ein römiſches Bauwerk gehalten hat, wovon natürlich gar keine Rede ſein kann. Römiſche Felſeninſchriften finden ſich häufig. Die in Frage ſtehende bezieht ſich auf die Widmung einer Kapelle, die zu Römerzeiten an Stelle der heutigen Burg ſtand, an Gott Merkur. Die Verfaſſer des oben genannten Elſäſſer Bilderwerkes hätten wohl beſſer gethan, uns von dem heutigen Zuſtand der von Brambach (vgl. deſſen Corp. I. Rh. no. 1842) nicht ſelbſt beſichtigten Felſenſchrift zu unterrichten, als in die geflügelten Worte auszubrechen: Mag es andern überlaſſen ſein, ſich über dieſe räthſelhafte (sic!) Inſchrift den Kopf zu zerbrechen.

Der einheimiſche Beiname Merkurs iſt hier nun zwar nicht genannt, allein es iſt doch wahrſcheinlich, daß derſelbe Vosegus war, welcher auf der Bergzaberner Inſchrift (Brambach no. 1784) ſelbſtändig auftritt. Ganz in derſelben Weiſe war auf dem höchſten Gipfel des Heiligenbergs bei Heidelberg dem wohl mit dem keltiſchen (Mercurius) Vosegus als germaniſches Pendant dazu wurzelverwandten (Mercurius) Visucius (vgl. gothiſch visan 'manere'[1]) eine römiſche Kapelle errichtet (Brambach no. 1704; Haug, Röm. Denkſteine zu Mannheim Nr. 19). Hiernach wäre wohl die Gegend von Niederbronn als diejenige zu betrachten, von welcher der Name Vosegus ausging?

4. Der Name zeigt ſich endlich auch in dem der nördlich von Niederbronn an der Weiſſenburg-Bitſcher Landſtraße bei Oberſteinbach, ebenfalls noch im

[1]) Sofern man nicht Wurzel VIS (netzen) vorzieht, wovon wohl der römiſch-germaniſche Name der Weichſel, Vistula, der ſich zu Wurzel VIS verhält, wie altiriſch vost zu Wurzel VOS. Einſchub eines unorganiſchen, euphoniſchen t im Auslaut einer Wurzel iſt häufig; ſo der Fluß Jagſt aus Jagusa (Bacmeiſter, Alem. Wanderungen S. 109 u. Monatsſchrift V, S. 342). Der Flußname Vistula ſteht hiernach für Visŭla, ſo bei Ammianus 22, 8, 38 (ſlaviſch Wisla), vgl. auch den altdeutſchen Namen des Wieſels, wisala, wisula (lettiſch vista). Vgl. Hehn, Kulturpflanzen u. Hausthiere[3] S. 352 u. 542.

Elſaß hoch im Walde gelegenen Burg Waſenſtein, die einſt von dem Rittergeſchlecht der von Waſichenſtein bewohnt war. Der Felſen dieſer Ruine iſt durch einen tiefen Spalt in zwei Theile geſchieden, von welchen der öſtliche den ſüdlichen überragt. Auf dieſen Felſenſäulen ſteht, wie aus einem Guß mit ihnen, die Burg, eigentlich aus zwei durch dieſen Spalt getrennten, der öſtlichen oder Oberwaſenſtein, und ſüdlichen, Niederwaſenſtein beſtehend.

Die Herausgeber des Waltharius-Lieds, Scheffel und Holder, haben ſich durch einen perſönlichen Beſuch davon überzeugt, daß mit der landſchaftlichen Schilderung, die uns in den Verſen 493—95 gegeben wird, keine andere Oertlichkeit gemeint ſein kann, als der in Rede ſtehende, jetzt ſ. g. Waſenſtein, früher Waſichenſtein bei Oberſteinbach. Auch Uhland hatte bereits in dieſer abgelegenen Waldburg der Vogeſen aus eigener Anſchauung an Ort und Stelle im Jahre 1857 jene maleriſche Felskluft erkannt, die in der Sage von Walthers Flucht mit Hiltgunden als Kampfſtätte gemeint iſt (vgl. Augsb. Allg. Ztg. 1874, Beilage Nr. 289). Da dieſelbe in der Nähe des 'Wasgauklosters' Weiſſenburg liegt, ſo iſt es klar, daß von hier aus die genaue auf Selbſtanſchauung beruhende Schilderung dieſer Oertlichkeit ausgegangen iſt; das einem Weiſſenburger Mönche zur Vorlage dienende, nunmehr verſchollene altdeutſche Heldenlied wurde in der Umgegend dieſes Kloſters auf dieſelbe Weiſe lokaliſirt, wie die uralte Sage des Nibelungenlieds in der Gegend von Worms und des Kloſters Lorſch, gegenüber von Worms zwiſchen Rhein und Odenwald. (Vgl. Monatsſchrift V, S. 270, 615 ff. u. 624.) Der Waskenſtein oder Waſichenſtein, d. h. der hier beſchriebene Fels im Vogeſengebirge wird übrigens auch in dieſem Lied erwähnt (vgl. Dumbeck S. 28 und die Ausgabe von Bartſch). Doch darauf, ſowie auf den Namen der Vogeſen ſelbſt werde ich in einer beſondern Arbeit zurückkommen.

Die obigen älteſten Völkerverhältniſſe auf der hiſpaniſchen Halbinſel behandelt ganz neuerdings Fita in ſeinen Schriften 'La España primitiva y los Celtiberos' und 'Restos de la declinacion céltica y celtibérica en algunas lápidas españolas', beſprochen durch Hübner in der Jenaer Literatur-Zeitung 1879, Nr. 38 [1]). Sehr dunkel bleibt freilich die ſchon von den alten Ethnographen vermuthete und von Fita wieder befürwortete Identität der Iberer des Weſtens mit dem kaukaſiſch-aſiatiſchen Volke dieſes Namens (vgl. Dieſenbach, Celtica II, 2, S. 12). Fita will ſie aber ſprachlich begründen durch das heutige Baskiſche, in welchem ſich ja die Sprache dieſer älteſten Einwanderer erhalten hätte. Derſelbe meint nun, das Baskiſche habe in Stämmen und Flexionen große Aehnlichkeit mit dem Georgiſchen im heutigen Gruſien, deſſen Landſchaften ja ungefähr dem aſiatiſchen Iberien entſprechen. Freilich befindet ſich Fita hierin mit Kiepert, Lehrbuch §. 87 im direkten Widerſpruch, welcher abſolute Verſchiedenheit der Sprachen der Iberer des Oſtens und des Weſtens annimmt.

Mag es ſich nun aber mit der Abſtammung der ſpaniſchen Urbevölkerung verhalten, wie es wolle, Thatſache bleibt, daß dieſelbe keine ariſche iſt. Dies negative Reſultat berechtigt uns nun freilich noch lange nicht zu einem Vergleich des Baskiſchen mit dem gleichfalls nichtariſchen Türkiſchen, allein der

[1]) Vgl. auch d'Arbois in Revue critique vom 5. April 1880, welcher die ganz unwiſſenſchaftliche Methode von Fita nachweiſt.

Verſuch mag dennoch gewagt werden, den iberiſch-baskiſchen Nationalnamen, den ich als von einem Ortsnamen ausgegangen betrachtet habe, der ſich auch in England wiederfindet, mit dem türkiſchen Wurzelworte eski (alt) zu vergleichen (vgl. bei dieſer Gelegenheit auch Budenz, Ueber die Verzweigung der ungriſchen Sprachen, beſprochen im Liter. Centralblatt Nr. 29, November 1879). Die Basken aber ſelbſt als die 'Alten' zu bezeichnen im Gegenſatz zu den viel ſpäter eingewanderten Kelten, welche unter Annahme iberiſcher Sprache ſich theilweiſe mit ihnen als Keltiberier vermiſchten, das könnte mir, und wie ich fürchte mit Recht, denſelben Vorwurf einer allzu lebhaften Phantaſie zuziehen, wie er jüngſt Hrn. Mehlis in Bezug auf ſeine 'Studien' im Literariſchen Centralblatt 1880, Nr. 6 zu Theil geworden iſt, — oder 'gänzlicher Willkürlichkeit', deren die Etymologien desſelben von Burſian ſchon früher in demſelben Blatte (1878, Nr. 12) beſchuldigt wurden. Eine ſolche würde es aber auch ſein, wenn man etwa den Namen der italiſchen Osci hierherziehen wollte, ohne zu bedenken, daß derſelbe für Ops-ci ſteht, ſo daß alſo c hier zum Suffix, nicht zur Wurzel gehört (vgl. Cuno, Die Kelten S. 167 f., Kiepert, Lehrbuch §. 334 und 382). Ganz ebenſo gehört aber im Namen Vos-ĕgus, ſowie im daraus nach der deutſchen Lautverſchiebung entſtandenen Wasken-, Waſichen- oder Was-chenwald (ſpäter zuſammengezogen in Waſchenwald) das alte g, bezw. deutſche k oder ch nicht zur Wurzel, ſondern zum Suffix. Wer nun freilich zwiſchen Wurzel und Suffix gar keinen Unterſchied macht, und von einer Wurzel V-s-g ſpricht, die zugleich Wurzel und Ableitungsſilbe enthalten ſoll; wer in dieſer angeblichen Wurzel bloß das 'feſte Knochengerüſte der Conſonanten' angeben will und doch darunter wieder die vorariſchen Ausci trotz ihres mangelnden Anlautes V, und trotz ihres auslautenden c begreift, ſo daß ihm alſo von den Knochen jenes conſonantiſchen Knochengerüſtes nichts übrig bliebe, als ein s: — der freilich darf getroſt nicht nur lucus a non lucendo (ſtatt, wie es heißen müßte, a lucendo, vgl. Monatsſchrift V, S. 619) ableiten, ſondern auch canis a non canendo!

Wenn man aber in den Wurzeln, wie ſie in den Wörtern der vorhandenen Sprachen erſcheinen, zunächſt blos philologiſche Abſtraktionen gewinnen will, die vor allen Dingen alles Beiwerkes zu entkleiden und dann erſt darauf zu prüfen ſind, wie ſie ſich im primitivſten Stadium menſchlicher Rede als wirkliche Wörter geſtaltet haben (wobei, wie H. D. Müller in ſeinem 'Indogermaniſchen Sprachbau in ſeiner Entwicklung' zeigt, Verbal- und Pronominalwurzeln identiſch waren): dann wird man in Vos-ăgus oder Vos-ĕgus (vgl. über die Formen Dumbeck S. 25—28) die ariſche Wurzel VOS, bezw. VAS (weilen, bleiben, wohnen, woher z. B. neuiriſch fosad = engl. staying) erkennen, in -ag oder eg Suffix, in den vorariſchen Ausci aber eine Wurzel, die auf sc auslautet. Ob dies freilich in letzter Inſtanz die eigentliche Wurzel iſt, ob dieſelbe urſprünglich etwa ein toponymiſches Suffix enthielt (die im Baskiſchen oft wirkliche agglutinirte Wörter ſind) oder mit einem ſonſtigen Locativ abgeleitet war, d. h. mit einem Beſitz oder Oertlichkeit anzeigenden Caſus, — das ſind Fragen der baskiſchen Toponymie und Phonologie, auf welche hier einzugehen nicht der Platz iſt. Ein Verweis auf die angegebenen Schriften, namentlich auf Luchaire, muß genügen. Jedenfalls iſt es aber nur volksetymologiſche Anlehnung, wenn die

Gaskonier (Aquitanier), die von den Deutſchen Waskon genannt wurden, bezw. Walther von Aquitanien im Waskenwald und Waſichenſtein wiedergefunden würden (vgl. Monatsſchrift V, S. 342 f.). Bei dieſer Gelegenheit mag erwähnt ſein, daß auch der heilige Straßenprediger Goar, von dem St. Goar am Mittelrhein genannt iſt, aus Aquitanien ſtammen ſoll (vgl. Heber, Chriſtliche Glaubensboten S. 130; Bonner Jahrbücher XLII, S. 210 u. XLIII, S. 223).

Was ſchließlich noch die Auslaſſung der Vokale ihres Wechſels wegen in der Wurzel betrifft, wie ſie Hr. Mehlis anwendet, ſo könnte man gerade ſo gut auch die Conſonanten weglaſſen, denn dieſe verändern ſich ja durch Lautverſchiebungen ſpäter in ganz ähnlicher Weiſe. Man hätte auf dieſe Art den Vortheil, überhaupt gar keine Wurzeln aufſtellen zu müſſen. Wenn man dies aber dennoch thut, ſo denkt man natürlich nicht an die ſpäten Veränderungen, welche im Deutſchen die Wurzel durch Umlaut und Lautverſchiebung erleidet, ſondern man ſtellt ariſche Urwurzeln auf, bei denen ſowohl Vokale wie Conſonanten in ihrer vorauszuſetzenden primitivſten Geſtalt zum graphiſchen Ausdruck zu bringen ſind. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Fund einer römiſchen Münze bei Ahrweiler.] Bei Ahrweiler (Rgbz. Coblenz) wurde am Heiligenhäuschen vor dem Niederthor auf einer ausgeſchachteten Bauſtelle in der Tiefe von 1,50 m eine römiſche Münze gefunden, die das ſchön geprägte Bildniß des Kaiſers Maximinus (235—238) mit der noch ganz deutlichen Umſchrift: Imp. Maximinus C. Aug., auf der Kehrſeite eine weibliche Figur mit der Umſchrift: Genio pop. Rom. und das Münzzeichen MLN trägt. [Aus der Köln. Zeitung 1880, Nr. 65.]

Antworten.

Zu Frage 6, Jahrg. III, S. 607 (vgl. Jahrg. V, S. 648): Auch auf den Dorfkirchhöfen der badiſchen Pfalz bei Heidelberg findet man allenthalben Nußbäume, deren Ertrag an Nüſſen und Oel in den frühern Zeiten der Naturalleiſtungen dem Pfarrer und Schullehrer zu Gute kam. Dies der ganz natürliche Grund der Anpflanzung, zu welchem aber noch der kommt, daß die Nußbäume ſehr zart ſind und bei kaltem Wind im Winter die Rinde aufſprinzt, wie es dieſen Winter hier gewöhnlich vorkam. Man ſuchte alſo ſeit jeher die Nußbäume hinter hohen Kirchhofsmauern zum Schutz jener gegen Winde anzupflanzen. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 10, Jahrg. IV, S. 654 (vgl. Jahrg. V, S. 258; Jahrg. VI, S. 85): Das Ausziehen der Dienſtboten zu Lichtmeß iſt wahrſcheinlich durch das Evangelium des Tages veranlaßt, in welchem Simeon (Luc. 2, 29) die Worte ſpricht: Nunc dimittis servum tuum, Domine. [Mittheilung des Hrn. Progymnaſial-Rector Dr. J. Pohl zu Linz.]

Zu Frage 1, Jahrg. IV, S. 737 (vgl. Jahrg. V, S. 269 u. 649): Beiſpiele von Aphäreſis in deutſchen Ortsnamen (wie z. B. in dem volksthümlichen vorn gekürzten Frauennamen Sanne aus Suſanna; hebräiſcher, aber ſchon ins Gothiſche aufgenommener Name) ſind nicht ſo ſelten, wie Hr. Pfarrer

Alt meint; ſo liegt z. B. ſüdlich von Heidelberg ein Dorf Namens St. Ilgen, wie es jetzt geſchrieben wird, während es früher (und noch ſo beim Volke) St. Gilgen hieß. Aber auch in dieſer letztern weniger verkürzten Form liegt Aphäreſis des urſprünglich anlautenden Vokals vor, denn der Ort, urkundlich St. Aegidi (Widder, Geogr. Beſchreibung der Kur-Pfalz I, S. 168, wo auch II, S. 300 ein zweiter Ort dieſes Namens erwähnt iſt), war ehemals dem h. Aegidius geweiht, deſſen Name beim ſüddeutſchen Volke allgemein zu Gilg oder Jilg verſtümmelt wurde. Daß aber zuſammengeſetzte deutſche Ortsnamen, die z. B. auf -hauſen enden, vom Volke vielfach nur mit dem zweiten Compoſitionsglied genannt worden, iſt eine ſo allgemein bekannte Thatſache, daß Beiſpiele hier überflüſſig wären. Trotzdem muß aber zugegeben werden, daß die größere Zahl deutſcher Ortsnamen keine Aphäreſis erleidet und daß dies mehr eine romaniſche Eigenthümlichkeit iſt. So verhält es ſich denn auch mit dem romaniſch-keltiſchen Metz, welches Arnold in ſeinen 'Anſiedelungen und Wanderungen deutſcher Stämme' (und dazu das 'Auslano' 1876, Nr. 18) mit Unrecht für deutſch angeſehen hat. Auf ähnliche Weiſe wollten alte Chroniſten den Namen von der von den Hunnen daſelbſt vorgenommenen Metzelei erklären, ohne zu bedenken, daß derſelbe lange vorher ſchon exiſtirte! Daß er aber keltiſch iſt, und wie er zu erklären ſei, habe ich bereits in der Monatsſchrift V, S. 329 ausgeführt. Aus dem Volksnamen der keltiſchen Medio-matrici entſtand der gleichlautende Städtenamen [1]), deſſen erſter Theil, nicht der zweite, der Kürze wegen aufgegeben wurde. Dies beweiſen die früheſten merovingiſch-fränkiſchen Formen des Namens bei Pertz, Diplom. t. I: Metti, urbs, civitas Mettensis, woraus ſpäter nach regelrechter oberdeutſcher Lautverſchiebung 'Metz' wurde, während Medio vielmehr hochdeutſch lautverſchoben zu 'Mitten' geworden wäre. Etymologien aufzuſtellen ohne Beachtung der Lautentſprechung in den verſchiedenen Sprachen ſowohl, wie in den verſchiedenen Perioden einer einzelnen Sprache, iſt geradezu unmöglich. Aus dem bereits von den romaniſch-keltiſchen Einwohnern durch Aphäreſis des erſten Gliedes Medio zu Matrici verkürzten Namen machten alſo die eindringenden Franken durch Umlautung des a der Wurzel mat zu e und unter (durch Aſſimilation entſtandener) Apokope des Suffixes Metti, die ſpätern Oberdeutſchen Metz, woraus wieder durch Aſſimilation das franzöſiſche pays Messin ward. Wenn im altgalliſchen Namen Medio-matrici Apokope des letzten Wortes eingetreten wäre, müßte, wie geſagt, aus Medio- nicht Metz, ſondern Mitten- geworden ſein, da auch die Germanen dasſelbe Thema wie Römer und Kelten und zwar in der altgermaniſchen Geſtalt von medja, gothiſch midja (ſanſkr. madhja) beſaßen. Hieraus wurde aber ſpäter im Althochdeutſchen nach dem Geſetze der oberdeutſchen Lautverſchiebung das Adjektiv mitti, ſpäter mitte = lat. medius, in der Mitte befindlich, mittler, mitten. (Vgl. außer der Jahrg. V, S. 329 angegebenen Literatur auch Fick, Vergleich. Wörterbuch [3] Abth. 7, S. 240.) Mit 'mitten' als erſtem Glied zuſammengeſetzte Ortsnamen kommen im Deutſchen vor, wie z. B. Mitten-Wald, Mitter-Berg, -Hof, allein keine, die ohne Zuſammenſetzung blos 'Mitten' lauten

[1]) So heißt von dem galliſchen Volke der Eburovices die Hauptſtadt jetzt Evreux, früher Mediolanum.

würden (vgl. unten latein. Mediana). Auch im Keltiſchen kamen Ortsnamen dieſer Art nur zuſammengeſetzt vor, gewöhnlich in der Form Medio-lanum (ein ſolches z. B. auch in England, jetzt Chesterton, Corruption von latein. castra, weil eine der Stationen, welche die Ausgangspunkte oder termini der Itinera des Antoninus bildeten; vgl. the Athenaeum vom 6. März 1880). Der deutſche Ortsname Metteln in Weſtfalen würde zwar lautlich einem alten Mediolanum entſprechen, allein ohne Kenntniß der alten Formen des Namens läßt ſich natürlich nichts Gewiſſes hierüber angeben. Das italiſche Mediolanum heißt jetzt Milano (vgl. Kiepert, Lehrbuch §. 342), woraus die Deutſchen wieder unter volksthümlicher Anlehnung an eigene Wörter 'Mailand' machten. Hierbei ſind alſo beide Theile der Zuſammenſetzung beibehalten, bezw. umgebildet, während in Metz, wie geſagt, nur das zweite Glied blieb. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 17, Jahrg. V, S. 109: Der Name Calcar iſt zu trennen in das Stammwort Calc und die Endung ar. Wahrſcheinlich iſt Calc gleich dem holländiſchen Kolk, d. i. Abgrund, Untiefe, Pfuhl, ein durch Ueberſchwemmung gebildetes ſtehendes Waſſer. (Vgl. meine Geſch. d. Römer S. 8.) Am zweiten ſ. g. Spaniar bei Emmerich befindet ſich eine Kolk, ein durch Dammdurchbruch entſtandener Teich. (Vgl. meine Annalen S. 359.) Vielleicht bezieht ſich auf dieſe Bedeutung der Spottvers 'Calcar iſt ein Gat', d. i. Loch (Annalen S. 342 Note 2). Neben der Endung ar kommt auch die Endung lar vor in dem unſern Calcar liegenden Schloß Butzelar und dem Dorfe Hanſelar. [Mittheilung des Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

Zu Frage 2, Jahrg. VI, S. 79: Römiſche Ortsnamen gebildet aus der Entfernung von den Ausgangspunkten (termini) der Zählung von Meilenſteinen kommen allerdings öfters vor[1]). Mediolanum, Station gerade halbwegs zwiſchen Colonia Troiana und Sablones (Bonner Jahrb. LXVI, S. 3 f.), dürfte daher ſeinen Namen haben. Es mag bei dieſer Gelegenheit aber auch auf einen ähnlich gebildeten Ortsnamen verwieſen ſein, nämlich auf das franzöſiſche Dieuze im Lande der Mediomatriker, das ad decem pagos hieß (Ammianus XVI, c. 2). Mone, Bad. Urgeſch. II, S. 232 ſpricht ſich dagegen aus, daß dies Dieuze ſei, deſſen Name eher auf eine Station ad duodecim gehe, was freilich fraglich iſt. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

---

[1]) Vgl. z. B. bei Ammianus XXVI, c. 5: Suburbanum, quod appellatum Mediana a civitate (Naessus, auch Naïssus in Dardanien, jetzt Niſch) tertio lapide disparatur, ſo genannt, weil es in der Mitte zwiſchen dem genannten terminus a quo (von der genannten Stadt) und einem terminus ad quem einer Straßen-Zählung lag. Ebenſo Medianum, ein Caſtell in Mauritanien (Ammian. XXIX, 5, 45). Wie das latein. medianus Ortsnamen gebildet hat, ſo auch das romaniſche mezzano (vgl. oben).

Inhalt.

Seite

Kunigunde Gräfin von Saverne eine Gräfin von Moers-Saarwerden. Von Heinr. Pfannenſchmid. 173

Der Goliath von Emmerich. Von A. Dederich. 182

Kunſtgeſchichtliches vom Weſtfäliſchen Friedenskongreſſe. Von J. B. Nordhoff. 190

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465). Von Karl Menzel. 195

Kleinere Mittheilungen 211

Allerlei 213

Antworten 226

Fr. Lintz'ſche Buchdruckerei in Trier.

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

PERIODICALS
BODL:LIBR

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



5. bis 7. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Oppidum Aduatucorum von Cäsar belagert im Jahre 57 v. Chr.

(Caes. b. g. II, 29—33.)

Von General K. von Veith.

(Mit Karte.)

Der Ausgangs- und Endpunkt meiner bisherigen Untersuchungen über die Schauplätze der römisch-germanischen Kämpfe zwischen Rhein und Maas war Aduatuca castellum. Den Schluß dieser Forschungen bildet die Belagerung des vielbestrittenen oppidum Aduatucorum.

Cäsars klassische Beschreibung derselben wird nur durch das kurze 4. Kapitel im 39. Buch Cassius Dios ergänzt, während Plutarch in seiner Lebensbeschreibung Cäsars diese Belagerung gar nicht erwähnt.

Von dem räthselhaften Volk der Aduatuker sagt Cäsar, sie wären Abkömmlinge der Cimbern und Teutonen, welche bei ihrem Zuge nach Gallien und Italien 6000 Krieger auf dem linken Rheinufer zurückließen, um das Gepäck zu sichern. Nach langjährigen Kämpfen mit den Nachbaren wäre ihnen beim Friedensschluß jenes oppidum als Wohnsitz überlassen worden, und Ambiorix habe ihnen bis zum Einschreiten Cäsars Tribut gezahlt. Seit der Nervierschlacht, zu welcher die Aduatuker zu spät kamen, hätten sie ihre übrigen Städte und festen Punkte preisgegeben, und sich mit all ihrer Habe auf die Vertheidigung dieses von Natur sehr starken Platzes beschränkt, rings von steilen Felsabhängen umgeben, und nur auf einem 200 Fuß breiten Paß zugänglich.

Einen historischen, indessen nicht ganz sichern Fingerzeig für die Feststellung dieses Punktes gibt Cäsar in Buch 5, Kap. 38, wo Ambiorix im Jahre 54 nach Vernichtung der 15 römischen Kohorten in der Nähe von Aduatuca castellum, in einem ununterbrochenen Nacht- und Tagemarsch mit seiner Kavallerie, also durch einen Eilmarsch von 6 bis 8 deutschen Meilen die Wohnsitze der Aduatuker erreicht, und sie zum Kampf gegen die Römer auffordert. Wir suchten in dieser Monatsschrift V, S. 281 jene Wohnsitze bei Huy, zwischen Lüttich und Namür, der allgemeinen Annahme der Historiker folgend, und wenigstens ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß trotz des Verkaufs von 53,000 Aduatukern die Reste derselben hier bei ihrem oppidum wohnten.

Im Hinblick auf dieſe Andeutung, welche der Wahl des Punktes nicht vorgreifen ſoll, dann aber auf Grund der militäriſchen Feſtigkeit und Größe des oppidum bei der Einſchließung und Belagerung, betrachten wir kurz die Oertlichkeiten, welche von Autoritäten bisher für das von Cäſar belagerte oppidum gehalten wurden. 60,000 Menſchen beanſpruchten wohl einen Wohnraum von wenigſtens 200 ha. Dieſer Ausdehnung mußte die römiſche Einſchließung einigermaßen entſprechen. Einige Textesausgaben Cäſars geben 15 Millien an, das ſind 3 deutſche Meilen. Nach den beſten Ausgaben Nipperdeys und franzöſiſcher Gelehrten ſind jedoch nicht 15,000 passus, ſondern pedes gemeint, und da dieſe 3 Millien jene 200 ha ſachgemäß nicht umſchließen können, ſo verſtehen wir unter dem Einſchließungswall von 3 Millien nur einen Theil der Umfaſſung, die durch unzugängliches Terrain, im vorliegenden Fall durch einen Fluß ergänzt wurde, den Cäſar allerdings nicht nennt.

1. Muthmaßlicher Ort des oppidum.

a. Citadelle von Namür.

Kaiſer Napoleon III. ſucht in ſeiner „Geſchichte Cäſars“ das oppidum der Aduatuker auf den Höhen der heutigen Citadelle von Namür. In Jahrgang V dieſer Monatsſchrift ſagten wir S. 279, daß dies Terrain von kaum 100 ha keinen hinreichenden Lager- und Wohnraum für 60,000 Menſchen gab, im Norden durchaus zugängliche Böſchungen, im Süden einen nicht 60, ſondern 400 m breiten Engpaß bietet, deſſen Abhänge auf mehrfachen Wegen erſteigbar ſind. Beſetzten die Aduatuker die ganze Halbinſel zwiſchen Maas und Sambre, ſo hatten ſie allerdings über 300 ha Lagerraum, dann aber bedurfte der römiſche Einſchließungswall ſtatt 3 Millien nur 1 Millie Länge von der Maas zur Sambre. Die Zugänglichkeit dieſes Punktes hätte ſich weſentlich erhöht und in keiner Weiſe der Terrainbeſchreibung Cäſars entſprochen, abgeſehen davon, daß man den Aduatukern gewiß nicht dieſe wichtigſte, die Flußthäler und Hauptverkehrsſtraßen beherrſchende natürliche Feſtung eingeräumt hätte. Kaiſer Napoleon nennt ſchon das Plateau der Citadelle für 60,000 Menſchen ſehr eng, und um ſo weniger Berückſichtigung verdient das von ihm genannte Sautour bei Philippeville mit 3 ha Lagerraum. Die Citadelle von Namür iſt von Aduatuca castellum 11 deutſche Meilen entfernt, ſchwerlich von der Kavallerie

des Ambiorix so schnell zurückzulegen, wie er es that. Außerdem würde ja Ambiorix hier sein Ziel und die Nervier, die bei Namür wohnten, erreicht haben, während Cäsar (V, 38) sagt, daß er sich erst am folgenden Tage von den Aduatukern zu den Nerviern begab.

b. Embourg.

Oberst von Cohausen, von Kampen u. A. suchen sowohl das oppidum als das castellum Aduatuca bei Embourg, südlich von Lüttich, wo zwischen den Mündungen der Ourthe und Vesdre, 120 m über diese Flußthäler sich ein Plateau erhebt, welches über 300 ha Lagerraum für 60,000 Menschen bietet, im Süden mit einem wirklichen Engpaß von 40 m Breite. Höchstens 1 Millie Einschließungswall und 7 Millien Bewachungslinie an den Thalrändern jener Flüsse genügten zur Absperrung des Plateaus, welches von unserm Aduatuca castellum 4 deutsche Meilen entfernt, leicht in der angegebenen Zeit zu erreichen war. Dagegen widerspricht das oppidum und das castellum auf ein und demselben Punkt schlagend den Textesworten Cäsars in Betreff des Marsches der Eburonen, und die Oertlichkeit entspricht nicht den Angaben Cäsars, in sofern die Ränder im Norden und Westen zugänglich sind, wo mehrere Straßen das Plateau überschreiten.

c. Ferschweiler.

Im Jahre 1876 lenkte Dr. Bone durch eine Schrift der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen die Aufmerksamkeit der Historiker auf das Plateau von Ferschweiler bei Echternach, als das gesuchte oppidum. Im Heft LVIII, S. 181 der Bonner Jahrbücher wurde bei der Ankündigung dieser Schrift Seitens des Verfassers eine nähere Untersuchung dieses Terrains empfohlen, welches durch seine Umgebung und Paßbildung der Beschreibung Cäsars entsprach, wenn man die 15 Millien der römischen Einschließungslinie festhalten wollte. Das Plateau erhebt sich 150 bis 200 m über die tiefen Thaleinschnitte der Sauer und Prüm, bietet bei 3000 ha Oberfläche Wohnplätze für Hunderttausende, während die Einschließung 15 Millien Länge fordern würde. Das vertheidigungsfähige Terrain ist nur im Norden bei den Steinblockresten der Wickinger Burg an einem Paß leicht zugänglich, wo der etwaige förmliche Angriff zu führen wäre. Die Spuren alter Ansiedlungen namentlich am Disburger Hof und bei Ferschweiler, so-

wie die cyklopiſchen Befeſtigungen der Niederburg führen in die Urzeiten der Kelten und Germanen, während die Römer ihre Anweſenheit bei Bollendorf und Weilerbach, dazwiſchen die Reſte des Dianendenkmals, bekundeten. Das ganze Terrain iſt höchſt intereſſant, für das geſuchte oppidum aber zu groß, liegt 13 deutſche Meilen von Aduatuca castellum entfernt, ſo daß Ambiorix in jenen Waldungen dasſelbe gewiß nicht ſo ſchnell erreichen konnte. Dagegen iſt es nur 2 deutſche Meilen von Trier entfernt, liegt im Trevererlande, und das hätte Cäſar bei ſeiner Stellung zu den Treverern gewiß irgendwo ausgeſprochen.

d. Mont Falhize.

Kaiſer Napoleon I. nennt in ſeinem 2. Feldzuge Cäſars III und IV Falais an der obern Mehaigne wohl irrthümlich ſtatt Falhize als unſer oppidum, da er dasſelbe 6000 ſtatt 600 Toiſen von Huy annimmt. Er berechnet eine Einſchließungslinie von 15 Millien, die gar nicht nöthig iſt. In Jahrgang V, S. 280 dieſer Monatsſchrift nannte ich das Plateau des mont Falhize für 60,000 Menſchen bei 70 ha zu klein, einige Plateauränder im Süden nicht hinreichend ſturmfrei. Man muß aber unzweifelhaft das ganze Terrain bis zur Maas hin, c. 250 ha Raumfläche berückſichtigen, und danach theile ich jetzt entſchieden die Anſicht des Oberſt von Göler und belgiſcher Offiziere, welche im mont Falhize bei Huy das oppidum Aduatucorum annehmen, wie der weitere Verlauf dieſer Darlegung auf Grund des Cäſariſchen Textes erweiſen ſoll, und wie der beiliegende Plan dies erläutert.

2. Stadt Huy und mont Falhize.

Die Maas fließt hier 120 m breit, bei gewöhnlichem Waſſerſtande im Fahrwaſſer 2 m tief in einem ſteinigen und felſigen Bett. Dieſe Waſſertiefe wird durch Strombauten und künſtliche Eindeichungen oft nur mit Mühe für Flußfahrzeuge von $1^1/_2$ m Tiefgang erhalten. Eine 10 m breite Steinpfeilerbrücke verbindet die Stadt Huy mit der Vorſtadt St. Pierre. Die Stadt liegt im Thal des Houyoux und wird nebſt der Maasbrücke von den Kanonen eines kaſemattirten Forts beherrſcht, welches mit weißgrauen Quaderſteinen ein unregelmäßiges Viereck von 50 bis 150 m Seitenlänge bildet. Dasſelbe erhebt ſich 50 m über den Maasſpiegel auf einer Felſenzunge, die ſteil zum Fluß fällt. Die Vor-

ſtadt St. Pierre liegt am Fuß einer 50 m hohen Vorſtufe des mont Falhize. Etwas oberhalb dieſer Vorſtadt mündet in die Maas der Mehaignebach, überall leicht zu überſchreiten, wenn er nicht durch ſtarke Regengüſſe anſchwillt. Die Windung der Maas durch ihr enges Thal, deſſen Ränder mit Gärten und Weinbergsterraſſen bedeckt ſind, die anſehnliche Stadt mit Brücke und drohender Citadelle, bieten ein landſchaftlich anziehendes Bild. Im Norden wird dasſelbe durch den Hintergrund des langgeſtreckten mont Falhize abgeſchloſſen, der ſich mit ſteilen Felsrändern zu dem 70 bis 120 m breiten Paß hinzieht, über welchen die alte Straße nach Warenne und Warmont führt.

Das Plateau des mont Falhize beſteht aus Kalkfels, bietet durch ſeine 50 m hohen Steilränder eine natürlich geſicherte Feſtung von 4500 m Umfang, durch 5000 bis 6000 Mann vertheidigungsfähig, einſt vielleicht für einen Theil der wehrhaften Mannſchaft der Aduatuker, die (nach II, 4) 19,000 Mann betrug. Jene Beſatzung findet aber auf der Höhe kein Waſſer, und iſt danach auf die Behauptung des Fluſſes angewieſen. Mit Abrechnung der Felspartien bietet die Maasſchleife mit dem mont Falhize einen Lagerraum von 240 ha für 60,000 Menſchen, im Sinne eines bequemen römiſchen Winterlagers der vierfache Raum eines römiſchen Marſchlagers von 60 ha für 60,000 Köpfe.

Oeſtlich vom Fuß der eigentlichen Kuppe des mont Falhize zeigen ſich Reſte eines ehemaligen Walles quer über die Höhe 10 m breit, 3 m hoch mit Grabenreſten nach Weſten hin, wohl neuern Jahrhunderten angehörend. Mehr nach Oſten wird der Paß 70 m breit, zeigt am Nordrand eine Erderhebung von 6 m Höhe und Breite, wo früher das Hochgericht war. Das Terrain ſenkt ſich hier um 5 m und deutet einen ehemaligen Graben an, der ſpäter ausgefüllt iſt. Hier ſtand wahrſcheinlich die doppelte Vertheidigungsmauer der Aduatuker, indeſſen erinnern weder irgend welche bekannt gewordene Alterthumsfunde noch Tradition an jene hiſtoriſchen Ereigniſſe vor faſt zwei Jahrtauſenden.

3. Cäſars Anmarſch.

(II, 29.) „Die Aduatuker waren, wie bereits erwähnt, mit ihrer ganzen Streitmacht auf dem Marſch, um den Nerviern zu Hülfe zu kommen. Sie kehrten aber auf die Nachricht von jener Schlacht ſofort in ihr Land zurück, gaben alle ihre Städte und

Befeſtigungen preis, und zogen ſich mit all ihrer Habe in eine einzige Stadt zurück, welche von Natur äußerſt feſt war. Sie lag nämlich auf einem hohen Berge, der nach allen Seiten hin durch hohe Felsabhänge beherrſchte, und nur auf einer Seite in einer Breite von nicht mehr als 200 Fuß an einer ſanften Aufſteigung des Terrains zugänglich war. Dieſen Punkt hatten ſie durch eine doppelte ſehr hohe Mauer (mit II, 32 erwähntem Graben davor) befeſtigt, hatten ferner ſchwere Steine und vorn zugeſpitzte Balken auf die Mauer geſchafft. Sie ſelbſt waren Abkömmlinge der Cimbern und Teutonen. Als dieſe nämlich nach unſerer Provinz und nach Italien aufbrachen (102 v. Chr.), ließen ſie das Gepäck, welches ſie nicht mit ſich nehmen konnten, unter dem geſicherten Schutz von 6000 Mann diesſeits des Rheins zurück. Dieſe wurden nach Vernichtung der Cimbern und Teutonen von den Nachbaren angegriffen, wußten ſich aber derſelben bald angriffs- bald vertheidigungsweiſe viele Jahre hindurch zu erwehren, bis es endlich nach allſeitiger Uebereinkunft zu einem Frieden kam, durch welchen ihnen dieſer Platz als Wohnſitz angewieſen wurde."

Cäſar hatte nach der Nervierſchlacht die 7. Legion unter dem Befehl des P. Craſſus gegen die Bewohner der Küſten entſendet (II, 34), ging auf dem linken Sambreufer in der Richtung der ſpätern Brunehaultſtraße über Binche und Gembloux vor, erreichte von Norden her die Gegend des mont Falhize, und nahm auf dem Höhenzuge 1 Millie nördlich vom oppidum Stellung. Cäſar verfügte hier über 7 Legionen à 5000 Mann, 35,000 Mann, dazu 10,000 Mann Hülfstruppen, 5000 galliſche Reiter, im Ganzen 50,000 Mann. Es läßt ſich nachrechnen, daß Cäſar in den erſten Tagen des Monats Auguſt das oppidum erreichte, und 3 bis 4 Wochen auf deſſen Belagerung verwendete.

Caſſius Dio ſagt im 39. Buch, Kap. 4: „Als die Nervier aufgerieben waren, kehrten die Aduaticer, Cimbrer nach Herkunft und Muth, zurück, und zogen ſich, alle andere Plätze verlaſſend in eine Veſte zuſammen. Cäſar griff ſie hier an, wurde aber mehrere Tag lang zurückgeſchlagen, bis er endlich zum Bau von Maſchinen ſchritt."

4. Einſchließung des oppidum.

(II, 30.) „Beim Erſcheinen unſeres Heeres machten ſie anfangs häufige Ausfälle und verſuchten ſich in kleinen Gefechten mit den

Unſrigen. Cäſar umgab hierauf das oppidum mit einer Einſchließungslinie von 12 Fuß Höhe und 15,000 Fuß Länge mit zahlreichen Redouten. Da beſchränkten ſich die Aduatuker auf ihr oppidum.“

Kaiſer Napoleon I. ſpricht hier von einem 12 Fuß hohen Wall mit 18 Fuß tiefem Graben. Es iſt mir unbekannt, welcher Textesausgabe der Kaiſer dieſe Notiz entnimmt, und er berichtigt die unwahrſcheinliche Abmeſſung dahin, daß die Höhe des Walles und der Bruſtwehr über der Grabenſohle mit jenen 12 Fuß gemeint ſei, während der Graben danach 16 Fuß breit und 9 Fuß tief geweſen wäre. In Analogie mit andern Cäſariſchen Befeſtigungen rechnen wir einen 2 m hohen, 6 m breiten Wall mit 2 m hoher Palliſadirung, davor einen 2 m tiefen, 6 m breiten Graben. Dieſe Einſchließung von 15,000 Fuß Länge oder 3 Millien reichte von der Mehaigne-Mündung bis zur Inſel Saron, und folgte der natürlichen Bodengeſtaltung in ſachgemäßer Führung. An beiden genannten Maasanſchlüſſen wurde der Fluß wahrſcheinlich mittelſt leichter Laufbrücken überſchritten, auf dem rechten Ufer durch Redouten an zweckmäßigen Punkten gedeckt, ähnlich wie auf den Höhen um Aleſia im Jahre 52 v. Chr. Wir erhalten ſo etwa 10 Redouten, jede von 400 m Umfang für je eine Kohorte von 500 Mann. In Reſerve bei Huy, bezw. an den Maasübergängen ſtand eine Legion, hinter dem Einſchließungswall eine Legion, zuſammen 3 Legionen, ſo daß für den wirklichen Angriff 4 Legionen übrig blieben. Die Bundesgenoſſen, namentlich die kretiſchen Bogenſchützen, Schleuderer und Numider waren wohl in den Verſchanzungen vertheilt, ebenſo die Hälfte der Kavallerie auf jedem Flußufer gegen Ausfälle und für Fouragierungen. Die ganze Umſchließungslinie betrug danach 10 km oder 7 Millien.

5. Förmliche Belagerung.

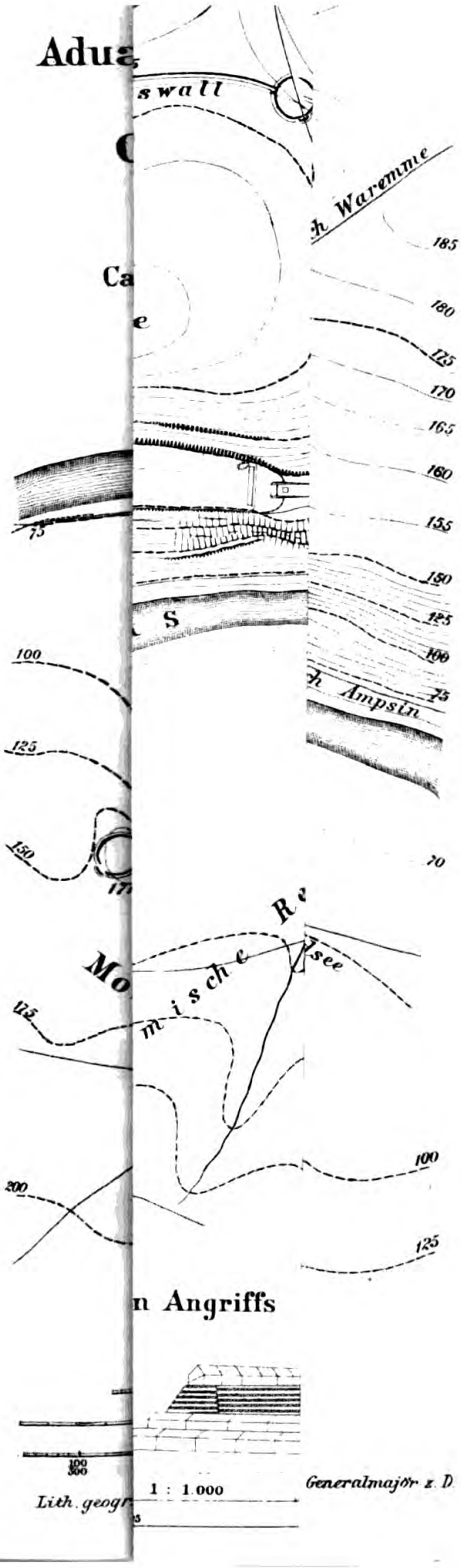
Nach den uns von Cäſar, Vitruv und Vegetius beſchriebenen Arbeiten beim Angriff einer Befeſtigung, zimmerten die Römer Hütten mit flachen Dächern, an den Giebelſeiten zu Lauben (vineae) zuſammengeſtellt, von 5 m Länge, 3 m Breite, 3 m Höhe von Holz und Flechtwerk, Schutzſchirme (plutei), Halbkörbe von Flechtwerk mit beweglichen Stützen zum Aufſtellen, 3 m hoch, 2 m breit, und begannen unter dem Schutz dieſer Deckungen den Bau des Angriffsdammes (agger) mittelſt kreuzweis gelegter Faſchinenſchichten,

durch Steine, Erde oder Hölzer befeſtigt, um eine ebene feſte Bahn mit Holzſchienen für die Räder der Maſchinen zu gewinnen. Bei 6 m langen, 0,30 m ſtarken zuſammengewürgten Faſchinen genügte hier für einen Angriffsturm und deſſen Seitendeckungen ein 30 m breiter, 2 bis 3 m hoher Damm, der in allmählicher Steigung etwa 200 m von der feindlichen Mauer da begann, wo der Turm aufgerichtet wurde. Das Faſchinenmaterial in Kreuzſchichten deckte an der Spitze des Dammes als 6 m hohe, vorſchreitende Bruſtwehr den Turmbau, und als ſtets zu ergänzendes Material den Angriffsdamm. Seitwärts, auf und neben dem Damm, ſowie oben auf der Bruſtwehr ſicherten Lauben und Schutzſchirme die Arbeiter.

Zum Bau des Turmes wurde ein doppelter Unterrahmen von ſtarken Hölzern gezimmert, von Vitruv Eschara oder Roſt genannt, von 8 m Seitenlänge, durch Querhölzer verzapft, zur Aufnahme der Turmſtänder und der Blockräder. Dieſer Unterrahm trug zugleich die 20 m lange, 15 m breite Widderſchildkröte, ein hölzernes Haus, 6 m hoch, darüber ein 3 m hohes Giebeldach, zur geſicherten Aufſtellung der Arbeiter beim Bau und Bewegen des Turmes, ſowie zur Aufnahme des am Giebelbalken in entſprechender Höhe aufgehängten langen und ſchweren Sturmbocks (aries).

Der Turm wurde auf jenem Rahm mittelſt 8—30 m hoher ſchlanker, vielleicht zuſammengeſetzter Tannenſtämme errichtet, hatte unten eine Grundfläche von 8 m, oben von 6 m Seitenlänge. Ein ſolcher Wandelturm kleiner Art hatte 10 Stockwerke, jedes 3 m hoch, mit ſchräg eingezapften Seitenſtreben, 2 m hohem Zinnenflechtwerk, auf jeder Seite jedes Stockwerks 2 Zinnenſcharten, 1 m hoch und breit. Im Innern des Turms führten Leitern zum oberſten Stockwerk, wo etwa zwei tormenta oder Katopulten Platz fanden, während Bogenſchützen die Scharten der übrigen Stockwerke beſetzten. Eine Fallbrücke war in entſprechender Höhe herabzulaſſen. Zur Sicherung gegen Feuer wurde das dem Feinde ausgeſetzte Holzwerk, die Dächer der Lauben und der Faſchinendamm mit naſſen Fellen behängt.

Caſſius Dio ſagt (39, 4): „So lange die Aduaticer ſahen, wie die Römer das Holz zimmerten und Maſchinen zuſammenfügten, verlachten ſie dieſe Arbeiten, weil ſie den Zweck derſelben nicht kannten. Als die Maſchinen aber fertig waren und Schwerbewaff-



n Angriffs

Generalmajor z. D.

Lith. geogr

nete auf denſelben gegen ſie vorgeſchoben wurden, geriethen ſie in Schrecken, weil ſie noch nie etwas Aehnliches geſehen hatten."

(Caes. II, 30.) „Als die Aduatuker hierauf die Schutzdächer vorſchieben, den Angriffsdamm erbauen und einen Turm in der Ferne errichten ſahen, begannen ſie zuerſt von ihrer Mauer herab darüber zu ſpotten und zu ſchimpfen, wozu ein ſo großes Bauwerk in ſo weiter Entfernung dienen ſollte, mit welchen Händen und Kräften die kleinen Kerle einen ſo ſchweren Turm bewegen wollten? Bei ihrer Körpergröße verachteten nämlich die Gallier gewöhnlich unſere im Wuchs kleinern Leute."

6. Kapitulation und Ausfallverſuch.

(II, 31.) „Als ſie aber ſahen, daß der Turm ſich bewegte, und an die Mauern heranrückte, wurden ſie durch dies wunderbare und überraſchende Schauſpiel ſo betroffen, daß ſie Friedensunterhändler an Cäſar ſchickten, die ſich in folgender Art ausſprachen: Die Aduatuker ſeien überzeugt, daß die Römer mit Hülfe übermenſchlicher Gewalten den Krieg führten, da ſie Bauwerke von ſolcher Höhe ſo ſchnell fortbewegen könnten. Sie wären bereit, ſich mit ihrem Beſitz der römiſchen Macht zu ergeben. Nur die eine Bitte hätten ſie, wenn Cäſar in ſeiner vielgerühmten Gnade den Aduatukern das Leben ließe, ſo möge er von ihnen nicht die Auslieferung der Waffen fordern. Faſt alle ihre Nachbaren wären ihre Feinde und beneideten ſie um ihre Tapferkeit. Müßten ſie die Waffen ausliefern, ſo wären ſie jenen gegenüber wehrlos. Käme es mit ihnen ſo weit, ſo wollten ſie lieber von den Römern Alles erdulden, als von ihren bisherigen Knechten ſich quälen laſſen."

(II, 32.) „Cäſar antwortete darauf, mehr weil es ſeine Art ſei, als weil ſie es verdient hätten, wolle er ihre Stadt verſchonen, wenn ſie ſich unterwürfen, bevor der Sturmbock ihre Mauern berührte. Doch könne von Ergebung nur unter der Bedingung die Rede ſein, daß ſie die Waffen auslieferten. Er werde es wie bei den Nerviern machen, und den Nachbaren befehlen, daß ſie ſich gegen römiſche Unterthanen aller Feindſeligkeit zu enthalten hätten. Auf dieſe Benachrichtigung an die Ihrigen erklärten die Aduatuker, ſie wollten gehorchen. Sie warfen hierauf eine große Menge Waffen von den Mauern in den Graben vor der Stadt, ſo daß die aufgehäuften Waffen faſt bis an die Krone der Mauer und des Angriffsdammes reichten, und doch hatten ſie, wie man ſpäter er-

fuhr, ziemlich ein Drittheil verheimlicht und in der Stadt zurückbehalten. Dann wurden die Thore geöffnet und es fand an dieſem Tage friedlicher Verkehr mit ihnen ſtatt."

(II, 33.) „Gegen Abend ließ Cäſar die Thore ſchließen und die Soldaten aus der Stadt zurückrufen, damit nicht von ihrer Seite während der Nacht Unordnungen in der Stadt vorkämen. Die Aduatuker hatten ſchon vorher, wie man ſpäter erfuhr, ihren Entſchluß gefaßt, indem ſie glaubten, daß wir nach erfolgter Uebergabe unſere Wachtpoſten einziehen, oder ſie wenigſtens mit weniger Sorgfalt beſetzen würden. Sie bewaffneten ſich daher theils mit den zurückbehaltenen und verheimlichten Waffen, theils mit Schilden von Rinde und Flechtwerk, die ſie in der Eile mit Fellen überzogen hatten. Dann machten ſie um die dritte Nachtwache (gegen Mitternacht) auf der Seite, wo unſere Befeſtigungen am leichteſten erſteigbar ſchienen, mit geſammter Macht plötzlich einen Ausfall aus der Stadt."

Man könnte zweifelhaft ſein, ob dieſer nächtliche Ausfall über die Maas in der Richtung auf die heutige Stadt Huy, alſo nach Süden gegen die römiſchen Redouten, oder nach Norden hin gegen den Einſchließungswall am linken Thalrand der Mehaigne erfolgte. Auf dieſen beiden Punkten war die Annäherung an die römiſchen Verſchanzungen weniger ſteil und ſchwierig, als auf allen übrigen Punkten. Cäſar erwähnt die Maas überhaupt nicht, und eine etwaige Brücke wäre leicht zu ſperren geweſen, bildete ein ſchwieriges Defilé, wenn eine ſolche damals beſtand. Wahrſcheinlich wäre ſie von den Römern zerſtört worden. Die gewöhnliche Waſſertiefe der Maas verbot ein Ueberſchreiten des Fluſſes in Maſſen, wäre frühzeitig entdeckt und bald verhindert worden. Dagegen führte nach Andeutung der alten Straßen gegen Norden hin außer dem Thor der Angriffsfront ein zweiter Ausgang über die Höhe durch den fond de Falhize, ein dritter Ausgang am weſtlichen Fuß des Berges im Mehaignethal aufwärts und über dieſen Bach, ſo daß der Ausfall durch ſolche breite Entwicklung begünſtigt wurde. Er ſtieß auf den Einſchließungswall, durch einzelne Redouten, ſtellenweiſe durch Holztürme, von denen im Text die Rede iſt, wie bei Aleſia und Namür verſtärkt. Wir glauben daher, daß der Ausfall der Beſatzung ſich nach Norden hin in jene Gegend richtete, wo die Aduatuker bereits vor der Einſchließung die Römer mit wechſelndem Erfolg bekämpft hatten.

„Cäſar hatte die nöthigen Maßregeln für dieſen Fall ſchon vorher getroffen. Auf die gegebenen Feuerſignale eilten die Truppen ſchnell von den nächſten Schanzen auf den bedrohten Punkt. Die Feinde kämpften mit einer Heftigkeit, wie es ſich von braven Männern erwarten läßt, die in der ungünſtigſten Oertlichkeit, von Wall und Türmen herab beſchoſſen, ihre letzte und einzige Hoffnung auf ihre Tapferkeit ſetzten. Nach einem Verluſt von etwa 4000 Mann wurde der Reſt in die Stadt zurückgeworfen. Am folgenden Tage ließ Cäſar die Thore erbrechen, ohne daß Jemand Widerſtand leiſtete. Die Soldaten drangen in die Stadt, deren ſämmtliche Einwohner verkauft wurden. Die Kaufleute gaben die Zahl der Verkauften auf 53,000 Köpfe an.“

Die römiſche Militärſtation bei Heidelberg.

Von **Karl Chriſt.**

II [1]).

(Mit drei Plänen.)

Bevor wir mit unſerer eigenen Betrachtung über dieſen Gegenſtand fortfahren, möge vor Allem Demjenigen an dieſer Stelle nach ſeinerſeits ausgeſprochenem Wunſche das Wort verliehen werden, unter deſſen umſichtsvoller Leitung, auf die ſo anerkennenswerthe Veranlaſſung des Conſervators, Hrn. Oberſchulrath Wagner hin, und mit der liberalſten Unterſtützung von Seiten des badiſchen Miniſteriums die Aufdeckung der römiſchen Bauten ſtattfand. Wir laſſen alſo unter bloßer Zufügung einiger eigenen Anmerkungen zunächſt folgen:

„Bericht über die in den Jahren 1875–1878 vorgenommenen Ausgrabungen auf den Bauplätzen des akadem. Krankenhauſes und der Irrenklinik, mit Situationsplan und Zeichnungen [2]) von Bezirks-Bauinſpector Schäfer in Heidelberg. (Veröffentlicht im Auftrag Gr. Miniſteriums des Innern durch den Conſervator der öffentlichen Baudenkmale 1878 (revidirt 1880)“).

Der noch bis in die ſechziger Jahre mit fruchtbaren Gartenanlagen und Rebgeländen bedeckte Boden außerhalb des frühern Mannheimer Thores iſt längſt als Fundſtätte verſchiedenartiger

[1]) Vgl. Monatsſchrift V, S. 299.

[2]) Die Zeichnungen der Römerkeller bei Heidelberg von Hrn. Schäfer geben wir hier nicht wieder, dagegen einen bisher nicht veröffentlichten aus Neuenheim.

Alterthümer bekannt, deren faſt bei jeder Erdarbeit zur Anlage eines Weges, zur Pflanzung eines Baumes oder ſelbſt bei den gewöhnlichen Feldarbeiten zahlreiche Stücke zu Tage gefördert wurden. Mündlichen Mittheilungen über früher gemachte Funde zufolge erſtreckt ſich das fragliche Gebiet einerſeits vom linken Neckarufer bis in die Nähe des Rangirbahnhofs, nicht, wie es zuerſt in dieſem Bericht angenommen wurde, bis zur Schwetzinger Allee (jetzt Schwetzinger Eiſenbahn), andrerſeits bis gegen die Bergheimer Mühle [1]). Dem Schreiber dieſer Zeilen ſind wenigſtens in den letzten Jahren, während deren ſich bei der Anlage der neuen Straßen des Bergheimer Stadttheils und bei der Aushebung der Kellergruben vieler Neubauten dazu oft Gelegenheit bot, Ausgrabungen römiſcher Reſte längs des Neckarufers, an der Schneidmühlgaſſe, zu beiden Seiten der Bergheimerſtraße, ſodann an der heute ſ. g. „Römerſtraße“ und bei den Neubauten des Güterbahnhofs bekannt geworden.

In einer dem Berichte in ſeiner frühern Geſtalt vorgeheſteten Ueberſichtskarte war die Ausdehnung des antiken Fundgebiets angedeutet und zugleich enthielt dieſes (in revidirter Form in Ausarbeitung begriffene) Plänchen auch eine Bezeichnung der Grenzen, wie weit ſich auf dem gegenüberliegenden rechten Neckarufer nach den bis jetzt daſelbſt gemachten Funden römiſche Bauanlagen ausgedehnt haben mögen; durch die neueſten Ausgrabungen zu Neuenheim im Jahre 1879 und 80 werden dieſe Angaben indeſſen modificirt. Die hier auf dem Hochufer des Neckars nach Ladenburg (Lopodunum) führende römiſche Straße, welche noch bis in die letzten Jahre als Feldweg benutzt wurde und in ihrem Fundament noch wohl erhalten war, wurde gelegentlich einer Feldbereinigung, leider ohne Grund größtentheils ausgebrochen und deutet jetzt nur noch eine ſchwache Terrainerhöhung des Ackerfelds die Stelle des alten Römerwerks an. Die Art, wie dieſelbe auf die Römerbrücke ſtieß, war indeſſen bis jetzt nicht bekannt. Doch davon ſpäter.

[1]) Nicht aber ‘bis weit über die Bergheimer Mühle hinaus’, wie es in dem autographirten ‘Bericht’ ſelbſt hieß. Bei der Bergheimer Mühle, d. h. unterhalb des antiken Fundgebiets, lag das mittelalterliche Dorf Bergheim, das indeſſen nur aus Holzhütten beſtanden hatte, abgeſehen von der Mühle und dem unterhalb derſelben gelegenen Kirchhof mit Kapelle, wovon Reſte noch vorhanden ſind. Ueber die Ausdehnung der Römerſpuren nach Süden zu vgl. Bonner Jahrbücher LXIII, S. 57 ff.

Was nun die Bauplätze des akademiſchen Krankenhauſes und der Irrenklinik betrifft, die hier vorerſt betrachtet werden ſollen, ſo nehmen ſie den zunächſt dem linken Neckarufer liegenden Theil des oben erwähnten Bauviertels, zwiſchen dem Fluß und der Bergheimerſtraße ein, das erſtere zunächſt den ältern Stadttheilen, die letztere bis in die Nähe der Bergheimer Mühle (jetzige Cementfabrik) ſich erſtreckend.

Das Ufergelände hatte von der Bergheimerſtraße ab ziemlich ſtarkes Gefäll und bildete nur zwiſchen dem Krankenhaus und der Irrenklinik, an der Stelle der jetzigen Thibautſtraße, eine breite, theils natürliche, größtentheils aber augenſcheinlich künſtliche Erhöhung. Es ergab ſich dadurch die Nothwendigkeit, die neue Uferſtraße hinter dem weſtlichen Theil des Krankenhauſes und hinter dem öſtlichen Theil der Irrenklinik, ſowie die Thibautſtraße etwa $1^1/_2$ m tief in die vorhandene Erhöhung einzuſchneiden und auch die anſtoßenden Gärten und Höfe der beiden Anſtalten bis auf das Niveau der neuen Straßen abzuheben.

Der Abhub betrug in und zunächſt zu beiden Seiten der Thibautſtraße etwa $1^1/_2$ m und mußte ſich bis in die Nähe der beiderſeitigen Neubauten erſtrecken, wo die für letztere gewählte Bauebene mit der alten Terrainhöhe zuſammenfiel. Bei dieſen zur Ausgleichung des Niveaus der Gärten und Höfe nöthigen Grundarbeiten traten nun in durchſchnittlicher Tiefe von 0,8 m unter dem ſeitherigen Ackerboden ſehr zahlreiche römiſche Reſte zu Tage und wurden in Rückſicht auf dieſelben die Arbeiten derart eingetheilt, daß parallel mit der Thibautſtraße der Reihe nach ſchmale Streifen von etwa 4 m Breite abgehoben wurden, um auf dieſe Weiſe möglichſt viele überſichtliche Querſchnitte durch die abzuhebende Terrainerhöhung zu gewinnen und es möglich zu machen, jede in den Querſchnitten erkennbare Ausfüllung durch Ausräumen und Tiefergrabungen zu verfolgen.

An den Stellen, wo die Höhe des Abhubs nur noch ſo unbedeutend war, daß dabei die antike Bodenebene, bezw. die Oberkante der Alterthumsreſte nicht mehr erreicht wurde, wurden mit den durch das Großh. Miniſterium des Innern zu dieſem beſondern Zweck bewilligten Mitteln, die Bauplätze mit einem ſo engen Netze von Gräben durchzogen, daß damit feſtgeſtellt wurde, daß ſich zwiſchen dieſen Gräben keine römiſchen Bauanlagen der Beobachtung und Aufdeckung entzogen haben können.

Auf Grund jeweiliger ſofortiger Aufnahmen wurden die ſämmtlichen Funde in einem Plane eingezeichnet; ſie ſind in der Hauptſache folgende:

I. Die römiſche Straße und ein Seitenweg derſelben.
II. Töpferöfen.
III. Gebäudereſte.
IV. In ſcharfen Umriſſen in den Lehmboden eingegrabene, ſehr zahlreiche Vertiefungen.
V. Der Brunnen.
VI. Auf den ganzen Fundplatz zerſtreut, zahlreiche Stücke von Thongefäßen, Münzen, Schmuckgegenſtände, Waffen, Theile von Handmühlen, Waſſertröge, Stein- und Thonfiguren, ſodann ein Votivaltar mit Inſchrift, Meilenſteine, ein Steintiſch mit profilirtem Fuß und Platte.

I. Die römiſche Straße.

Von derſelben konnten Querſchnitte in der Nähe des Desinfectionshauſes des Krankenhauſes, ſodann durch die ganze Thibautſtraße und in den nebenliegenden Gartentheilen, wo dieſelbe etwa 0,90 m höher als die nunmehrige Straße lag, endlich an der Südſeite des Hauptgebäudes der Irrenklinik freigelegt und dadurch deren Richtung genau feſtgeſtellt werden. Dieſelbe zieht ſich demnach hinter dem Desinfectionshaus an das Neckarufer, andrerſeits in gerader Richtung nach dem an der Südoſtecke der Gasfabrik vorbeigehenden ſ. g. Speierer Weg und iſt es ſomit kein Zweifel, daß der von letzterm noch vorhandene Theil, ſüdwärts der Bergheimerſtraße, die alte nach Speier führende Römerſtraße iſt, bezw. auf dem Grund der letztern erhalten wurde. An der Stelle, wo dieſe Straße das Neckarufer erreicht, wurden denn auch im Sommer 1877 durch die Großh. Waſſer- und Straßenbauinſpection im Neckarbett, in der Normallinie auf die Flußrichtung, die Fragmente von Pfeilerbaſen einer Holzbrücke gefunden. Die Conſtruction und der Ort des Landpfeilers konnten nicht mehr ermittelt werden; derſelbe ſcheint durch frühere Uferregulirungen oder Abſchwemmungen entfernt worden zu ſein [1]).

[1]) Das Heidelberger Ufer von der alten Brücke an abwärts bis zur neuen und von dieſer noch weiter bis zur ehemaligen Römerbrücke iſt durch Ausfüllungen in den letzten Jahren gänzlich verändert worden, ſo daß es in ſeiner jetzigen Geſtalt kein Bild mehr von ſeinem frühern Ausſehen gewährt. Die einzige Stelle indeſſen, wo die von der neuen Brücke herziehende neue Uferſtraße keiner Ausfüllung bedurfte, weil gerade hier das Gelände die nöthige

Die Straße hatte eine Breite von 8,70 m und eine Wölbung von 0,25 m und beſtand deren Bau in einer 0,40 m dicken Rollſchichte von größern und kleinen Sandſteinfindlingen und einer Auflage von grobem Neckarkies, der im Ganzen eine Dicke von 0,30 m hatte und worin ſich fünf Auftragsſchichten von 5—10 cm Stärke unterſcheiden ließen.

Der Seitenweg hatte eine Breite von 3 m und war in ähnlicher Weiſe wie die Hauptſtraße hergeſtellt. Die Rollſchichte desſelben hatte eine Stärke von 0,25 m, die Kiesſchichte von 0,15 m.

II. Die Töpferöfen.

Von ſolchen Gewerbseinrichtungen wurden an vier Stellen ziemlich mit einander übereinſtimmende Ueberreſte gefunden. Die erſten zwei derſelben traten im Sommer 1875 beim Ausgraben der Fundamente des Hauptbaus der Irrenklinik in der nördlichen Ecke des linken Flügels hervor, jedoch waren ſie derart zerfallen, daß nur die Geſammtumriſſe und ein kleiner Theil des Querſchnitts erkenntlich waren. Dagegen waren die zwei Oefen in und an der Thibautſtraße in den untern Theilen noch vollſtändig erhalten und ließen die Conſtruction des ganzen Ofens noch deutlich erkennen. Die erſtern beiden Oefen bildeten zwei von einander getrennte Einrichtungen und hatte jeder einen beſondern Zugang, die letztern beiden vereinigten ſich dagegen in einem gemeinſchaftlichen Vorplatz.

Die Oefen beſtehen im Weſentlichen aus zwei Theilen: aus einem im Grundriß elliptiſchen, nach der Längenaxe durch eine Zwiſchenwand in zwei Theile getheilten und an dem einen koniſch zulaufenden Ende offenen Unterbau, der als Feuerſtätte zu betrachten iſt. Die Mittelwand reicht nicht bis an das Ende des Anſatzes und hatte ſie wohl außer dem Zweck der Gewölbeunterſtützung nur die Aufgabe, das Feuer möglichſt gleichmäßig zu vertheilen. Die beiden, etwa 0,70 m breiten und 0,60 m hohen länglichen Hälften ſind mit in flachen Stichbogen gebildeten Gewölben überdeckt in der Weiſe, daß je 7 ſtärker gebogene Rippen von 0,28 m Scheitelſtärke ein etwas flacheres und dünneres Gewölbe von 0,15 m Scheitelſtärke tragen, welch letzteres zwiſchen den Rippen mit einzelnen Oeffnungen durchbrochen iſt. Der Boden über beiden Gewölben iſt horizontal abgeglichen und bilden auf

---

Breite hatte, war der Ausgangspunkt der römiſchen Brücke. Hier brauchte das ehemalige Ufer nur planirt zu werden.

demſelben die erwähnten Durchbrechungen über jeder Hälfte des Unterbaus nach der Längsaxe des Ofens mehrere ziemlich regelmäßige Reihen von je 7, 6, 5, 4 ſolcher Löcher, welche Zahlen jedoch bei jedem Ofen verſchieden ſind. Dieſe Löcher haben oben einen Durchmeſſer von 8 cm und erweitern ſich nach unten. Der ſonach ſiebartig durchbrochene Boden des obern Theils der Oefen iſt mit einer ziemlich kreisrunden Wand umſchloſſen, welche noch auf etwa 0,50 m Höhe erhalten war. Dieſe Wand hat unten eine Dicke von 0,20 m und zieht ſich nach oben kegelartig zuſammen, ſo daß es leicht erſichtlich iſt, daß der ganze obere Raum mit einer etwa 2 bis 3 m hohen Kuppel überdeckt war, welche wahrſcheinlich oben mit einem kaminartigen Aufſatz zum Abzug des Rauchs verſehen war. In dieſer Kuppel wurden die zu brennenden Gefäße aufgeſtellt, zu welchen alſo das Feuer und die heiße Luft durch den durchbrochenen Boden zuſtrömten und dann durch die obere Oeffnung ihren Abzug fanden.

Der Boden des Feuerraums lag 0,80 m tiefer als die römiſche Straßenhöhe und iſt in dem gewachſenen Boden deutlich die treppenartig abgeſtufte Rampe erkenntlich, welche zur Mündung des Feuerraums hinabführte. Es ragte demnach nur ein Theil der Kuppel über den urſprünglichen Boden hervor. Beim Ausgraben fand ſich ſowohl der Feuerraum unter den zwei Gewölben als auch der Brennraum angefüllt mit den eingeſtürzten Theilen des Oberbaus, ferner mit einer großen Anzahl von Gefäßſtücken und einzelnen, durch Hitze verbogenen und zerriſſenen Platten von Thon, welche wohl dazu dienten, den regelmäßigen Durchzug des Feuers durch die zum Brennen eingeſtellten Gefäße zu ordnen.

Das Material, woraus die Oefen errichtet waren, ſind aus Strohlehm gefertigte Thonſteine (Backſteine) von ſehr verſchiedener Form und Größe, welche dann beiderſeits noch mit Thon verputzt waren. Beim Ausgraben war die Maſſe noch außerordentlich feſt und hart, ſie zerfällt aber nach kurzer Zeit an der Luft [1]).

Von zwei weitern aus ähnlichem Material errichteten Feuerſtätten an der Uferſtraße fanden ſich nur ſo geringe Reſte vor, daß ein Schluß auf die ganze Conſtruction derſelben nicht gezogen werden kann.

[1]) Einer der Oefen wurde, wie auch einer der Römerkeller, durch einen hölzernen Ueberbau geſchützt, alles Andere dagegen wieder mit Erde bedeckt und zu Garten verwandelt.

ie
e,
t=
s
n
a
=
h
=
e
=
e
b
=
n
=
b
n
a
=
=
n
e
n
g
=
=
=
t
r
t
=
n
n

Situationsplan über die

AUSGRABUNG RÖMISCHER RESTE

auf dem Bauplatz des acad. Krankenhauses u. d. Irrenklinik

HEIDELBERG.

a. Fundort der 7 Leugensteine
b. Fundort des Votivsteines
c. Fundort von Amor u. Psyche
d Fundort des Tisches

e Töpferöfen
I-XVII Gebäudereste
f Brunnen
g Hypocaustum

de
U
m
je
ei
so
ist
au
D
so
ei
sch
R
de
Lu
die
mi
die
du
Th
Ai
wi
des
un
Th
Fe
St
Fo
wa
un
stä
das
we
höl
und

III. Gebäudereſte.

Die Zahl der freigelegten Gebäudereſte beträgt 16 [1]). Sie bilden unregelmäßige Vierecke von 2,70 bis 3,50 m innerer Weite, bei einer Mauerſtärke von 0,52 bis 0,55 m, mit einem als Eingang dienenden, durchſchnittlich etwa 1,10 m breiten und 1,10 bis 1,50 m langen Anbau. Die Höhe der noch vorhandenen Mauern beträgt 1,68 bis 2,20 m und lag die Oberkante derſelben etwa 0,90 m unter dem Ackerboden vor dem Abhub. Die urſprüngliche Tiefe des innern Bodens der Gebäude liegt durchſchnittlich 2 m unter der römiſchen Straße, ſo daß alſo alle noch vorhandenen Theile des Mauerwerks urſprünglich unter der Bodenhöhe lagen. Die äußere Flucht des Mauerwerks zeigte ſich dem entſprechend auch überall rauh und unregelmäßig, während die innere Flucht mit ſauber gearbeiteten Moëllons von 0,10 m Dicke und 0,15 bis 0,20 m Länge verkleidet war. Die Fugen dieſer Quäderchen waren mit Mörtel glatt geſtrichen, ſodann die innern Flächen mit einer an vielen Stellen noch trefflich erhaltenen weißlichgelben Farbe angeſtrichen, auf welcher mit einem dunklern Gelb über den einzelnen Quäderchen Frieſe aufgemalt und in dieſen wieder künſtliche Fugen mit einem dunkelrothen Strich eingeriſſen waren. An den Seitenwänden zeigten ſich in den meiſten Gebäudereſten je eine oder zwei, theils mit regelmäßig gearbeiteten Bogenſteinen halbkreisförmig, theils gerade, theils mit je zwei, in einem ſpitzen Winkel aneinander gelehnten Steinen überdeckte kleine Niſchen, während in der jeweils dem Eingang gegenüberliegenden Mauer, meiſtens auf der Südſeite, die Bankſchräge und Leibung eines Fenſters deutlich erkennbar ſind.

Das Innere war mit Baureſten, beſtehend in ähnlichen Steinen, wie die vermauerten, mit Dachziegeln, Gefäßſcherben, Holzkohlen, Thierknochen, ſodann in mehrern Gebäuden mit hineingeworfenen Hauſteinen, Ueberreſten von Handmühlen, endlich mit großen Mengen von Aſche und Humus angefüllt.

In dem Gebäude VI fand ſich der Votivſtein des Jupiter (Bonner Jahrbücher LXII, S. 19), in dem Gebäude XI kamen

[1]) Mehrere ſolcher Souterrains dürften noch der alten Römerſtraße entlang unter dem Boden der jetzigen Voßſtraße gegen den botaniſchen Garten zu anzutreffen ſein. Leider wurde beim Bau dieſer neuen Straße das Terrain derſelben nicht tief genug aufgegraben.

die 7 Meilenſteine (ebenda LXI, S. 10 ff.), der achte im Brunnen[1]) (ebenda LXIV, S. 62), in dem Gebäude XIII der Steintiſch und Steintrog zum Vorſchein.

Unter den ſonſtigen vorgefundenen Hauſteinen zeichnen ſich hauptſächlich mehrere als Fenſterbänke oder als Fenſterſtürze zu erkennende längere Stücke, in deren Mitte noch eine Oeffnung zur Befeſtigung einer Vergitterung oder eines Verſchluſſes ſichtbar iſt, ſodann mehrere Quader von 0,50 m Seite und 0,30 m Dicke, mit einem in der Mitte angebrachten Zapfenloche von $^7/_{10}$ cm Weite und 5 cm Tiefe aus, welche als Sockelſteine zur Aufſtellung von Holzpfoſten für ein hölzernes Stockwerk gedient haben.

Aus dem ganzen Befund läßt ſich nämlich die Vermuthung ausſprechen, daß die vorhandenen Räume die Keller (Souterrains) unter Gebäuden waren und zwar höchſt wahrſcheinlich von leichten Holzbauten, da das vorhandene Mauerwerk offenbar keine Tragfähigkeit für ſteinerne Ueberbauten beſaß. Auch läßt ſich wohl mit Sicherheit annehmen, daß die vorhandenen Räume nur mit einer Holzdecke verſehen waren, da ſich andernfalls ſicher die Theile einer Steinconſtruction oder eines Gewölbes vorgefunden hätten.

In mehrern der Gebäude zeigten ſich an dem erwähnten Eingang noch 2 bis 3 Steintritte in der urſprünglichen Lage an dem untern Ende, in dem Gebäude XI auch noch die untern abgebrochenen Theile der Thürgewände. Spuren einer Thür oder eines Thürbeſchlags konnten dagegen nirgends entdeckt werden und ſcheint es, daß die Thüren nur angelehnt und mit Querbalken oder von oben her befeſtigt waren.

In dem Gebäude III ſtieß man beim Ausgraben noch unterhalb des innern Bodens, in der Mitte des Raumes, auf eine runde Sandſteinplatte von 1 m Durchmeſſer mit einem kleinen Loch in der Mitte. Nach dem Aufheben derſelben zeigte ſich ein cylindriſcher, nach unten ſich etwas erweiternder Schacht von 0,70 m Weite und 2 m Tiefe, welcher bis auf den Kiesgrund hinabreichte und ebenfalls mit Scherben, Thierknochen, Aſche und dergleichen angefüllt war. Derſelbe iſt mit Trockenmauerwerk um-

[1]) Römiſche Denkmale finden ſich öfters in antiken Brunnen (vgl. Bonner Jahrbücher LXVII, S. 155). Entweder wurden ſie von den abziehenden Römern darin verſteckt, oder die ſiegreichen Barbaren warfen ſie aus Zerſtörungswuth hinein.

mauert und diente, wie die gleich zu erwähnenden Erdſchächte, zur Aufbewahrung werthvollerer oder längere Zeit bei Seite zu ſtellender Vorräthe. (Vgl. Bonner Jahrb. LXIV, S. 63 f.)

Auffallend iſt, daß faſt ſämmtliche Gebäudereſte ihren Eingang auf der von der Straße abgewendeten nördlichen Seite haben und ſcheint es daher nicht unwahrſcheinlich, daß die darüber errichtet geweſenen Holzbauten viel größere Dimenſionen hatten und nur ein Theil derſelben mit Kellern verſehen war, zu welchen man aus dem Innern des Oberbaus hinabſtieg. Es deuten darauf auch einzelne aufgefundene, mit den fraglichen Kellerräumen nicht zuſammenhängende Fundamentmauern, welche nur 0,60 bis 0,70 m unter die antike Bodenebene hinabreichten.

In einzelnen der Gebäude, beſonders in den mit IV und V bezeichneten, fanden ſich große Mengen von Dachziegelſtücken vor, während in andern davon kaum einzelne kleine Bruchſtücke zu Tag gefördert wurden. Es ſcheint demnach, daß nur einzelne der Bauten mit ſolchen Ziegeln eingedeckt waren, die übrigen dagegen nur Holzbedachungen hatten.

Die Ziegel bilden $2^1/_2$ bis 3 cm ſtarke Platten von rothem Thon von 0,25 m Breite und 0,40 m Länge mit an den Langſeiten 3 cm hoch aufgebogenen Rändern und hingen an einer Naſe, mit Hohlziegeln über den Fugen, welch letztere nur mit Mörtel befeſtigt waren, da ſich an keinem der vorgefundenen Stücke eine andere Befeſtigungsart nachweiſen ließ.

Das Material, aus welchem die Mauern der Häuschen errichtet waren, iſt hauptſächlich rother Sandſtein aus dem Neckarthal, untermiſcht mit dem gelben Kalkſandſtein, wie er in den Brüchen oberhalb Handſchuchsheim jetzt noch gewonnen wird. Theile oder Spuren eines Bodenbelegs haben ſich nirgends gefunden, wohl aber an mehrern Stellen Verputzſtücke von 2 bis 3 cm Dicke, welche ebenfalls mit noch erhaltener Farbe, hauptſächlich einem hellen Gelb und dem bekannten Pompejaniſchroth, bemalt waren und durch einzelne noch erkennbare Verzierungen ſogar auf eine reichere Ausſtattung einzelner Bautheile ſchließen ließen.

Zu erwähnen iſt endlich noch ein in dem Gebäude XIII ausgegrabenes Stück eines Steintrogs von 1 m Seite und 0,30 m Tiefe, welcher wohl einem Töpfer, Bäcker oder dergl. zur Bereitung ſeiner Geſchäftsmaterialien gedient hat.

IV. In den Lehmboden eingegrabene Vertiefungen.

Die, ähnlich wie ein Grab oder ein Brunnenschacht, in den Boden eingegraben gewesenen Vertiefungen wurden in sehr großer Zahl und überall hin zerstreut vorgefunden, sowohl in unmittelbarer Nähe der Gebäude als auch in großer Entfernung von ihnen. Diese Eingrabungen haben die verschiedenartigsten Querschnitte, quadratisch, rechteckig, dreieckig, rund, von 1 bis 3 m oberer Weite und ebenso die verschiedensten Tiefen von 1 bis 4 m, und verengen sie sich nach unten etwa auf die Hälfte des obern Durchmessers.

Mehrere der größern Vertiefungen haben noch einen schmalern Ansatz, in welchem treppenartig ausgegrabene Absätze bis zur ganzen Tiefe hinabführen. Die Löcher zeigten sich mit den verschiedensten Stoffen ausgefüllt und war ihre Form und Größe an der deutlich zu unterscheidenden Ausfüllmasse und dem gewachsenen Lehmgrund ersichtlich. In der Ausfüllung folgen sich in wechselnder Reihenfolge Schichten von Humus, sodann oft mehrere cm hohe Schichten von Asche und Holzkohlen, in den obern Theilen mehrmals Lagen eines hellgrün gefärbten, sich sehr fettig anfühlenden Thons. Der ganze Inhalt war untermischt mit römischen Metallsachen, Ziegelstücken, Gefäßscherben, Thierknochen, wovon oft aus einem und demselben Loch mehrere Körbe voll herausgefördert wurden. Die gewachsene Lehmschichte auf dem Bauplatz hat eine Mächtigkeit von etwa 4 m. Mehrere der Löcher durchschneiden diese Lehmschichte vollständig bis zu der darunter liegenden grobkörnigen und wasserdurchlässigen, aber hoch über dem Bereich des Horizontalwassers liegenden Kiesschichte.

Als interessant ist nur noch zu erwähnen, daß sich in mehrern der Löcher zwischen der Lehm- und Kiesschichte seitliche Aushöhlungen von solcher Weite und Länge hinziehen, daß ein Mann bequem hineinschlüpfen und noch einen mehrere m langen Stab vor sich hinstrecken konnte, ohne das Ende zu erreichen.

Da an eine künstliche Ausgrabung dieser Art Höhlungen weniger zu denken ist, so bleibt zu vermuthen, daß durch das viele Jahrhunderte hindurch dauernde Eindringen von Regenwasser durch die weniger wasserdichte Ausfüllung der Vertiefungen der Lehm allmählich in der fraglichen Weise unterwaschen wurde.

Was nun den zu vermuthenden ursprünglichen Zweck dieser Vertiefungen betrifft, so dürften sie sicherlich zum Theil als Gruben

zur Beſeitigung von Abfallſtoffen, die größern und regelmäßigen und beſonders diejenigen mit den treppenartigen Zugängen als Aufbewahrungsräume unter zeltartigen Ueberbauten gedient haben. In letzterm Falle wäre anzunehmen, daß ſie mit einer Holzdecke abgeſchloſſen waren und widerſpricht es der ausgeſprochenen Vermuthung nicht, daß die Löcher nicht ummauert waren, da der ſehr feſte Lehmgrund, bei einigermaßen vollſtändiger Abhaltung des Regenwaſſers hinlänglich dauerhafte Seitenwände bot [1]).

V. Der Brunnen.

Derſelbe beſteht in einem gemauerten kreisrunden Schacht von 1,35 m oberer und 1,15 m unterer lichter Weite und 14,95 m Tiefe von der Oberkante der Römerſtraße bis zur Sohlenunterkante des Mauerwerks. Das letztere iſt aus ähnlichen kleinen Sandſteinen in regelmäßigen horizontalen Schichten wie an den Gebäuderesten und als Trockenmauerwerk hergeſtellt und hat eine Stärke von durchſchnittlich 0,40 m.

Neben dem Brunnenſchacht war ein beiderſeits ſauber gemauerter, rechteckiger Pfeiler von 0,70 und 1,40 m Seiten errichtet, welcher wahrſcheinlich zur Befeſtigung der Schöpfvorrichtung ge-

---

[1]) Abgeſehen von den als Senkgruben, Aborte ꝛc. dienenden Erdſchächten wurden die beſſern derſelben als im Sommer kühle, im Winter warme unterirdiſche Räume zumeiſt zur Aufbewahrung von Wein benutzt, wie die koloſſalen in denſelben gefundenen Scherben römiſcher Weinkrüge zeigen, und wie ja ſich eine zu demſelben Zwecke dienende, mit Werkſteinen ausgemauerte 'apotheca' im Keller III befand. Da nun aber dieſe letztern nicht heizbar waren, ſo ſcheint es, daß die militäriſchen Bewohner der Häuschen ſich des Winters beſonders zur Nachtzeit in den größern dieſer Erdvertiefungen aufhielten. Sie ahmten hierin ihre Feinde, die Germanen, nach, deren eigentliche Wohnungen ſich zwar ebenfalls über der Erde befanden, die für den Winter aber auch Erdwohnungen benutzten, deren man in neuerer Zeit verſchiedene entdeckt hat, am Harz und anderswo. Ueber die Bauten der alten Germanen berichtet Tacitus, daß ſie ohne Mörtel, ſozuſagen nur aus formloſen Klumpen beſtanden hätten, die mit einem glänzenden Anſtrich überzogen worden ſeien. Außerdem grüben ſie Löcher in die Erde und bedeckten dieſe mit Dünger, um ihre Vorräthe zu verbergen. Auch ſuchten ſie ſelbſt darin Schutz vor der Winterkälte und vor Feinden. — Erſt im 4. Jahrh. bauten die Germanen, nach Ammian XVII, 1, 7, auf der damals von den Römern bereits verlaſſenen rechten Rheinſeite nach römiſcher Art und Weiſe, wenigſtens Mainz gegenüber. Vgl. auch Monatsſchrift V, S. 473, wo die unterirdiſchen (oft trichter- oder keilförmigen) Vorrathskammern der Germanen nach Tac. Germ. 16 erwähnt werden.

dient hat, und deſſen unterer Theil innerhalb des ſonſt mit weniger Sorgfalt hergeſtellten Fundaments eines viereckigen, etwas über die Straße erhöht geweſenen Eſtrichs erkennbar war.

Am Tag der Meſſung ſtand der Waſſerſpiegel im Brunnen 0,50 m über der Sohlenunterkante des Mauerwerks. Da nun an dieſem Tag, nach Vergleich mit dem Waſſerſtand im benachbarten Brunnen des Krankenhauſes, das Horizontalwaſſer noch etwas über mittlerer Höhe ſtand und nach ſonſtiger Beobachtung die Abnahme 1 m unter Mittel beträgt, ſo iſt anzunehmen, daß zur Zeit der Errichtung des Brunnens der durchſchnittliche Waſſerſtand erheblich höher als jetzt war, weil ſonſt der alte Brunnen den größten Theil des Jahres hindurch kein Waſſer gehabt hätte.

Der Brunnenſchacht war gänzlich ausgefüllt und zwar die obern 7 m mit gewöhnlicher Erde, ſodann etwa 4 m mit Mauerſteinen, gleich denen, welche an den verſchiedenen Baureſten verwendet ſind, die untern 4 m mit Schlamm und Baureſten, untermiſcht mit einer großen Zahl von Thierknochen, Hirſchgeweihen, Thongefäßſtücken ꝛc. Auf der Sohle des Brunnens fand ſich der achte römiſche Meilenſtein, deſſen viereckiger Fuß nach unten gekehrt war, ferner die ſtark zerroſteten Eiſentheile des Pumpwerks, als: ein Haken, der Bügel eines Eimers, mehrere Ringe und eine als Wellenlager erkennbare Eiſenplatte.

VI. Bewegliche Fundgegenſtände.

Die hauptſächlich in den Gebäudereſten und in den Vertiefungen ausgegrabenen Gefäßſtücke zeigen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit in Material und Form. Das Material wechſelt in den allerverſchiedenſten Farben, von einem faſt kreideweißen bis zu einem nahezu ſchwarzen Thon. Am häufigſten kommt röthlichgelber, ziemlich unſerm jetzigen Töpferthon gleichender an größern und kleinern Waſſer- und Weingefäßen, ſodann der ſchwarze Thon an Oel- und Trinkgefäßen, ſowie an Aſchenurnen, endlich ein warmrother, ſehr feſter Thon (terra sigillata) an Schalen, Schüſſeln und Tellern mit und ohne Verzierungen vor. Die letztern tragen größtentheils die Namenſtempel der Verfertiger auf der innern Seite des Bodens.

In wie weit alle dieſe Gefäße an Ort und Stelle gefertigt oder mit herbeigebracht wurden, läßt ſich natürlich nicht beſtimmen, jedoch iſt zu erwähnen, daß rohe Maſſen unverarbeiteten (bei Wald-

hilsbach, ſowie Ziegelhauſen) ſich findenden Thons von ſehr verſchiedener Farbe und Beſchaffenheit in der Nähe der Töpferöfen und in den oben beſchriebenen Vertiefungen mit ausgegraben wurden.

Die oft ſehr reichen Verzierungen der Schalen, welche nach den vorgefundenen Stücken Durchmeſſer von 10 bis 15 cm und Höhen von 10 bis 20 cm gehabt haben, ſtellen Jagdſcenen mit Hunden, Löwen, Haſen, tanzende Figuren, Kämpfer, Wettkämpfer, ſodann ſpielende Kinder, geflügelte Heben, endlich auch Blatt- und Rankenmotive dar, wozu an den Rändern noch Eierſtäbe, Herzblattglieder und dergl. kommen. Einige charakteriſtiſche Stücke ſind auf einem Beiblatt ſkizzirt.

An Metallſachen wurden bis jetzt viele Silber- und Bronzemünzen gefunden. Ferner mehrere Dolche, Schwertſtücke, Lanzenſpitzen, Mantelhaften (fibulae), Schnallen von Pferdegeſchirren und ein größeres Eiſenſtück von 20 cm Länge und 10 cm Dicke in Form zweier mit der Grundfläche aneinander geſetzter vierſeitiger Kegel; ſchließlich eine Anzahl von Haarſchmuckgegenſtänden in Form von Schlangen und Lanzen, Ohrgehänge, Fingerringe. Ferner an ſolch kleinen Gegenſtänden: mehrere Schreibgriffel, Beinnadeln [1]) von 12 cm Länge, eine Steinnadel, eine größere Anzahl von ſchräg gerippten Kugeln von 10 bis 20 mm Durchmeſſer aus einer grünlichweißen glasartigen Maſſe, welche an den durchgehenden Löchern mittelſt einer Schnur zu einem Halsgehänge verbunden geweſen ſein mögen und offenbar lange dieſem Zweck gedient haben, da die einzelnen Kugeln an den Zuſammenſtößen ſehr ſtark abgerieben ſind.

An größern Werthſachen ſind zu erwähnen: eine Doppelfigur in Thon (Amor und Pſyche), eine in Sandſtein ausgehauene Figur eines Stiers [2]) (0,21 m lang); mehrere Stücke von Handmühlen von

[1]) Netzſtricknadeln oder beim Flechten gebraucht; vgl. Hehn, Kulturpflanzen [3] S. 497 über die primitive Weberei. — Bei Neuenheim in einem Römerbau ausgegrabene zahlreiche Thonkugeln etwa von der Größe eines kleinen Eies ſcheinen als Schleuderſteine gedient zu haben.

[2]) Die Symbolik des Stiers im Allgemeinen iſt bekannt, beſonders in Bezug zum Mithraskult (vgl. u. A. Bonner Jahrbücher LXIV, S. 57; LXV, S. 187), allein in unſerm Fall ſcheint einfach ein Opferſtier oder auch das Cohortenzeichen der bei Heidelberg ſtationirten 8., 14. oder 22. Legion verſinnbildlicht zu ſein (vgl. Conrady in den Naſſauiſchen Annalen XIV, Taf. VIII, Fig. 1 und vorher Bd. III, H. 3, S. 230; Lehne, Geſ. Schriften II, S. 44, 52 u. 61). Dieſe führten alle den Stier als signum.

Es mag hierbei auch erwähnt werden, daß ſich auf einem Stein eine

0,50 bis 0,80 m Durchmeſſer aus dem am Mittelrhein (beſonders bei Andernach und im Brohlthal) ſich findenden poröſen Traß- oder Tuffſtein (eigentlich verſchlackter Baſalt, Baſaltlava) in Form von flachen runden Schalen, 0,15 m dick, wovon durch den Gebrauch mehrere Stücke in der Mitte bis auf wenige cm durchgerieben ſind.

Der in dem Häuschen VI ausgegrabene, von einem Soldaten der 8. Legion dem Jupiter geweihte Altarſtein hat eine Höhe von 0,73 m und eine Fußbreite von 0,34 m und trägt die, wie geſagt, in den Bonner Jahrbüchern LXII, S. 19 genau veröffentlichte Inſchrift.

Die in das Häuschen XI hineingeworfenen und unregelmäßig quer übereinander gelegenen 7 Meilenſteine haben verſchiedene Höhen von 1,30 bis 2,0 m, wovon etwa ein Dritttheil auf einen viereckigen Fuß, zwei Dritttheile auf einen runden Schaft kommen. Die Schäfte ſind bei einem Durchmeſſer von 0,37 bis 0,42 m unregelmäßig rund und nur auf der einen Seite etwas beſſer bearbeitet, während die andere faſt ganz roh iſt. Sie tragen die ſchon in den Bonner Jahrbüchern veröffentlichten, auch im Anzeiger für Kunde deutſcher Vorzeit 1879, S. 336 f. erwähnten (wie gewöhnlich vertieft ausgehauenen) Inſchriften aus der Periode von 220 bis gegen 260, wo die Römer überhaupt das rechtsrheiniſche Gebiet räumten [1]).

Der vermuthliche urſprüngliche Standpunkt dieſer Meilenſteine war die Stelle X des Planes, wenigſtens fand ſich daſelbſt ein etwa $2^1/_2$ m im Quadrat großes Fundamentmauerwerk, welches augenſcheinlich von oben her abgebrochen war. Es ſcheint hier ein quadratiſcher oder polygoner Pfeiler aufgeführt geweſen zu ſein, in welchen die Säulen mit der hintern rauhen Hälfte eingemauert waren. (Vgl. auch Bonner Jahrbücher LXIV, S. 63)

Soweit die Ergebniſſe der Ausgrabungen auf den Bauplätzen des akademiſchen Krankenhauſes und der Irrenklinik.

Möge es gelingen auch außerhalb derſelben die Fundſtätten

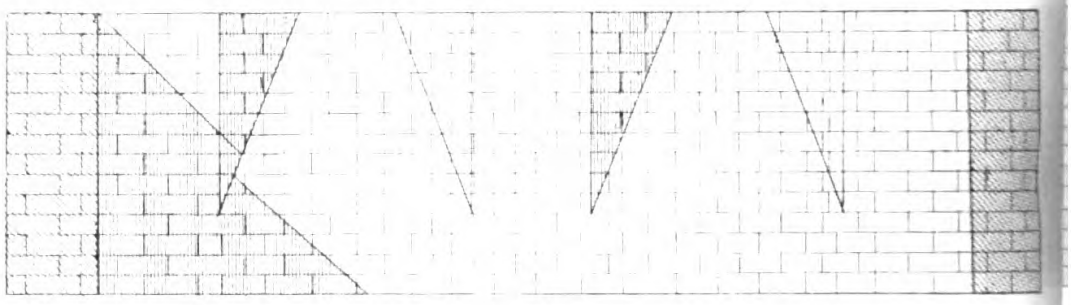
Schelle abgebildet fand, die wie der Stier wohl auch auf das Opfer Bezug hatte. Man bediente ſich der Schellen oder Glöckchen (tintinnabula), abgeſehen von ihren gewöhnlichen Beſtimmungen an Hausthüren, bei der Muſik ꝛc., nämlich auch beim Opfer. Funde von Hausſchellen aus Bronze hat man in den Rheinlanden und anderwärts ſehr häufig gemacht (vgl. Emele, Beſchreibung rheinheſſiſcher Alterthümer §. 25 und Bonner Jahrbücher LXV, S. 66 u. 176).

[1]) Vgl. Bonner Jahrbücher LXII, S. 32 f. und 43, und A. Duncker, Pfahlgraben (Kaſſel, 1879) S. 56 u. 78.

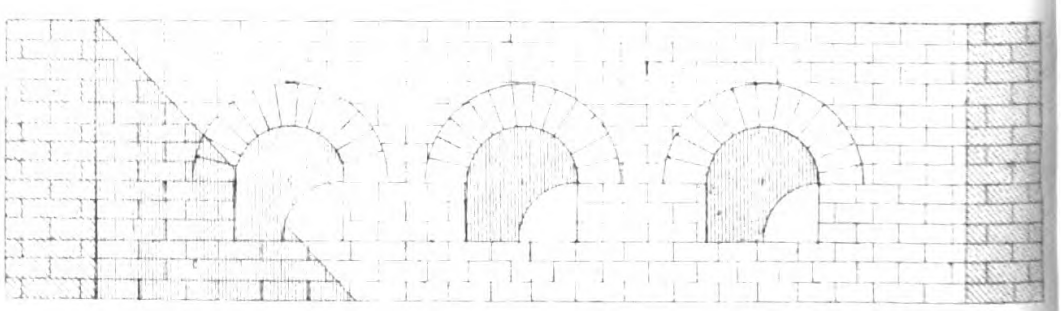
RÖMISCH

aufgedeckt

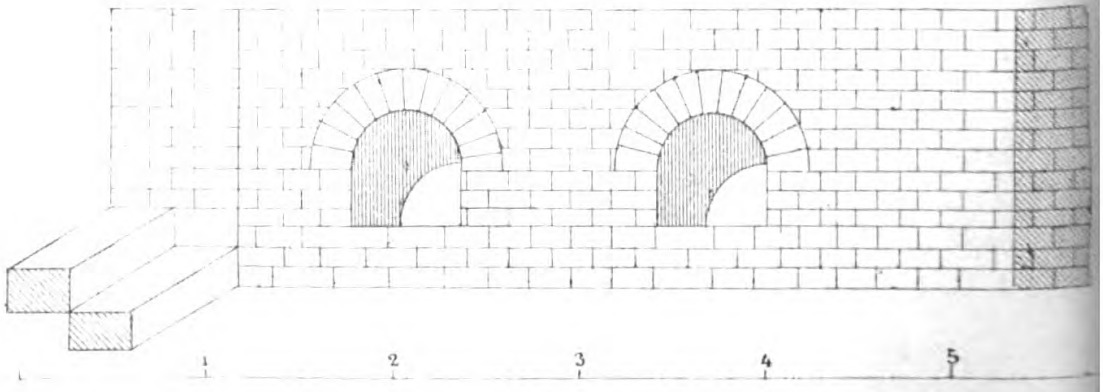
Ost



West

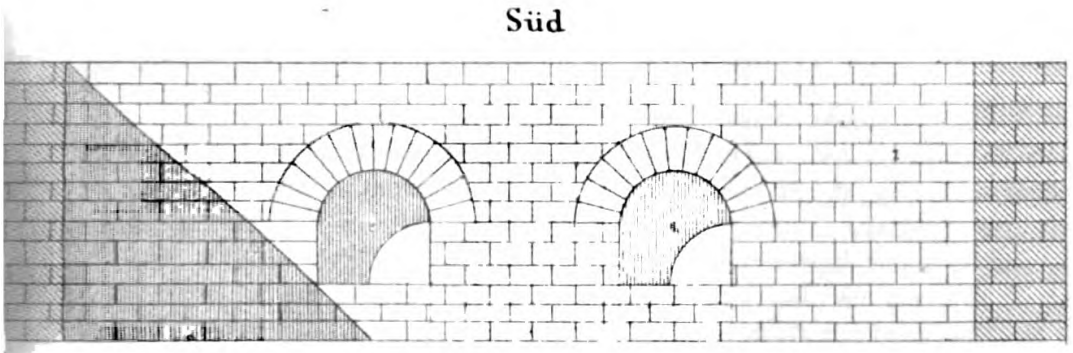


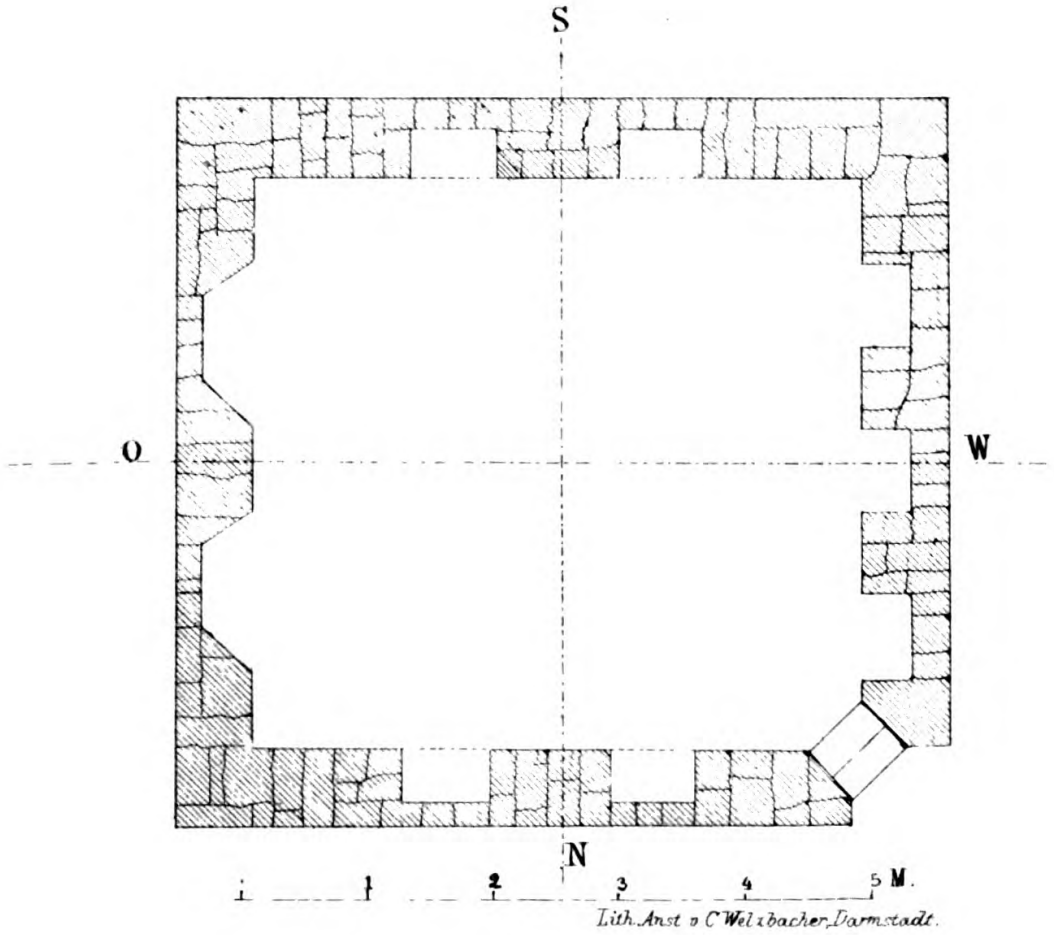
Nord



LLER

nheim.





römiſcher Alterthümer in dem Bergheimer Bauviertel, ſowie in dem gegenüberliegenden Neuenheim [1]) genau feſtzuſtellen, wozu ſich faſt bei

[1]) Zu Neuenheim wurden 1879 ebenfalls mehrere römiſche Keller in den Feldern aufgedeckt. Einer derſelben, der beim Hausbau des Gärtners Dörſam nahe der rechtsſeitigen Ausmündung der römiſchen Brücke gefunden wurde, möge, wenn auch nicht durch die Bezirks-Bauinſpection gezeichnet, hier als Novität abgebildet folgen. — Etwas oberhalb der Fundſtelle dieſes Kellers (er ſtößt dicht an die Südſeite des Dörſamſchen Hauſes an), an der jetzt ſo getauften 'Römerſtraße' zu Neuenheim (nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen zu Heidelberg) fand ich neuerdings zwei Ziegelplatten mit dem freilich undeutlich ausgeprägten Stempel: COH II C(I)R = Cohors II Cirenaica (?). Der unter dem Stempel herlaufende Doppelſtrich verurſacht, daß das zweifelhafte I in C(I)R faſt wie ein L ausſieht, ſo daß man an CL(audia) . . denken könnte, zumal das R ſehr undeutlich iſt. Für eine ſolche Leſung ſpricht indeſſen nichts. Jenes I iſt aber wahrſcheinlich gar kein Buchſtabe, ſondern der ſenkrechte Rand des Stempels, ſo daß das zudem umgekehrte R außerhalb ſteht. Die Leſung Cohors II Civium Romanorum (wie bei Wilmanns no. 1201 in Spanien, vgl. Brambach 676 = Bonner Katalog 26) iſt hiernach vorzuziehen, beſonders da auch die 24. Freiwilligen-Cohorte hier vorkommt (Brambach 1708, add.). — Als jüngſter Fund aus dem Gebiet von Neuenheim ſei hier ein zwiſchen dieſem und der Gemarkung von Handſchuchsheim ausgegrabener Waſſertrog erwähnt. Als man nämlich ein Reſervoir für die ſ. g. Buſenthaler Quelle grub, fand ich am untern weſtlichen Abhang des Heiligenbergs in der Tiefe von 2 m einen noch in der alten Lage befindlichen römiſchen Brunnentrog aus rothem Sandſtein, aufgebaut auf große Stein- und Ziegelplatten, deren eine das Bruchſtück eines römiſchen Militärſtempels enthielt: N.M oder N.AC . . . = Numerus Aquitanorum (?), d. h. ein unregelmäßiger Trupp der Aquitani, die ſonſt als Cohorte erſcheinen (vgl. Wilmanns, Exempla II, p. 590 und Brambach, C. I. Rhen. p. 385), wie auch die Alpini, die hier zur Noth ebenfalls geleſen werden könnten, aber nicht am Rhein garniſonirten.

Die oben erwähnte Reiterei aus der Provinz Cyrenaica (vgl. auch die legio III Cyrenaica bei Wilmanns II, p. 579) wird auch auf einem leider verloren gegangenen Militär-Grabſtein aus Neuenheim erwähnt, der bei Brambach no. 1708 nicht genau abgedruckt iſt. Entgegen der von mir früher in den Verhandlungen der 24. Philologen-Verſammlung S. 214, h angenommenen Leſung, erkläre ich dieſe Grabſchrift jetzt anders, in Folge des inzwiſchen geſchehenen Fundes des von mir ſeinem Beruf nach als arcarius oder auch arcitectus gedeuteten Valerius Paternus, der zu Heidelberg auf der römiſchen Neckarbrücke dem Neptun eine Kapelle mit einer Statue weihte (vgl. Bonner Jahrbücher LXII, S. 20; Monatsſchrift V, S. 254). Dieſer ſelbe Mann iſt es wohl, welcher auch die erwähnte Grabſchrift einem Reiter der genannten berittenen Cohorte ſetzte, der vielleicht ſein Bruder war. Der Name des Begrabenen iſt freilich abgeſchlagen geweſen, allein das gentile wird wohl nach dem des Steinwidmers zu ergänzen ſein, das cognomen dagegen kann hier natürlich nur beiſpielsweiſe erwähnt werden; man kann auch jedes beliebige

jedem Neubau Gelegenheit bietet, damit auf dieſe Weiſe ein vollkommenes Bild der hieſigen römiſchen Niederlaſſungen gewonnen wird.

---

andere annehmen. Hiernach dürfte die verlorene Grabſchrift folgendermaßen zu reſtauriren ſein:

dis m[anibus]
valerio secundo?
fratri, militi
COH. II AVG[ustae]
CIREN[aicae] EQ[uitatae]
TVR[mae] ACVT[i] ET RES
TITVT[i] VAL[erius] P[aternus] P[onendum] C[uravi]T.

Wahrſcheinlich war der Begrabene nach einander Reiter in den Abtheilungen (turmae) des Acutus und des Reſtitutus, oder dieſe beiden Turmen haben zuſammen ihm den Grabſtein geſetzt, und Valerius Paternus hat nur die Ausführung übernommen. Noch eine weitere Grabſchrift ſcheint der letztere in der Gegend von Heidelberg geſetzt zu haben, vgl. Brambach no. 1709, verbeſſert in den genannten Verhandlungen S. 214,i (jetzt im dortigen Archäol. Inſtitut befindlich), und zwar ſeinem im Alter von LX Jahren verſtorbenen Vater.

Die Cyrenaiker ſind nun ein nordafrikaniſches Volk (vgl. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie §. 192) und dürfte es daher nicht zu fern liegen, auch den oben mitgetheilten Falz-Ziegelſtempel mit anſcheinendem N. AC auf einen afrikaniſchen Volksſtamm, den der Mauren (vgl. Kiepert §. 199), zu beziehen. Statt AC iſt nämlich mit viel größerer Wahrſcheinlichkeit ein M zu leſen, mit den bekannten geſpreizten Schenkeln römiſcher Inſchriften. Wir hätten ſomit N. M . . . durch numerus Maurorum zu erklären. Eine vexillatio militum oder equitum Maurorum, alſo eine vom übrigen Dienſt befreite Veteranmannſchaft, welcher die Führung der Feldzeichen der Reiterei anvertraut war, in ihrem Vaterlande genannt bei Wilmanns, Exempla no. 1524 und 1636, wie auch anderwärts eine ala Numidarum aus Numidien (ib. 1609). Man kann aber auch ganz abſehen von einem militäriſchen ſ. g. numerus, d. h. einer nicht näher beſtimmten kleinen Heeresabtheilung, etwa einer Rotte (vgl. über dieſen Ausdruck Bonner Jahrb. LXII, S. 57) und N. M durch numero M (1000) erklären. Es würde dadurch die Nummer des betreffenden Falz-Ziegels bezeichnet, deren eine beſtimmte Anzahl in einer beſtimmten Zeit von den Arbeitern hergeſtellt werden mußte. Der 1000. wurde hier beſonders als ſolcher hervorgehoben. Da aber über den Buchſtaben unſeres Stempels kein Strich ſteht, der gewöhnlich zur Bezeichnung von Zahlen als ſolchen dient, ſo iſt dieſe Leſung nicht geſichert. Der Stempel iſt nur eingerahmt durch die zwei Parallelſtriche, welche Stempeln überhaupt als Begrenzung dienen.

Nachtrag zu III: Römiſche Souterrains.

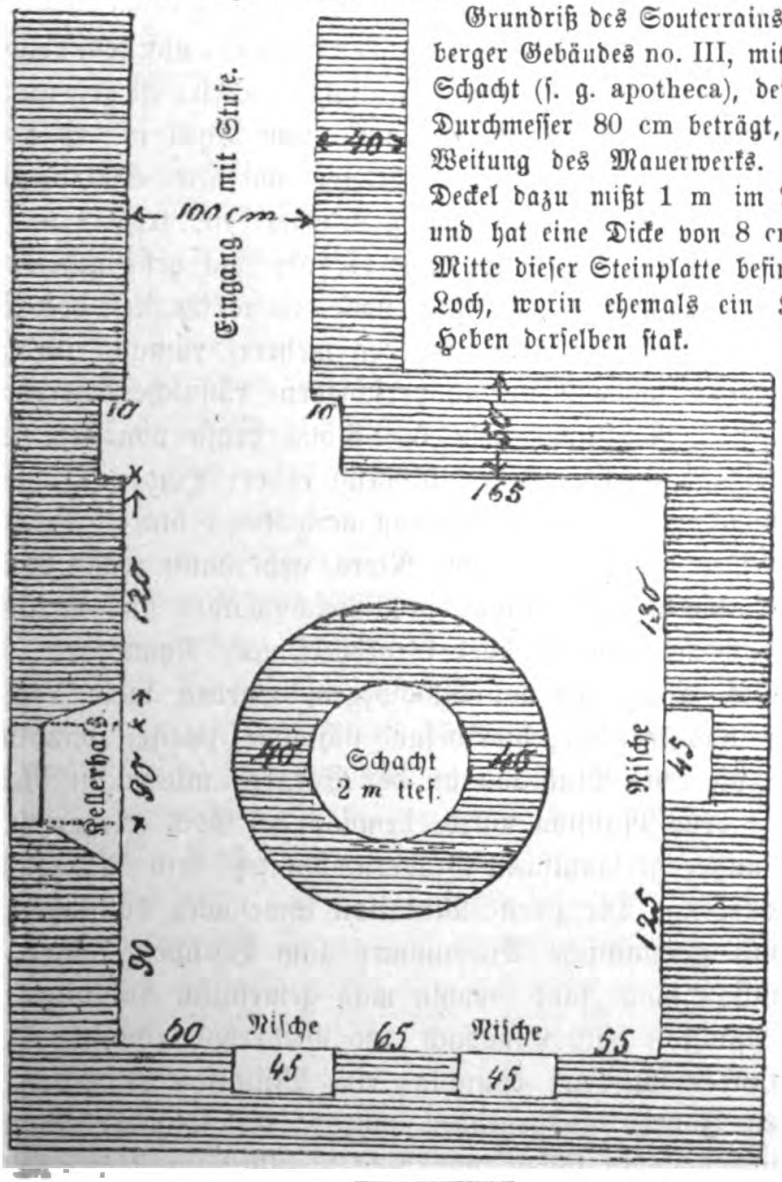
Auch bei Neuenheim wurde eine Reihe ſolcher römiſchen Keller ausgegraben, deren einen wir abbilden. Sie zeigten alle dieſelbe Conſtruction, wie die gegenüber bei Heidelberg gefundenen, weshalb eine eingehende Beſchreibung überflüſſig erſcheint. Das Mauerwerk war auch hier ſchön egal mit dem

Hammer bearbeitet, die Steine klein, nur 10 cm hoch, und 12 bis 16 cm lang; darüber Mörtel, worin ſcharf mit einem rundlichen Eiſen gezogene und mit rother Farbe nachgefahrene Fugen.

In der Regel hatte jeder Bau nur einen Kellerhals, deſſen Fenſterbank immer abgeſchrägt war, wie es bei Kellerfenſtern noch üblich iſt.

Was die Niſchen betrifft, ſo waren ſie ſchön mit Rundbogen überwölbt, mit keilförmig zugehauenen Gewölbſteinen.

Das Material der Bauten beſtand auch hier aus dem gewöhnlichen rothen Neckarſandſtein. Nirgends fand ſich Ziegelmauerwerk, allein die Aehnlichkeit mit ſolchem iſt bei dieſen Römerbauten in ſofern täuſchend, als die Größe der römiſchen Mauerſteine ſo ziemlich der unſerer heutigen gewöhnlichen Backſteine entſpricht. Dieſe geringe Ausdehnung der Steine iſt für römiſches Mauerwerk unſerer Gegenden charakteriſtiſch.



Grundriß des Souterrains des Heidelberger Gebäudes no. III, mit 2 m tiefem Schacht (ſ. g. apotheca), deſſen innerer Durchmeſſer 80 cm beträgt, bei 40 cm Weitung des Mauerwerks. Der runde Deckel dazu mißt 1 m im Durchmeſſer und hat eine Dicke von 8 cm. In der Mitte dieſer Steinplatte befindet ſich ein Loch, worin ehemals ein Halter zum Heben derſelben ſtak.

Römerstraßen zwischen Maas und Rhein.

Von J. Schneider.

(Mit Karte.)

1. Die von Köln-Mülheim dem linken Ufer der Niers entlang führende Heerstraße ist in den Bonner Jahrbüchern LXIV. LXV beschrieben, und seitdem in ihrem nördlichen Laufe näher untersucht worden. Sie theilt sich bei Goch in zwei Arme, von denen der eine gerade aus nach Norden zum alten Rhein, der andere in der Richtung des Hervorster Weges bis zur Asperder Mühle geht; hier theilt sich dieser ebenfalls in zwei Arme, wovon der eine am Asperberge vorbei, wo verschiedene Alterthümer gefunden wurden, nach Cleve, der andere aber in westlicher Richtung auf dem erhöhten Rande der Niersniederung nach Kessel führt. Dieser ist gegenwärtig nur streckenweise als Weg im Gebrauch, zum Theil mit Gras bewachsen oder auch dammartig, mit Resten von alten Seitengräben. Wo die Straße als Communalweg erneuert ist, trifft man noch den 3 m hohen Rest eines Warthügels, der jetzt großentheils abgegraben ist. Auch findet sich hier noch ein starker Rest des Straßendammes, und in der Heide wurden mehrere römische und germanische Gräber, sowie weiterhin verschiedene römische Alterthümer aufgedeckt. Bei Neukloster geht die Römerstraße von dem Communalwege ab und hört dann plötzlich in der Heide auf, jedoch sind die Umrisse noch in der Richtung nach Kessel hin zu erkennen. Bei diesem Orte setzt sie über die Niers, geht dann rechts von der Chaussee ab, hierauf am Rande des Reichswaldes und durch den Distrikt Grunewald weiter über Groesbeek nach Nymwegen. Am Heidenkirchhof, 2 Meilen vor Nymwegen, wurden viele römische Alterthümer ausgegraben; hier befand sich ohne Zweifel, von Nymwegen aus, die erste Mutation an der Straße, mitten im Reichswalde. Die erste Mansion würde demnach bei Goch gelegen haben, wo jedoch, außer germanischen Gräbern, bis jetzt keine Alterthümer gefunden wurden. Die zweite Mutation käme nach Twisteden, wo römische und germanische Alterthümer zum Vorschein kamen, die zweite Mansion nach Zand, wohin man gemeinlich Sablones setzt, die dritte Mansion nach Gladbach, wo wiederholt römische Alterthümer gefunden wurden; dann lag eine Mutation bei Elsen, die vor mehrern Jahren ausgegraben wurde, die folgende Mansion würde nach Stommeln fallen, und die letzte Mutation war zu Köln.

2. Von der vorigen Straße geht nördlich von Keſſel am Waldrande eine Seitenſtraße ab, welche in öſtlicher Richtung durch den Reichswald, in geringer Entfernung von dem erhöhten Uferrande der Niers, zieht und an beiden Seiten von Grabhügeln begleitet iſt. Am „verſunken Kloſter“, rechts der Straße, wo die Niers dem Hügelrande am nächſten tritt, wurden römiſche und fränkiſche Alterthümer gefunden. Nachdem die Straße den Wald verlaſſen, führt ſie den Namen „Reitersweg“, und iſt in der ganzen Gegend durch Geſpenſterſagen von glühenden Reitern, die auf ihr hinjagen, u. dgl. bekannt. Sie geht zuerſt mit dem Communalwege, biegt dann rechts ab als alter Grasweg, der immer ſchmäler wird und zuletzt in einen Grasrain verläuft, bis zum Thalrande; unten in den Wieſen wurden vor Kurzem menſchliche Gebeine in der Erde gefunden, auch iſt noch im Gebüſche ein Grabhügel erhalten. Sobald die Straße die Goch-Clever Chauſſee überſchritten, iſt ſie auf der Heide beiderſeits von hohen Grabhügeln begleitet, geht dann über den Höhenrand weiter, an vielen Stellen beiderſeits von ſtarken Wallreſten begleitet, ſüdlich an Uedem vorbei, immer in ſüdöſtlicher gerader Richtung bis Sonsbeck. Von hier an werden die Spuren unſicher; es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie ſich über Veen und Winnenthal nach dem alten Rhein fortgeſetzt hat.

3. Eine andere Seitenſtraße geht von Nr. 1 ſüdlich von Goch an der Knappheide ab, und führt unter dem Namen „Hochſtraße“ nahe an der Niers vorbei nach Geldern; ſie iſt in dieſer Strecke in der Buyxſchen Karte gezeichnet und in ihrem fernern Verlaufe bis Neuß von uns in den Bonner Jahrb. LXV beſchrieben. Buyx vermuthet ihre Fortſetzung von Tönnisberg aus an den Rhein bei Uerdingen; ein ſolcher Arm iſt in der That vorhanden, führt aber nicht nach Uerdingen, ſondern nach Friemersheim. Die Straße geht nämlich am Wartsberge, wo wahrſcheinlich eine Warte ſtand, über die Höhe nach Tönnisberg, wo ſich der vorgenannte Arm nach Süden abzweigt, dann in öſtlicher Richtung nach dem Paſcherdyk, wo er von einer Grenzwehr durchſchnitten wird, hierauf nach Schloß Lauersfort, und neben der römiſchen Anſiedelung im Mühlenwinkel nach Kaldenhauſen, in welcher Strecke die Steinſtraße im Bruche gefunden wurde, und zuletzt als dammartiger Weg bis zur Rheinniederung bei Friemersheim. Auch bei dieſem Straßenarme iſt bemerkenswerth, daß von Goch an die erſte Manſion auf

Nieukerk trifft, wo unter verſchiedenen Alterthümern auch ein römiſcher Legionſtein gefunden wurde.

4. In den Bonner Jahrb. LXIV iſt eine von der Maas bei Gennep nach Goch führende Straße beſchrieben, die ſich von hier oſtwärts nach dem Rhein fortſetzt. Sie geht von der Südſeite von Goch nach Kalbeck, wo viele germaniſche Gräber aufgedeckt wurden, und durchſchneidet in dieſer Strecke zweimal die Boxtel-Weſeler Eiſenbahn; bei Kalbeck geht ſie über die Niers und dann durch das Bruch und den Hochwald, in welchem mehrere germaniſche Grabhügel neben der Straße aufgedeckt wurden, nach Marienbaum und in der Richtung des Communalweges, der jedoch an einigen Stellen verlegt iſt, nach dem Rhein bei Vynnen, wo römiſche Alterthümer gefunden wurden.

5. Von Venlo geht eine Römerſtraße nach Niederdorf, und dann da, wo die Chauſſee mehrfache Krümmungen macht, gerade aus in öſtlicher Richtung auf die Wankumer Chauſſee; vor mehrern Jahren waren die Reſte der alten Straße über Niederdorf und Herongen noch ſichtbar, und vor einiger Zeit wurde der Kiesdamm bei Wankum neben der Chauſſee im Boden gefunden; auch ein römiſcher Steinſarg kam hier zum Vorſchein. Die Straße führte dann mit der Chauſſee nach Wachtendonk, wo römiſche Alterthümer entdeckt wurden, und durch das Eyllſche Bruch, wo man römiſche Alterthümer an ihrer Seite fand, links an Aldekerk vorbei nach Rheurdt, wo ebenfalls römiſche Alterthümer zum Vorſchein kamen. Von Aldekerk bis Rheurdt erſcheint ſie bald als Grasweg, bald als Hohlweg, auch zuweilen unterbrochen; von Rheurdt ging ſie mit dem Communalwege nach dem Bluynbuſch, wo Alterthümer gefunden wurden, iſt dann eine Strecke in dem Sumpfboden unterbrochen und führt als Communalweg über Repelen nach Rheinkamp, zuletzt unter dem Namen „Reitweg“ an den Rhein bei Orſoy[1]).

6. Von der Maas bei Swalmen geht eine Straße mit der

[1]) Wir vermutheten anfangs die Fortſetzung von Rheurdt aus an dem Dachsberg vorbei über Kamp nach Rheinberg, erhielten aber auf eine bezügliche Anfrage bei dem Hrn. Herausgeber der Monatsſchrift die Auskunft, daß dort über Kamp und Rheinberg keine alte Straße bekannt, und die wahrſcheinliche Richtung wohl auf Orſoy gegangen ſein möge. Wir haben darnach die Richtung von Kamp auf Rheinberg genau verfolgt, ohne die geringſte Spur einer Fortſetzung zu entdecken, und fanden ſpäter die Vermuthung des Hrn. Pick in der andern Richtung vollkommen beſtätigt.

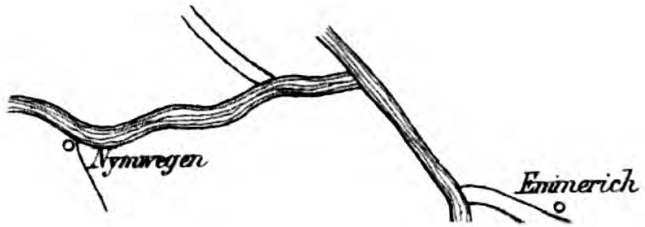
Chauſſee über Brüggen und Boisheim an dem Heiligenberg vorbei, dann über Vorſt, St. Tönis und Crefeld nach dem Rhein bei Uerdingen. Zwiſchen Süchteln und St. Tönis bemerkt man noch die alten Seitengräben hier und da neben der Chauſſee; auch wich die Straße zuweilen von der letztern ab, z. B. bei Vorſt, wo ſie im Oſten rechts abging und noch ſtreckenweiſe im Felde vorhanden iſt. Ihren Ausgang vom Rhein bei Uerdingen kann man leicht erkennen an der Südſeite des rheiniſchen Bahnhofs, wo ſie als ein niedriger, 7—8 Schritt breiter, ganz mit Gras bewachſener Damm die Eiſenbahn und die Chauſſee überſchreitet und dann links der letztern bis in die Nähe von Bockum ſichtbar iſt.

7. Von Venlo geht eine Straße über Kaldenkirchen und Breyell mit der Chauſſee bis Boisheim, weicht dann links ab und geht über die Hochfläche in geringer Entfernung von der Chauſſee und parallel derſelben bis Dülken, und dann wieder mit der Chauſſee an der Pohlhütte vorbei, wo ſie von einer Grenzwehr durchſchnitten wird, nach Vierſen. Von da geht ſie als Communalweg unter dem Namen „Bruchſtraß“ über die Eiſenbahn und bildet in den ſumpfigen Wieſen nur mehr einen Pfad, der auf eine kurze Strecke verſchwindet, bis die Straße wieder mit der Chauſſee geht, die von Rintgen nach Neerſen führt. Von letzterm Orte geht ſie als alter Fahrweg, der im Gebüſche auch noch Reſte der Seitenwälle hat, nach Neußerfurth und dann mit der Chauſſee nach Neuß.

8. Von Neuß führt eine Straße über Glehn nach Müllfurth und Rheindahlen, in welcher Strecke der Kiesdamm von Aldenkirchen nachgewieſen iſt; bei Müllfurth wurden mehrere römiſche Alterthümer gefunden. Die Straße geht an der Südſeite von Rheindahlen vorbei nach der Chauſſee und mit dieſer etwa 1000 Schritt weit, dann in der Nähe der Windmühle als Grasrain, der auch als Pfad dient, rechts ab, iſt eine kurze Strecke unterbrochen und geht vom Walde an nördlich von Ripshofen nach Beek und dann mit der Chauſſee nach Wegberg. Von letzterm Orte läuft ſie einige hundert Schritt ſüdlich der Chauſſee und parallel derſelben bis Biſchoffshütte, wo ſie plötzlich verſchwindet. Sie ging wahrſcheinlich am Helfenſteiner Weiher vorbei, aus dem ein runder Hügel, vielleicht eine Warte, auftaucht, ſüdlich von Röttgen nach dem Zollhauſe, in welcher Richtung ehedem die Reſte einer alten Straße, nach Ausſage der Bewohner, vorhanden waren, und dann über Vlodorp und Odilienberg nach der Maas.

9. Von der Köln-Maſtrichter Straße geht bei Jülich ein Seitenarm ab, anfangs rechts der Chauſſee, dann mit derſelben über Titz und Garzweiler bis Elſen, wo römiſche Alterthümer gefunden wurden; hier geht ſie rechts ab und läuft auf dem erhöhten Rande der Erftniederung über Kapellen nach Holzheim, wo römiſche Alterthümer gefunden wurden, ſchneidet dann die Chauſſee von Gohr nach Neuß, und endet an der Oſtſeite von Neuß am Rhein, in deſſen Nähe die Kiesſtraße an mehrern Stellen im Boden gefunden wurde. Eine andere Straße, die aber wahrſcheinlich die Fortſetzung einer von Süden heraufkommenden iſt, geht ebenfalls von Jülich aus und über Güſten und Trosdorf nach Caſter, von wo ſie den Namen „Caſterſtraße“ führt. Kurz vor Grimlinghauſen theilt ſie ſich in zwei Arme, von denen der eine nach dem römiſchen Lager, der andere bei Machenſcheid an den Rhein führt.

Außer den vorbeſchriebenen Straßenzügen ſind uns noch mehrere Stücke zwiſchen Maas und Rhein bekannt, die aber erſt nach ihrer vollſtändigen Erforſchung innerhalb der bezeichneten Grenzen zur Erörterung gelangen können; wir halten es nicht für zweckmäßig, ſolche einzelne nach den verſchiedenſten Richtungen laufende Bruchſtücke von Straßen in einer Karte zu veröffentlichen, da dieſelben in ihrer Geſammtheit kein klares Bild und leicht zu unrichtigen Schlüſſen Veranlaſſung geben können. Ueberſchauen wir den vorliegenden Straßencomplex, ſo iſt auf den erſten Blick die ſtrenge Planmäßigkeit in der Geſammtanlage zu erkennen, indem dieſe Straßen faſt alle von der Maas her in der Richtung von Weſten nach Oſten nach dem Rhein ziehen, und auf dieſem ihrem Laufe einzelne Zweige nach derſelben Richtung zum Rhein hin ausſenden. Wir werden ſie daher nicht etwa, weder ganz noch theilweiſe, als alte keltiſche Wege anſehen können, ſondern vielmehr als Anlagen, die von den Römern ſelbſt und zwar nach einem beſtimmten einheitlichen Plane angelegt wurden. Beachten wir ferner, daß alle dieſe Straßen ſich auf dem rechten Rheinufer nach dem Innern Deutſchlands fortſetzen, und hier ebenſo planmäßig weitergeführt und aneinander gefügt ſind, ſo werden wir uns der Einſicht nicht verſchließen können, daß ſie in ihrer urſprünglichen Anlage nur zu kriegeriſchen Zwecken ins Daſein gerufen und erſt ſpäter, als ſich nach und nach römiſche Anſiedelungen an ihnen gebildet, auch zum bürgerlichen Verkehr gedient haben.



Erklärung

römische Stadt

Ansiedelung

Lager

Castell

Was ferner die an unſern Straßen vorkommenden Alterthumsreſte betrifft, ſo finden wir an denſelben keine römiſchen Lager oder Kaſtelle, wohl aber die auch an den übrigen Römerſtraßen dies- und jenſeits des Rheins ſo häufigen Hügelwarten vor; außerdem liegen nicht bloß faſt alle ſonſtigen römiſchen, ſondern auch ein großer Theil der germaniſchen Alterthümer den Straßen entlang, gleichwie auch auf der rechten Rheinſeite die germaniſchen Funde ſich großentheils den Römerwegen entlang aneinander reihen. Man war daher auch geneigt, die letztern als die alten Verkehrswege der Germanen anzuſehen und könnte demnach leicht zu der Meinung gelangen, daß auch auf der linken Rheinſeite die Römerſtraßen nur die urſprünglichen alten keltiſchen Wege ſeien. Wenn aber mit alledem ſchon, wie oben berührt, die in die Augen ſpringende planmäßige Anlage aller dieſer Straßen ſowohl auf der rechten wie linken Rheinſeite im Widerſpruche ſteht (wobei natürlich eine gelegentliche Benutzung alter Straßenrichtungen keineswegs ausgeſchloſſen bleibt), ſo dürfte bald eine andere Erklärung ſowohl für das Vorkommen der römiſchen wie germaniſchen Alterthümer an den Römerſtraßen der rechten wie linken Rheinſeite Platz greifen, zu deren nähern Begründung wir die Materialien zu ſammeln im Begriffe ſind.

Antiquariſche Miscellen.

Von F. Schneider.

I.

(Mit Abbildung.)

1. Der gegenwärtige Standpunkt der Limesfrage iſt kurz folgender: Wir wiſſen, daß ſich ein Limes in einzelnen aneinanderſchließenden Armen, und zwar in Form von Gebückgräben, rheinaufwärts von Holland bis über das Siebengebirge hinaus zieht. Von hier beginnt ein Limes in Form von Paliſſadengräben, der ſich in einem einzigen Zuge bis zum Main bei Großkrotzenburg erſtreckt. Vom Main bei Miltenberg geht ein ebenſolcher Zug, gleichfalls aus Paliſſadengräben beſtehend, bis zum Hohenſtaufen. An dieſen ſetzt ſich bei Pfahlbronn ein Limes, der ebenfalls in einem Zuge bis zur Donau bei Kelheim führt. Von dem erſtgenannten, dem niederrheiniſchen Limes, ſind bis jetzt bloß einige wenige Arme näher bekannt; ausführlicher kennen wir den darauf folgenden mittelrheiniſchen Limes; dagegen iſt von dem nächſtfolgenden, dem

oberrheiniſchen, die Fortſetzung vom Hohenſtaufen aus, die nach unſerer Vermuthung nach der Donau ging, völlig unbekannt [1]): den vierten, den Donau-Limes, kennen wir ſeinem Laufe nach am beſten, wenn auch über ſeine Conſtruction noch nähere Aufklärung zu erwarten iſt. Ob endlich die ſ. g. Mümling-Linie im Odenwald ein Limes, oder vielmehr, wie wir vermuthen, eine Straße iſt, bedarf noch einer ausführlichen örtlichen Unterſuchung. Man ſieht hieraus, daß die Limesfrage noch lange nicht vollſtändig erledigt iſt; nur ſoviel iſt durch die neuern Unterſuchungen beſtätigt worden, daß die von uns ſeit langer Zeit beſtrittene, aber noch immer zäh feſtgehaltene Meinung, als habe ſich von der Donau rheinabwärts nach der Nordſee eine einzige Limeslinie fortgezogen, gänzlich aufzugeben iſt.

2. Da man in Weſtfalen damit begonnen, den Ueberreſten der Landwehren größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo theilen wir hier und ſpäter mehrere Auffindungen der Art mit, die wir der weitern Unterſuchung der dortigen Forſcher empfehlen.

a. Vom Hauſe Levert bei Vreden, im Kr. Ahaus, geht eine „alte Landwehr“ zuerſt in weſtlicher, dann in nördlicher Richtung über die Chauſſee von Vreden über Groenloe, und endigt an dem alten Wege von Vreden nach Eibergen. b. Jenſeits des Weges bei Aferding geht eine Landwehr in nordweſtlicher Richtung, die bis zur holländiſchen Grenze verfolgt worden, vielleicht die Fortſetzung der vorigen. c. Von der Vreden-Groenlooer Chauſſee führt bei Möllenkamp in gerader ſüdlicher Richtung eine Landwehr bis zur erſtgenannten. d. Nördlich von Vreden geht von Ammeloe eine Landwehr in öſtlicher Richtung auf das Lünter Feld zu. e. Eine andere Landwehr geht vom Hauſe Hünert nach Süden und dreht ſich alsbald im rechten Winkel nach Oſten. — Die beiliegenden Profile ſind aufgenommen: Fig. 1 bei Nummerſtein 2,71 der Chauſſee von Vreden nach Groenloe; Fig. 2 beim Hauſe Levert; Fig. 3 zwiſchen dem Hofe Früchting und Levert; Fig. 4 nordweſtlich von Früchting. Bei Fig. 4 ſind die vier Wälle der Grenzwehr deutlich zu erkennen, namentlich der Gebückwall, dahinter das Banket und davor der Fuß der beiden abgetragenen ſchmälern Wälle. Bei

[1]) Neuerdings wird die Strecke von Lorch bis zum Hohenſtaufen von Prof. Herzog (Die Vermeſſung des röm. Grenzwalles ꝛc. S. 27) in Abrede geſtellt. Wenn ſich die Pauluſſchen Angaben nicht beſtätigen, ſo fällt unſere obige Vermuthung von ſelbſt weg.

den übrigen Landwehrreſten iſt erſichtlich, daß die Wälle zum Theil vernichtet, auch ſind die Gräben ſtreckenweiſe neu ausgeworfen.

3. Bei Kolkmannshof, im Kr. Rees, wurden an der Römerſtraße des rechten Lippeufers, und zwar beim Bau des Durchlaſſes an der dortigen Chauſſee, germaniſche Urnen entdeckt.

4. Beim Hauſe Budde, ſüdlich von Rahde, im Kr. Recklinghauſen, befindet ſich ein Hügel, der „Heiligenberg“ genannt, an welchem viele Urnen gefunden wurden.

5 Nördlich von Gräfrath, Kr. Solingen, geht eine Landwehr in weſtöſtlicher Richtung, die ſich im Weſten, wahrſcheinlich bei Birſchels, an den öſtlichen Arm des zweiten, dem Rhein entlang ziehenden großen Grenzwehreinſchluſſes anfügt und öſtlich nach der Wupper verläuft.

6. Von der Chauſſee nördlich von Ronsdorf, im Kr. Lennep, läuft eine Landwehr in öſtlicher Richtung über Erbſchloe, Marſcheid, Herbringhauſen und über die Wupper bis Vormbaum.

7. Bei Lüttringhauſen geht der vorigen parallel eine Landwehr über die Wupper bis Herbeck.

8. Von Lennep läuft in ſüdweſtlicher Richtung eine Landwehr an Remſcheid vorbei; an dieſe ſtößt eine andere, die in ſüdöſtlicher Richtung über Höhenhagen kommt.

9. Oeſtlich von Bechem, im Kr. Wipperfürth, iſt eine nach Weſten laufende Landwehr verfolgt worden bis Altenberg im Dhünthale.

10. Bei der Hügelwarte am Kamphof, ſüdlich von Gahlen, Kr. Duisburg, wurden Urnen gefunden; ebenſo am Bahnhof bei Dorſten, Kr. Recklinghauſen.

11. Wir geben Fig. 5 den Plan des römiſchen Marſchlagers auf der Weſtruper Heide, im Kr. Coesfeld. Daſſelbe ſtimmt mit dem bei Bocholt (vgl. S. 308) in der Conſtruction, wie auch darin überein, daß die umſchließenden Wälle keine Außengräben hatten; ſie ſind nur aus loſem Sande aufgeworfen, der den dortigen natürlichen Sandhügeln entnommen wurde. In den letzten Jahren ſind die Wälle ſtark verweht und auch durch Benutzung der Heide als Weideplatz ſchwer kenntlich geworden. (Die den Wällen beigeſchriebenen Zahlen bezeichnen die Höhe derſelben über dem Boden.)

12. Von der Ruſter Mark, im Kr. Recklinghauſen, geht in ſüdlichem Bogen eine Landwehr durch die Bauerſchaft Emmelkamp nach der Emmelkamper Mark; von ihrem Ende beim Hauſe Hoffmann geht eine andere in ſüdlicher Richtung nach der Lippe.

13. Der über Buer nordwärts führende Heerweg wird nördlich von dieſem Orte von einer in ſüdweſtlicher Richtung ziehenden Grenzwehr durchſchnitten. Dasſelbe geſchieht weiter nördlich bei Wiehof, wo eine Landwehr nach Weſten zieht und ſich an eine andere, die von der Chauſſee nach Nordoſten geht, anſchließt.

14. Wir geben von den Landwehren, welche da, wo ſie Straßen durchſchneiden, den Namen „Grengel“ führen, Durchſchnittsprofile an den Stellen, wo ſie am beſten erhalten ſind, und zwar Fig. 6 der Heiſter Grengel, nördlich von Siegburg; Fig. 7 der Stockumer Grengel; Fig. 8 der Bödinger Grengel.

15. Zwiſchen der Liſe und der Lippe geht bei den Landleuten die Sage, dort liege ein Mann in goldenem Sarge begraben.

16. An der alten Kirche zu Effern, Kr. Köln, ſind römiſche Ziegelbruchſtücke vermauert, deren ſich auch mehrere auf dem Kirchhofe finden.

17. Zwiſchen Müngersdorf und Köln finden ſich römiſche Ziegelbruchſtücke neben der Chauſſee.

18. In Bergheimerdorf, Kr. Bergheim, kommen an dem älteſten Theile der Kirche Bruchſtücke von römiſchen Dach- und Mauerziegeln vor.

19. An dem Thurme der Kirche zu Heppendorf ſind viele römiſche Ziegelbruchſtücke vermauert.

20. In dem Erdhügel, auf welchem die Burgruine zu Caſter, Kr. Grevenbroich, liegt, wurden römiſche Ziegelſtücke gefunden; ebenſo Tuffſteinſärge im Felde zwiſchen Caſter und Lipp.

21. Eine Viertelmeile nordweſtlich vom Cleverberge wurden vor mehrern Jahren an der Römerſtraße auf der Höhe im Stadtbuſch Reſte von römiſchen Gebäuden, Heizvorrichtungen, eine Waſſerleitung, Ziegel, Fragmente einer Handmühle aus Menniger Lava und Waffenſtücke entdeckt.

22. Von der Lippe bei Lippborg, Kr. Beckum, geht eine Landwehr in gerader nördlicher Richtung über Polmer, wo germaniſche Urnen zum Vorſchein kamen, nach dem Hofe Fröhlich zu.

23. Von Suderlage, Kr. Beckum, geht eine Landwehr über Oſthuſen bis nördlich von Lisborn.

24. Von der Lippe bei Vinnum, wo ehedem eine Hügelwarte lag, läuft eine Landwehr über Haus Sandforth bis zur Stever.

25. Die großentheils noch wohlerhaltene Landwehr, „der Landhagen“ genannt, iſt von Hemfeld, Kr. Warendorf, in einem Bogen an „der blanken Matmar“ vorbei verfolgt worden bis zur Ems (Fig. 9).

26. An dem Landhagen liegt gleich ſüdlich der „blanken Matmar“ eine große von Wall und Graben umgebene Burg, „der Seriesteich“ genannt.

27. Die Ueberreſte der Burg Hohenſyburg an der Ruhr gehören dem früheſten Mittelalter an; ſie bieten für die Geſchichte der alten Burgen überhaupt ein beſonderes Intereſſe, und iſt daher eine topographiſche Aufnahme ſehr zu empfehlen. Die faſt iſolirte Berghöhe iſt im Rechteck von einer Mauer umgeben, und zwar iſt der höhere ſüdliche Theil durch eine Quermauer von dem größern nördlichen geſchieden. Wo die Mauer gut erhalten, erreicht ſie eine Dicke von 4 m und eine Höhe von 7 m, und beſteht aus Bruchſteinen, die durch Lehmſchichten miteinander verbunden ſind.

28. Zu den Jahrg. V, S. 434 aufgeführten 83 Warten ſind uns noch folgende bekannt geworden: 84. die Robertsburg bei Opladen; 85. das Druſenkippel bei Wehrheim; 86. das Gewannkippel bei Schwalheim; 87. der Hoiſtenknapp bei Morken; 88. die Burg zu Hilfarth; 89. die alte Schanze bei Zorn; 90. die alte Burg bei Friedberg; 91. der Galgenknapp bei Hamm. Sie liegen ſämmtlich theils an Grenzwehren, theils an römiſchen Heerwegen, und es ſind von dieſen 91 bekannten Warthügeln bis jetzt 59 durch Zeichnungen erläutert.

Zur Geſchichte des Aventinſchen Nachlaſſes.

Von J. W. Schulte.

Schon Conrad Celtes hatte den Plan gehegt, ein ausführliches geſchichtliches und beſchreibendes Werk über ganz Deutſchland, eine Germania illustrata auszuarbeiten. Allein es war bei dem Plane geblieben. Johann Turmair, bekannter unter dem Namen Aventin, nahm den Gedanken ſeines Freundes auf, theilte ihn zunächſt mehrern Gelehrten, u. A. dem Beatus Rhenanus und Joachim Vadianus mit und veröffentlichte, da er Zuſtimmung fand, 1532 einen Entwurf ſeines Unternehmens als Anfang zu ſeinem Abacus mit der bezeichnenden Ueberſchrift: „Capita rerum, quibus illustrabitur Germania ab Aventino modo contingat benignus mecoenas“ (Th. Wiedemann, Johann Turmair genannt Aventinus S. 248. 250). Aventin ſtarb 1534, ohne daß es ihm vergönnt war, den großartig angelegten Entwurf auszuführen;

kaum das erſte Buch iſt vollendet worden. Dem um die Kloſtergeſchichte Deutſchlands verdienten Caspar Bruſchius, der unermüdlich thätig war, „des hochberühmten Hiſtoriographi und Cronickſchreiber Joannis Aventini Bücher“ aufzufinden, gelang es übrigens, dieſen Anfang der Germania illustrata zu erlangen. 1541 erſchien auf ſeine Veranſtaltung die „Chronica, Von vrſprung, herkomen vnd thaten der vhralten Teutſchen“ zu Nürnberg bei J. Petreius in Druck (vgl. A. Horawitz, Caspar Bruſchius S. 39 f. und Wiedemann a. a. O. S. 250 f.).

Im Jahre 1544 erhielt der Züricher Polyhiſtor Conrad Geßner denſelben Entwurf von dem Canonikus von Rozeret, Gilbert Couſin zugeſandt und publizirte ihn 1545 in ſeiner Bibliotheca universalis unter der Ueberſchrift: „Indiculus eorum, quae continentur in Germania inlustrata decem libris absoluta, quae brevi superis faventibus eruditissimisque atque nonnullis principibus cohortantibus ob commune rei publicae commodum bonis avibus publicabitur, ab Jo. Aventino“ ſammt den Titeln einer Anzahl anderer Schriften Aventins, darunter eine Ecclesiastica historia ab orbe condito usque ad nostra tempora.

Durch dieſen Proſpekt war die Erwartung der gelehrten Kreiſe auf eine endliche Publikation der übrigens von hoher Seite zurückgehaltenen Werke Aventins noch geſteigert und auf Schriften gelenkt, die wie die Germania illustrata und die Kirchengeſchichte nur Entwürfe geblieben, oder über die erſten Anfänge nicht hinausgekommen waren. Uebrigens war Aventins Ruf als eines gründlichen, gelehrten Hiſtorikers ſchon bei ſeinen Lebzeiten weit verbreitet. Seine umfaſſende Gelehrſamkeit, ſeine ausgedehnten und für damalige Verhältniſſe ſeltenen Quellenſtudien, ſein gelungener Verſuch, mit ſeiner Kritik und pragmatiſcher Auffaſſung eine geſchmackvolle Darſtellung zu verbinden, ſeine echt patriotiſche, von der Größe und Macht des deutſchen Volkes erfüllte Geſinnung hatte ihm viele Freunde und Verehrer erworben.

So war auch der Begründer der Magdeburger Centurien, Mathias Flacius Illyricus auf den Aventinſchen Nachlaß aufmerkſam geworden.

Flacius hoffte in dieſem nachgelaſſenen Schatze nicht blos eine Fülle neuen hiſtoriſchen Materials zu finden, ſondern er fühlte ſich

auch ganz beſonders von der Art und Weiſe, in welcher Aventin die Ereigniſſe auffaßte und behandelte, von ſeiner eigenartigen Stellung zu den religiöſen Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts angezogen. Zu einer feſten theologiſchen Ueberzeugung war Aventin wohl nie gekommen; er ſtand mit ſeinem religiöſen Bekenntniß in der Mitte zwiſchen der alten Kirche und der neuen Lehre. Er bekämpfte aber den Cölibat der Geiſtlichen, wie den Primat des Papſtes, verwarf die Ohrenbeichte und den Ablaß und ſchleuderte die heftigſten und bitterſten Angriffe gegen den Klerus. (Vgl. Wiedemann a. a. O. und F. Muncker, Ueber zwei kleinere deutſche Schriften Aventins S. 44 f.)

Unter dieſen Umſtänden mußten dem Begründer der proteſtantiſchen Kirchengeſchichte der Aventinſche Nachlaß und ſpeziell die Ecclesiastica historia und Germania illustrata ganz beſonders willkommene Hülfsmittel ſein.

Flacius ging nun mit dem bekannten Sammeleifer ans Werk. Seine Correſpondenz gibt uns nähern Aufſchluß über die Anſtrengungen, welche er machte, um des Aventinſchen Schatzes habhaft zu werden. Er wandte ſich zunächſt an ſeinen Freund und Schüler, den kaiſerl. Rath Caspar von Niedbruck. Von ihm, der mit Rath und That ſein kirchengeſchichtliches Unternehmen unterſtützte, hoffte er am ſicherſten die Erfüllung ſeines Wunſches. Niedbruck ſelbſt war voll lebhaften Intereſſes für Aventins geſchichtlichen Nachlaß; er kannte auch die Vorbereitungen, welche um dieſe Zeit für die Herausgabe der Annalen getroffen wurden.

Flacius wandte ſich zuerſt am 28. Nov. 1553 in dieſer Angelegenheit an ſeinen Freund: . . . „Aventinus Bavaricus historicus scripsit duas historias alteram titulo illustratam Germaniam, alteram Ecclesiasticam. Utraque adhuc extat (apud Bavarum Randgloſſe). Germaniam illustratam vult brevi curare aedi princeps, sed quia quaedam de genealogia ducum Bavariae putat in suum praeiudicium cadere posse, ideo tradidit eam filio Iuris prudentis Ekij [1]) corrigendam. Vereor ne corrigat non tantum illa genealogica, sed etiam ecclesiastica, ut est inimicissimus verae pietati, et sunt plurima ecclesiastica in ea ipsa historia, ut ex primo tomo bibliothecae Gesneri apparet. Quare

[1]) Oswald von Eck, Sohn des Kanzlers Leonhard von Eck; vgl. Dittmar, Aventin S. 197.

valde optarim Lazium [1]) vel T. H. *nomine regis* [2]) petere eius sibi copiam fieri et utramque quam primum describere. Ecclesiasticam sane historiam tibi vel praecipue commendo, ut videas ut eam nanciscaris quoquo demum modo potes. Est in aula Bavari consiliarius meus amicus nomine Albertus Reiffenstein, qui fortassis libenter adiuvabit.“ (Cod. Vindob. 9737 b.)

In einem undatirten Briefe, welcher aber ſeinem Inhalte nach dem Anfange des Jahres 1554 angehört, ſchreibt Flacius Illyricus wiederum: „Scripsi quoque aliquoties de Aventini bibliotheca eiusque duobus voluminibus, nempe illustrata Germania et Ecclesiastica historia a condito orbe: quam tibi rem cordi esse non dubito. Monuit vero interea me amicus quidam de iisdem scriptis, quod tibi iam indicavi. Est Norimbergae senator quidam nomine Georgius Romanus, homo ut studiosissimus pietatis, ita vetustorum monumentorum et omnigenae vetustae suppellectilis mirus amator et indagator. Is adhuc vivo Auentino curavit sibi illustratam Germaniam (cuius summarium indicem in primo tomo bibliothecae Conradi Gesneri in Joanne Aventino legere potes), nescio an etiam Ecclesiasticam historiam describi; verisimile mihi est, eum pro suo eiusmodi rerum studio et Ecclesiasticam historiam habere et a morte Aventini plaeraque vetusta monumenta ad se pertraxisse, ex quibus Aventinus suam historiam collegerat. Ab eo igitur homine cupio te, quacunque demum ratione potes, vel ad paucos menses eas historias extorquere et statim describi curare. Omnino essent ad nostrum institutum mire utiles. Non puto autem tibi eum quicquam tale negaturum, praesertim cum tantum negocii vobis cum eo senatu sit propter commune bellum.“ (Ebendaſelbſt.)

Niedbruck antwortete hierauf am 14. März 1554, daß er vergeblich ſich bemüht habe; die Gelegenheit müſſe abgewartet werden; von einer Kirchengeſchichte Aventins habe er nie etwas gehört. Unterdeſſen waren dem Flacius doch, vielleicht durch Vermittlung des ihm wie Niedbruck eng befreundeten Regensburger Superintendenten Nicolaus Gallus, an den er ſich ebenfalls gewandt hatte (Regensburger Stadtarchiv, Eccles. fasc. XXVI. N. 154), wenigſtens von den bayriſchen Annalen einige Bände überſchickt worden.

[1]) Wolfgang Lazius, kaiſerl. Leibmedicus und Hiſtoriographus († 1565).
[2]) Maximilian II.

Es fehlte der 2., 3. und der Anfang des 4. Bandes. (Brief an Niedbruck v. 6. October [1554?] C. Vindob. 9737 b.) An N. Gallus meldet er dasſelbe, wünſcht außerdem zu wiſſen, was dem Aventin aus der Peutingerſchen Bibliothek mitgetheilt worden ſei (Regensb. Stadtarchiv l. c. N. 262) und wiederholt ſeine Wünſche am 29. October (Ebendaſ. l c. N. 157).

Am 10. Januar 1555 ſchreibt Flacius Illyricus wieder an Niedbruck: . . . „Scripsit mihi hisce diebus noster G(allus) Otthonem Henricum habere 12 Aventini libros de Bavarica historia, ego suspicor esse de illustrata Germania. Nam septem libris latinos annales Bavarorum, octo, ut opinor Germanicos finivit. Quod ad annales quidem attinet, non valde laboramus. Habemus enim partim Latinos, partim Germanicos autographos, sed illustratam Germaniam et ecclesiasticam historiam, quam eius index[1]) pollicetur, valde utile esset nos habere. An unquam scripserit ecclesiasticam historiam dubito, sed illustratam certe Germaniam seu annales totius Germaniae certe in manibus habuit. Saepe enim in suis aliis scriptis citat, ſein Zeitbuch vber ganz Deudſchlandt ibique se hoc et illud prolixius tractasse confirmat. Borussius (Bruschius?) aedidit eius voluminis primum librum anno 41, quod ne ipse quidem in praefacione simulat. Suspicor eum et reliqui: habere; facile a te potest interrogari. Certum est multa ecclesiastica ei operi inesse, ut ex citationibus, quarum supra mentionem feci, manifeste cerni potest. Habet etiam ille episcopus plura alia, quae subinde Aventinus in suis collectaneis citat, praesertim librum de laureacensibus episcopis.“ (C. Vindob. 9737 i.)

Am 25. März 1555 ſchreibt Niedbruck: . . . „De Aventini scriptis nihil (aut parum) potui corradere. Et quia apud nonnullos esse tibi constat, potes cum illis agere. Quid Lucas Kem civis Norimbergensis habuerit, tu forte nosti“ — worauf Flacius am 4. April 1555 antwortet: „De Luca Kem Norimbergensi nihil scio. Quare tu vide de eo et de Georgio Romano eiusdem loci senatore.“

Am 28. Juni (1555?) ſchreibt Flacius wieder: . . . „Aventini nihil credo extare praeter id, quod nos habemus septem

[1]) Nämlich in Geßners Bibl. universalis.

Annalium Bavaricarum, De episcopis Ratisbonensibus et de remediis praesentium calamitatum. Nam vix credo eum Illustratam Germaniam absolvisse, aut Ecclesiasticam historiam ab initio mundi, ut habet primus tomus bibl. Gesneri.“ (C. Vindob. 9737 b.)

Flacius war alſo zu der Einſicht gekommen, daß es weder eine Germania illustrata, noch eine Historia ecclesiastica von Aventin gebe, dagegen waren durch Vermittlung des Nicolaus Gallus Handſchriften der lateiniſchen Annalen, Theile der deutſchen Chronica, ein Werk De episcopis Ratisbonensibus und die Schrift De remediis praesentium calamitatum in ſeinen Beſitz gelangt. Indeſſen auch Niedbruck hat anſcheinend nicht ganz ohne Erfolg um Aventins Nachlaß ſich bemüht; denn auf einem Bücherzettel: Libri dati Gasparo Bruschio 10. Octobris Ratisponae 55 findet ſich die Notiz, daß Bruſchius von Niedbruck: Jo. Aventini de abbatia in Weltenberg duo quaterniones erhalten habe (vgl. Horawitz, Caſp. Bruſchius S. 227 und Wiedemann a. a. O. S. 355, wo mitgetheilt wird, daß ſich unter Aventins Nachlaß „magere Regeſten aus dem Kloſterarchive zu Weltenberg“ befinden). Auch ſchrieb er am 7. März 1556 an J. B. Heintzel nach Augsburg: „Ex Aventino curet describi diversam lectionem, mittat copiam ad φιλον (d. h. an Flacius Illyricus); cogitet de corradenda pecunia.“

Die nächſten mir bekannten Briefe, welche auf Aventins Schriften Bezug haben, ſind aus etwas ſpäterer Zeit und ſämmtlich an Nicolaus Gallus gerichtet.

Der erſte Brief ohne Datum, aber unzweifelhaft aus dem Jahre 1561 enthält folgendes: „Scis te aliquando mihi sacrifici cuiusdam exemplar Germanicum Aventini dedisse usui. Sed erat scelerate mutilatum. Deerant et aliquot libri, curavi tamen illa ipsa fragmenta mihi describi. Valde autem te oro ac obsecro, ut videas an vel totum primum librum germ: vel aliquam eius partem aut fragmentum nancisci possis, praesertim autem si eius manum habere queas; scripseras sane mihi semel ni fallor, aliquot terniones apud te aut in curia esse. Latinas eius Rapsodias, ut scis, dudum dederas usui. Si valde cupit Senatus eas recipere, restituam; tametsi non opiner curare, quando latine multo emendatius iam publice extent, nisi quod quaedam maliciose excluserunt, quae in

papistas erant dicta [1]). Obsecro te mi frater, cura hanc rem omni studio ac diligentia . . . Si potes da quaeso mihi usui librum Aventini de Turcico Bello [2]). Cur autem vos non editis vestram ab eo conscriptam historiam, praesertim cum vobis honorifica et utilis esset" . . . (Regensb. Stadtarchiv, Eccl. fasc. XXVI. N. 327.)

Am 28. April 1561 ſchreibt Flacius wieder: „Ante omnia autem optarim te cum Oswaldo Ekio per aliquem fidum agere, ut per Oberndorfium. Nam habet ille quaedam non pauca, ut mihi olim per Alb: Reifenstein indicavit et quidem tunc etiam spem fecerat communicandi. Idem et praefatio editorum annalium testatur. Simul autem etiam illa inclusa aut expuncta loca latinorum annalium Aventini ab eo petere possis. Nam ipse habet integrum exemplar [3])." (Regensb. Stadtarchiv l. c. N. 277.)

Endlich ſcheint es den Bemühungen des Gallus gelungen zu ſein, ein vollſtändiges Exemplar der deutſchen Bearbeitung der Annalen für Flacius zu erhalten. Denn am 14. October 1561 ſchreibt Flacius an Gallus alſo: „Librum istum Aventini omnino mitte per hunc, sed admodum bene involutum ac contectum contra pluviam." (Regensb. Stadtarchiv l. c. N. 217.)

Dieſe Handſchrift iſt es auch wohl, über welche Flacius Illyricus zwei Jahre ſpäter durch den bekannten Arzt Achilles Gaſſar mit Conrad Geßner in Zürich Verhandlungen wegen des Druckes anknüpfte.

Ueber dieſe Verhandlungen werden wir aus dem Buche: Epistolarum medicinalium libri III. Conradi Gesneri (Tiguri 1577) genauer unterrichtet. Es enthält allerdings nur die Briefe Geßners an Achilles Gaſſar. Conrad Geßner, welcher aus jener Handſchrift Material für ſeine ſprachlichen Studien bezw. altdeutſche Lieder zu gewinnen hoffte, ging bereitwilligſt auf den Vorſchlag des Gaſſar bezw. des Flacius Illyricus ein, ließ aber dem Flacius ſtatt der geforderten 50 nur 35, höchſtens 40 Thlr. für Ueberlaſſung

---

[1]) Flacius meint die von Ziegler beſorgte und in Ingolſtadt 1554 gedruckte Ausgabe der Annales Boiorum. Vgl. Wiedemann a. a. O. S. 257 ff.

[2]) Es iſt wohl das Buch von den 'Urſachen des Türkenkrieges' gemeint. Vgl. Muncker a. a. O.

[3]) Ueber das Verhältniß des Oswald von Eck zu der Zieglerſchen Ausgabe der Annales Boiorum ſ. Wiedemann a. a. O. S. 258.

der Handſchrift an den Buchdrucker anbieten (l. c. fol. 24. 25). Unter dem 11. Auguſt 1563 verlangt er ſodann eine genaue Einſicht in das Werk: „Opus omnino est, librum praesentem inspici et inspiciendum tradi etiam viris a magistratu ad hoc munus ne quid non approbatum ab eis edatur, destinatis, quamobrem si quid inesset, quo respublica aliqua offendi posset, eius forte omittendi potestatem facere D. Illyricum oporteret, si obtineri aliter non posset editio“ (l. c. fol. 26a). Den überſandten erſten Band der Handſchrift theilte Geßner dem Heinrich Bullinger in Zürich mit, welchem er gut gefiel. Aber weder Nicolaus Epiſcopius in Baſel, noch Rihel in Straßburg wollten den Druck übernehmen. Ob auch ſie Anſtoß auf irgend welcher Seite befürchteten, läßt ſich aus dem Vorhandenen nicht erſehen. So zerſchlugen ſich die Verhandlungen; das Manuſcript wanderte wohl im November 1564 in den Beſitz des Flacius zurück (l. c. fol. 36 a).

Erſt 1566 hat Simon Schard die Aventinſche Chronica in Druck befördern können (Wiedemann a. a. O. S. 280 f.).

In welchem Verhältniß die im Beſitze des Flacius befindliche Handſchrift zu der Originalhandſchrift ſtand, ob ſie, wie man vielleicht vermuthen könnte, eine Kopie der O. von Eckſchen Originalhandſchrift war, wohin endlich das Exemplar des Flacius gekommen ſein mag, darüber bin ich außer Stande Auskunft zu ertheilen; immerhin aber glaube ich einen kleinen Beitrag zu der Geſchichte des Aventinſchen Nachlaſſes gegeben zu haben.

Die Ausgaben der Stadt Minden im Jahre 1365.

Von F. Philippi.

Die im Nachſtehenden mitgetheilte Ausgabenrechnung der Stadt Minden fand ſich unter einer Reihe von Archivalien, welche der Geheime Archiv-Rath Hr. Dr. Wilmans in den Aktenbeſtänden des Mindener Regierungsarchivs entdeckte und in die Beſtände des Münſterſchen Staatsarchivs überführte (Stadt Minden Nr. 6). Den vollſtändigen Abdruck dieſes Stückes wird ſowohl ſeine Bedeutung für die Kulturgeſchichte, als auch vor allem der Umſtand rechtfertigen, daß weſtfäliſche Stadtrechnungen des 14. Jahrhunderts ſich nur ſelten erhalten haben. Das Schriftſtück entſtammt einem

halben in der Mitte der Länge nach gefalzten Papierbogen und ist fortlaufend von derselben Hand geschrieben [1]).

Als Gesammtsumme ergibt sich nach heutigem Gelde die Zahl von 2579,31 Reichsmark [2]), ein Etat, der gegenüber den Ausgaben, wie sie die Kämmerer von Aachen (Laurent, Aachener Stadtrechnungen aus dem 14. Jahrhundert) und Köln (Ennen, Gesch. der Stadt Köln II, 524 ff.) verrechnen, auffallend gering erscheint [3]). Legt diese Beobachtung nun den gerechtfertigten Schluß nahe, daß die westfälische Bischofstadt jenen rheinischen Städten gegenüber höchst unbedeutend war, so müssen wir dieses abschätzige Urtheil doch darum in etwas modificiren, weil aus der Rechnung selbst hervorgeht, daß in Minden in jener Zeit die persönlichen Leistungen der Bürger noch eine ganz andere Bedeutung hatten, als in den Rheinstädten, deren Finanzwirthschaft schon fast vollständig als Geldwirthschaft sich darstellt [4]). Hierin liegt auch die Erklärung für den an und für sich befremdenden Umstand, daß, obwohl wir

---

[1]) Es ist dieselbe Hand, welche um jene Zeit die meisten Stadt-Mindischen Urkunden ausfertigt; das Ganze also wohl eine Reinschrift des Stadtschreibers.

[2]) Nach Grotes Münzstudien (III, 79; IV, 23; V, 143; VIII, 380), dessen Angaben Mindische Urkunden jener Zeit durchweg bestätigen, ergeben sich nämlich:

	m	β	δ	
I. Herforder Währung	1	5	0	
II. Osnabrücker „	35	6	0	
III. Schwere Pfennige	13	1	4	
Dazu IV. Leichte Pf. 118 m 4 β 10 δ =	59	2	5	
In Summa: schweres Geld	109	2	9	die Mark = 21 m
				ergibt 2293,76 m
V. 14 Grossus zu	0,68 m =			9,52 „
VI. 5½ Lübische Pfd. zu	22,33 „ =			128,31 „
VII. 129½ „ Schillinge zu	0,87 „ =			112,66 „
VIII. 2 Pfd. leichte Währung zu	17,55 „ =			35,06 „
				Gesammtsumme: 2579,31 m.

[3]) Auch dem Etat der Stadt vom J. 1783 mit 6700 Reichsthalern (Weddigen, Westph. Magazin III, 89) gegenüber muß diese Summe noch als unbedeutend auffallen.

[4]) Vgl. Westphälische Provinzialblätter I. Cod. dipl. S. 32 als städtische Lasten vigiliae et que borechwerk (so, nicht borethwerk zu lesen) dicuntur servitia; erst am Ende des 14. Jahrh. scheinen dieselben in Geld umgesetzt worden zu sein; die erste Urkunde des Stadtarchivs, welche einen Abkauf erwähnt, ist von 1388.

von Kriegswirren und Erweiterungen der Stadtbefeſtigung Mindens im Jahre 1365 [1]) Kunde haben, doch die Ausgaben für Kriegszwecke in der Rechnung nur geringe Poſten ausmachen. Zahlungen an Söldner finden ſich kaum — es müßten denn die zahlreichen und zum Theil hohen Poſten, die ohne Angabe des Zweckes bloß unter Namensangabe des Empfängers begegnen, hierher gehören — ebenſo-wenig größere Ausgaben für Handwerker [2]), ſondern meiſt Löhne für die Handwerksmeiſter; auch an Baumaterial werden in bedeutendern Maſſen nur Kalk, Hauſteine, Flechtwerk ꝛc. erwähnt, während das Holz und die Ziegelſteine den eigenen Waldungen [3]) und den eigenen Ziegeleien des Rathes [4]) entnommen wurden.

Wird dies genügen, um eine ungefähre Schätzung der Vermögensverhältniſſe der Stadt im Allgemeinen zu gewinnen, ſo erübrigt noch von den einzelnen Poſten einige intereſſantere herauszugreifen. Die Stadtverwaltung muß verhältnißmäßig ſehr billig geweſen ſein, da das, was für Bedürfniſſe des Rathes ausgegeben iſt, ſich als ſehr unbedeutend erweiſt. Er ſcheint ſich mit Kupfergeſchirr [5]) begnügt zu haben und in ſeinen Schmauſereien anſpruchslos geweſen zu ſein. Ausgaben für Bier finden ſich zwar öfter, aber die offenbar zuſammengehörigen Poſten für die Frühjahrsmahlzeit: Bier, Wein, junge Hühner, Butter und Käſe ergeben

---

[1]) Leibnitz, SS. Rer. Brunsv. II, 192. Sequenti anno (1365) cives fossata inter cameras privatas canonicorum et portam Priggenhagen nonnullis, qui ad sobrietatem sapere nesciebant, reclamantibus pro civitatis firmamento fecerunt. Transitus enim et viae ad libitum exeundi et intrandi per murum et vias camerarum, quae ultra murum extendebantur, volentibus patebant et per hoc pericula non modica civitati et eius habitatoribus imminebant. Ferner fallen ins Jahr 1365 die Nachwirkungen der großen Osnabrücker Fehde. Culemann, Zweite Abtheilung Mindiſcher Geſchichten S. 31 ff.

[2]) Den greveren 6 Schill.

[3]) Vor allem der Mindiſche Wald, dann das vom Biſchof Volquin 1280 erworbene Eichengehölz Rodenbeck (Provinzialblätter a. a. O. Nr. 13).

[4]) Die Stadt hatte z. B. von dem Stifte St. Mauritz und Simeon große Ziegeleien in Pfandbeſitz (Urkunde von 1360); daher auch die große Ausgabe für die Arbeiter in den Ziegeleien: tegulatoribus 25 marcas.

[5]) Der Kupferſchmied wird öfter, der Goldſchmied nur einmal erwähnt. Der Kölner Rath ſcheint in jener Zeit ſtets Geſchirr von Edelmetall gebraucht zu haben (Ennen a. a. O.).

keinen gerade üppigen Speiſezettel. Auch der Aufwand für die Rathsdiener erſcheint gering, beſonders wenn man damit die nicht unbedeutenden Poſten, die an „fahrendes Volk“ (joculatoribus) gezahlt ſind, vergleicht. Zahlreicher ſind die Ausgaben für Reiſen, welche diplomatiſchen Verkehr mit Bremen, Dortmund, Hannover, Lemgo, Münſter, Rodenberg, Rüthen, Selle und Wittlage erweiſen.

Eine Vorſtellung über den Geldwerth der Geſammtausgabenſumme zu gewinnen, iſt bei dem leider nicht genügenden Material unmöglich, da nur eine einzige Angabe eines Getreidepreiſes: 2 Scheffel Hafer für 2 Schillinge (Mindiſch) ſich findet, ein Preis, der damals üblich geweſen zu ſein ſcheint [1]). Wir würden daher auf die Groteſchen Anſätze (Münzſtudien IV, 43 und V, 48) angewieſen bleiben.

Leider fehlt dem aus der Rechnung uns vor Augen tretenden Bilde des Stadthaushalts die Kehrſeite, das Verzeichniß der Einnahmen. Im Allgemeinen werden ſich dieſelben aus dem Antheile an den vom Stadtrichter und zeitweiſe auch an den vom Weichgrafen ausgeſchriebenen Strafgeldern, aus Pachtgeldern und ſonſtigen Einkünften aus den ſtädtiſchen Mühlen, Hausplätzen und Ländereien, dem Erlös aus den Ziegeleien, den Judenſchutzgeldern [2]) und zeitweiſe auch der als Dependenz des Weichgrafenamts ſtreitigen Bier- und Brodacciſe zuſammengeſetzt haben [3]).

Die am Rande gegebenen Monatsangaben ſind vermuthungsweiſe nach der offenbar monatlich wiederkehrenden Zahlung an den Schweinehirten, controlirt durch die Erwähnung des Martiniſeſtes, zugefügt.

---

[1]) Vgl. die Auszüge aus Lippeſchen Rechnungen bei Preuß und Falkmann, Regeſten Nr. 1532.

[2]) Provinzialblätter a. a. O. Nr. 26 und im Staatsarchiv Münſter, Stadt Minden, Nr. 1 von 1314.

[3]) Vgl. darüber beſonders die Urkunde (von 1339—1343; ſo nach Wigand, Archiv VII, S. 329 zu datiren) in den Provinzialblättern a. a. O. Nr. 31. Des weitern müßten dann hier auch noch Stiftungen erwähnt werden, durch welche zwar die Einnahmen nicht vermehrt, aber die Ausgaben verringert wurden, z. B. die Stiftung der Kapelle an der Weſerbrücke; die dort geſammelten Opfergaben ſollten zum Theil zur Erhaltung der Brücke und der Straßen verwandt werden; der Rektor der Kapelle war verpflichtet, das Stadtſchreiberamt mit zu verſehen 1361. Würdtwein, Nov. Subs. XI, 235.

Exposita per eosdem camerarios anno d . . . . domini M°CCC°LXV°. Primo joculatoribus II marcas. Item Stoyfenberghe I marcam. Gausespece [1]) V solidos et IIII denarios pro coga. Item Gerardo de Bucken XVI sol. Hervordenses minus IIII denar. Item IV½ solidos pro virgis ad sepem. Item XVII sol. pro Votanghele. Item VI sol. pro votanghel. Item Bruchtorpe et Richardo de Beke VII sol. ad reparandas turres inferius. Item XVI denarios graves pro Svevel. Item IIII½ sol. ad faciendas sepes. Item ½ marcam pro votangel. Item custodibus turrium VII sol. Item ½ marcam pro votanghel. Item VI sol. pro votanghel. Item VIII solidos pro spinis et lapidibus (pro?) vectoribus. Item II½ sol. custodi iuxta pontem. Item custodibus turrium V sol. Item solidum gravium denariorum pro lignis ad sepem. Item illi, qui fecit sepem solidum gravium denariorum. Item IIII solidos famulis, qui fecerunt sagittas. Item VI graves (sc. denarios) captivo, qui sedit in turri. Item scriptori VIII sol., quando equitavit versus Honove (Honovere?). Item III sol. pro votanghel. Item pucken XIII½ solidos gravium. Item Carpentario VIII sol. Item eisdem III sol. Item ad inferiorem domum tegulariis [2]) XXXV½ marcas Osnabruggenses. Item VII sol. pro uncis et aliis instrumentis. Item VII graves pro lapidibus. Item VII sol., qui vocatur Hertaghe. Item XI solidos gravium denariorum ad expensas Comitis de Scowenburgh. Item XXVI denarios graves pro duabus scalis. Item VIII graves (den.) pro spinis. Item solidum accusatoribus. Item Hartwico de Steden X solidos Lubecenses. Item fabro cupri III½ libros Lubecensium denariorum. Item Ludolpho fabro V marcas et unum solidum. Item Liborio aurifabro III sol. Item ad infundendum vinum II½ sol. Item dem Glaswrechten unum sol. Item VI sol. pro pullis. Item pro buturo et caseis VI½ sol. Item Johanni Groten II sol. pro cervisia. Item pro pergameno II sol. Item proconsulibus II sol. pro pretio nunciis. Item papen Johannesen piscatori ½ marcam. Item den greveren VI sol. Item Warnero sagittario II marcas. Item Andrea penestico ½ marcam. Item Punteghele I sol. pro crusibulo et III sol. pro cervisia. Item Johanni carpentario V sol. graves. Item Ludemanno de Dorne XIII denarios graves. Item Johanni Boden VII sol. pro cervisia. Item nuncio versus Bremis VI graves (den.). Item illi, qui dicitur Herteghe XV½ sol. Lubecenses. Item Wellinghen VIII sol. Item Weybeken IX graves (den.) pro cervisia. Item nuncio versus Witlaghe VIII graves (den.). Item Witten Corde VI½ sol. pro trabe. Item XX denarios pro straminibus. Item Lubbeken institrice IV½ sol. Lubec. Item IIII sol. pro sagittis videlicet ten. Item fistulatoribus unam marcam. Item Hartmanno Segheverding IX sol. Lub. Item Punteghele VIII sol., quando fuit versus Rute. Item illi, qui pugavit [3]) forum XVIII denarios. Item pro sarcofago roden XIIII denar. Item Passemanne VI sol. pro lateribus. Item Richardo de Beke XIIII grossus, cum fuit in Rodenberghe. Item Johanni Stutten I sol. Item

[1]) Darunter ausgeſtrichen Ditmaro obes . . ng (?).

[2]) Dahinter VII½ marcas ausgeſtrichen.

[3]) Wohl purgavit.

marcam ad opus commune extra (solitum?) quartale sancte Marie. Item illis, qui equitaverunt versus Rodenberghe XI sol. gravium denariorum. Item Welligen VIII sol. versus Selle. Item custodi porcorum in Rodenbeke III½ sol. Lubec. Item (April) Ludemanno de Dorne IIII sol. graves pro lignis. Item Punteghele VI sol. pro cemento. Item VI sol. pro carbonibus. Item custodi porcorum III½ sol. Lubec. Item Gerardo de Buken IIII (Mai) marcas. Item IIII sol. pro lignis ad viam extra Stm. Symeonem. Item ad expensas consulum II½ marcas. Item Wilkino Kelpe XIX sol. Lubec. pro pluteis. Item molendinario marcam. Item torifici novo III sol. Lub. Item proconsulibus VIII graves pro precio nunciis. Item custodi porcorum III½ sol. Item Her- (Juni) manno boghenere unam libram Luc. Item Kemennade XIII sol. Lu. pro uno equo custodiendo. Item nuncio de Monasterio sol. Item custodi porcorum III½ sol. Item Slomeken I marcam. (Juli) Item nuncio de Lemegho XVI den. Hervord. Item Warnero Stutten X den. graves. Item proconsulibus II sol. pro II modiis avene. Item Nicolao de Decbere VIII marcas pro equo perdito [1]). Item Welligen IIII sol. gravium den. versus Tremoniam. Item fistulatoribus XVI sol. gravium den. pro panno ad corum vestimenta. Item Johanni Sthephani V sol. pro cemento. Item illis, qui fecerunt fossam in Rodenbeke IV½ sol. Item Conrado Bringvronne II sol. pro lignis. Item Warnero sagittario III marcas. Item preconi de Lemego VIII sol. Item puero invento sol. Item custodi porcorum III½ sol. Item domino (August) Justancio de Monechusen XII½ marcas. Item Welligen XVI den. graves. Item accusatoribus unum sol. Item custodi por- (September) corum III½ sol. Item filio Nycolai de Brigghenhaghen II libras pro orto. Item VII graves pro lignis ad turrim. Item campanario sancti Martini IV½ sol. Lub. Item Ludolfo de Monechusen II marcas. Item Gerardo den Platenmekere ½ marcam. Item Johanni Cirurgico unam marcam [2]). Item custodi por- (October) corum IIII sol. Item Lutberto Westvale unam libram Lub. Item famulis consulum marcam ad occreas. Item Ludolpho fabro marcam supra computandam. Item Hinrico notario III marcas. Item Bertoldo, quando purgat forum V sol. graves pro VII ulnis de panno griseo. Item Johanni Gisele VIII sol. pro bredinghe. Item Welligen III sol. gravium den. Item nuncio versus Rutam XVI den. graves. Item X sol. famulis, qui fecerunt novas plantas in Rodenbeke. Item den holtwerden IIII sol. Item II½ sol. pro piscibus ad piscinam. Item V sol. ad plantandum quercus in Rodenbeke. Item III sol. pro scutellis.

[1]) 1356 wurde die Wittwe Borchards Cruſe in demſelben Falle auf 4 Jahre von den Stadtlaſten befreit (Urk. Stadtarchiv).

[2]) Davor ½ ausgewiſcht.

Item VIII sol. graves pro sagittis videlicet pile. Item den vrygengreven IIII sol. graves. Item IIII sol. pro vectura vini et simellorum comiti de Hoya. Item puero invento III sol. Item Marquardo (interfecto?) XV den. graves. Item ad nutrimentum urse XVI d. Item Welligen III sol. graves, quando portavit pisces Tremonie. Item pro eisdem piscibus XXII sol. Lub. Item Herteghe sagittario IIII sol. Lu. Item famulis, qui duxerant ursam VII sol. graves. Item domino Ludolpho Esel XVI sol graves. Item Jo. Stutten III sol. ad faciendum sagittas. Item XIII sol. graves pro simellis in vigilia beati (10November)Martini. Item III sol. graves pro litteris Jo. Stephani. Item joculatori, quem misit Statius Busche IIII sol. Item Witselo fabro VIII sol. Item VI sol. pro litteris. Item III sol. pro sarcofago pauperis mulieris. Item Kagghen III marcas ex parte censuaria civitatis. Item dem Koppersleghere V marcas minus ferto. Item famulis, qui circumseperunt quercus in Rodenbeke XIIII sol. Item Herteghen sagittario ½ marc. super computandis. Item eidem IX graves pro lignis. Item Arnoldo de Dolenkampe XXV marc. XI sol. Item IX sol. pro tribus litteris. Item Richardo de Beke III sol. graves. Item Jo. Hologhen XIII d. graves. Item Thiderico Rūgen II marc. super computandas. Item Welligen IX gravium. Item de Kopperslegere IX graves. Item Alberto de Herenmolen ½ marcam pro plumbo.

Zwei Abendmahlsbilder von Quinkin Massys dem Jüngern.

Von K. J. Oppenheimer.

Der Antwerpener Muſeumskatalog gibt in dem Aufſatze über Quintin Maſſys den Aeltern auch archivaliſche Kunde von Quintin Maſſys dem Jüngern, ohne Werke von ihm namhaft zu machen. Er ſagt: „Ein zweiter Quintin, deſſen Tochter Marie in der St. Andreaskirche (in Antwerpen) am 30. Juni 1577 getauft ward, war in die St. Lucasgilde ‚als Meiſtersſohn' im Jahre 1574 aufgenommen worden. Später begegnet uns der Name Maſſys weder in den Liggere (dem Verzeichniſſe der in der St. Lucasgilde zu Antwerpen von 1454—1615 eingeſchriebenen Perſonen), noch in irgend einem andern der uns über die Lucasgilde erhaltenen Aktenſtücke. — Johann Maſſys (der Zweite), Schüler des Malers Jakob Oskens im Jahre 1516, als ‚Freimeiſter' in die Lucasgilde aufgenommen im Jahre 1531, iſt wahrſcheinlich nicht der einzige Sohn des berühmten Quintin des Aeltern, ſondern ſcheint zwei ältere

Brüder gehabt zu haben, welche 1510 Schüler von Ariaen, dem älteſten Schüler (1495) von Quintin dem Aeltern, waren. Sie heißen nach den Liggere Peerken Quintens (d. i. Peter, Quintens Sohn) und Jocſken (d. i. Jakob?). Dieſer iſt vermuthlich jung geſtorben, weil er ſich nicht in der Freimeiſterliſte findet. Möglicherweiſe aber iſt er der Jakob Quintens, der nach den Archivakten der Kathedrale zu Antwerpen für dieſe Kirche 1554/5 zwei Kruzifixe und den zum täglichen Gebrauche beſtimmten Kreuzſtab bemalt hat. Peter, der vielleicht derſelbe iſt, welcher in den Kathedralakten 1543 zuerſt als Bildſchneider und dann als Maler (Stoffeerder) erwähnt wird, wurde 1520 Freimeiſter und lebte noch 1549, als Heynken Hans ſein Schüler ward."

Welcher unter dieſen muthmaßlichen drei Söhnen des ältern Quintin der Vater des oben erwähnten jüngern Quintin geweſen ſein mag, bleibt unentſchieden. Derſelbe iſt aber u. E. nicht beſtimmt als Enkel von Quintin dem Aeltern zu bezeichnen, da nach demſelben Aufſatze des Katalogs neben dem ältern Quintin, der 1491/2 als Freimeiſter in die Lucasgilde aufgenommen worden iſt, noch ein 1501 dort in gleicher Eigenſchaft zugelaſſener Johann Maſſys (I.) gelebt hat, der wahrſcheinlich des ältern Quintins Bruder war und vielleicht der Vater des Cornelius, der in einem Jahre mit Johann (II.) 1531 als Freimeiſter in die Gilde trat. Iſt es auch wahrſcheinlicher, daß Quintin der Jüngere nach einem Großvater ſeinen Namen erhielt, ſo kann doch auch Cornelius ſein Vater geweſen ſein.

Dieſem jüngern Quintin Maſſys werden zwei auf Holz gemalte größere Darſtellungen des heiligen Abendmahles zuzuſchreiben ſein, welche beide mit ſeinem vollen Namen Quintinus Massiis facieb. in nach Wortlaut und Handſchrift übereinſtimmender Lapidarſchrift bezeichnet ſind. Im Sommer 1878 war die eine in Rotterdam im Beſitze des Hrn. Prediger W. Th. van Griethuyſen (Haringsvliet 50), die andere in der Sammlung S. H. des Fürſten von Bückeburg auf dem Schloſſe Arensburg. Beide Bilder tragen auch eine Jahreszahl; das Arensburger 1575; auf dem Rotterdamer iſt ſie nicht mehr vollſtändig: zwiſchen MD und XXVII iſt ein zwei Ziffern zulaſſender Raum nur durch einen der X näher als dem D ſtehenden Punkt von $^2/_3$ der Ziffergröße ausgefüllt. In Anbetracht der übereinſtimmenden Farbenſtimmung und Kompoſition beider

Bilder und völlig gleicher Namensbezeichnung, lauter Umstände, welche auf gemeinsame Urheberschaft schließen lassen, nehmen wir an, daß an Stelle des Punktes ein L. gestanden hat. Während das Arensburger Bild trefflich erhalten zu sein schien, hat das Rotterdamer sehr gelitten, wie z. B. der Kopf des vorn in der Mitte dem Beschauer den Rücken zukehrenden Jüngers beweist. Es ist von Hrn. Restaurator Scaterius in Harlingen gereinigt worden. Wir nehmen also an, daß das Rotterdamer Bild ursprünglich die Jahreszahl 1577 getragen hat. Die Maße dieser Tafel fehlen uns; doch dürften sie nicht weit von denen der andern abweichen, welche 146 cm Breite im Lichten hatte und etwa 138 cm Höhe, die in Ermangelung einer Leiter nur geschätzt ist. Von dem Rotterdamer Bilde soll das Museum Napoleon zu Ajaccio eine Wiederholung besitzen.

Die Komposition ist auf beiden Bildern ähnlich: mitten an einer mit dem Linnen und Geschirr gedeckten Tafel, welche in die Breite gestellt ist, sitzt, zugleich in der Mitte des Bildes, der Heiland in der Vorderstellung, die Verheißung aussprechend. Auf der Rotterdamer Darstellung ist sein Ausdruck flamändisch friedlich und etwas sentimental, als sollte er die Stimmung beim Abschiedsmahle ausdrücken; auf der Arensburger jedoch ist der lange bärtige sehr gewöhnliche Kopf ausdruckslos. Ihm zur Linken (v. d. B.) gruppiren sich Johannes und einige Jünger, zur Rechten Petrus u. A. hinter dem Tische und an den Enden, der Rest, unter ihnen Judas, sitzt vor dem Tische. Während auf dem Arensburger Bilde Johannes wie geistesabwesend, als schlafe er oder sei ohnmächtig, in Christi Schooße mit der einen Hand sein Haupt stützt, beugt er sich in Rotterdam mit bewegter Kopf- und Handhaltung etwas plötzlich vor, von modern naivem Ausdruck im Gesichte. Reiche Abwechselung in dem Ausdruck der Gemüthsbewegung und des Charakters ist bei den einzelnen Jüngern erstrebt. Besonders lebendig aufgefaßt ist in Rotterdam Christi Nachbar zur Rechten in zurückgelehnter Haltung, den Blick auf den Herrn geheftet und mit den Händen auf ihn weisend, als spräche er: Dich verrathen, Meister? Nimmermehr! Auf dem Arensburger Bilde sehen wir weiter zur Rechten vom Heiland entfernt einen aufmerksamen Hörer mit heiterer Miene, wie wenn treuherzig versichernd: Wir nicht, Herr! Aber seine Nachbaren zur Linken besonders und zur Rechten machen den Eindruck gesuchten Gegensatzes; mit fast salbungsvollem Pfarrer-

ausdruck ſitzt rechts eine große Geſtalt mit bartloſem langen Kopfe und ſchwarzem Haupthaar; links iſt die neben Petrus ſich zurücklehnende Figur in der Haltung des wie horchend rückwärts erhobenen Hauptes mit abwärtsſchielendem Blicke manierirt. Scheut ſich der Maler nicht, um der Abwechſelung willen auch Theilnahmloſigkeit bei einem vorn auf der linken Seite im Profile genommenen Jünger durch zerſtreutes vor ſich Niederblicken zu kennzeichnen, ſo wird ganz empfindlich die dramatiſche Einheit geſtört durch eine anſcheinend gar nicht zum Jüngerkreiſe gehörig gedachte Figur: zur Linken von der Hauptperſon ſchaut ein Kopf gerade aus mit lächelnder Miene, der allein um ſeiner Porträtähnlichkeit willen vom Künſtler gewählt zu ſein ſcheint und natürlich den Gedanken an ſein eigenes Bildniß aufkommen läßt. Auf dem Rotterdamer Bilde ſtört ebenfalls den geiſtigen Zuſammenhang ein nach rechts gewandt in halbem Profile aus dem Bilde herausſchauender Kopf von ganz modernem Ausdruck. In unmittelbare Beziehung zur Perſon des Heilandes ſind freilich überhaupt nur die wenigſten Figuren gebracht, aber die übrigen unterreden ſich und der Beſchauer mag leicht ihre Unterhaltung auf den Hauptgegenſtand beziehen. Die Erſcheinung des Judas iſt auf beiden Bildern eine verwandte. Auf den höchſten Grad iſt ſeine Erregung geſtiegen; trefflich drückt ſie der Künſtler mit der Haltung der Linken aus, die auf der Arensburger Tafel das Sitzbrett der wippenden Seſſelbank krampfhaft erfaßt; in Rotterdam ſcheint Judas im Begriff, ſeinen Platz zu verlaſſen und mit der Linken unter dem Sitze etwas zu verſtecken. Da aber in Arensburg die Sitzbank auch ſchon von der Tafel abgerückt erſcheint, und Judas hier wie dort im Profil nach links gewandt, boshaft lächelnd den ſcharfen Blick auf die am linken Ende der Tafel ſitzenden Jünger richtet, ſo dürfte vielleicht die Uebereinſtimmung ſeiner Haltung auf beiden Bildern vollſtändig ſein. Der ſcharf geſchnittene zurückliegende Mund und das vorſpringende Kinn, das fuchſig-braune Bart- und Kopfhaar kennzeichnen den Verräther zugleich mit der erregten Haltung und Geberde; auch fehlt nicht das bei ihm in den mittelalterlichen Darſtellungen traditionelle gelbe Gewand und in Arensburg auch nicht der mit der Rechten hinter dem Mantel verſteckte Beutel. Wie ſelbſt in Einzelheiten die beiden Bilder ſich gleichen, beweiſt auch der links vom Judas am Boden ſtehende große Krug.

Die Architektur des Raumes ist auf der Arensburger Tafel noch etwas ausführlicher behandelt; auf der Rotterdamer, wenn anders nicht die schlechte Beleuchtung uns das Weitere verborgen hat, nur mehr angedeutet. Auf jener zeigt der Hintergrund in der Mitte einen braunschwarzen Vorhang an grauer Wand, links einen halben Fensterrahmen und zur Rechten eine halbe Thüransicht mit Durchblick auf eine zweite Thür und weiterm Durchblick auf einen Heerd, an dem zwei Personen stehen. Der Augenpunkt liegt in der Mitte. Der Fußboden des Gemaches ist mit braunweißen Fliesen belegt. In Rotterdam springt links eine Wandecke wie von einem Kamine vor, anscheinend mit zwei dem Rauche wehrenden eigenthümlich geformten Schutzblechen. Höher gewahrt man eine Fensterluke auf dem linken Ende des Bildes. Ganz rechts aber eröffnet sich auch hier durch eine Thür, in der eine Person zu stehen scheint, Durchblick auf eine zweite und durch sie auf eine dritte wieder zurückliegende mit einfachen Renaissanceanklängen. Der lichtgelb-braune Fußboden ist mit abwechselnd schmalen und breiten Feldern gemustert. Der Augenpunkt liegt hier etwas seitwärts von der Mitte. Die schwärzlich-goldbraune Farbe der Hinterwand, von besonders goldigem Tone um die Figur Christi herum, entspricht trefflich der warmen tiefen Stimmung des ganzen Bildes. Ihr entsprechen auch die warmen tiefen bräunlichen Fleischtöne aller Köpfe mit rothbraunen Schatten, welche auch auf der Arensburger Tafel sich durchgehends finden. Diese dürfte aber im Ganzen lichter und effektvoller behandelt sein, obwohl auch in Rotterdam weiße Farbe gern zur Abstufung der Lokalfarben gebraucht ist. Die Gewandfarben sind lebhaft, aber nicht grell in ihrer bunten Zusammenstellung: Grünblau, Blaßroth, Blau, Gelbbraun und Grüngelb, Grüngelb und Krapproth, Braunroth, Graublau sind die Farben der Gewänder, welche von oberitalienischer Malweise beeinflußten flamändischen Geschmack verrathen. So spricht sich in den beiden Tafeln auch nicht urwüchsiges Talent aus; der flamändischen Kraft ist Abbruch geschehen und der italienische Geist bricht nur in schwachen Anklängen in Komposition und Kolorit durch. Die Arbeiten verläugnen nicht die Zeit der verblühenden Kunst, welcher der in demselben Jahre, aus dem die Rotterdamer Tafel stammt, mit Rubens erstehende Genius der neuen Epoche zu wünschen war. Ist auch die dramatische Einheit und der ebenso maßvolle als lebendige Aus-

druck der Seelenſtimmung, welche auf der Grablegung des ältern Quintin Maſſys, der Perle altflandriſcher Malerei im Antwerpener Muſeum, ſo einzig mächtig ergreifen, in den Werken des jüngern Malers dieſes Namens vergeblich zu ſuchen, ſo iſt doch anzuerkennen, daß der Manierismus noch wenig hervortritt.

Wir glauben in ſeinen Bildern Anklänge zu gewahren an die im Muſeum von Lüttich aus der Sammlung Weyer, desgleichen im Brüſſeler Muſeum und dem Vernehmen nach auch in Schleißheim vorhandene kleine Darſtellung des Abendmahles, welche dem Lütticher Maler Lambert Lombart zugeſchrieben wird und aus dem Anfang der dreißiger Jahre des 16. Jahrhunderts ſtammt. Sie verräth ihrerſeits auch ſchon entſcheidenden Einfluß von Leonardos Schöpfung, obwohl genaue Anklänge fehlen. Die Figur des Judas ſcheint auf der Lüttich-Brüſſeler und der Arensburg-Rotterdamer Darſtellung, nach der Uebereinſtimmung der Photographie der Lütticher Tafel mit unſern Notizen über die Bilder des jüngern Quintin Maſſys zu urtheilen, in den Hauptzügen übereinzuſtimmen. Dieſe Figur aber iſt auf beiden Darſtellungen beſonders bedeutſam. Ganz allein ſitzt er in Lüttich (Brüſſel) auf der rechten Seite vor dem Tiſche und fällt mit furchtbarer Wildheit nach links vornüber in das linke Knie, in Profilſtellung, die im Umfallen begriffene Sitzbank mit der Linken hinter ſich packend, die am linken Ende der Tafel im Geſpräche vertieft ſitzenden Brüder anſcheinend belauſchend mit wüthender Geberde und zornfunkelndem Auge, in gelbem Kleide und grünem Mantel. Durch dieſe Figur wird die das ganze Bild beherrſchende große dramatiſche Lebendigkeit im äußerſten, geradezu peinlich berührenden Grade auf die Spitze getrieben.

An das Lüttich-Brüſſeler Abendmahl waren wir aber auch ſchon angeſichts des Rotterdamer Bildes wegen des Kolorits erinnert worden, das auf jenen Tafeln nur weniger warm und tief und von grellerer Wirkung in den bunten Gewandfarben ſein dürfte; dieſe ſind aber auch dort ganz ähnlich zuſammengeſtellt. Die warme röthlich-braune Modellirung der Köpfe erinnerte uns an ein anderes, ebenfalls dem Lambert Lombart als ſein Selbſtporträt zugeſchriebenes lebensgroßes Bruſtbild im Beſitze der Vicomteſſe de Clérembault auf Kinkempois unweit Lüttich, das aber den Einfluß des 13 Jahre ſpäter geborenen Tintoretto uns zu verrathen ſchien.

Denkbar wäre es, daß, wenn wirklich, wofür aber uns noch jeder Anhalt abgeſehen von der Tradition fehlt, das Porträt und die Lüttich-Brüſſeler Tafeln von derſelben Hand gemalt ſind, der jüngere Quintin Maſſys ſich den Meiſter, der jedenfalls von erheblicher Bedeutung war, nach ſeinen verſchiedenen Richtungen zum Muſter genommen habe. Iſt aber Lambert Lombart der Urheber jener intereſſanten verſchiedenartigen Bilder, ſo würden die Arbeiten von Quintin dadurch an Intereſſe gewinnen, daß ſich der damit aufs Neue beſtätigte weitreichende Einfluß des berühmten Lütticher Meiſters an einem Maler aus Antwerpen offenbarte, der nicht durch die Vermittelung ſeines berühmten Landsmanns und Zeitgenoſſen, des genialen Manieriſten Franz de Vriendt, Lamberts Hauptſchülers beeinflußt zu ſein ſcheint, ſondern ſich an Lamberts Werke unmittelbar angelehnt haben wird. An Originalität überwiegen freilich dieſe bei Weitem die immerhin der Berückſichtigung nicht unwerthen Arbeiten Quintin Maſſys des Jüngern.

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465).

Von **Karl Menzel.**

(Fortſetzung.)

[10a]

Uszgeben der czerunge als myn gnediger herre hie gewest ist und ich verczert han als ieh usze gewest bin.

+ Item uff den dinstag nach Symonis et Jude quam myns hern gnade mit sinen brudern und frunden, als die in dem kuchenczittel benant sin, mit funfczig pherden und bleyp hie bisz uff den montag nach Andree; sint gewest funf wochen myn [1]) ein tag; hat sin gnade mit den obgeschrieben und andern die abe und zu kommen sin und dem tegelichen huszgesinde verczert als der kuchenczittel uszwiset zusamen 249 gulden 5 alb. 9 hl.

Provisio domus.

+ Zum ersten an ruckenbrode 86 menczer malter, item an wine 7 fuder 4½ ame, item an habern 292 menczer malter, item an liechten 283 phunt, item an erbeissen, an cappes, an essig und an salcz ein noitturfft.

+ Item uff dornstag nach reminiscere furen jungher Johann der amptman her Emrich und Henne von Buechys selpnunde mit den burgern gein Covelentz, als myn herr von Trier den priestern und burgern eynen tag dar bescheiden hatte; hant verczert mit dem das man den zu lone geben hat die sie hinabe und heruff furten 1 gulden 13 alb.

250 fl. 18 alb. 9 hl.

---

[1]) Weniger ein Tag.

[10 b unbeſchrieben.]
[11 a]

Uszgeben uff Laneck.

+ Zum ersten als myn gnediger herre von Iszemburg Laneck das slosz inname [1]) han ich von syner gnaden geheis Philips Hilchin der doruff gewest ist ein amptman geben vor 2 ossen, lagen im salcze 7 fl. + item vor 1 fuder 1 ame 6 virtel wins oberheupt 8 fl. 6 alb. + item vor hauw 7 fl. 6 alb. + item vor stroe 1 fl. 13 alb. + item vor 24 honer 1 fl. + item des amptmans frauwen vor ein pater noster das ir gnomen wart 1½ fl. + item vor ein bratphan 3 leffel 2 hackemesser und ein bratspiesz 14 alb. + item vor 2 phannen 8 alb. + item vor ein luchte 2 alb. + item vor erdendoppen [2]) 5 alb. + item Hoedes Hennen vor 6 wagen foll born holtz zu furen die wile myn herre hie was von dem wagen 7 alb. facit 1 fl. 18 alb. + item demselben furter bisz uff fastnacht von 24 wagen foll zu furen 7 fl., item demselben von 3 wagen vol bisz uff dornstag nach Oculi 21 alb. + item vor ein kordel an die schellen uff dem thorne den wechtern damit zu luden 2 alb. 8 hl., item hat der kelner uff dem sale uff Lanecke geschickt an wyne 1 fuder 6 vertel, item an brode —, item an habern — + item so hat man dieczijt hinuff geschickt 6 swyne ie das vor 1 fl. 15 alb. und zu unkosten von eyme 5 hl. facit 9 fl. 20½ alb. + item Clas meczler von kalpfleisch das er uff Lanecke geschickt hat 1 fl. 4½ alb. + item hat Sweden uszgeben vor milch roben und musekrut 15 alb. + item vor ½ punt pheffer und ingewers und 1½ loit Saffrans zusamen 10½ alb.

49 fl. 17 alb. 2 hl. [3]).

[11 b und 12 a unbeſchrieben.]
[12 b]

Uszgeben des lones uff Lanecke.

+ Item uff sontag nach Valentini den vier wechtern uff Lanecke uff den innersten und usersten menteln iren viertel jars lone, der cziel uff sontag nach Martini angangen ist iglichem 2 fl. facit 8 fl. + item den drien wechtern uff dem thorne daselbs vor drie wagen vol holczs, als myn herre ine uff dieszmal hat heiszen geben 1 fl. (item zu der fronfasten Reminiscere Wilhelm von Sweden als myn herre dem bescheiden hat 3 fl.) [4]) + item Schuncken Tielen und Poppis Hennen von dem sontag nach Martini bisz uff letare uff dem thorne, das ine nach anczal des iars an cleidunge und gelde gepuret 2 fl. (und vor den win Poppiszhenn 1 fl. 10 alb. und Thielen vor den win 1 fl. 10 alb.) [5]) + item die czijt Laners Hennen und Enolff den wechtern uff dem innersten mantel iglichem 19½ alb. facit 1 fl. 15 alb. + item die czijt dem Moren bisz uff den frijtag nach letare uff

---

[1]) Einnehmen bedeutet nicht erobern, ſondern friedliche Beſitznahme durch Vertrag mit dem Erzbiſchof von Trier. Vgl. oben.

[2]) Irdene Töpfe.

[3]) Nur 49 fl. 14 alb. 2 hl.

[4]) Das Eingeſchloſſene iſt ausgeſtrichen, am Rande ſteht nihil.

[5]) Iſt ausgeſtrichen, am Rande ſteht: nota von dem wyn.

dem ussersten mantel 20 alb. + item Conczchin Ritter, der uff dem usersten mantel gewacht hat von dem sontag nach Valentini bisz uff mitwoch nach Ostern sint gewest 8½ woche facit 1 fl. 7 alb. + item Pauls dem koche von 17 wochen die er uff Lanecke gekocht hat bisz uff annuntiationis Marie nach anczal des jars vor lone und ckleider 2 fl. 18 alb., + item uff Johannis baptiste Hennen von Buchis synen halben jarlone von des ampts wegen 50 fl. als sin quitancie uszwiset (item uff den dornstag nach letare gab ich von geheis myns gnedigen herren von Isemburg junghern Johann synem bruder syn amptgelt von dem ampte uff Lanecke von eym jare 100 gulden) [1]) + item den czwen wechtern uff dem thorne zu irer somercleidunge als man ine pleget zu geben 12 alb. (idem uff trinitatis Wilhelm von Sweden 3 fl. uff synen virtel jars lone, idem uff dieselben czijt geluhen 1 fl. blibet er mir schultig) [2]) den han ich ime uff crucis abgeslagen + item Henchin und Pauls der czweier wechter uff dem innersten mantel jar ist angangen uff unser lieben frauwen abent annuntiationis, denselben iren viertel jars lone uff Johannis baptiste 4 fl. + item der zweiger wechter uff dem usersten mantel Hunen Contzen jar uff frijtag nach letare und des phorteners uff mitwoch nach Ostern denselben iren vertel jars lone umbe Kyliani 4 fl.

facit 76 fl. (6 alb. an den wyn.)

[13a]

Uszgeben des lones des gemeynen gesindes im slosse und in der stat.

+ Zum ersten uff sant Peters tag ad vincula Heinczen den fron synen lone 5 fl. und ist beczalt + item uff sant Michels tag + item in den Oster heiligen tagen Peter dem phorthener, idem uff Andree 2 fl., idem uff sondag Judica 1 fl., idem uff dornstag nach Johannis baptiste 1 fl. und ist beczalt + item uff dieselben czijt Loczen dem wagenknechte, idem beczalt 1 fl., idem uff Egidii 2 fl., idem uff den czwelfften 1 fl., idem uff Invocavit 1 fl., idem uff Vocem . . . . . 3 fl. und vor schue 10 alb., 8 fl. 10 alb. und ist beczalt + item uff dieselben czijt Conczen dem wagenknechte, idem beczalt uff Egidii 2 fl., idem uff Apolonie 2 fl., idem uff Vocem 4 fl. und vor schue 10 alb. facit 8 fl. 10 alb. und ist beczalt + item denselben czwen vor eyn rucke leders [3]) von diesem jare 20 alb. + item uff sontag Misericordia domini Gerhart dem koche, idem uff sontag nach nativitatis Christi beczalt 2 fl., idem vor vastnacht 5 alb. und uff frijtag nach Judica 19 alb., idem uff mitwoch nach Exaudi 2 fl., idem vor Margrete 2½ fl. facit 7½ fl. und ist beczalt, idem geluhen ½ fl. + item uff Walpurgis meister Johann dem vordern phorthener idem uff Martini beczalt 3 fl. und davor uff ad vincula Petri idem 1½ fl. und 10 alb. und 12 alb. und ist beczalt.

---

[1]) Ist ausgestrichen.

[2]) Ist ausgestrichen, am Rande steht nihil.

[3]) Rucke scheint ein Maß für Leder zu sein. Nach einem Zolltarif vom J. 1532 bezahlten 4 ruck geschmirt leder 2 Albus Zoll.

+ item uff sontag Trinitatis Hanman dem becker, idem 2 fl. die Blasii, idem ½ fl. Mathie, idem uff frytag nach Judica 1½ fl., idem uff dornstag nach Johannis baptiste 1 fl., idem uff vincula Petri 1 fl. facit 6 fl. und ist beczalt.

51 fl. 14 alb. [1])

[13b]

+ item uff sontag Trinitatis Mertin dem forster, idem uff montag nach Simon et Jude beczalt 3 fl., idem uff Trinitatis 5 fl. und ist beczalt + item zu der fronfasten nach crucis Crafft Rijtesel 1 fl, item zu der fronfasten Lucie 2 fl., item zu der fronfasten Reminiscere 1 fl., item zu der fronfasten Trinitatis 2 fl., item zu der fronfasten .... + item Heinczen von Rorheim dem scholtheiszen zu der fronfasten crucis 4 fl., item zu der fronfasten Lucie 4 fl., item zu der fronfasten Reminiscere 4 fl., item zu der fronfasten Trinitatis 4 fl + item Pauls dem bossenmeister [2]) synen jarlon 16 fl. und ist beczalt bisz uff Margrete + item Conczen Swap von Johanns baptiste bisz uff sontag nach Ambrosii sint gewest 10 monet facit 10 fl. + item den czwen wechtern hijnne ime slosse zu der fronfasten crucis 3 fl., item zu der fronfasten Lucie 3 fl., item zu der fronfasten Reminiscere 3 fl, item zu der fronfasten Trinitatis 3 fl. + item uff ad vincula Petri den czwen wechten uff Winsperger [3]) thorne 2 fl., item uff Omnium sanctorum 2 fl., item uff purificationis Marie 2 fl., item uff Walpurgis 2 fl., 76 fl.

[14a]

+ item den czwen wechtern uff der obern phorten zu der fronfasten Crucis 3 fl., item denselben zu der fronfasten Lucie 3 fl., item denselben vor czwen wagen vol holczs 16 alb., item denselben zu der fronfasten Reminiscere 3 fl., item denselben zu der fronfasten Trinitatis 3 fl. + item den czwen wechtern uff der vieheporten zu der fronfasten Crucis 3 fl., item zu der fronfasten Lucie 3 fl., item denselben vor czwen wagen vol holczs 16 alb., item denselben zu der fronfasten Reminiscere 3 fl., item denselben zu der fronfasten Trinitatis 3 fl. + item den czwen wechtern uff Gysenthorn zu der fronfasten Crucis 3 fl. etc. (wie zuvor) + item den czwen wechtern uff dem niedern thorne zu der fronfasten Crucis 3 fl etc. (wie zuvor).

50 fl. 16 alb.

178 fl. 16 alb. [4])

[14b]

Uszgeben der cleydunge den jhenen die man pleget zu cleiden.

+ Zum ersten zu Franckfurt in der herbstmesse vor ein engels groe thuch [5]) dem czolschschriber Crafft Ritesel dem beseher dem scholtheiszen Dres Cappus und Smecksmunt zu wintercleidunge hat zusamen golden mit

---

[1]) Nur 45 fl. 14 alb.

[2]) Büchsenmeister.

[3]) Nach Konrad von Weinsberg, 1390—1396 Erzbischof, so benannt?

[4]) Dies ist die Summe des Gesindelohns im Schlosse und in der Stadt (S. 13a—14a); es sind aber 10 Albus zu viel gerechnet.

[5]) Wohl englisch grau Tuch.

der oberlenge 28 fl. 16½ alb. + item vor ein groe Trier [1]) und 12 eln dem huszkelner, dem becker, dem koche, dem phortener, des schribers knech, dem bossemeister, dem koche uff dem czolle und dem kranmeister zu wintercleidunge 13 fl. + item von sollichen tuchern zu unkosten 1 alb. 4 hll. + item vor 6 elen Collisch groe Johannes dem kelner uff dem sale zu eym rocke, hat myn gnediger herre geheiszen 3 fl. + item so han ich geben zu Franckfurt in der vastemesse 5½ roide tucher vor das huszgesinde und die man uff den sommer pleget zu cleyden, hant zusamen golden 45 fl. 7 alb. + item davon zu unkosten 3 alb. + item vor eyn ele grae und wisz zu farwe in die rocke 9 alb. + item dem scholtheiszen vor roit tuch zu eym somerrocke 3 fl.

facit 93 fl. 12 alb. 10 hl.

[15a]

Uszgeben vor allerley provisien die man in der kuchen gehabt und verthan hait.

+ Zum ersten nach Johannis baptiste vor 8 hoede salczs der huet 1 fl. 16 alb. mit dem unkosten facit 13 fl. 8 alb. + item vor 13 hemel kauffte Clasz metzler 7 fl. 13 alb. + item nach Kyliani vor 4 bratswyne vor die schuren in der erne 4 fl. 14 alb. + item uff dieselben czijt vor 13 hemel bestalte Clas meczler 7 fl. 3 alb. + item nach Margrete Clas Meczlern vor 10 hemel 5 fl. 2 alb. + item nach Jacobi vor 15 hemel Clas Meczlern 7 fl. + item nach Bartholomei vor 8 hemel Clas Metzlern 4 fl. 2 alb. + item nach nativitatis Marie Clas Meczler vor 19 hemel 10 fl. 8 alb. + item nach Mathei Clas Meczler vor 8 hemel 4 fl. + item nach Francisci clas Meczler vor 2 Swyne zu braden 1 fl. 16 alb. + item umbe dieselben czijt vor 50 stockfisch liesz ich von Collen bringen 5 fl. 4 alb. + item so han ich zu Franckfurt in der herbstmesse geben vor ½ punt Saffrans 2 fl. + item vor 6 phunt ingewers 2 fl. + item vor 3 phunt pheffers 1 fl. + item vor 1 phunt nelchin 16 alb. + item vor 10 elen strichtuchs [2]) 6 alb. 8 hl. + item vor 6 feschin bottern han luter gewogen 324 punt das punt 7 alte heller [3]), facit 10 fl. 12 alb. + item davon zu unkosten 6 alb.

86 fl. 14 alb. 8 hl.

[15b]

+ item so han ich zu Bynge lassen keuffen 13 grosze hundert cappus das cleyne hundert [4]) 6 alb. und davon zu czelen 2 alb. facit 6 fl. 14 alb. + item vor 5 Binger malter erbisz, waren von Straspurg komen, das malter 1 fl. 10 alb., und davon zu messen und zu tragen 2 alb. facit 7 fl.

---

[1]) Grau Trierer Tuch?

[2]) Tuch zum Durchzwingen, Durchtreiben.

[3]) 4 neue Heller ſind 3 alte.

[4]) Das große Hundert iſt 100, das kleine Hundert 50, nur bei dieſer Annahme ſtimmt die Rechnung 26 × 6 = 156 + 2 = 158 Albus oder 6 fl. 14 alb.

4 alb. myn 1 someren facit 7½ alb. [1]) + item vor funff secke zu sollichen erbissen und im slosse zu gebruchen 16 alb. + item vor grosse und cleyne heffen in die kuchen als myn herre uff die czijt hie wos 18 alb. + item von dem obgeschrieben zu Bacherach zu czolle und zu Cube zusamen 1 fl. + item als Dresz sollichs geholt hat und darumbe zu Mencze gewest ist hat verczert 21 alb. + item vor 4 achtel roben liesz ich von Franckfurt bringen 20 alb. + item vor czwebeln ober jar zu haben nemlich 200 gebont 16 alb. + item vor eyn somern wacholtern zu dem cappus und suste zu haben 4 alb. + item vor 18 stockfisch die oberbleben an dem halben ballen als myn herre hie was 1 fl. 18 alb. + item umbe Andree vor czwo thon heringe liesz ich von Collen bringen den advent und furter bisz in die vasten zu haben 8 fl. 6 alb. + item so han ich geben vor 10 ossen in das salcz in das zukunffte jar zu haben, sint myns gnedigen herren von Kaczenelinbogen gewest vor ieden 6 fl. 18 alb. facit 67 fl. 12 alb. + item so hat Clas meczler als er sollich ossen zu Richemberg holte selbdrit verczert 11 alb.

96 fl. 8½ alb.

[16a]

+ item so han ich Clas meczler zu Cobelencz uff dem marte enczlingen keuffen lassen 46 swyne das zukunftige jare zu haben, hat eyns in das ander golden 1 fl. 15 alb. facit 74 fl. 18 alb. + item von sollichen swynen zu Cobelencz zu czisze und zu besehen von iglichem 5 hl. facit 19 alb. 2 hl. + item so han ich geben vor 4 donnen heringe uff die vasten zu haben, hat ie die donne golden mit dem unkosten 4 fl. 7 alb. facit 17 fl. 4 alb. myn ½ donne + item vor 2 don rynfisch die donne mit dem unkosten 3 fl. 22 alb. facit 7 fl. 20 alb. + item vor 150 backstockfisch das hundert [2]) 14½ fl. facit 18 fl. 13 alb. 10½ hl. + item vor 1 virtel bacstockfisch dem amptman uff Lanecke etc. 2 fl. 20 alb. [3]) + item vor eyn korp fygen 1 fl. 8 alb. + item zu Franckfurt in der vastenmesse vor 1 punt saffrans 3½ fl. + item vor 9 punt ingewers 3 fl. + item vor 9 punt pheffers 3 fl. + item vor 1 punt nelchin 16 alb. + item vor 7 eln strichtuchs 5 alb. + item vor 4 feschin bottern hant luter gewogen 228 phunt das punt 8 alt hl. facit mit 4 alb. zu unkosten 8 fl. 14 alb. 8 hl.

+ item vor 3 feschin han luter gewegen 87 punt zu 8 hlr. und zu unkosten 12 hl. facit 3 fl. 6 alb. 8 hl. [4])

+ item ein czentner 36 punt speck den czentner 3 fl. myn 3 alb. und davon zu unkosten 2 alb. facit 3 fl. 22 alb.

+ item unserm meczler vor 14 punt speck das punt 9 hlr. facit 10½ alb.

---

[1]) 7½ alb. gehen also ab; dies ist unten richtig berechnet.

[2]) Hier ist jedenfalls ein großes Hundert zu 120 gemeint.

[3]) Nachträglich eingefügt. S. unten.

[4]) Dieser Posten steht am Ende der Seite und ist durch das Zeichen = hierher verwiesen.

+ item uff Vocem vor 2 geczale schollen [1]) 2 fl. 6 alb. zu unkosten 2 alb.

+ item nach Trinitatis vor 3 geczale schollen 3 fl. 3 alb. zu unkosten 2 alb.

148 fl. 13 alb. 2 fl. 20 alb. [2])

[16 b]

Uszgeben vor kesze.

+ item uff dornstag nach Petri et Pauli vor 2 malter gesinde kese 21 alb., item vor ein malter hern kesze qwamen von Kochheim 1 fl. 3 alb., item uff dornstag nach Laurentij vor 1 malter guter kesze 2 fl. 6 alb., item uff dieselben czijt vor 1 malter gesinde kesze 18 alb., item vor 8 kese als myn herre hinweg qwam 12 alb., 5½ fl.

item uff dornstag Johannis ewangeliste vor 1 malter gesinde kese 18 alb., item dornach vor 4 kesze 7 alb., item uff dornstag sant Pauls abent vor 3 gude kesze 8 alb., item vor eyn kese ver vastnach 2 alb., item in der osterwochen vor ½ malter guter kesze 1½ fl., item uff Jubilate vor ½ malter guder kese 1 fl. 6 alb., item uff dieselben czijt vor 1 malter guder gesinde kesze 1 fl., item uff sontag nach Viti vor 12 kese 5½ alb., item vor 6 kesze 2½ alb., item vor 16 kesze 7 alb., 5 fl. 20 alb.

+ facit 11 fl. 8 alb.

[17 a]

Uszgeben der wochenkuste von dem sontag Johannis baptiste bisz uff den sontag Marie Magdalene ist gewest eyn monet lang; dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander, Philips von Hoensteyn mit sinem gesinde, Sweden, Cuncz Swab, Cleberg, Sledorn mit sinem sone; und uff dinstag nach Margarethe sind here komen Clebisz Jacob, Jacob Fochtler, Wynolt, Knolchin, Hans Lupolt, Fulbach, Brant und Anthonien Wytstats knecht, 2 mann und 2 frauwen tagwerck, die schuern zu fegen, den fronen eyn woche myns hern teyle am korne zu warten, den wagenmecher 3 tage an der wagen geczauwe, item eynen mann 1½ woche des korns im felde zu hueden und wiede zu sneyseln, item eynen 1½ woche das korne helffen uff und abe laden, item 10 mann tagwercke und 10 frauwen tagwercke am hauwe zu machen, 4 tagwerck die erbeiszen zu reuffen und Peter Muyt 3 wochen, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde und andern die abe und zu kommen sin in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten vor 29 phunt kalpfleisch das phunt 4½ hlr. facit 10 alb. 10½ hlr., item vor eyn heubt crose und leber 1½ alb., item vor 15 junge hanen 14 alb., item vor eynen hasen 2 alb., item vor fogel 1½ alb., item vor 1000 eyger das verteil 1 alb., facit 1 fl. 16 alb, item vor 3½ phunt

---

[1]) D. h. eine Zahl Schollen. Scholle iſt ein Fiſch, lat. solea (Friſch, Deutſch-Lat. Wörterbuch II, S. 218).

[2]) Urſprünglich ſtand 148 fl. 12 alb. 7½ hl. 12 alb. iſt corrigirt in 13 und 2 fl. 20 alb. iſt nachträglich beigefügt. Alle Poſten zuſammen betragen 155 fl. 10 alb. 10½ hl. oder nach Abzug der fehlenden Tonne Häringe 153 fl. 7 alb. 4½ hl.

salmen 3½ alb., item vor grune fische 7 alb., item vor milch 2 alb., item vor wiszbroit 2 alb., item uff sontag nach Petri et Pauli vor 9 phunt kalpfleischs zu 4½ hlr. facit 3 alb. 4½ h., item vor zwen hasen 5 alb., item vor fogel 2 alb., item vor 500 1 vierteil eyger 21 alb., item vor grunfische 4 alb., item vor muszcrut 2 alb., item vor wiszbroit 1 alb.

Item uff sontag Kiliani vor eynen hasen 4 alb., item vor 8 fogel 11 hl., item vor 9 hanen 6 alb. 3 hl., item vor 600 1 vierteil eyger zu 11 hellern facit 22 alb. 11 hl., item vor grunefische 5½ alb., item vor muszcrut 1 alb., item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 1 alb.

Item uff sontag nach Margarete vor 36 hanen zusamen 1 fl. 8 alb. 8 hl., item vor 5 verteil eyger 5 alb., item vor 1200 1 verteil eyger 2 fl. 1 alb., item vor 4 phunt myn 1 vierteil salmen 3 alb. 9 hl., item vor grunefische 15 alb., item vor milch 2 alb.

summa des monets 11 fl. 8 alb. 9 hl.

[17 b]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Marie Magdalene bisz uff den sontag nach assumpcionis Marie, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Henne von Buechys selbander, Philips von Hoensteyn selpdritte, Cleberg mit den obgeschrieben reysigen knechten selpnünde, Sweden, Petern Muyt, Cuncz Swab, 3 drescher 3½ woche, 8 leyendecker [1]) tagwercke, 5 tagwerck das hauwe helffen infueren, 18 zymmerman tagwerck an dem kranen, 6 tagwerck borte und habern usz dem kranenschiffe zu tragen, 5 bender [2]) 2 tage reuff zu Brubach zu holen und uff dem sale und hieinn wine abeczulaszen, 7 frauwen tagwerck zu weschen und im garten, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten vor eynen hasen 4 alb., item vor 1000 1 verteil und 5 eyger 1 fl. 17 alb. 2 hl, item uff sant Jacobs abent vor fische 8 alb., item vor muszcrut 1½ alb., item vor milch 1½ alb., item uff fritag und samstag vor fische 23 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

Item uff sontag nach Jacobi vor 14½ phunt swinenbraden das phunt 5½ hl. facit 6 alb. 8 hl., item vor zwey spennferkeln 4 alb., item vor 11 gense quamen von Mentze 1 fl. 1 alb. 3 hl., item vor grunfische 13 alb. 9 hl., item vor muszcrut 2 alb., item vor wiszbroit 1 alb.

Item uff sontag nach ad vincula Petri vor 14 phunt swinenbradens zu 5½ hl. facit 6 alb 5 hl., item vor 8 phunt hemelfleischs zu 5 hl. facit 3 alb. 4 hl., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 800 ½ vierteil eyger 1 fl. 8 alb. 6 hl., item vor grunefische 10 alb., item vor muszcrut 2 alb.

Item uff sontag nach Laurentii vor 14 phunt hemelfleischs 5 alb. 10 hl., item vor 7 jungehanen 6 alb, item uff unser frauwen abent [3]) vor fische 5 alb, item vor zwen hasen 6 alb., item vor 200 1½ vierteil eyger

---

[1]) Schieferdecker.

[2]) Faßbinder oder Küfer.

[3]) Am 14. Auguſt, am Tage vor Mariä Himmelfahrt.

9 alb. 6 hl., item vor 550 eyger von Covelentz 1 fl., item uff fritag und samstag vor fische 9 alb., item vor muszcrut 2 alb., item vor wiszbroit die woche 1 alb.

Summa des monets 10 fl. 20 alb. 5 hl.

[18a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag nach assumpcionis bisz uff den sontag nach exaltationis sancte crucis, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander, Sweden, Cuncz Swab, item uff fritag nach decollationis sancte Johannis quam her Philips Graslag selp zehende mit myns hern knechten und den monet usz hie blieben, meister Joest bussenmeister 3 wochen, 3 zymmerman 3 wochen und meister Johann eyn wochen, darzu am kranen und sust 4 tagwerck am kranen helffen uffslagen und den smiet eynen tag, 4 bender 5 tage die kleyne fasse uff dem sale zu binden, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten vor 16 phunt swinenbraden zu 5½ hl. facit 7 alb. 4 hl., item vor 11 phunt hemmelfleischs zu 5 hl. facit 4 alb. 7 hl., item vor 650 eyger 1 fl. 2 alb., item uff fritag und samstag vor fische 15 alb., item vor 6 phunt salmen 5 alb., item vor muszcrut 1 alb

Item uff sontag nach Bartholomei vor 9 phunt swinenbraden zu 5½ hl facit 4 alb 2 hl., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 500 1 verteil eyger zu 13 hl. facit 22 alb 9 hl, item vor 2 sommern brymels [1]) 15 alb., item vor grunfische die woche 6 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

Item uff sontag nach Egidii vor 15 phunt swinenbraden das phunt 5 hl. facit 6 alb. 3 hl., item vor 14 hanen und 7 huner zusamen 18 alb. 6 hl., item vor 250 eyger zusamen 11 alb. 10 hl., item vor 550 eyger von Covelencz 1 fl. 2½ alb., item vor 2 phunt salmen 1 alb. 4 hl, item vor grunfische 10 alb., item vor krebisz 1 alb 4 hl., item vor wiszbroit die woche 4 alb.

Item uff sontag nach nativitatis Marie vor 21 phunt rintfleischs zu 5 hl. facit 8 alb. 9 hl., item vor eynen hasen 2 alb., item vor 15 hanen 9 alb. 10 hl., item vor fogel und ein roit hune [2]) 3 alb. 3 hl., item vor 350 eyger zu 14 hl. und vor 70) 1 verteil 4 eyger zu 13 hl. facit 1 fl. 23 alb. 11 hl., item vor 6 phunt senffmels 5 alb., item vor fische die woche 14 alb., item vor milch 1½ alb., item vor wiszbroit die woche 2 alb.

Summa des monets 11 fl. 23 alb. 9½ hl.

[18b]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag nach exaltationis sancte Crucis bisz uff den sontag Calixti, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander 2 wochen, hern Philips Graslag mit den obgeschrieben reysigen knechten bis uff den fritag Mathei reyt er hinweg und blieben die zwen Jacob furter hie, Sweden, Cuncz Swab und Peter Muyt, item 17 mann tagwercke, 22 frauwen und

---

[1]) Breimehl. Vgl. Vilmar, Idiot. von Kurheſſen S. 52 f.

[2]) Haſelhuhn (Adelung, Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart unter 'Rothhuhn'). Das welſche Huhn hieß auch ſo (Birlinger).

16 meytchin tagwercke nosse zu swingen zu lesen und zu leuffen [1]), die stocke im graben im zwinger und uff dem zolle abezulesen und zu keltern, meister Johann den zymmerman 4 tage, den kelner uff dem sale selp 4 2 tage als man fulet, item den muerer 3 tage die ofen hie inn und uff der kerszphorten [2]) zu placken [3]) und zu bessern, item 4 mann 1 tag burnholcz im walde zu hauwen; item uff sant Michels abent quam Cleberg selp 5 myns herrn knechten und sind furter hie blieben den monet usz, und ist her Philips myns hern bruder [4]) selp 7 hie gewest 3 tage, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten uff sontag nach exaltationis sancte Crucis vor 13½ phunt swinenbraden das phunt 5½ hl. facit 6 alb. 2 hl., item vor 8 hanen 5 alb. 9 hl, item vor fogel 2 alb., item vor 250 eyger von Covelentz 12 alb., item vor 1 vierteil heringe und 1 vierteil buckinge 12 alb., item vor fische die woche 22 alb., item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

Item uff sontag nach Mathei vor 15 phunt 1 vierteil swinenbraden zu 5½ hl. facit 7 alb, item vor 14 phunt hemmelfleischs zu 4½ hl. facit 5 alb. 3 hl., item vor fogel 4 alb., item vor 300 3½ vierteil eyger 20 alb. 2 hl., item vor 600 1 vierteil eyger von Bopart 1 fl., item vor 1 vierteil heringe und 1 vierteil buckinge 12 alb., item vor fische 10 alb., item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 1 alb.

Item uff sontag nach Michaelis vor eynen hasen 3½ alb., item vor fogel 6 alb., item vor 3 vierteil heringe 10½ alb., item vor 600 eyger von Boparte 1 fl, item vor fische 6 alb., item vor milch 1 alb.

Item uff sontag nach Francisci vor 8 hemmel hant gewogen 188 phunt 4 phunt vor 11 hl. facit 1 fl. 18 alb. 1 hl., item vor 16 fogel 1 alb. 10 hl., item vor 2 gense 4 alb., item vor 500 ½ vierteil eyger 1 fl., item vor 3 vierteil heringe 10½ alb., item vor 1 vierteil buckinge 4 alb, item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

Summa des monets 11 fl. 23 alb. 9 hl.

[19a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Calixti bisz uff den dinstag nach Symonis et Jude, quam myn gnediger herre here, sint gewest 16 tage, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander, Cleberg selp 7 myns hern knechten, Sweden, Cuncz Swab, item uff sant Lucas tag quam her Philips myns hern bruder mit 7 pherden und Diether Hube mit 2 pherden und uff mitwochen nach Severi quam Philips von Hoensteyn selpdritte, so ist her Friederich von Riffemberg selbander 2 tage

---

[1]) Die Nüſſe vom Baume ſchlagen (bengeln), auflesen und die grünen Schalen wegthun. Nach Mittheilung von Landleuten in Oberlahnſtein. Vgl. auch Friſch unter 'laufen' oder 'lichten'. Subſt. die Nußleuffen, nur mitteldeutſch, mittelfränkiſch (Birlinger).

[2]) Am Ausgang der Kerſchgaſſe, der heutigen Rheinſtraße.

[3]) Ausbeſſern, flicken.

[4]) Philipp von Iſenburg Graf zu Büdingen, Domherr zu Köln; ſ. Simon, Geſchichte des Hauſes Yſenburg-Büdingen II, 248.

hie gewest, darzu hat man gehabt zwen zymmerman 1 tag am kranen, den pherdearczt 5 tage, 9 frauwen tagwercke zu weschen, holcz zu tragen und im garten und Hueds Henne selbander 4 tage, burnholcz zu fueren uff myns herrn zukunfft, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde und ander die abe und zukomen sin in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten vor eynen hasen 4 alb., item vor 5 huner 5 alb. 8 hl., item vor 500 eyger 1½ fl., item vor 14 phunt senfmels 9 alb. 4 hl., item vor 200 heringe 1 fl 4 alb., item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

Item uff sontag nach Luce vor 17 phunt swinenbraden zu 6 hl. facit 8½ alb, item vor 18 junge hanen 14 alb., item vor 9 rinfische 6 alb., item vor 1 vierteil buckinge 4 alb., item vor 350 heringe 1 fl. 11 alb., item vor grunefische die woche 15 alb., item vor milch 1 alb., item vor wiszbroit 5 alb.

Item uff sontag Symonis et Jude vor 60 pfunt hemmelfleischs zu 4 hl. facit 20 alb, item vor wiszbroit 2 alb., item uff den dinstag quam myn herre here

Summa huius 8 fl. 4 alb. 6 hl.

[19b]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem montag nach Andree als myn gnediger herre hinweg reyt bisz uff den sontag epiphania domini, sint gewest funff wochen, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander und Diether Huben selbander, und uff sant Niclaus tag quam Philips von Hoensteyn selpdritte und bleyp hie bisz uff den samstag nach Lucie und uff den samstag nach dem Cristtag rytten Henne von Buechys und Diether Hube selpvieerde hinweg, so hat man bynnen der czijt gehabt 8 zymmerman tagwercke und zwen 1 tag ine zu helffen, 3 decker und eynen knecht der ine geholffen hat 1½ woche uff Laneck zu stoppen und zu machen wes noit gewest ist, Hueds Henne selbander burnholcz zu fueren, 4 eynen tag burnholcz zu Brubach zu holen, 2 knecht 8 tage dem kranenmeister zu helffen, 2 knecht 1 tag habern helffen zu holen zu Bopart, 2 eynen tag das hauwe von Valendar zu helffen infueren, 11 frauwen tagwerck zu weschen, cappes zu besniden, helffen zu sieden und holcz zu tragen, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Item uff montag nach Andree reyt myn herre wieder hinweg, waren noch verhanden 3500 eyger, hant zusamen golden 10½ fl., item vor 14 fogel 3 alb. 8 hl., item vor 2 sommern brymels 12 alb., item vor fische 12 alb, item vor wiszbroit 2 alb.

item uff sontag nach concepcionis Marie vor zwene hasen 8 alb., item vor fische 9 alb., item vor milch 2 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

item uff sontag nach Lucie vor 2 alt hunere 3 alb. 4 hl., item vor 2 huner 3 alb. 2 hl., item vor fische die 4 tage 1 fl., item vor milch 2 alb., item vor wiszbroit 2 alb.

item uff sontag nach Thome vor 12 huner 12 alb., item vor fische die woche 12 alb., item vor milch 1 alb, item vor wiszbroit 2 alb.

item uff sontag nach dem Cristag vor fogel 2 alb., item vor zwo maisz honiges uff den jars abent 6 alb., item vor fische 5 alb.

Summa der funff wochen 15 fl. 17 alb. 2 hl.

[20 a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag epiphania domini bisz uff den sontag Blasii, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander, 12 mann zwen tage den kelterbaume helffen holen, 19 frauwen und 16 meytchin tagwercke nosse zu kern [1]), hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten in der wochen nach epiphania domini vor 100 und 3 vierteil eyger zu 2 alb. facit 14 alb., item uff sontag nach epiphania domini vor 15½ phunt kalpfleischs facit 7 alb. 1 hl. zu 5½ hl., item vor eyn heubt und crose 2 alb., item vor eynen hasen 4 alb.

item uff sontag Sebastiani vor 17½ phunt kalpfleischs zu 5½ hl. facit 8 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 14 huner 19 alb.

item uff sontag nach conversionis Pauli vor 17 phunt kalpfleischs zu 5½ hl. facit 7 alb. 9 hl., item vor eyn heubt und crose 2 alb, item vor 1 vierteil eyger 2 alb., item vor wiszbroit die woche 3 alb.

Summa des monets 3 fl. 2 alb. 10 hl.

[20 b]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Blasii bisz uff den sontag Invocavit, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Hennen von Buechys selbander, 9 mann das holtz von dem kelterbaume und das holcz das uber dem graben gelegen hat herinn zu furen 1 tag, 5 bender die roden wine uff dem sale abezulaszen 2 tage, eynen knecht Mertin an dem kranen zu helffen und des nachts hueden 3 tage, und eynen der ime hat helffen laden 2 tage, zwen bender eyn stuck wins uff dem sale abezulaszen eynen tag, zwen knecht Mertin am kranen zu helffen 2 tage, Hansen von Wyler selp vieerde als er gein Collen fure und als er wieder heruff quame zwey male in das schiffe gespiset, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten uff sontag Blasii vor 14½ phunt kalpfleischs zu 5½ hl. facit 6 alb 8 hl., item vor ein heubt und crose 2 alb., item vor 11 huner von Covelentz 19 alb., item vor 1½ vierteil eyger 3 alb.

Item uff sontag Scolastice vor 40 phunt kalpfleischs das phunt 5 hl. facit 16 alb. 8 hl., item vor zwey heubt zwey crose 4 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor hirczen wiltbrait 14 alb., item noch vor 20 phunt kalpfleischs 8 alb. 4 hl., item vor 12 huner 16 alb., item vor 150 eyger 12½ alb., item vor kese zu fladen 2 alb. 7 hl., item vor ein phunt ryszs 1 alb. 8 hl., item vor 4 maisz milch 1 alb. 4 hl., item uff fritag vor fische 2½ alb, item vor wiszbroit die woche 3 alb.

Item uff sontag nach Valentini vor 34½ phunt kalpfleischs zu 5 hl. facit 14 alb. 4½ hl., item vor zwey heubt zwey crose 4 alb., item vor zwene hasen 8 alb., item vor 12 huner 16 alb., item vor 1 verteil eyger 2 alb., item vor 1½ maisz suermilch 1 alb, item vor 4 maisz suszmilch 1 alb. 4 hl., item vor grunefische 12 alb., item vor wiszbroit 3 alb.

---

[1]) Die Nüſſe auf dem Speicher mit Reiſerbeſen kehren, um den Schimmel zu entfernen. Mittheilung von Landleuten in Oberlahnſtein.

Item uff sontag Estomichi vor 38 phunt kalpfleischs zu 5 hl facit 15 alb. 10 hl., item eyn heubt und crose 2 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 4 huner 6 alb, item vor ½ vierteil eyger 1 alb., item vor 4 maisz milch 1 alb. 4 hl., item vor zwen sechter weiszen mele 4 alb, item uff den eschtage [1]) und furter vor fische 17½ alb., item vor wiszbroit die woche 4 alb.

Summa des monets 9 fl 18 alb. 7½ hl

[21 a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Invocavit bisz uff den sontag Judica, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt 6 die lannen und das gemere [2]) zu der moelen helffen suchen 3 tage, 8 die moeln helffen uffuren ½ tag, item uff den fritag nach Invocavit quam jungher Johan von Isemburg [3]) und her Philips sin bruder, her Emerich von Riffemberg und Fulhaber mit 20 pherden here und sint her Philips knecht mit 7 pherden hie blieben bisz uff den dinstag darnach und uff den fritag darnach ist her Emerich mit 5 pherden hinweg geritten und jungher Johann und Fulhaber sint furter hieblieben mit 8 pherden, so sind der Hessen 5 hie gewest, die hat myn jungher etlich male geladen, Philips von Hoensteyn 2 tage, Hennen von Buechys mit den sinen 1 tag, zwen knecht Mertin am kranen zu helffen 5 tage, 6 die den habern zu Boparten han helffen holen 1 tag, 5 bender wine uff dem sale abezulaszen 3 tage, meister Conrat und meister Johann Benszheim 2 tage, 2 frauwen den garten zu bereiden 1 tag, 2 die pele hant helffen hauwen 1 tag und den wagenmecher 4 tage, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten uff sontag Invocavit vor fische 10 alb., item uff mitwochen vor fische 6 alb., item uff fritag vor fische 10 alb, item vor 10 phunt senffmels 6 alb. 8 hl., item vor eyn phunt gestoiszen komels 3 alb., item vor wiszbroit 1 alb.

Item uff sontag Reminiscere vor fische 1 fl 4 alb., item uff mitwochen vor fische 1 fl., item uff fritag und samstag vor fische 1 fl. 20 alb., item vor wiszbroit die woche 6 alb.

Item uff sontag Oculi vor fische in eyne galreyden [4]) 1 fl. 2 alb., item uff mitwochen vor fische 14 alb., item uff fritag vor fische 20 alb, item vor eynen korpbulchin [5]) von Covelencz 12 alb, item vor eyn phunt gestoissen kommels 3 alb., item vor wiszbroit die woche 4 alb.

Item uff sontag Letare vor fische 5 alb., item uff mitwochen vor fische

---

[1]) Aſchermittwoch.

[2]) Lannen ſind Ketten, und Gemere (oder Gemerre) Haken und Anker oder ſonſtiges ſchweres Werkzeug zur Befeſtigung der Mühle. Vgl. Lexer (unter 'lanne' und 'merren') und Friſch S. 659 (unter 'Merre'). Vgl. Bodmann, Rheingauiſche Alterthümer S. 48, wo von dem ſ. g. Gemörs der Rheinmühlen die Rede iſt.

[3]) Der jüngſte Bruder Diethers, ſ. Simon II, 240.

[4]) Sulze.

[5]) D. h. Korb Bolchen. Bolch iſt ein Fiſch. Friſch I, S. 118.

12 alb, item vor zwene korpbulchin von Collen 10½ alb., item vor wiszbroit die woche 4 alb., item vor 3½ sommern czwebeln 18 alb. [1])

Summa des monets 10 fl. 9 alb. 2 hl. und 18 alb.

[21 b]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Judica bisz uff den sontag Misericordia domini, ist gewest ein monet lang, dabynnen sint hie gewest jungher Johann und Fulhaber selpechte bisz uff den dinstag nach Ostern reyten sie hinweg und sint myns hern von Katzenelinbogen knechte funffe ein nacht by ine hie gewest als sie mit ine hinuff rytten, darzu hat man gehabt zwen czymmermann von dem dinstag nach Judica und furter den monet usz an den zwen wenden hinder der schuren inn dem vorhoffe, das holcz inn dem walde zu hauwen und daran zu zymmern eynen tag, sollich buweholcz im walde helffen laden, zwen knechte Mertin an dem kranen zu helffen zwen tage, den decker eynen tag zu stoppen, die zwene von Steinheym die uff Laneck sin solten anderhalbe woche, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten uff sontag Judica vor hechte und carpen zu eyner galreyden 22 alb. 2 hl., item vor 16 buckinge 4 alb., item uff mitwochen vor fische 12 alb., item vor eyn verteil plattisen [2]) und ½ bulchin 16 alb., item vor 2 phunt salmen 4 alb. 4 hl., item vor wiszbroit die woche 4 alb., item vor 2 phunt mandeln 4 alb.

+ Item uff den Palmen tag vor grunfische 1 fl, item uff mitwochen vor fische 12 alb., item uff grundornstag und karfritag vor fische 11 alb., item vor mandaten [3]) uff grundornstag 1 alb., item vor wiszbroit die woche 5 alb. + item vor husenblasen 2 alb.

Item uff den heiligen Ostertag Clas Meczlern vor 3 kelber die gantz woche zusamen 2 fl. 13 alb., item demselben vor 20 phunt kalpfleisch 10 alb., item vor eyn lamp 10 alb., item vor eynen bocke 5 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 1150 eyger zu 11 hl. facit 1 fl. 18 alb. 2 hl., item vor 400 ½ vierteil eyger zu 1 a b. facit 16½ alb, item vor kese zu fladen 6 alb., item vor eyn phunt ryszs 1 alb. 8 hl., item vor eyn maisz milche 4 hl., item vor wiszbroit die woche 5 alb.

Item uff sontag Quasimodogeniti vor 2 kelber 1 fl. 15 alb., item vor 5½ phunt kalpfleischs zu 5½ hl. facit 2½ alb., item vor 504 eyger zu 11 hl. facit 18½ alb., item vor 3½ verteil eyger 3½ alb., item uff fritag vor grunfische 3½ alb., item vor eyn maisz milche 4 hl.

Summa des monets 14 fl 15 alb.

[22 a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Misericordia domini bisz uff den sontag Exaudi, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man

---

[1]) Iſt nachgetragen, deshalb ſind die 18 alb. unten in der Summe nicht mitgerechnet, ſondern, ebenfalls nachträglich, beigeſchrieben.

[2]) Platteiſen und Bolchen ſind Fiſche. S. Friſch II, S. 62.

[3]) Mandat heißt die Fußwaſchung am Gründonnerſtag, hier ſind jedenfalls die bei dieſer Gelegenheit ſtiftungsmäßig vertheilten Brode gemeint. S. Lexer I, S. 2024.

gehabt zwen zymmerman an den wenden by der schuren und an der brucken uff Laneck, das holcz im walde zu hauwen und daran zu czymmern, zwen seger 1½ woche mit den heiligen tagen die borte zu derselben brucken zu sniden, vieer bender wine uff dem sale abezulaszen 1 tag, Clas Muerer selbander und zwene knechte die ine opperwerck [1]) gethan han an denselben wenden 2 tage, zwene knechte 1 tag das holcz zu der brucken uff Lanecke helffen inthun und uffslagen, eynen muerer und eynen der ime opperwerck gethan hat 1 tag an derselben brucken zu muren, eynen knecht der Mertin an dem kranen geholffen hat 2 tage, zwo frauwen im garten zu graben und koele zu setzen 2 tage, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur:

Zum ersten uff sontag Misericordia domini vor 2 kelber 1 fl. 10 alb., item vor eynen bocke 5 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 650 eyger von Boparten 1 fl., item vor zwo manden [2]) darzu 1 alb. 4 hl., item vor fische und elsen [3]) 4½ alb., item vor milche eyn maisz 4 hl.

Item uff sontag Jubilate vor 2 kel er 1 fl 12½ alb., item vor 31 phunt kalpfleischs 13 alb. myn 1 hl., item vor eynen hasen 3 alb, item vor 700 eyger zu 1 alb. und 350 eyger zu 11 hl. facit 1 fl. 17 alb, item vor fische und grundeln [4]) die woche 8 alb.

Item uff sontag Cantate vor 2 kelber 1 fl. 13 alb., item vor eynen bocke 5½ alb., item vor 750 eyger 1 fl. 6 alb., item vor fische die woche 6 alb., item vor eyn maisz milche 4 hl.

Item uff sontag Vocem jocunditatis vor eyn kalp 18 alb., item vor ½ bocke 3 alb., item vor 36 phunt kalpfleischs 15 alb., item vor eynen hasen 4 alb., item vor 1000 eyger von Covelentz 1½ fl., item vor grunfische [5]) die woche 9 alb. 6 hl, item vor botterwecke 7 hl., item vor wiszbroit 1 alb., item vor 2 maisz milche 8 hl.

Summa des monets 14 fl. 5 alb. 2 hl.

[22 b]

Uszgeben zu dem scheffen imbisz.

+ Item als man uff den heiligen phingst tag eyn scheffen imbisz als dan gewonlichen ist etc. pleget zu geben, darzu han ich uszgeben vor 90 phunde rintfleischs das phunt 6½ hl. facit 2 fl. 4 alb. 6 hl., item vor 1½ kelber 1 fl. 16 alb., item vor eyn ossenczungen 1½ alb., item vor 3 bocke 19 alb., item vor 12 junge gense 1 fl., item vor 4 phunt ryszs 6 alb., item vor 200 eyger 8 alb., item vor 8 maisz milch 2 alb. 8 hl., item vor zwen sechter [6]) weissen mels zu dem gebackens 4 alb., item vor ½ maisz honiges 1½ alb, item vor wiszbroit 8 alb. facit 6 fl. 23 alb. 2 hl.

(Schluß folgt.)

---

[1]) Wohl Handlangerarbeit von offerre.

[2]) Körbe. S. Adelung unter 'Manden'.

[3]) Elſen iſt ein Fiſch, lat. alosa. Friſch I, S. 226.

[4]) Grundel oder Gründling ein Fiſch. Friſch I, S. 379.

[5]) pisces recentes. Friſch I, S. 378.

[6]) Von sextarius.

Literatur.

Geſchichte der vormaligen Herrſchaft Hardenberg im Bergiſchen von der Urzeit bis zu ihrer Aufhebung. Von Ludwig Bender, Rector a. D. Langenberg, J. Jooſt. 1879. VIII und 358 S. gr. 8°.

Es iſt die ehemalige bergiſche Unterherrſchaft Hardenberg mit den beiden Orten, dem Dorf Neviges und dem durch die Induſtrie emporgeblühten Langenberg, deren Schickſale uns dieſe umfangreiche lokalgeſchichtliche Arbeit vorführt. Sie beruht auf einer durch unverdroſſenen Fleiß und langjährige Bemühungen zu Stande gekommenen Sammlung des urkundlichen Materials, wie es hauptſächlich in dem Staatsarchiv zu Düſſeldorf [1]), den kirchlichen und Gemeindearchiven zu Neviges, Langenberg und Hattingen, ſowie den Aufzeichnungen des Scheffen Johann Bergmann zu Siebeneik im vorigen Jahrhundert ſich erhalten hat. Schade iſt es, daß dem Verf. nicht das Archiv der Herren von Wendt in Craſſenſtein offen ſtand, wohin die Urkunden und Akten aus Hardenberg in neuerer Zeit übergeführt ſind. Einzelnes hätte derſelbe auch in den ältern Kirchenbüchern von Neviges und Langenberg (ſie liegen im Landgericht zu Elberfeld) zur Berichtigung und Vervollſtändigung ſeiner genealogiſchen Angaben entnehmen können. Aus dieſen werde ich unten das eine und andere nachweiſen. Die von ihm ausgezogenen vielen Verträge zwiſchen der Herrſchaft und den Unterthanen finden ſich auch in den handſchr. Sammlungen des bergiſchen Vizekanzlers von Knapp, welche bisher in der Bibliothek des Ober-Tribunals zu Berlin aufgehoben wurden und jetzt, ſicherm Vernehmen nach, wieder an das Archiv zu Düſſeldorf abgegeben werden ſollen. Indeß ſelbſt das Archiv in Craſſenſtein würde wohl, abgeſehen von der Familiengeſchichte der von Bernſau und Wendt, für die Ortsgeſchichte nicht viel Neues von weſentlicher Bedeutung ergeben haben: es wird der Verf. vielmehr, wenn man von einzelnen Urkunden in Düſſeldorf, insbeſondere von Lehnsakten abſieht, das noch vorhandene Material mit annähernder Vollſtändigkeit zuſammengebracht haben.

Früher einem Dynaſtengeſchlechte gehörig, welches ſich nach der (alten) Burg auf dem Hardenberg (bei Neviges) benannte und im 12. Jahrhundert auf dem Hauptgericht zu Kreuzberg vor Kaiſerswerth an

[1]) In dieſem befinden ſich noch einige vom Verf. nicht benutzte Urkunden, die ich im Folgenden ihrem Inhalt nach berühren werde. Einige derſelben ſind bereits in Lacomblets Urkundenbuch gedruckt.

der Stelle des Pfalzgrafen den Vorsitz führte, wird die Herrschaft, als die Familie verarmte, 1355 an den Grafen von Berg verkauft. Die Herren von H. sind von da an nur noch märkische Ministerialen und sterben um 1463 auf Hardenstein mit Heinrich aus. Die Urkunden dieses Geschlechtes hatte Ref. in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins VIII abdrucken lassen und danach eine Genealogie desselben aufzustellen versucht, die aber bei der mangelhaften urkundlichen Ueberlieferung theils nur auf Vermuthung beruhen konnte, theils nicht ohne Lücken blieb. Durch eine, wenn auch nur in später Niederschrift (um 1624) erhaltene Aufzeichnung der Bruderschaft zu Neviges, welche Hr. Rector Bender S. 317 ff. mittheilt, wird Einzelnes darin bestätigt oder modifizirt; so müßte danach Arnold v. H. (1242—1260) ein jüngerer Bruder, nicht (wie ich annahm) ein Sohn Heinrichs I. von H. gewesen sein. Die Lücke, welche hinter Arnold bis zu den Brüdern Nibelung II. und Heinrich II. eintritt, wird leider auch durch das Bruderschaftsbuch nicht beseitigt.

Ob der Abt Wilhelm von Werden (1303—1310) der Familie der Hardenberger angehört, wie der Verf. auf S. 16 in Uebereinstimmung mit den ältern Verzeichnissen der Aebte annimmt, ist mir noch immer zweifelhaft, da man auf die Angaben dieser verhältnißmäßig immerhin schon späten Aufzeichnungen sich selbst für den Anfang des 14. Jahrhunderts noch nicht mit Sicherheit verlassen kann.

Auf S. 23 geschieht auch des ius primae noctis Erwähnung als eines Rechtes, das den Herren von H. gegenüber ihren Eigenleuten zugestanden habe. Daß dieses selbst die spätern Inhaber der Unterherrschaft besessen haben sollen, und zwar in dem Sinne, wie es gewöhnlich verstanden wird, ist mir allerdings von mehrern Seiten versichert worden. Eine urkundliche Aufzeichnung darüber habe ich aber nicht finden können, wie das fragliche Recht überhaupt in Deutschland an vielen Orten als früher üblich erwähnt wird, ohne daß zweifellose Belege für diese Behauptungen beigebracht würden. Möglich, daß man zwei ganz verschiedene Rechte verwechselt. Die ältere Kirche hat, so scheint es, auf Grund des Buches Tobias, wenigstens theilweise, den Neuvermählten erst in der dritten Nacht die Ausübung des Beischlafs gestattet; dispensirte aber von dieser Beschränkung gegen eine Abgabe, die das ius primae noctis hieß. Eine solche konnte nun da, wo der Patron die Kircheneinkünfte überhaupt bezog, auch diesem zufallen.

Nachdem die Herrschaft Hardenberg an die Grafen und spätern

Herzöge von Berg gefallen war, wurde ſie bei deren fortdauernden Geldverlegenheiten vielfach verpfändet (S. 26 ff.), worüber die von dem Verf. zum Theil im Auszug mitgetheilten Urkunden ſich noch im Archiv zu Düſſeldorf befinden. Die Pfandinhaber führten die Verwaltung als Amtmänner und bezogen die Einkünfte theils zur Erhaltung des Schloſſes, theils als Zinſen für die von ihnen vorgeſtreckte Summe. Am Schluß des 15. Jahrhunderts [1]) war Graf Sebaſtian von Sayn († 1498) in dieſer Weiſe Inhaber der Herrſchaft [2]). Von ihm löſte 1491 Bertram von Gevertzhain gen. Lützenrode die Herrſchaft ein [3]) und erhielt ſie 1496 vom Herzog zu Berg als erblichen Beſitz mit allen weltlichen und geiſtlichen Rechten, mit Vorbehalt der Rechte desſelben als Lehnsherrn. Seitdem war Hardenberg eine bergiſche Unterherrſchaft. Von den Lützenrode kam dieſe durch eine Erbtochter an die von Bernſau (S. 33 ff.), die nun den Titel als Herren von Hardenberg annahmen. Sie haben für die Ausbreitung der Reformation in ihrer Herrſchaft und deren Umgebung eifrig gewirkt, ſo daß 1589 in Neviges die erſte Synode der Reformirten in Berg gehalten wurde. Ueber dieſe Zeit

---

[1]) Auf S. 27 iſt folgende Notiz zu berichtigen: 'Als er (der Pfandinhaber Werner v. Beveſſen) 1461 kinderlos ſtarb, traten Graf Heinrich von Limburg-Bruch und ſeine Gemahlin Irmgard, die eine Schweſter jener Bela (der Frau Werners v. B.) geweſen zu ſein ſcheint, und wohl dadurch in die Pfandſchaft ein.' Nach der in Düſſeldorf vorhandenen Urkunde des Herzogs Gerhard v. Jülich-Berg d. d. 1465 (vp den nyesten Saterstach na sent Peters dage ad vincula) entlieh dieſer von Graf Heinrich v. L. 4300 oberländiſche Rheiniſche Gulden, um damit das an den verſtorbenen Werner v. B. verpfändete Amt Hardenberg zu löſen. Dieſes wird nun als Unterpfand dem Grafen v. Limburg 'in amptz ind pantzgewyse vnberechent ingeuen ind beuolen versat ind vermacht'. Als die Nichte des Grafen Heinrich, Marie, ſich 1482 mit dem Grafen Sebaſtian v. Sayn verheirathete, wurde ihr dieſe Verſchreibung (es ſind jetzt vunffdehalff duysent oeuerlentsche gulden) von dem Oheim als Mitgift zu Theil und ihr Gemahl laut Urkunde d. d. 1482 'vff den neisten vrydach na dem sondage Reminiscere' zum Amtmann von Hardenberg beſtellt.

[2]) Graf Sebaſtian hinterließ nicht, wie S. 29 ſteht, als einziges Kind Irmgard, die Gemahlin des Grafen Wirich von Daun. Dieſe war vielmehr ſeine Enkelin, die Tochter ſeines Sohnes Johann.

[3]) Der Revers, worin der Herzog Wilhelm über die von Bertram entliehenen 4000 Rheiniſchen Gulden quittirt, trägt das Datum des Martinstages 1491. Für dieſe Summe wurde das Pfandobjekt aus den Händen des Grafen Sebaſtian ausgelöſt und dem genannten Bertram Sloss lant ind heirlicheit zo dem Hardenberge ind vort dartzo de halve ziende zo Wulffraide in amptz ind pantzgewyse vnberechent ingegeven ind bevoelen versat ind verpant.

der Lützenrode und Bernſau mögen einige Ergänzungen und Berichtigungen aus Urkunden folgen.

Die Urkunden über die erbliche Lehnsübertragung an Bertram von G. gen. L. von 1496 und die Verträge der ſpätern Erbherren von Hardenberg mit ihren Unterthanen ſeit 1551 hat Hr. Bender aus Kopien vom Jahre 1801 entnommen. Die erſtere findet ſich noch in Düſſeldorf in dem (originalen) Revers Bertrams und danach bei Lacomblet, Urkundenbuch IV, 472; für die andern Dokumente haben wir, wie ich oben ſchon erwähnte, die Abſchriften des Vizekanzlers von Knapp. In der Urkunde von 1496 lautet die S. 30 angeführte Stelle folgendermaßen: „so wa [wo] ind we [wie] de [die] ind dat allet jn nassen jn drugen jnn hohen jn syden jn lengden wyden ind breyden vnden jnd boeuen der erden besucht oeder vnbesucht.“ Herzog Johann belehnte 1512 Bertram von G. und ſeine Hausfrau Margaretha Sporer zufolge des Erbkaufbriefs von 1496 mit der weitern Beſtimmung, „daß die Herrſchaft Schloß und Amt zum Hardenberg nach Abgang der vurg. Eheleute ſowohl auf ihre eheliche Tochter, als auf ihren ehelichen Sohn, indem gheine Söhne da weren, erben ſoll“. So fiel die Herrſchaft, nachdem Bertrams gleichnamiger Sohn geſtorben war, an die Söhne von deſſen Schweſter, die Brüder Wilhelm und Ludwig von Bernſau. Erſterer hinterließ nur Töchter, und deſſen Tochter Barbara, verheirathet an Godert von Wylack (Wylich) verkaufte laut Urkunde d. d. 1532 Montag nach Reminiscere ihrem Oheim Ludwig von B. und deſſen Gemahlin Agnes von Eyl „den halben Theil des gantzen Schloß, Herrſchaft und Herrlichkeit zum Hardenberg, auch den halben Hoff zu Bullekom und halben Zehnden auffm Anger“. Nach dem Tode Ludwigs von B. wurde laut Revers d. d. 17. April 1551 deſſen Sohn Wilhelm mit dem Schloß und der Herrlichkeit Hardenberg belehnt, mit der Beſtimmung, „jmfall jch (Wilhelm von B.) ſonder manlige lyffs eruen affgain wurde, das alßdan myne ehlige dochter vnd derſelbigen erben jn affſtigender linien jn dem vurß Lehen folgen vnd erben mogen; ſouern ich ouch gheine lyffs eruen nachlaſſen wurde, das alßdan myne broeder Adolff vnd Sybert von B. vnd jre Eruen jn abſtigender linien mit dem Sloß vnd Herlicheit zum H. jn allermaſſen wie ich jtzt belehent werden ſollen“. Hieraus ergibt ſich, daß Adolf von B. nicht, wie S. 34 ſteht, bereits 1537 geſtorben ſein kann.

Wilhelms gleichnamiger Sohn wurde d. d. 20. April 1576 von Herzog Wilhelm belehnt.

Nach deſſen Tode empfängt die Belehnung von Herzog Johann Wilhelm des Verſtorbenen Schwager Wirich von Daun im Namen der minderjährigen Söhne desſelben, Philipp Wilhelm und Wirich, laut Urkunde d. d. 28. Juni 1597; der ältere von dieſen, Philipp Wilhelm, wird 30. Auguſt 1607 belehnt. Dies zur Erledigung der Zweifel S. 43 f.

Mit 1633 beginnt das Kirchenbuch der reformirten Gemeinde von Neviges. Nach dieſem iſt Philipp Wilhelm am 27. Aug. 1633 geſtorben und den 12. Oktober „zu ſeinem ruh ſchlafkemmerlein in die kirche zu Neviges begleitet vnd begraben". Unter dem 8. Sept. 1634 werden Hans Hermann von Bawyr zu Böcken und Romlian und Wirich von Bernſau zu Bellinghoven (der letztere iſt wohl Philipp Wilhelms Bruder Wirich) für ihre Mündel, die Söhne des Verſtorbenen, Hans Sigismund, Heinrich Ludwig und Philipp Eremund belehnt.

Von den Töchtern Philipp Wilhelms verheirathete ſich die älteſte bereits 1636: „Den 15. Junij iſt der wolgeborne N. N. Herr zu Hemmerßbach [1]) ꝛc. mitt der auch wolgebornen Guden Eliſabeten von Bernſaw gebornes frewlein zum Hardenbergh in ſtandt der H. Ehe getretten vnd vffm hauſſe Hardenbergh in der groſſen ſtuffen von dem Ehrwürdigen vnd wolgelehrten H. Johanne Kocheo pastor in Newiges copulirt worden" (Kirchenbuch).

Bei der Unſicherheit über die Genealogie der von Bernſau laſſe ich noch einige Angaben aus dem Kirchenbuch folgen. Dieſes beginnt zwar erſt mit 1633, allein es iſt darin auch eine „Anzeihungh der hochadelichen Kinder beidts heren vndt frewlein wan in welchem Jhar Tagh oder ſtunden dieſelben gebhoren vnndt getaufft worden" (ein Verzeichniß, das über das genannte Jahr hinaus zurückführt) begonnen, freilich leider nicht zu Ende geführt. Aufgeführt werden nur folgende drei Töchter Philipp Wilhelms:

„Alß Erſtlich iſt gebohren Magdalena Anna jhm jhar 1619 [die letzten zwei Zahlen in Raſur, früher ſtand da 2.] den 26 10bris vff S. Stephan Tagh zwiſchen Elffen vnndt zwelffen vorMittag

Margarita Ottilia iſt gebohren im jhar 1622 den 26 Auguſtj freytags deß Morgens ein viertheill vor Sechs Vhren

Amoene Walbera iſt gebohren den 24. Janu: Anno 1624. Mittwoch deß morgens ein Viertheill vff 6 Vhr, Vndt hernach den 21. Febru: vff Eßchtagh getaufft wurden."

[1]) Nach Fahne Heinrich von Vercken.

Hans Sigismund heirathete Anna von Asbeck, durch deren Einfluß bestimmt er selbst zur katholischen Kirche übertrat. Ihr Alter und Todesjahr, worüber dem Verf. Zweifel aufstiegen, ergibt sich aus dem kathol. Kirchenbuch von Neviges. Dort heißt es: 1685 25 Febr. Sacramentis praemunita pie in D. obiit Perillustris et generosa Domina D. Anna de Asbeck Domina in Hardenberg fidei Catholicae hic in loco per Mariti sui Friderici (so!!) de Bernsaw Domini in H. conversionem Restauratrix et ejusdem fidei per aedificationem propriis a se viduitatis sumptibus templi et donatum pro aedificando conventu amplum satis cum horto locum conservatrix piissima aetatis suae 95to. Sie war demnach um 1590 geboren und bei ihrer Verheirathung nicht mehr jung, wenn auch nicht, wie Pater Pauck will, gegen die fünfzig.

Hans Sigismunds Tod ist, obgleich er katholisch wurde, im reform. Kirchenbuch eingetragen: „Anno 1655 den 3. 8bris ist der Wolgeborener herr herr Johannes Sigismundus von Bernsaw herr zum Hardenberg vnd Achternberg morgens zwischen zehen vnd Elff Vhren vormittag im herrn Selig entschlaffen." Er hatte sich von Wolfgang Wilhelm d. d. 5. April 1651 für sich und seine beiden Töchter und deren eheliche Leibeserben mit der Herrschaft Hardenberg belehnen lassen; eine Begünstigung, die ihm ohne Zweifel wegen seines Uebertritts zur kathol. Kirche zu Theil wurde. Wolfgang Wilhelms Sohn und Nachfolger Philipp Wilhelm erneuerte die Belehnung in dieser Form d. d. 18. Juli 1654 und belehnte nach Hans Sigismunds Tode auf Bitte von dessen Wittwe, durch Urkunde d. d. 12. Okt. 1655, deren Eidam, den Kämmerer Friedrich Arnold Freiherrn von Schaesberg, wegen seiner Frau Isabella Margaretha und deren Schwester Anna Katharina [Walburg] mit der Herrschaft Hardenberg. Allerdings erhob Hans Sigismunds Bruder Heinrich Ludwig Protest, erhielt auch d. d. 21. März 1659 eine eventuelle Belehnung für den Fall, daß „seine vorbehaltene befugnuß in petitorio gehöriger örter crafft derselben außzuführen befugt und bemächtigt". Ob er den Prozeß darüber angestrengt, weiß ich nicht; in jedem Fall drang er nicht damit durch.

Daß F. A. von Schaesberg durch seine Frau die Herrschaft Schöller geerbt habe, ist mir unbekannt, und ich möchte es bezweifeln, da Hans Sigismund kaum in deren Besitz gewesen sein kann. Friedrich Arnolds Neffe, Johann Friedrich, der erste Reichsgraf von Schaesberg, heirathete eine Erbtochter von Schöller. Franz Arnold starb 1666, wie gleich-

falls im reform. Kirchenbuch von Neviges eingetragen ist: „Anno 1666 den 31. Octobris Abents vmbtrint 9 vhren ist der Wolgeborner Herr Herr Friedrich Arnoldt Freyherr von Schoßbergh, Herr zum Hardenbergh im herrn Sehligh entschlaffen.“ Töchter von ihm waren es ohne Zweifel, deren Begräbniß in demselben Kirchenbuche eingetragen ist: „1) Anno 1658 den 3. 8bris ist meines Gnedigen Herrn Töchterlein begraben worden. 2) Anno 1667 den 20. Martij ist daß Wollgebornes freyfrewlein von Schoßbergh begraben worden.“ Seine beiden Söhne nennt der Verf. S. 60 Friedrich Arnold und Hans Sigismund Dietrich; der ältere (nach einer allerdings späten Kopie der nachher zu erwähnenden Urkunde von 1697 [1]) hieß er Friedrich Sigismund Dietrich) war Canonikus der Domkirche zu Lüttich, der jüngere (nach derselben Kopie Johann Sigismund) war Malteserritter und General-Receptor in Ober- und Nieder-Deutschland, sowie Commenthur zu Villingen und Hassel. Der letztere verzichtet, nachdem bereits sein Bruder entsagt hatte, d. d. 4. Nov. 1697 auf sein Lehn- und Erbrecht an Hardenberg zu Gunsten seines Oheims Jobst Dietrich von Wendt, welcher die jüngere Schwester der 1697 gestorbenen Freifrau von Schaesberg geheirathet hatte. Nun wird dieser durch den Kurfürsten von der Pfalz Johann Wilhelm, als Herzog von Berg, d. d. 10. Jan. 1698 „zu deßelben vnd seiner mit Anna Catharina von Bernsaw Ehelich gezielter Kinderen vnd deren Ehelichen LeibsErben vnd Descendenten behuf“ mit der Herrschaft Hardenberg belehnt. Von 1698 an haben die Freiherren von Wendt bis 1877 dieselbe besessen.

Nach Jobst Dietrichs Tode († 21. Dez. 1714) wurde dessen ältester Sohn Franz Wilhelm d. d. 17. Okt. 1715 belehnt. Als dieser bereits 1717 starb, belehnt Kurfürst Karl Philipp dessen Bruder Mathias Theodorus, des Maltheser Ordens Commandeur zu Rottweil (derselbe war nach dem kathol. Kirchenbuch von Neviges am 27. Mai 1676 geboren), d. d. 4. Sept. 1717 im Namen seiner Neffen und Mündel, der Kinder des heimgegangenen Freiherrn Franz Wilhelm: Franciscus Egon, Dominicus Carolus Ferdinandus, Bernardina Sophia

[1]) Wie ich nachträglich sehe, ist dieser Name der richtige. Im kathol. Taufbuch von Neviges kommt 1697 als Pathe vor: Reverendissimus ac perillustris dominus Fridericus Sigismundus Theodorus de Scaszberg Cathedralis Ecclesiae Leodiensis Canonicus dominus in Hardenberg Scaszberg etc. Auch am 17. Sept. 1702 erscheint als Pathe bei der Taufe des Sohnes von Vitus Arnold von Landsberg ‘Johan Sigismondt Freyherr von Schasberg Commendeur des Teutschen Ordens von Maltha’.

Catharina[1]), Juliana Francisca Christina, Franciscus Arnoldus und Wilhelmus Adolphus v. W. Uebrigens hatte Franz Wilhelm auch eine Schweſter, die im weltlichen Stande verblieb: Anna Salome, getauft 22. Jan. 1681, welche ſich am 10. Juli 1700 mit Vitus Arnold von Landsberg verheirathete und 1. März 1703 ſtarb, nachdem ihr Kind, Wilhelm Theodorus Franciscus Sigismundus (getauft 17. Sept. 1702), am 16. Febr. 1703 begraben war. Darnach iſt die Angabe (S. 88) über Franz Wilhelms Geſchwiſter zu berichtigen. Nachdem Franz Egon (wie es in der Belehnungsurkunde ſeines Bruders heißt) am 9. Juni 1742 geſtorben war, folgte ihm Franz Arnold (durch den Kurfürſten Karl Theodor d. d. 11. März 1748 belehnt), der bis 1768 lebte. Deſſen Kinder (ſeine Frau war Maria Thereſia Francisca Joſepha von Droſte) ſind im kathol. Kirchenbuch von Neviges verzeichnet: 1) Maria Francisca Thereſia Anna Bernardina Joſepha Antonie, get. 8. Nov. 1747; 2) Joſeph Wilhelm Engelbert Friedrich Johannes Nepomucenus, get. 27. Juni 1749; 3) Maria Thereſia Amalia Sophia Francisca Barbara Engelbertina, get. in Duſte 4. Dez. 1750; 4) Maria Anna Bernardina Joſepha Antonia Odilia, g. 30. Jan. 1752; 5) Maria Helena Victoria Felicitas Joſepha Antonia Joanna, g. 23. Mai 1753; 6) Clemens Maria Joſeph Anton Johann Nepomucanus Hermann] Hilarion[2]), g. 29. April 1755. Nach Franz Arnolds Tode wird d. d. 4. April 1769 deſſen Bruder, der Domherr zu Minden Wilhelm Adolf, als Vormund der hinterlaſſenen Kinder Clemens Auguſt und Maria Francisca belehnt. Freiherr Clemens lebte bis 16. Okt. 1790, worauf ſeine Wittwe, Maria Katharina Wilhelmina geb. Freiin von Brackel als Vormünderin ihrer Kinder Friedrich Wilhelm, Maria Iſabella Joſepha Helene und Antoinette Franc. Maria die Belehnung erhielt. Mit den Söhnen Friedrich Wilhelms ſtarb (1877) der Hardenberger Zweig der Familie von Wendt aus.

---

[1]) Dieſelbe, welche 1747 und 1752 als Bernardina Sophia Catharina de Wendt canonica capituli in Capitolio B. M. V. infra Coloniam bei der Taufe zweier Töchter des Freiherrn Franz Arnold als Zeugin erwähnt wird. Bei der Taufe eines Sohnes desſelben 1749 kommt unter den Zeugen vor domicella Francisca de Wendt, Canonissa B. M. Virginis in Capitolio. Dieſe iſt wohl die jüngere Schweſter der obigen.

[2]) Erſter Pathe war Kurfürſt Clemens Auguſt. Auffallend iſt es, daß der zweite Name dieſes nicht im Taufprotokoll mit eingetragen iſt, während ihn der Freiherr ſpäter immer führt.

Reichlicher floſſen die Quellen bei der Kirchen- und Schulgeſchichte der Herrſchaft, welche der Verf. auf S. 129—357 abhandelt. So konnte derſelbe hier ein vollſtändigeres Bild entwerfen, das auch für den ferner Stehenden manches Intereſſante bietet. Namentlich iſt hinzuweiſen auf die Thätigkeit der von Bernſau in Hinſicht auf Ausbreitung des reformirten Bekenntniſſes.

Auch die politiſchen Verhältniſſe der Herrſchaft, auf welche der Verf. genau eingeht, ſind bemerkenswerth; beſondere Beachtung verdienen die Verträge zwiſchen den Erbherren und den Unterthanen über die gegenſeitigen Rechte und Pflichten. Der erſte derſelben von 1551 löſt die Leibeigenſchaft und die Einholung des Conſenſes zur Verheirathung ab. Es würde ſich lohnen, dieſe Urkunde vollſtändig mitzutheilen; allerdings müßte dazu eine zuverläſſige Kopie geſucht werden: die vom Verf. S. 35 f. gegebenen Auszüge enthalten mehrfach ſprachliche Mißverſtändniſſe. So muß S. 35 Z. 9 und 8 v. u. folgendermaßen lauten: „daß wir demnach auß vielfältigen fleißigen anhalten und bitten gerührter unſer unterthanen bewegt und betrachtet (ergänze: haben) was verhinderung nachteil und ſchaden ꝛc.“; S. 36 Z. 2 ff. v. o.: „daß dieſelbe (unſere Unterthanen) nun hinfürder erfflich und immermehr, ihre erben und nachkömlinge und jedermenniglich ſothaniger beſchwernuß wie vurß (vurſchrieben, oben bezeichnet iſt) gantz und zumal erlaſſen, verfreyt und quit geſcholten von unſern erben und nachkömlingen ſeyn ſollen alſo daß nunmehr ein jeglicher, der ſeye Mann- oder frawensperſon ꝛc.“

Es würde zu weit führen, wollte ich noch mehr auf Einzelheiten eingehen (ſo iſt z. B. S. 274 Z. 2 v. u. ſtatt 1595 zu leſen 1598, wie S. 278 Z. 4 v. u. richtig ſteht; S. 309 Z. 11 v. u. darf das Fragezeichen hinter Gilles getilgt werden, da Gilles eine noch jetzt gebräuchliche Entſtellung von Aegidius iſt). Die Geſchichte der Herrſchaft Hardenberg wird ohne Zweifel nicht nur im engern Kreiſe des Ländchens ſelbſt dankbare Leſer haben, ſondern auch außerhalb Beachtung finden, und es würde mich freuen, wenn ich durch meine eingehende Beſprechung des Werkes dazu beitragen könnte, in weitern Kreiſen die Aufmerkſamkeit darauf hinzulenken. Ich habe vor Jahren, als ich die Urkunden der Herren von Hardenberg herausgab, auch für die ſpätere Geſchichte von deren Nachfolgern geſammelt und fand mich ſo in der glücklichen Lage, im Einzelnen Manches ergänzen und berichtigen zu dürfen

Elberfeld. W. Crecelius.

Kleinere Mittheilungen.

1. Das römiſche Lager bei Bocholt [1]).

(Mit Tafel.)

Zu den umfangreichſten der römiſchen Etappenlager, deren Ueberreſte ſich noch ziemlich häufig in Weſtfalen erhalten haben, gehört das in der ſandigen Heide 3000 Schritt öſtlich von Bocholt, nahe am Aafluſſe und am Durchſchnitt zweier römiſchen Heerwege. Es iſt nicht immer leicht, aus den zahlreichen alten Erdwerken in Weſtfalen diejenigen herauszuerkennen, welche unzweifelhaft zu den militäriſchen Anlagen der Römer gehören, einestheils wegen der ſehr weit vorgeſchrittenen Zerſtörung, der manche derſelben im Laufe der Zeit unterlegen, anderntheils weil in dem früheſten Mittelalter gleichfalls ſolche Anlagen entſtanden ſind, die unter römiſcher Nachwirkung im Ganzen die römiſche Conſtruction aufweiſen und als Nachahmungen der römiſchen Lagerformen zu betrachten ſind. Bei der Verſchanzung zu Bocholt jedoch haben ſich ſo viele Reſte ſo deutlich ausgeprägt erhalten, daß ſich die ganze Anlage nach Urſprung und Zweck mit voller Beſtimmtheit erkennen und in ihren Haupttheilen reconſtruiren läßt. Wir ſehen hier einen in der Form eines Rechtecks gebildeten Walleinſchluß, deſſen Breite ſich zur Länge verhält wie 3 : 4, und im Innern desſelben einen zweiten von faſt quadratiſcher Form, analog der auch anderwärts beobachteten römiſchen Lagerconſtruction. Der Wall des innern Einſchluſſes übertrifft den äußern Wall bedeutend an Stärke, wie bei allen übrigen Römerlagern, wo der innere Wall zuweilen doppelt iſt. Aber eine Abweichung von den übrigen Lagerbefeſtigungen, mit Ausnahme des Lagers auf der Weſtruper Heide, beſteht darin, daß ſowohl bei dem innern wie dem äußern Walle der umſchließende Graben gänzlich fehlt, was jedoch nur einen lokalen Grund hat. Die Umgebung nämlich beſteht aus vielen niedrigen Hügeln von loſem Sande, was vor Urbarmachung des Bodens in noch höherm Grade der Fall war; man brauchte daher zur Anlegung der Wälle nicht, wie es ſonſt zu geſchehen pflegte, das Erdreich aus dem Boden auszuheben und dadurch einen Graben zu bilden, ſondern konnte es mit leichter Mühe aus den umliegenden Sandhügeln entnehmen, wodurch die Grabenbildung unterblieb. Aus dieſem Grunde haben aber auch die Wälle eine bedeutendere Stärke, als es bisher an

[1]) Aus dem 'Jahresbericht des Weſtfäliſchen Provinzial-Vereins für Wiſſenſchaft und Kunſt pro 1878' (Münſter 1879) S. 201 f.

Römerlager am Posberge bei Bocholt.

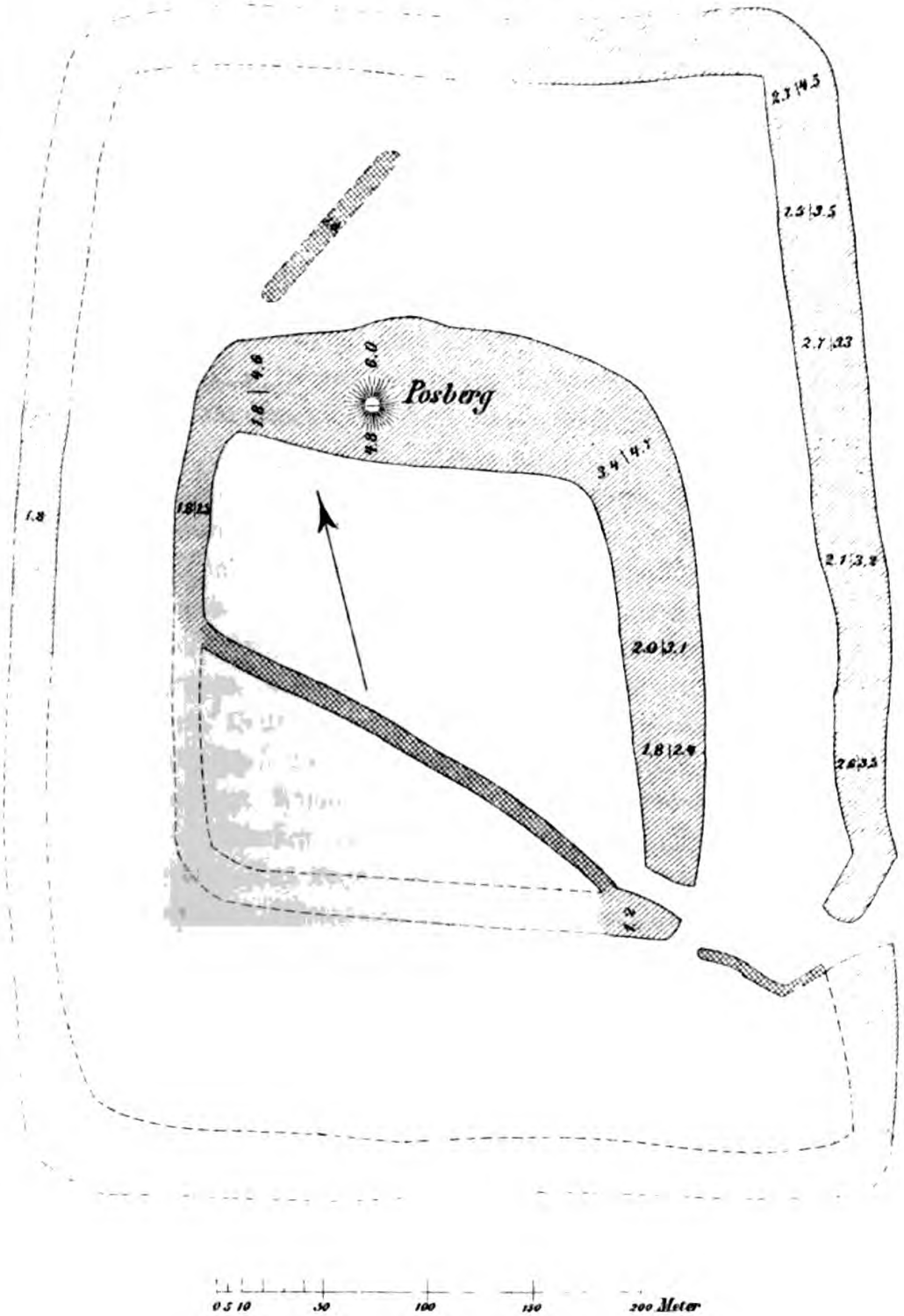
Maafsstab 1:16000.

Aufgenommen u. gezeichnet im Juli 1878 durch den Feldmesser C. Rheindorff

Römische Erdwälle. *Wälle aus späterer Zeit.*

Unbestimmte Wallgrenze

Die Zahlen bezeichnen die Erhebung des Wallrückens über das Terrain nach der Seite hin, an der dieselben eingetragen sind.



Lagerwällen mit Gräben beobachtet ist. Besonders bemerkenswerth ist der auf dem nördlichen Walle des innern Einschlusses gelegene Wachthügel, entsprechend dem an dem Prätorium gemauerter Kastelle vorkommenden Wartthurme. Auf diesem Hügel, welcher den Namen „Posberg" führt, pflegten von den dortigen Bewohnern die Osterfeuer angezündet zu werden. Ferner bemerkt man außer den Hauptumwallungen noch einige weit schwächere Querwälle, welche aus späterer Zeit herrühren, und offenbar den Zweck hatten, als das Lager bereits an mehrern Seiten zerstört war, die offenen Theile zu schließen, um mit den noch erhaltenen Wällen einen unregelmäßigen Einschluß zum Schutze gegen einen äußern Feind zu bilden. Da wir aus „Einhards Annalen" wissen, daß Karl d. Gr. im Jahre 779 die Sachsen bei Bocholt angegriffen und geschlagen, so wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Restaurirung und Benutzung der Verschanzung damals Seitens der Sachsen stattgefunden, ja daß das Vorhandensein des alten Lagerrestes, in welchem sich die Sachsen festgesetzt, die Veranlassung wurde, daß die Schlacht gerade an diesem Orte stattgefunden hat.

Die Hauptstraße, an welcher das Lager gelegen war, führt vom Rhein bei Xanten nach der Ems, welche sie bei Rheine überschreitet, um nach dem Osning zu ziehen. Da bisheran die meisten Alterthumsforscher die Mühe gescheut, die von uns gegebenen Kennzeichen zur Ermittelung der römischen Straßenzüge an Ort und Stelle zu prüfen, und die bequemere, aber wenig fruchtbare Methode vorgezogen, sich theils verneinend, theils zuwartend zu verhalten, so gewinnt die Untersuchung der römischen Lager in sofern noch an Wichtigkeit, als durch die in regelmäßigen Abständen an den Straßen einander folgenden Marschlager diese Straßen schon an und für sich als römische Heerwege charakterisirt sind. Das Lager bei Bocholt war die erste Etappe auf dem Wege von dem Römerlager bei Xanten, von welchem es einen Tagemarsch entfernt ist. Auch Karl d. Gr. marschirte vom Rhein bei „Lippeham", Xanten gegenüber, auf diesem Heerwege, auf dem er dann an dem Lager zu Bocholt mit den Sachsen zum Kampfe zusammentraf.

Düsseldorf. J. Schneider.

---

2. Zu den „drei Hufeisen auf der Kirchthür zu Königshoven".

In einer 1855 in Bd. XIII, Heft 3 des Archivs d. hist. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg veröffentlichten kleinen Abhandlung: „Hasloch und die St. Marcuscapelle" habe ich folgende Sage mitgetheilt:

„Im Speſſart hauſte ein Rieſe voll übermenſchlicher Kraft, der Heide war und die ganze Gegend bis an den Main unſicher machte. Sein Schloß lag auf dem Steckenhan [1]), und gewöhnlich kam er auf einem ſchwarzen Roſſe einhergeſprengt. Um dieſe Zeit erſchien in den Maingegenden ein frommer Einſiedler und predigte die neue Lehre des Chriſtenthums. Wertheim gegenüber errichtete er ein Kreuz, und ſeine Anhänger legten Wohnungen darum an, aus welchen allmählich der Ort Kreuzwertheim entſtand. Als die Neubekehrten eines Sonntags zum Gottesdienſte gingen, kam vom Gebirge her der Rieſe auf ſeinem ſchwarzen Roß, einen gewaltigen Speer in der Hand, um der heiligen Handlung Einhalt zu thun. Entſetzt ſtob das Volk, unter dem ſich auch ein Hochzeitszug befunden haben ſoll, auseinander; nur der Einſiedler bleibt und fleht in einem kurzen, aber kräftigen Gebet den Himmel um Beiſtand an. Da beginnt das Pferd des Rieſen ſich zu bäumen und um ſich zu ſchlagen — der Reiter ſtürzt und liegt entſeelt am Fuße des Kreuzes. Das Thier aber iſt plötzlich ruhig, neigt ſich vor dem Einſiedler und wechſelt ſeine Farbe, indem ſich die Rabenſchwärze in ſchimmerndes Weiß verwandelt. Als es ſtarb, ſchlug man eines ſeiner Hufeiſen in die Thür der Kirche; auch ſollen ſeit dieſer Zeit kranke Pferde, wenn man ſie an die Stelle geführt, geheilt worden ſein.“

Daher die ſ. g. Gäulswallfahrt, von der noch die Gaſſe, welche von der Kirche nach dem Main führt, die Gäulsgaſſe heißt.

Ich füge noch einige andere, auf den Gegenſtand bezügliche Belege aus Mittel- und Süddeutſchland bei.

Nach Schnegraf, Geſch. d. Doms in Regensburg II, 137 nagelten bei St. Stephan zu Regensburg die Landleute, deren kranke Roſſe dort geheilt worden waren, ein oder mehrere Hufeiſen an die Kirchthür.

Die Sigmunds-Kapelle zu Oberwittighauſen (zwiſchen Würzburg und Lauda) wurde am Tage des h. Sigmund von den Landleuten umritten. Zeitſchrift d. hiſt. Vereins f. d. wirtemb.-Franken Heft VII, 1853, S. 96.

Ueber den Pfingſtgaulritt um die Wolfgangs-Kapelle zu Ochſenfurt am Main und die dort ex voto angenagelten Hufeiſen berichtet Keſtler, Beſchr. von Ochſenfurt S. 27. S. auch Schöppner, S.-B. d. Bayer. Lande III, 72. Eine ganz mit Hufeiſen beſchlagene Thür befindet ſich an der intereſſanten, uralten Gangwolfs-

[1]) Nicht Stockenhan, wie im genannten Archiv fälſchlich gedruckt iſt.

Kapelle zu Neidenau (Baden); in Diſtelhauſen an der Tauber war der h. Wolfgang Patron der Pferde. Vgl. Baader, Bad. Sagen S. 331.

Schutzpatron der Pferde war auch der h. Colomann. Um ſeine Kapelle zu Böhmenkirch in Schwaben wurde am Pfingſtmontag dreimal geritten; oft waren vier- bis fünfhundert Roſſe beiſammen. S. Bechſtein, Deutſches Sagenbuch S. 773.

Ueber das Verhältniß des h. Leonhard zu den Pferden vgl. Steichele, Bisth. Augsburg Heft 24, 1875, S. 183; auch den Sulzbacher Kalender f. 1865 S. 99 ff., wo ausführlich über die Leonhards-Kapellen und Fahrten in Bayern gehandelt wird.

Die Beziehungen des Rieſen vom Steckenhan zu Wuotan habe ich in der oben erwähnten Abhandlung beſprochen.

Wertheim. Alex. Kaufmann.

---

3. Zur Geſchichte der rheiniſchen Miſchweine.

Im fürſtlichen Archiv zu Wertheim findet ſich folgendes Schreiben des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz an den Grafen Ferdinand Karl zu Löwenſtein-Wertheim-Rochefort: „Vnſern freundlichen gruß zuvor Wohlgeborner, lieber getreüer. Nach dem der Bacharacher Wein durch die güte Gottes bey dem dießJährigen Herbſt zimlich gut gefallen; Alß thun wir davon dem Herrn Graffen hiebey Vier Fäßlein Alant- Roßmarin- vnd Salbey Wein überſenden, Ihne freundl. erſuchend, ſich ſelbige wohl ſchmecken laßen, vndt dabenebenſt ſich verſichert halten wolle, daß Wir demſelben mit freundl. geneigten willen wohl bey gethan verbleiben. Heidelberg, den 22. Octob: 1669. Des Herrn Graven freundwilliger Carl Ludwig." — Ueber Alant (Enula), bezw. Alantwein ſ. die Wörterbücher von Lexer und Grimm; vom Salbeiwein als Heilmittel ſpricht Konrad von Megenberg im „Buch der Natur", hrsg. von Pfeiffer S. 421: sô man wein dâ mit seudet, daz ist guot wider daz paralis (paralysis) und wider daz vallent lait, daz epilencia (Epilepſie) haizt; als Würzwein, den man ſich „wohl ſchmecken" läßt, ſcheint Megenberg den Salbeiwein nicht zu kennen; ebenſo wenig iſt ihm Alant- und Rosmarinwein bekannt. Ueber die im Mittelalter und auch noch ſpäter ſo beliebten und dem reinen Weine vorgezogenen Miſch- und Kräuterweine ſ. den Rhein. Antiquarius, Mittelrhein, Abth. II, Bd. 18, S. 390 (zum Theil nach Wackernagel in Bd. 6 der Zeitſchrift von Haupt). — Ein Ueberreſt der mittelalterlichen Lauterränke iſt unſer Maitrank, nicht Maiwein; das

älteſte mir bekannte Zeugniß für denſelben findet ſich im „Kreuterbuch“ des J. Theodor Tabernaemontanus († 1590), wo es heißt: „Im Maien, wenn das Kreutlein (Asperula adorata, Waldmeiſter, auch Herzfreud) noch friſch iſt, pflegen es viel Leut in Wein zu legen und darüber zu trinken.“ Aeltere Zeugniſſe wären willkommen. Das Züricher Liber de naturali facultate, citirt im Rhein. Antiquarius a. a. O. S. 396 nach Wackernagel, gibt als Miſchkraut für den Mai lvbestechil an (Ligusticum leviticum, Liebſtöckel), eine Miſchung, die uns aber wenig behagen dürfte. Auch in der Abtei Reichenau kannte man einen Maitrank: „Deßgleichen“, heißt es im dortigen Diarium culinare vom J. 1764 (Freib. Diöc.-Archiv IV, 330), „kann im Majo ein Kräuterwein angeſetzt und auf 3 bis 4 Wochen lang alle Tag bei Anfang des Eſſens jedem P. Missionario nach Verlangen aufgeſtellt werden.“ Ueber den Maitrank und die Humpen, aus denen er getrunken wurde, die ſ. g. Wibbel, vgl. auch Ernſt Weyden, Köln vor fünfzig Jahren S. 132 f.

Wertheim. Alex. Kaufmann.

Allerlei.

[Ruphiana = Alta Ripa, ſpäteres Kultuscentrum und Mutterſtadt der Nemeter, an der alten Neckarmündung.] Wie Divitia oder das römiſche castrum Divitense (Deutz, gegenüber Köln) die altgermaniſche Kultur- und Kultusſtätte der Ubier war, womit die Kölner ara Ubiorum in naher Verbindung ſtand (vgl. Monatsſchrift VI, S. 89, aber auch Schneider in den Bonner Jahrb. LXIII, S. 11 und Kiepert, Lehrbuch §. 454), ſo ſcheint nach dem Nemetona-Altar Altripp der Kultusmittelpunkt der Nemeter, wo ſich auch die von J. Becker aufgeführte ἄρα Νεμέτων befand, die man ſonſt in der politiſchen Hauptſtadt des Volkes, dem altkeltiſchen Noviomagus und ſpätern Nemetes, Nemetae (ſo bei Ammianus XV, 11, 8 und XVI, 2, 12), endlich Spira (Speier, nach der hier in den Rhein mündenden Speierbach) zu ſuchen berechtigt wäre [1]).

Allein nachdem die Nemeter aus ihrer urſprünglichen Heimat, dem Oberrhein bei Baſel (vgl. Monatsſchrift V, 327, 452 u. 504), abgezogen waren, ſiedelten ſie ſich weiter unten zu beiden Seiten des Stromes beim Ausfluß des Neckars an, ſo daß nun das hier gelegene Ruphiana oder Altripp den eigentlichen Mittelpunkt ihres neuen Gebiets bildete. (Ueber ihre Wohnſitze vgl außer den ſchon früher citirten Schriften auch Schmidt, Geſchichte von Heſſen II, S. 290.)

Ptolemäus, bekanntlich ein griechiſcher Schriftſteller des 2. Jahrh. n. Chr., nennt II, 9 zwiſchen Borbetomagus, der altgalliſchen Hauptſtadt der Vangionen (Worms), und Noviomagus, der der Nemeter (Speier), in dem zu beiden Seiten

[1]) Zuerſt beim Geograph von Ravenna, wo Sphira geſchrieben wird, was aber kein Schreibfehler iſt, wie Bacmeiſter, Alem. Wand. S. 25 meint, ſondern aſpirirtes p (= p + h, aber nicht = f). Vgl. Förſtemann II², 1362.

des Rheins gelegenen Gebiete der letztern ein wohl gleichfalls schon altgallisches *Ρουφιανα*, was man gewöhnlich mit lateinischen Buchstaben durch Rufiana wiedergibt, nicht gerade sehr schicklich für einen Ortsnamen; denn dies Wort bedeutet in den neuern romanischen Sprachen soviel als Kupplerin. Man hat nun diesen Römerort an verschiedenen Plätzen westlich vom Rhein suchen wollen, zu Eisenberg oder Neustadt in der Pfalz, oder nach Cuno, Die Kelten S. 127 in der Gegend von Hagenau im Unterelsaß. Allein bei der Unzuverlässigkeit der Gradbestimmungen des Ptolemäus ist hierüber nichts Gewisses zu sagen. Es mag daher gestattet sein, auf rein sprachlichem Wege Altripp, Alta Ripa der Römer, welche sich das fremde Wort verständlich gemacht hätten, mit jenem *Ρουφιανα* zu identificiren, das vielleicht im Gegensatz zu einem andern des Namens den Vorsatz 'alt' hatte, bezw. in goth. Form alth. (Vgl. Monatsschrift V, 255.) Zunächst ist hierbei davon auszugehen, daß das griechische φ nicht dem lateinischen f entsprechen muß, sondern daß es auch ein aspirirtes p, d. h. p + h, p' bezeichnen kann. Es ist dies der Laut, welcher in der Pfalz (gesprochen P'alz) noch allgemein üblich ist an Stelle des hochdeutschen Pf, das ja selbst aus altem p entstanden ist, mittelst Durchgangs durch die Mittelstufe ph, d. h. p + h, p' (nicht = f). Kurz Rufiana oder Rupiana, wie es im Lateinischen wohl am besten zu schreiben wäre, scheint ein altgallisches, zu einem ähnlichen deutschen stimmendes Wort zu sein, welch letzteres auch dem Namen der Flußuferfranken Ripuarii oder Ribuarii = Ribu-varii (vgl. Monatsschrift V, 36) zu Grunde liegt, mit Anlehnung an das wohl wurzelverwandte lat. Wort rîpa (mittellat. riparia, Fem. später riperia, riberia, spanisch la ribera, ital. riviera, Ufergegend, das ganze Ufergebiet). Hiermit ist wieder das altnordische rîfa, brechen, reißen, zerschlitzen, sowie unser Wort 'die Rife' (vertiefter Streifen, Ritz, Spalte), 'das Riff' (Sand- oder Felsbank in der See) und dann 'die Rippe', alt Ribbe (bogenförmiger Seitenknochen des menschlichen und thierischen Körpers und das diesem Aehnliche) verwandt. Vgl. romanisch costa, Rippe, Seite, Ufer. Sodann ist aber auch ein im bairischen Dialekt übriggebliebenes altes Wort 'der Rob', Rand, hieherzustellen, welches zunächst zu rupfen (pfälzisch und niederdeutsch roppen) und raufen (goth. râupjan, bis zum Ausgehen reißen) gehört, die wieder urverwandt sind mit lat. rumpere, brechen, zerreißen (arische Wurzel RUP) und rûpes, der zerklüftete Fels.

Das bei Selz im Unterelsaß gelegene Ropenheim gehört als Zusammensetzung mit einem Personennamen Ropo, Rubo (aus Rodbert) kaum zu Ruphiana-Altripp. Dagegen ist Rubiaca bei Colmar, jetzt Ruffach, sprachlich verwandt. (Vgl. Förstemann II², 1259, aber auch S. 46 u. 1252 f.)

Mittelalterlich-urkundliche Formen von Altripp.

1) Beim Geograph von Ravenna Altripe. Zur Zeit der Frankenkönige Altrepio, Altrepia (Widder, Geogr. Beschr. der Kur-Pfalz II, S. 389).

2) Richardus de Altrupha, a. 1257 (Oberrhein. Zeitschr. V, S. 320).

3) Im J. 1262 schenkte Pfalzgraf Ludwig II. der Abtei Himmenrode passagium nostrum in Altrupe, quod vulgo Wat nuncupatur, also die Erträgnisse der Rheinüberfahrt, genannt Wat bei Altripp, und verfügte, daß bis zur Stadt Mannheim (oppidum nostrum Mannheim) keine andere Ueberfahrt errichtet werden dürfe (Remling, Urk.-B. z. Gesch. der Bisch. v. Speier I, S. 296).

4) Verleihung von Salmengründen im Rhein zu Altroph a. 1357 (Oberrhein. Zeitſchr. IV, S. 75).

5) Verleihung der Fuhr (des Fahrs) zu Altrupph (auch Altripphe) a. 1366, Oberrh. Zeitſchr. IX, S. 421, worin die Stelle: 'ander warbe [d. h. zum zweiten Mal, wieder] das halb Altropher houbet [d. h. das Haupt, in der Fiſcherei jetzt gewöhnlich Kopf genannt]; ander warbe die Mure gein Altropf über' — mit dieſer Mauer gegenüber von Altripp iſt die im Rhein befindliche Kloſter- oder aber die römiſche Caſtellmauer gemeint.

6) Spuren des Römercaſtells ſollen angeblich zu 'Altripf' im J. 1380 bei Freher (Orig. Pal. lib. II, c. 14) als noch vorhanden bezeichnet werden.

Es wird damals nämlich nur der Platz 'prope Altripf' bezeichnet, wo früher ein 'fortalicium sive castellum' gebaut geweſen wäre (auch abgedruckt bei Reinhard, Rer. Palat. Scriptores, p. 347), die Oertlichkeit ſelbſt aber war zu Neuhofen, in der Nähe von Altripp.

Die Formen Altrupph, Altropph, Altruph dieſes letztern Ortes, wobei das p als ſolches, d. h. als eigener Laut auszuſprechen iſt, mit ſtarkem folgenden Hauchlaute, wie noch im heutigen Pfälziſchen (während ſich im Hochdeutſchen das h zu f verdichtete, ſo daß die Lautgruppe pf entſtand), deuten entſchieden darauf hin, daß Ruphiana, d. h. Rup'iana die Urform des Namens war, dagegen Alta Ripa die Latiniſirung.

Vielleicht gab es urſprünglich zwei bei einander gelegene, etwa durch den Rhein getrennte Orte Ruphiana, die durch die Bezeichnung 'Alt' und 'Neu' unterſchieden wurden. Die letztere würde bei Rheingönnheim am Ausfluß der Rehbach zu ſuchen ſein, wo eine römiſche Niederlaſſung nachweisbar iſt.

Dagegen kann das oben erwähnte Neuhofen, das gleichfalls dem ehemals auf der rechten Rheinſeite gelegenen Altripp gegenüber auf der linken lag, mit ſeinem Namen nicht in Betracht kommen, da es ehemals Medenheim, Mettenheim, Metemenheim hieß (Widder a. a. O. II, S. 384 ff., Förſtemann II², 1094). Es war daſelbſt eine frühmittelalterliche Burg, und dieſe iſt es eben, welche in der von Freher mitgetheilten Urkunde von 1380 ſo bezeichnet wird: curtes sive curias in Nuwenhoffe (prope villam Altripf, Spirensis Dioecesis), cum area ibidem, super quas [scil. curias] ab olim fortalicium sive castellum fuerat aedificatum. — Hiernach lag dieſes 'Fort' doch offenbar bei Neuhofen, nicht aber zu Altripp (wo allerdings ebenfalls ein mittelalterliches 'Schloß' der Herren von Altripp war). Das 'Burgſtadel' wird auch noch in andern von Widder mitgetheilten Urkunden aus Neuhofen erwähnt. Das Altripper Römercaſtell iſt daher nicht darunter zu verſtehen.

Römiſche Funde aus Neckarau (munimentum Valentiniani).

Die Sammlungen des Mannheimer Alterthumsvereins erhielten neuerdings einen intereſſanten Zuwachs, deſſen Beſprechung für den vorliegenden Gegenſtand von Wichtigkeit iſt. Gelegentlich eines Ausflugs nach Neckarau entdeckten Anfangs April 1880 einige Mitglieder dieſes Vereins, worunter die Hrn. Landgerichtsrath G. Chriſt und Director Walleſer, welchen wir dieſe Mittheilung verdanken, mehrere römiſche Steine. Die Fundſtätte liegt in dieſer Gemarkung da, wo der von Seckenheim herkommende alte Neckararm, nachdem er ſich kurz zuvor mit dem Neckarauer Gießen vereinigt, mit dieſem

in das alte, jetzt durch Abdämmung trocken gelegte Rheinbett mündet; also an einem alten Zuſammenfluß von Neckar und Rhein, und zwar in dem durch das linke Neckar- und rechte Rheinufer gebildeten Winkel. An dieſer Stelle ſpringt das Hochufer halbinſelförmig in die ſumpfige Niederung des alten Flußbettes vor, und in dieſem Hochufer kamen die Steine zu Tag. Die dortigen Aecker heißen der G'hannskirchhof, d. h. Johanneskirchhof, da im pfälziſchen Dialekt 'Johannes' zu 'G'hanns' wird; noch heutzutage ſagt man hier allgemein ſtatt des Johannestags 'G'hannstag', das mittſommerliche Johannesfeuer heißt 'G'hannsfeuer' [1]). Der Sage nach ſoll hier früher die Begräbnißſtätte eines Johanniterkloſters in Altripp geweſen ſein. Geſchichtlich iſt ein ſolches Kloſter nicht nachzuweiſen, wohl aber beſtand urkundlich ſchon im J. 762 in Altripp oder vielleicht zu Neuhofen, dem alten 'Medenheim' eine Zelle (Kloſter) zu Ehren des h. Medardus, welche durch Karl d. Gr., Ludwig den Frommen und Karl den Dicken mit Gütern in Neckarau begabt wurde. Möglicherweiſe gehörten unſere Aecker zu dieſen Schenkungen und veranlaßten ſo die Sage. Die Niederung vor denſelben heißt das Heidenloch, die rückwärts (gegen Seckenheim zu) gelegene Flur: die Kaſteräcker, ein Name, deſſen Ableitung von castra oder auch von castellum [2]) nahe liegt, wie auch die Bezeichnung 'Heidenloch' häufig eine römiſche Stätte andeutet.

Der Fundſtätte gerade gegenüber liegt im heutigen Rheinbette, auf Neckarauer Seite, ein viereckiges Gebäude, von welchem ſich quer aufwärts durch den Rhein bis in die Nähe Altripps eine ſtarke, jetzt allerdings ebenſo wie das Gebäude überfluthete Mauer erſtreckt. Der Mannheimer Alterthums-

---

[1]) Vgl. Monatsſchrift V, S. 274, 626 u. 632.

[2]) Bei Widder, Geogr. Beſchr. d. Kur-Pfalz I, S. 208 heißt es freilich nach einem mittelalterlichen Zinsbuch Katzerfeld. Hier hatte das pfalzgräfliche Haus Kameralgefälle und ſcheint es demnach, daß die urſprüngliche Form des Namens 'Kaſtenfeld', 'Kaſtenäcker' geweſen ſei, welche zu dem Kaſtenamt, der Verwaltung der landesfürſtlichen Speicher und der dazu gehörigen Gefälle gehörten oder zinſten. Das Wort Kaſten bedeutete nämlich auch Kornboden, daher Kaſtener Verwalter eines ſolchen Kornkaſtens, dann überhaupt Einnehmer und Aufſeher über die Einkünfte, Rentmeiſter. Bei Klöſtern hieß dieſe Stelle Kaſtenvogt, der ſich ſchließlich zu einem weltlichen Schutzherrn oder Vormund der Klöſter und Stifter geſtaltete. Die Unterthanen des Kaſtenamtes hießen Kaſtenbauern. — Eine andere ältere Bedeutung des Wortes Kaſten = ſchroffer Felſen kann bei der flachen Lage der Gegend von Altripp nicht in Betracht kommen. Nur in Gebirgsgegenden iſt dieſe Bezeichnung noch lebendig, beſonders in Oberbaiern. Ein 'Winterkaſten' kommt jedoch auch im Odenwald vor, in der Grenzbeſchreibung der Mark Heppenheim aus dem 8. Jahrh. (Pertz, Mon. Germ. XXI, p. 346). Ebenſo heißt noch der breite Waldrücken, an welchen die weltberühmte Gartenanlage der Wilhelmshöhe bei Kaſſel angelehnt iſt. Mit 'Winter' wurde dabei eigentlich zunächſt nur die rauhe Nord- oder Winterſeite des Berges bezeichnet, im Gegenſatz zu der Sonnen-, Süd- oder Sommerſeite, bis dann das Ganze dieſen Namen erhielt. Vgl. Förſtemann, Namenbuch II², 1623 und den Winter- oder Katzenbuckel im Odenwald (Monatsſchrift V, S. 643).

verein beſitzt eine genaue Aufnahme dieſer Mauerreſte, welche theils von dem genannten, angeblich von Dagobert gegründeten Medardus-Kirchlein und -Kloſter herrühren werden (vgl. Bavaria, Rheinpfalz S. 608), theils von dem vom Rhein unterwühlten römiſchen Caſtell Alta Ripa, worunter wir ein feſtes, mit ſtarker Beſatzung verſehenes Fort zu verſtehen haben, wie überhaupt unter den Namen castella, praesidia, custodiae, munimenta. Ein ſolches wurde hier vielleicht ſchon von Druſus angelegt. —

Die Funde ſind nun 1. ein ehemals zu einem Bau verwandter Quaderſtein; Höhe 34 cm, Breite 44 cm, mit folgender vierzeiligen Inſchrift:

I O·V A L ƎN
Ν·E T·C O N S
C O N S T I
L E R I V S·T

Der Stein (grobkörniger gelber Sandſtein) iſt auf der untern und der linken Seite (vom Beſchauer) abgebrochen; auch fehlt die rechte obere Ecke. Auf der oberſten Fläche iſt der Stein glatt gearbeitet. Die Inſchrift iſt ſomit leider unvollſtändig. Wir ergänzen dieſelbe folgendermaßen:

imp. caes. Flav I O . V A L E N *ti*
niano dom. N . E T . C O N S
(munimentum) C O N S T I
tutum. G. Va L E R I V S . T.

Aufgelöſt hieße dies:

Imperatore Caesare Flavio Valentiniano
domino nostro et consule
munimentum constitutum (sumptu publico).
(Gaius) Valerius T(ertius)
opus perfecit,

oder auch: (Flavio Valentiniano et Flav) IO . VALENti || (semper augustis, dominis) N . ET . CONS (ulibus); bei Annahme der beiden zugleich herrſchenden Kaiſer mit den nöthigen Veränderungen der Caſus, was dann hieße:

Unter der Regierung der Kaiſer Flavius Valentinianus und Valens unſerer Herren und Conſule wurde dieſes Gebäude (auf öffentliche Koſten) errichtet [1]).
(Gaius) Valerius T(ertius) iſt der Erbauer.

Bei dieſer Lesart zerfiele die Inſchrift in zwei ſelbſtändige Sätze; der erſtere ſtünde im ſ. g. abſoluten Ablativ der Zeit, wodurch angezeigt würde, daß der fragliche Vorgang, die Errichtung des Gebäudes, zur Zeit der Regierung Valentinians ſich ereignete; im zweiten Satz wäre lediglich der Erbauer genannt. Vor- und Zuname des letztern können natürlich auch anders gelautet haben, als unſere Ergänzung; vom Vornamen iſt nichts erhalten, vom Zunamen

[1]) Valentinian ernannte ſeinen Bruder Valens gleich im Anfang ſeiner Regierung zum Mitherrſcher, im J. 364, und theilte ihm den Orient zu (Ammian. XXVI, c. 4, 3 u. XXX, c. 7, 4), während er ſelbſt den Weſten behielt. Vgl. auch die Inſchriften dieſer Herrſcher bei Wilmanns, Exempla II, p. 534 sq.

nur der Anfangsbuchſtabe T. Dies iſt aber unerheblich, denn dieſer Valerius war ſicher nur ein ausführender Beamter und als ſolcher von untergeordneter Bedeutung; ſein Titel folgte wohl in einer fünften (abgebrochenen) Zeile.

Ebenſo braucht am Schluß nicht nothwendig opus perfecit ergänzt zu werden; wir haben damit nur den Sinn der Inſchrift angedeutet, es kann ebenſo gut eine andere Formel da geſtanden haben, z. B. ponendum curavit.

Auch könnte in der dritten Zeile ſtatt munimentum ein anderes Wort z. B. opus oder castellum ergänzt werden, denn wir wiſſen aus der Inſchrift nur, daß etwas, nicht aber was errichtet wurde.

Eine zweite Lesart wäre consuli ſtatt consule; dann hieße es: Dem Kaiſer Valentinian ꝛc. wurde dies Gebäude errichtet. Valerius ꝛc. verfertigte es. Auch dieſe Lesart, welche eine Conſtruction im Dativ unterſtellt, iſt grammatiſch zuläſſig und durch andere Inſchriften belegt. Vgl. z. B. die Trierer Inſchrift: Monatsſchrift II, S. 122; Bonner Jahrb. LVIII, S. 177.

Eine dritte Lesart wäre constituit (das freilich am Ende ſtehen ſollte) ſtatt constitutum; dann hieße es unter Wegfall der Schlußworte: 'Dem Kaiſer Valentinianus errichtete Valerius dieſes Gebäude.'

Wir beſchränken uns hier auf dieſe drei Lesarten, denen wir unten noch eine weitere anreihen.

Das wichtigſte Ergebniß iſt, daß wir es hier wahrſcheinlich mit einer Inſchrift zu Ehren Valentinians I. zu thun haben, der einzigen Inſchrift dieſes Kaiſers, welche je auf deutſchem Boden rechts des Rheins gefunden wurde [1]).

Bekanntlich war zur Zeit, als derſelbe zur Regierung gelangte (364 n. Chr.), den Römern das rechte Rheinufer ſeit einem vollen Jahrhundert durch die Germanen entriſſen. Der Rhein bildete die Grenze zwiſchen dem römiſchen Reich und den Barbaren, d. i. den Germanen. Aber auch die linksrheiniſchen Beſitzungen der Römer waren in jener der Völkerwanderung unmittelbar vorangehenden Periode nicht mehr ſicher; darum begab ſich Valentinian im J. 368 ſelbſt an den Rhein, ſammelte ein gewaltiges Heer, überſchritt wahrſcheinlich von Speier aus die Rheingrenze, und lieferte den Alamannen bei Solicinium, dem heutigen Sülchen bei Rothenburg am obern Neckar, eine blutige Schlacht, worin zwar die Römer ſiegten, der Kaiſer aber ſelbſt nur mit knapper Noth der Gefangennahme entging. Darauf zog er über den Rhein zurück. (Vgl. die Schriften Jaumanns über dieſen Feldzug.)

Gleichzeitig ließ er aber die ganze Rheingrenze vom Bodenſee bis zum Meer durch gewaltige Werke (magnis molibus) befeſtigen, indem er ſowohl die frühern Befeſtigungen wiederherſtellte und verſtärkte, als auch neue errichtete.

---

[1]) Auf dem linken Rheinufer fand ſich eine aus demſelben Jahre 368 ſtammende Valentinians-Inſchrift nur zu Boppard, worin Valentinian und ſein Mitregent Valens als Erbauer des dortigen Caſtells oder einer ſonſtigen nützlichen Anlage, welche bono publico, zum gemeinen Beſten von den kaiſerlichen Brüdern angeordnet wurde, geprieſen werden. Nur dieſe beide, nicht auch Gratian, der junge Sohn des Valentinian und Mitherrſcher ſeit 367 (vgl. Ammian. XXVII, c. 6, 4) oder aber nach einer Inſchrift (Wilmanns no. 1091) ſeit 368, ſind hier genannt (vgl. Bonner Jahrbücher L, S. 89).

Hauptſächlich geſchah dies auf dem linken Rheinufer, jedoch ausnahmsweiſe auf dem rechten; denn Ammianus meldet, daß der Kaiſer manchmal durch Errichtung von Bauten jenſeits des Fluſſes (Rheins) in die Grenzen der Barbaren eingegriffen habe (nonnumquam etiam ultra flumen aedificiis positis subradens barbaros fines. Amm. XXVIII, 2). Unter den Bauten letzterer Art, alſo auf dem rechten Ufer, erwähnt dieſer Schriftſteller namentlich ein hohes und feſtes Werk (munimentum celsum et tutum), das durch den daran vorbeiſtrömenden Neckar unterwaſchen und gefährdet war. Der Kaiſer ließ darum unter außerordentlichen Schwierigkeiten den Neckar ablenken und befeſtigte das Werk von Neuem. Symmachus, ein Lobredner Valentinians, erwähnt es an verſchiedenen Stellen ſeiner zweiten Rede (cap. 7 u. 9), und es ergibt ſich aus dem Zuſammenhalt all dieſer Zeugniſſe (wie bereits Creuzer in ſeiner 'Altrömiſchen Cultur am Oberrhein' S. 38 f. und neuerdings Wörner im Archiv für Heſſiſche Geſchichte XIII, 87 f. annehmen), daß dieſe Feſtung, das munimentum Valentiniani, nur am Zuſammenfluß von Neckar und Rhein gelegen haben kann und nicht, wie z. B. Mone annimmt, in Ladenburg, dem alten Lopodunum. Ob aber in Mannheim oder vielmehr bei Altripp, iſt ſchwer zu beantworten, da bis jetzt der Lauf des Neckars und des Rheins zur Römerzeit noch nicht genau ermittelt iſt. Für Altripp ſpricht, daß dieſer Ort, wie ſich aus der Notitia dignitatum ergibt, der Sitz des praefectus militum Martensium, alſo einer Militärſtation war, daß ſich ſolche Militärſtationen regelmäßig nur an befeſtigten Orten befanden, daß ſich bei Altripp noch heutzutage die oben beſchriebenen Mauerreſte, welche auf eine größere Befeſtigung hindeuten, vorfinden, daß noch im J. 1380 der Platz bei Altripp, wo früher das Caſtell ſtand, erwähnt werden ſoll (Urkunde bei Freher lib. II, c. 14, edit. Reinhardi p. 346 sq. [1]), und daß gegenüber Altripp ein Neckararm einmündet. Es ſpricht dafür ferner, daß Valentinian im J. 369 ſelbſt in Altripp war und von da aus ein Geſetz (l. 4 C. Th. 11. 31) erließ (vgl. Monatsſchrift V, S. 344), was ein gewichtiger Anhaltspunkt für die Bedeutung des Ortes iſt, es ſpricht dafür ſchließlich unſere Inſchrift, nach Inhalt und Fundort. Sie nimmt Bezug auf ein unter der Regierung dieſes Kaiſers errichtetes Werk, und es iſt wohl ſelbſtverſtändlich, daß darunter nicht irgend ein geringfügiger Bau zu verſtehen iſt, denn ein ſolcher wäre unter Valentinian, der den ganzen Rhein von der Quelle bis zum Meere mit einer ununterbrochenen Caſtellreihe verſah, gewiß nicht aufgefallen. Ferner ſtand die Inſchrift doch ſicherlich in der Nähe des Werks, das ſie verherrlichen ſoll; da nun, wie wir unten ſehen werden, der Fundort der Inſchrift unzweifelhaft auch der Ort ihrer Errichtung iſt, ſo muß ſich auch das fragliche Bauwerk auf dem rechten Rheinufer befunden

[1]) Dies nahm wenigſtens Freher an, welcher über 200 Jahre ſpäter ſchrieb, allein Widder II, S. 386 macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß in der von Freher edirten Urkunde ſelbſt gar nicht von einem Caſtell zu Altripp, ſondern von einem zu Neuhofen die Rede ſei, welches von jeher auf der linken Rheinſeite lag. Auch war dies im J. 1380 als ſchon nicht mehr vorhanden erwähnte Caſtell gar kein Römerwerk, ſondern eine altmittelalterliche Burg wie aus Widder hervorgeht. Vgl. oben S. 314.

haben. Das wichtigſte und von Ammian allein näher beſchriebene Feſtungswerk, das Valentinian auf dem rechten Rheinufer errichtete, iſt aber das oben genannte munimentum. Indem wir deshalb unſere Inſchrift auf dieſe Befeſtigung beziehen, haben wir auch die Stelle, wo letztere errichtet wurde, nämlich bei Altripp [1]). Es iſt auch an ſich ſchon einleuchtend, daß zu einer Zeit, wo das rechte Rheinufer ſo außerordentlich unſicher war, eine Inſchrift zu Ehren eines Kaiſers nicht an einem Punkte errichtet wurde, wo ſie jedem feindlichen Handſtreich ausgeſetzt war; zudem befand ſich am Fundort der Inſchrift eine kleine römiſche Anſiedelung, die auch des Schutzes bedurfte.

Bei dieſer Annahme gelangt man allerdings zu der weitern, daß das römiſche Altripp auf dem rechten Rheinufer lag, und erſt durch einen ſpätern Rheindurchbruch auf das linke Ufer zu liegen kam. Daß aber der Rhein in der That ſeinen Lauf änderte, dafür ſprechen nicht nur die verſunkenen Mauern in demſelben, ſondern auch ein urkundliches Zeugniß. Die Bewohner von Neckarau beſchwerten ſich nämlich bei Kaiſer Ludwig dem Frommen, daß ſie wegen einer Ueberſchwemmung des Rheins die Kirche in Altripp nicht mehr beſuchen könnten, worauf ihnen dieſer Kaiſer einen Platz in Neckarau zur Erbauung einer eigenen Kirche ſchenkte; ſein Nachfolger Ludwig der Deutſche beſtätigt dieſe Schenkung im J. 868 (Monasticon Palat. I, 23). Es ſcheint daraus hervorzugehen, daß bis dahin die Neckarauer trockenen Fußes nach Altripp gelangen konnten, und erſt damals ein Rheindurchbruch erfolgte; wären ſie von jeher durch den Rhein von ihrer Kirche getrennt geweſen, ſo hätten ſie ſicherlich in einer Ueberſchwemmung nichts Außerordentliches gefunden. Mündliche Ueberlieferungen verlegen den Rheindurchbruch in noch viel ſpätere Zeit. Auch Mone (Urgeſchichte I, 248) verſetzt Altripp zur Römerzeit auf das rechte Ufer. Gewöhnlich ſucht man es gegenüber auf dem ſ. g. Sandberg beim Stengelhof, wo es aber nicht geſtanden haben kann, denn dort ſind keine römiſche Spuren, dies iſt weiter oberhalb gegen Neckarau zu der Fall, d. h. an unſerer Fundſtelle. Altripp kann nun bei der allgemeinen Erneuerung der Rheincaſtelle nicht übergangen worden ſein.

Wir haben ſchon oben mit Mone (Urgeſchichte II, 329) angenommen, daß die Befeſtigungsarbeiten im J. 368, wahrſcheinlich im Herbſt begannen; vollendet wurden ſie erſt im folgenden Jahre, wofür die Anweſenheit des Kaiſers im Sommer 369 zu Altripp und ſeine geſetzgeberiſche Thätigkeit daſelbſt ſpricht (vgl. auch die Naſſauiſchen Annalen X, S. 200 und XI, S. 108). Im J. 368 bekleidete er auch das Conſulat. Da ihn nun unſere Inſchrift 'Conſul' nennt und im J. 368 zufolge der Beſiegung der Alamannen und der Anlage der Befeſtigungen am Rhein überhaupt erſt wieder eine römiſche Anſiedelung auf dem rechten Rheinufer möglich wurde, die Inſchrift ſich zudem nur auf einen größern Bau beziehen läßt, ſo können wir füglich annehmen, daß ſie aus dem

[1]) Die Annahme v. Hirſchfelds bezüglich des alten Rheinlaufs, der dortigen Auflandungen, ſowie der im Rhein befindlichen Römerbauten (Monatsſchrift V, S. 178 u. 366 f.) bedürfen einer gänzlichen Reviſion, worüber weiter unten. Bereits in den Heidelb. Jahrb. 1872, Nr 17, S. 260 haben wir kurz über Altripp und den alten Neckar gehandelt.

J. 368 datirt. Sie ſtammt alſo aus dem Jahre des Siegs über die Alamannen und der Erbauung der Feſtung auf dem rechten Ufer des Rheins, und es liegt die Bezugnahme auf letztere That des Kaiſers um ſo näher, als darin die Zeitgenoſſen den erſten Schritt zur Wiedereroberung Deutſchlands erblickten und ihr darum eine große Bedeutung beimaßen. Verſteigt ſich doch Symmachus (II, 5) hierwegen zu der Apoſtrophe an den Kaiſer: 'Eine große Gnade erweiſeſt Du Alamannien, daß Du einſtweilen noch Einiges unberührt läſſeſt.' Wie mag der römiſche Hoflobredner enttäuſcht worden ſein, als wenige Jahre darauf die Wogen der Völkerwanderung über dem römiſchen Reich zuſammenſchlugen [1])!

Weitere Funde ſind:

2. Ein Votivſtein, 49 cm breit, mit einem Götterbild in Hochrelief, wovon jedoch nur der untere Theil erhalten iſt. Unter dem Bilde ſteht die Inſchrift:

I N. H. D. D

alſo: in honorem domus divinae, d. h. zu Ehren des göttlichen Hauſes, d. i. des Kaiſerhauſes. Es iſt dies eine ſeit c. 170 n. Chr. häufig wiederkehrende

---

[1]) Würde man das oben aufgeführte Neckarauer vermuthliche Erinnerungs- oder Ehrendenkmal Valentinians auf gezwungenere Weiſe als gewöhnlichen Grabſtein erklären wollen, dann würde man es, wie geſagt, unter Weglaſſung der gewöhnlich an der Spitze ſolcher ſtehenden Eingangsformel D(is) M(anibus), d. h. der Widmung an die verklärten Geiſter (denn eine erſte Zeile, worin dieſe hätte ſtehen müſſen — nur ausnahmsweiſe iſt es anders, ſo Brambach 783 u. 1517 — fiel auf dieſem Stein nicht weg), etwa folgender Maßen zu ergänzen haben:

valer I O. V A L E N (ti)
p(atri) pie N(tissimo). ET. CONS
tantiae C O N S T I
tutae (matri) va L E R I V S. T(ertius?)
filius p(onendum) c(uravit).

Der Name des Elternpaares würde alſo hiernach Valerius Valens oder auch Valentinus und Constantia Constituta, der des Sohnes Valerius Tertius oder dergleichen geweſen ſein. Sieht man ſich nach ähnlichen Grabſchriften aus der Umgegend des Fundortes um, ſo bietet ſich z. B. eine ſolche aus Speier dar, welche einem Constantius Valentinus und der Mutter Luna vom Bruder und Sohn Constantius Maximus gewidmet iſt (Brambach no. 1798; ebenda 1304 erſcheint ein Constantius Restitutus. Ein Constitutus bei Brambach 693 = Wilmanns 1527. Ein Valerius Valens zu Neapel bei Wilmanns no. 1691).

Was die oben beiſpielsweiſe angenommene Ergänzung pien(tissimo) betrifft, ſo geſchah ſie nach einer Heidelberger Grabſchrift (Brambach 1710, Bonner Jahrb. LXIII, S. 61). Vgl. auch Steiners Cod. inscr. II, p. 396 über dieſen Ausdruck. Ebenſo Wilmanns no. 2059 und dazu II, p. 685. Der Name Valerius Tertius kommt bei Wilmanns no. 266 u. 1647 vor, ebenſo Brambach 1166. — Bei Annahme eines Grabſteins kann in der 3. Zeile nicht wohl constituit ergänzt werden, wenn dies auch auf Grabſchriften vorkommt (vgl. Wilmanns II, p. 690), weil die Stellung vor dem Namen des Widmenden ungewöhnlich ſein würde.

Eingangsformel von Votivinſchriften; vermuthlich folgte darauf die Bezeichnung der Gottheit, welcher der Stein gewidmet und welche darauf dargeſtellt war, ſowie der Name des Widmenden.

Von dem Bilde iſt nur Folgendes erhalten: links vom Beſchauer aus ein liegender Hund, deſſen Kopf fehlt, davor zwei menſchliche Füße, deren Stellung anzeigt, daß die betreffende Figur mit übergeſchlagenen Beinen neben dem Hunde ſtand, rechts daneben eine Säule, an welche ſich die Figur lehnte, und hart an die Säule gelehnt ein Stab, um welchen ſich eine Schlange emporwindet. Neben der Säule iſt links der unterſte Theil des Mantels des Gottes ſichtbar. Wir halten dieſen für den Mercur in der ſpätrömiſchen Auffaſſung, wonach ihm auch die Symbole Aesculaps beigelegt wurden. Es ſind hier die Attribute beider Gottheiten vereinigt; von Mercur der dieſem geweihte Hund, von Aesculap deſſen Schlangenſtab. Allerdings führt auch Mercur einen ſolchen, allein bei dieſem winden ſich zwei Schlangen um das obere Ende des Stabs und kehren die Köpfe gegen einander, während ſich beim Schlangenſtab Aesculaps, wie hier, eine Schlange ſchon am Fuße des Stabes emporwindet. Auch trägt Aesculap, wie unſere Figur, ein langes Gewand. Wir können alſo dieſen Gott als einen Aesculap-Mercur bezeichnen.

3. Der obere Theil eines Reliefs, 47 cm breit, einen Apollo darſtellend, daneben rechts vom Beſchauer eine gänzlich verſtümmelte und dadurch unkenntliche Figur. Vom Haupt des Gottes gehen ſieben Strahlen aus, eine Auffaſſung, die an den ägyptiſchen Serapis erinnert, welcher gleichfalls als Sonnengott verehrt wurde und deſſen Dienſt, wie überhaupt der ägyptiſche Kultus, in ſpätrömiſcher Zeit ziemlich verbreitet war; vgl. eine Inſchrift zu Sentinum in Umbrien: Soli invicto Serapidi (Dem unbeſiegten Sonnengott Serapis).

Von weitern Steinfunden ſind nur noch erwähnenswerth: Der untere Theil eines Altars ohne Inſchrift, das Bruchſtück eines achteckigen Capitäls, ſowie eines Säulenſchafts mit ſchuppenartiger Verzierung [1]).

Es galt nun feſtzuſtellen, ob wir es hier wirklich mit einer römiſchen Niederlaſſung zu thun haben, oder ob die Steine nur vielleicht früher von einem andern Orte hierher verbracht worden ſeien, und ferner, wenn möglich, noch Weiteres und namentlich die fehlenden Stücke aufzufinden; überhaupt die Fundſtätte genau zu unterſuchen.

Zu dieſem Zwecke wurde der ganze Rain, wo die Steine gefunden wurden, in einer Länge von ca. 30 m abgehoben und zwar bis auf den unter der Kulturſchicht und dem ſ. g. gewachſenen Boden liegenden Kies, der an ſeiner tiefſten Stelle ca. 7 Fuß unter der heutigen Oberfläche angetroffen wurde, manchmal aber auch viel flacher lag. Soweit die vollſtändige Abhebung nicht thunlich war, wurden Gräben in das benachbarte Gelände getrieben.

Hierbei fand ſich überall, theils ſchon in einer Tiefe von ½ Fuß, eine dicke Trümmerſchicht römiſcher Ziegel, namentlich der charakteriſtiſchen gefalzten

---

[1]) Bei dieſer Gelegenheit mag auch eines ſchon früher in den Beſitz des Mannheimer Alterthumsvereins gelangten Viergötter-Altars (ohne Inſchrift) aus grauem Sandſtein, 65 cm hoch, 35 cm breit, gedacht ſein, der ſich im Dorfe Altripp ſelbſt fand. Er enthält die Paare Juno-Mercur und Minerva-Hercules.

Dachplatten, tegulae, jedoch ohne Stempel; ſolche Ziegelſtücke finden ſich auch in großer Menge auf den anliegenden Aeckern zerſtreut. Hierauf folgte eine an manchen Stellen mehrere Fuß mächtige Schicht von Bauſchutt, untermiſcht mit Trümmern von Dachziegeln und Bodenfließen, ſowie größern Stücken Fußbodens aus Kalk und Kieſelſteinen, wie ſolcher in römiſchen Gebäuden ſehr häufig vorkommt; auch einige viereckige Steine mit eingehauenen Vertiefungen, zweifellos Sockelſteine, welche zum Einlaſſen der hölzernen Thürpfoſten dienten, kamen zu Tage. Auffallend war das geringe Vorkommen von Bauſteinen; dagegen fand ſich in einer Tiefe von ca. 7 Fuß ein Boden vor, welcher aus einer Unterlage (statumen) von aufrecht neben einander ſtehenden, ca. $^3/_4$ Fuß hohen Steinen und einem über dieſen Untergrund ausgebreiteten feſten Béton (nucleus) aus Kalk und Kieſel, ungefähr von gleicher Dicke, beſtand. Dieſer Boden wurde in ſeiner ganzen Breite von ca. 30 Fuß von Oſt nach Weſt bloßgelegt, er endete in dem Hochufer. Die an den Rändern ſtehenden Steine der Unterlage waren der Feſtigkeit halber nach innen zu geneigt. Leider ließ ſich dieſe Anlage, welche ungefähr gerade da endigte, wo die Inſchriften und Bildſteine gefunden wurden, nicht weiter verfolgen, da die umliegenden Aecker bereits angebaut waren. Sie könnte ihrer Conſtruktion nach eine römiſche Straße ſein, welche dann allerdings unverhältnißmäßig breit geweſen wäre. Wir vermuthen eher, daß es eine Tenne oder ein betonirter Hofraum war.

Bei den Ausgrabungen fand ſich auch ein Skelet. Dasſelbe lag von Oſt nach Weſt (der Kopf nach Weſten), ca. 2 Fuß tief unter der heutigen Oberfläche, unter einer römiſchen Trümmerſchicht, auf dem gewachſenen Boden; leider war es ſo morſch, daß es trotz großer Vorſicht bei der Herausnahme zerfiel. Es lag auf der rechten Seite, hatte alſo das Geſicht nach Süden gekehrt, der linke Arm, beide Füße und das rechte Bein vom Knie ab fehlten. Nirgends fand ſich irgend eine Spur einer Beigabe, wie Waffen, Ringe, Gefäße ꝛc., ebenſo keine Reſte organiſcher Natur (Holz, Gewänder), noch Anhaltspunkte für eine ſorgſame Herrichtung des Grabes, als Steine, Platten ꝛc. Wir glauben deshalb, daß dieſes Skelet in keiner Beziehung zu unſerer Anlage ſteht, ſondern wahrſcheinlich von einem in den Kriegen der verfloſſenen Jahrhunderte daſelbſt gefallenen und verſcharrten Soldaten herrührt.

Das Reſultat unſerer Ausgrabungen iſt nun folgendes:

Es befand ſich an dieſer Stelle eine römiſche Niederlaſſung; dafür ſprechen die baulichen Reſte, Mörtel und namentlich die außerordentlich zahlreichen Ziegeltrümmer und Bruchſtücke römiſcher Fließen. Dieſe Niederlaſſung, wohl ſchon aus frührömiſcher Zeit ſtammend, erſtreckte ſich auch über die benachbarten Aecker. Die Bauten waren wegen der Seltenheit der Steine in dortiger Gegend wahrſcheinlich leichte Holz- und Ziegelbauten, errichtet auf Gußboden, gedeckt mit Dachplatten aus Ziegel. Doch iſt es auch möglich, daß Steinbauten vorhanden waren, deren Material von den Anwohnern mit der Zeit weggeführt wurde, wie es auch wahrſcheinlich mit den fehlenden Theilen unſerer Steine ging. Es befand ſich dort ferner ein Heiligthum (sacellum), worin die Götterbilder und Altäre aufgeſtellt waren, und vielleicht auch die Inſchrift des Kaiſers eingemauert war. Gerade weil wir unſtreitig hier eine

römiſche Niederlaſſung haben, kann nicht angenommen werden, daß unſere Steine bloß zufällig dorthin gekommen ſeien. Die ganze Anlage muß in unmittelbarer Nähe einer Feſtung gelegen haben, da ſie noch im 4. Jahrh. beſtand, denn damals war das rechte Rheinufer ſo gefährdet, daß die Anſiedler nur noch unter dem Schutze der Feſtungsmauern ſicher waren. Dieſe Feſtung ſelbſt muß ſich hiernach auch auf dem rechten Rheinufer befunden haben; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie das von Valentinian errichtete munimentum, und daß dieſes wieder das hier geweſene Caſtell von Altripp war.

Ueber die Ausgrabungen wurde ein genauer Plan angefertigt und in den Sammlungen des Mannheimer Alterthumsvereins niedergelegt [1]).

Wenn es nun in der Monatsſchrift V, S. 373 heißt, ſeit dem Beginn unſerer Zeitrechnung bis heute habe eine Auflandung des Flußbettes von 13 m ſtattgefunden, ſo müſſen wir dies auf Grundlage der hiſtoriſchen Verhältniſſe, ſowie der Funde zu Altripp, endlich in Uebereinſtimmung mit den uns mündlich mitgetheilten Reſultaten der bei Altripp in den 60er Jahren bei kleinem Waſſerſtande bewerkſtelligten Unterſuchungen des Flußbettes durch die Waſſerbau-Direction zu Mannheim aufs Entſchiedenſte für den Oberrhein beſtreiten. Nach dem gewichtigen Ausſpruche dieſer Stactsſtelle findet am Oberrhein nicht nur keine Auflandung, ſondern vielmehr eine Vertiefung des Bettes ſtatt. — Was den Neckar betrifft, ſo lag bei Heidelberg eine römiſche Brücke, deren Rooſte man im Neckarbette vor Kurzem aufgefunden hat und zwar ſo ziemlich in der heutigen Ebene der Flußſohle, ſo daß zur Evidenz nachgewieſen iſt, daß hier keine irgend beträchtliche Auflandung ſtattfand. Allerdings kann man hieraus keinen allgemeinen Schluß ziehen, denn überall kommt es auf die beſondern Umſtände an. Am alten Ausfluß des Neckars bei Altripp hat nämlich in der That eine Auflandung dieſes Fluſſes ſtattgefunden, und zwar in Folge des Umſtandes, daß der Rhein zwiſchen dieſem Orte und Neckarau durchbrach (wie wir geſehen haben, nach 850) und ſich hier ein immer tiefer und breiter werdendes Bett wühlte. Hierdurch erſt kamen einerſeits die Römerbauten, die ſich zwiſchen den beiden Dörfern durch den Rhein hinziehen, unter Waſſer, andrerſeits wurde aber der dortige alte Neckar verſandet und zurückgeſtaut in den jetzigen Lauf nach Mannheim. Die Vorgänge ſind alſo zu Altripp ganz andere, als wie ſie v. Hirſchfeld ſchildert, nicht allein die des Waſſerlaufs, ſondern auch die geſchichtlichen der Bauten dortiger Gegend, indem in der angezogenen Urkunde von 1380 von gar keinem Gemäuer die Rede iſt, das bei mittlerm Waſſerſtand aus dem Strom herausgeragt hätte.

Wenn aber in einer Urkunde von 1357 (Oberrhein. Zeitſchrift IV, S. 75) 'die Mure gein Altropf über' genannt wird, und man daraus ſchließen wollte, daß dieſe damals noch über dem mittlern Waſſerſtande hervorgeragt hätte, was aber nicht geſagt iſt, dann würde ſich dies einfach durch den damals noch

[1]) Auch kam durch die großherzogl. bad. Waſſerbau-Inſpection unter Leitung des Hrn. Oberbaurath Honſell ein Stück der bei Altripp im Rhein liegenden Trümmermaſſe des angeblichen Kloſters in die Sammlung des Vereins. Es beſteht aus Gußmauerwerk von gewöhnlichem Sandſtein und Brohler Tuffſtein (nicht aber aus Backſteinen).

ſchmälern Strom an dieſer Stelle erklären, der erſt allmählich nach ſeinem Durchbruch zu ſeiner heutigen Breite gelangte. Das erſte Mal, wo der Rhein wirklich urkundlich in ſeinem neuen Laufe erſcheint, iſt, wie oben S. 313 geſagt wurde, eine Erwähnung der Fähre im Altripper Wat a. 1262. — In der Schrift von Litzel, ehemaligem Conrector zu Speier: 'Nachricht über das Römiſche Caſtell bei Altripp' vom J. 1756 heißt es: 'Anno 1750 war der Rhein ſo nieder, daß man zu Altripp 586 Schritte vom Ufer ging, bevor man das Waſſer erreichte. Das Gemäuer ſah man indeſſen nur gegen das rechte Ufer. Nach dem linken ſchlugen die Wellen daran.' — Gerade ſo war es aber, als wir bei dem niedrigen Waſſerſtand von 1865 und ſpäter noch einige Mal die Stelle beſuchten. Auch damals war nur das viereckige Sandſteingebäude beim rechten (nicht linken) Ufer zu ſehen, während die Kloſtermauer in der Nähe des linken Ufers, bei Altripp ſelbſt noch mit Waſſer überdeckt, aber doch erkennbar war. Von gebrannten Steinen, ein Irrthum, der ſchon von Litzel herrührt, war auch hier nichts zu bemerken. Nach dem Bericht desſelben Litzel, der aber die beiden Bauten mit einander vermengt, und ſo Urheber der ganzen Verwirrung iſt, waren die angeblichen Backſteine je 1 Schuh lang und ½ breit, die Mauer ſelbſt ſei 2½ Schuh dick geweſen.

Anhang I. Ueber Valentinians Caſtelle im Allgemeinen.

Die römiſchen Befeſtigungen der ſpäteſten Kaiſerzeit unterſcheiden ſich von den frühern Standlagern (castra stativa) weſentlich durch Erhöhung der Mauern, ſowie durch Beifügungen von Thürmen oder Warten (speculae), auch deutſch burgi benannt (Vegetius IV, 10 und Wilmanns, Inscr. no. 742, 755a u. 760), wodurch ſie die ſpätern mittelalterlichen Burgen zwar vorbereiteten, aber durchaus nicht mit ihnen zu vermengen ſind (vgl. Bonner Jahrbücher XIV, S. 130 und LVIII, S. 197; Heidelberger Jahrbücher 1872, S. 251).

Ueber die Art von Valentinians Bauten gibt nun, worauf bereits Creuzer in ſeiner 'Altrömiſchen Cultur' S. 34 f. aufmerkſam gemacht hat, eine Verordnung desſelben 'de turribus limitaneis per Daciam ripensem' im Codex Theodos. lib. XV, 1, 13 Belehrung. Was aber die Stelle des Ammianus lib. XXVIII, 2 betrifft, welche von ſolchen Grenzburgen handelt, worauf wir nochmals weiter unten zurückkommen, ſo überſetzt ſie Creuzer gerade ſo, wie wir es S. 317 f. ſelbſt angenommen haben: Valentinian befeſtigte den ganzen Rhein, von Rätiens Grenzen bis an des Oceans Meerenge durch große Dämme, erhöhte die befeſtigten größern und kleinern Lagerplätze und errichtete eine Reihe von Thürmen an ſchicklichen und gelegenen Orten längs der ganzen langen Ausdehnung von Gallien hin, wobei er verſchiedentlich durch Errichtung von Bauten jenſeits des Fluſſes die barbariſchen Grenzen verkürzte.

Daß Valentinian nur an den Ufern des Rheins baute, ſagt auch Symmachus (Orat. II, 21): 'Ab ortu in oceani ostia riparum margines operum corona praetexit.' Creuzer S. 35 überſetzt: 'Vom Aufgange (Rätiens) an bis zu den Mündungen des Oceans hat er die Ränder der Ufer vorne mit einem ſchützenden Kranz von Werken verwahrt'. Daß dies nicht auf den Bergen der Pfalz geſchah, geht daraus hervor, daß gleich darauf die Rede von Häfen für die Rheinflotte iſt. Was das munimentum Valentiniani ſelbſt be-

trifft, ſo ſchildert uns, damit ja kein Zweifel am Sinn der Worte Ammians 'celsum et tutum' beſtehe, der erwähnte Redner dasſelbe mit den Worten (II, 7): stat mediae arcis aurata sublimitas, et tecto comitur pro tropeo, nach Creuzer S. 37 u. 93 'eine vergoldete Zinne oder Kuppel in der Mitte des Schloſſes', alſo ein prächtiger Kaiſerpalaſt mit hochragender Burg. Speciell werden dann noch die Thürme desſelben von Symmachus erwähnt, die vom Neckar beſpült wurden (Creuzer S. 38). Weitere Stellen über die großartigen Rheinanlagen des Valentinian vgl. bei Creuzer S. 95.

Auch zur Beantwortung der Frage 12, Jahrg. VI, S. 80 bietet ſich bei dieſer Gelegenheit Material. Unter castrum, eigentlich Lager, wurde nämlich, wie geſagt, in der letzten Kaiſerzeit der Römer etwa eine größere Befeſtigung, wovon castellum, und hiervon wieder burgus die Verkleinerung iſt, verſtanden. (Vgl. über dieſen ſpätern Begriff Mone, Bad. Urgeſch. I, S. 188, 206, 295.)

Castellum nahm in der römiſchen Vulgärſprache indeſſen bereits auch den Begriff von Dorf an, weil ſich neben den Befeſtigungen bürgerliche Niederlaſſungen gebildet hatten. Daher kommt es, daß beſonders auch in England viele Ortsnamen der früheſten Zeit damit gebildet ſind (die öfters auch cester, chester, castor etc. lauten, Formen, die ſowohl aus castrum, wie aus castellum entſtanden ſein können). In dieſem Sinne ging es nämlich ins Altengliſche über. Daneben beſteht aber auch ein erſt viel ſpäter aus dem Franzöſiſchen importirtes engliſches, in vielen jüngern Ortsnamen gebrauchtes Wort castle (ſprich cassel), das den klaſſiſchen Sinn von Burg, Schloß ꝛc. hat, der aber natürlich auch in Ortsnamen aus der Römerzeit gemeint ſein kann, wenn ein wirkliches Caſtell vorhanden war. Je nach ſeinem verſchiedenen Urſprunge iſt alſo in den Ortsnamen zu unterſcheiden, ob dieſelben 1) einem römiſchen castrum oder castellum (vgl. Kiepert, Lehrbuch §. 460); oder 2) dem Vulgärlateiniſchen, ins Altengliſche, aber auch ins Altdeutſche übergegangenen Worte ihre Entſtehung verdanken. So iſt der Name der heſſiſchen Hauptſtadt Kaſſel aufzufaſſen, welche, wie dies Förſtemann II², 391 und Duncker in ſeinen Beiträgen zum Pfahlgraben (Kaſſel 1879) S. 62 ausführt, erſt um 900 n. Chr. urkundlich erwähnt wird, als unbedeutendes Dorf oder kaiſerlicher Güterhof Chasalla, entſtanden durch Aſſimilation des t, wie auch im Namen von Caſtel bei Mainz, den das Volk Kaſſel ausſpricht (zur Römerzeit castellum Mattiacorum, vgl. Naſſauiſche Ann. VII, S. 113 ff. u. Bonn. Jahrbücher LXVII, S. 13). Ebenſo hat Keſſelſtadt am untern Main, am Ausfluß der Kinzig ſeinen Namen von einem römiſchen Caſtell (nicht aber auch Caſſel weiter oberhalb an der letztern; vgl. Steiner, Maingebiet S. 160 u. 273; Naſſauiſche Annalen XV, S. 283). In den Bonner Jahrbüchern XXVIII, S. 21 wird eine Caſſelburg erwähnt. Keſſenich bei Bonn, alt Kaſtenich, Keſtenich, gehört wohl auch hierher (vgl. Bacmeiſter, Alem. Wanderungen S. 110). Keſſel auf der linken Seite der Maas = castellum Menapiorum (Bonner Jahrb. XXXI, S. 125; vgl. LIII, S. 328 und LXV, S. 126). Das 'Käſtrich', ein Stadttheil von Mainz, hat dagegen ſeinen Namen wohl von 'Käſten', mittelrheiniſch-pfälziſch = Kaſtanien, oder von Kaſten = Scheune (vgl. oben S. 315 und Förſtemann II², 392 f.; auch Bonner Jahrb. XXVII, S. 26). Er lag ober- und außerhalb der

römiſchen castra Mogontiaca. — Einen Ort Keskaſtel im Unterelſaß will man auf ein Caesaris castellum zurückführen, wohl auch mit Unrecht.

Was nun ſpeciell Ammians Ausdruck '*Castra extollens altius*' (Valentinian erhob die Feſten höher) betrifft, ſo äußert ſich Hr. Mehlis in der Monatsſchrift V, S. 638 darüber ſo: 'Die Notiz des Ammian XXVIII, 2, 1 über die Errichtung von Befeſtigungen am Rhein (castra extollens altius) iſt auf die höhere Lage der Caſtelle zu beziehen, nicht auf die Erhöhung der Caſtellmauern; ich als gewöhnlicher Philologe vom Fach beziehe darauf die Präpoſition ex- und den ganzen Ausdruck, den Ammian vom Mauerbau anders gewählt haben würde.' Zur Illuſtration dieſes Mehlisſchen Fachurtheils mag zunächſt eine andere Stelle aus Ammian lib. XXX, c. 7, 6 dienen, welche das gerade Gegentheil beſagt, bezw. die Erhöhung der Burgen am Rhein behandelt: Valentinianus utrobique Rhenum celsioribus castris munivit atque castellis. Ebenſo lib. XXVIII, c. 2, 2 munimentum celsum et tutum, d. h. eine hohe und ſichere Befeſtigung, worunter Alta Ripa zu verſtehen iſt [1]). Der Kaiſer befeſtigte alſo die Rheingrenze auf beiden Ufern des Fluſſes durch Caſtelle, deren Mauern höhere waren als ſonſt üblich. Vgl. über ſeine Uferbauten u. A. Mone, Badiſche Urgeſchichte I, S. 202, 247—250 u. 294; II, S. 329 f. u. 334; Oberrheiniſche Zeitſchrift X, S. 397 ff.; Schmidt, Geſchichte von Heſſen II, S. 337—346, wobei freilich Vieles durch die neuern Forſchungen überholt wird; dann J. Becker, Naſſaniſche Annalen X, S. 199 f.; Bonner Jahrb. V, 233; X, 9.

Noch ſchlagender iſt aber die ganz gewöhnliche Ausdrucksweiſe, wie ſie im Corpus Iuris angewandt wird, die durch einige Kraftſtellen hier illuſtrirt ſein möge. Es heißt Lex 2 Dig. 'de servitutibus praediorum urbanorum' Lib. 8, tit. 2: Urbanorum praediorum iura talia sunt: Altius tollendi et officiendi luminibus vicini, aut non extollendi.

L. 4 — ne ius sit vicino, invitis nobis altius aedificare, atque ita minuere lumina nostrorum aedificiorum.

L. 11 Si inter te et vicinum tuum non convenit, ad quam altitudinem extolli aedificia, quae facere instituisti, oporteat, arbitrum accipere poteris.

L. 12 Aedificia, quae servitutem patiuntur, ne quid altius tollatur, viridia supra eam altitudinem habere possunt: at si de prospectu est, eaque obstatura sunt, non possunt.

L. 32 Si aedes meae serviant aedibus Lucii Titii, et aedibus Publii Maevii, ne altius aedificare mihi liceat; et a Titio precario petierim, ut altius tollerem, atque ita per statutum tempus aedificare habuero: libertatem adversus Publium Maevium usucapiam: non enim una servitus Titio et Maevio debebatur, sed duae etc.

Von einer Ueberſetzung dieſer Stellen wird hier deshalb abgeſehen, weil wir einer ſolchen, bezw. neuen Interpretation des geltenden gemeinen Rechtes,

[1]) Wie geſagt, Altripp, welches früher auf der rechten Seite des Rheins lag und mit Neckarau, dem alten Ausfluß des Neckars zuſammenhing (Monatsſchrift V, 344). Die Meinung der Bavaria, Rheinpfalz S. 588 und der 'Bilder' von Mehlis, hier ſei eine römiſche Brücke geweſen, beruht auf Irrthum.

wonach die Servitut darin beſtände, daß der Nachbar nicht auf einen Berg bauen darf, nicht vorgreifen wollen! Einſtweilen beſcheiden wir uns freilich noch mit der üblichen Auslegung des betreffenden Titels, wonach uns der Nachbar nicht durch Höherbauen Licht und Ausſicht verbauen darf, ein Satz, der auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht 'gewöhnlichen philologiſchen Fachleuten' gegenüber ſeine Geltung nicht verliert, ſelbſt wenn dieſelben wirkliche techniſche Fachleute, wie Hrn. Oberſt v. Cohauſen als Inſtanzen für ihre Ausſprüche anzuführen ſich beſtreben. Freilich gewahrt man beim nähern Zuſehen, daß dieſer letztere das gerade Gegentheil behauptet! Er iſt ja bekanntlich Hauptzerſtörer des Wahns, die mittelalterlichen auf Bergkegeln gelegenen Burgen der Pfalz und anderwärts ſeien römiſch (vgl. Correſpondenzblatt des Geſammtvereins der deutſchen Geſchichtsvereine 1880, no. 4 und 5).

Anhang II. Mons Piri.

Wenn nun Valentinian die rheiniſchen Lande vor den Ueberfällen der Alamannen nicht nur durch Anlage neuer Caſtelle oder Ausbeſſerung der beſchädigten längs des Rheinſtroms ſelber zu ſchützen ſuchte, ſondern ausnahmsweiſe auch dadurch, daß er auf der rechten Seite desſelben auf dem Gebirge im J. 369 Feſtungswerke zu errichten beabſichtigte, ſo bezieht ſich dies 1) nicht auf die Berge des linken Ufers, vgl. Ammian l. XXVIII, c. 2, 5: trans Rhenum *in monte Piri*, qui barbaricus locus est, munimentum extruere disposuit raptim. 2) Das auf feindlichem Boden vertragswidrig in Ausſicht genommene Bollwerk kam nicht zu Stande, weil die römiſchen Bauleute auf dem mons Piri von den Alamannen, die den Kaiſer vergebens durch Bitten von ſeinem Vorhaben abzubringen geſucht hatten, erſchlagen wurden. Die angefangene Gründung wurde natürlich von dieſen alsbald zerſtört. Der Umſtand, daß Ammian ſie in Verbindung bringt mit dem munimentum Valentinians bei Neckarau (das gleichfalls bereits im Feindesland angelegt worden war, d. h. auf dem rechten Rheinufer, welches vertragsmäßig im alamanniſchen Gebiete lag), d. h. daß nach Vollendung des Flußbaus bei letzterm eine zweite Feſtung (munimentum) auf dem vorliegenden Gebirge, alſo dem Odenwald, gegründet werden ſollte, machen es ſehr wahrſcheinlich, daß deren Errichtung bei Heidelberg beſtimmt war.

Hier bot ſich aber kein beſſerer Punkt dar, wie der heilige Berg am rechten Neckarufer. Auf ihm waren nicht nur aus der ältern römiſchen Zeit her die Trümmer eines Mercurheiligthums vorhanden, ſondern es war auf ihm, was bisher ganz unbeachtet geblieben iſt, ein weit ausgedehnter germaniſcher Ringwall, der noch heutigen Tags größtentheils vorhanden iſt und beide mit mittelalterlichen Kloſterruinen gekrönte Gipfel des Berges umfaßt. Dieſer war wahrſcheinlich zugleich der Sitz eines alamanniſchen Fürſten und ihn galt es daher vor Allem zu erobern und nach römiſcher Art zu befeſtigen. Wie geſagt, gelang dies aber nicht, ſo daß alſo die Trümmer der Valentinianiſchen Burg nicht noch im 9. Jahrh. vorhanden geweſen ſein können, wie Mone, Urgeſchichte II, S. 88 meint, vielmehr, wenn der Berg damals als Aberinesburg vorkommt, ſo ſtand auf ihm eine fränkiſche Burg in dem frühern alamanniſchen Ringwalle, oder aber dieſer ſelbſt wird als 'Burg' bezeichnet. Auch iſt der Name mons Piri nicht keltiſch, wie Mone angibt, ſondern der

Berg eines gewiſſen Pirus, der eben jener Alamannenfürſt geweſen zu ſein ſcheint, deſſen Sitz hier war. Vgl. Förſtemann II², S. 3, 359 u. 1197.

Der Name Pirus oder eine Ableitung davon kommt auch auf einer Inſchrift aus Oſterburken vor (Brambach no. 2064, Bonner Jahrbücher LV, S. 163). Er iſt etwas latiniſirt und kommt wohl von althochd. biru (pario), urverwandt mit griech. φέρω (vgl. Curtius⁵ S. 299). Der Name würde urdeutſch Bira, im Genitiv Birins (conſonantiſche Declination), der Name des betreffenden Berges alſo Birinsberg gelautet haben.

Dieſelbe Abſtammung, alſo von bären = tragen, hat übrigens vielleicht auch althd. bira, pira die Birne, oder wie das oberdeutſche Volk noch richtiger ſagt, 'Bire, Bir', ſo daß das lat. pirus (Birnbaum), pirum, romaniſch pera, die Birne eher aus dem Germaniſchen entlehnt zu ſein ſcheint, wie umgekehrt. Hehn, Kulturpflanzen³ S. 548 ſagt doch wohl mit Unrecht, der wilde Birnbaum (altdeutſch biriboum, pirboum) ſei urſprünglich im mittlern Europa nicht einheimiſch geweſen; daher hätten Kelten und Germanen das Wort aus dem Lateiniſchen entlehnt. Er ſelbſt gibt ja S. 458 zu, der wilde Apfel ſei bei uns urſprünglich. Nun hat aber der letzte ſtrenge Winter von 1879/80 gezeigt, daß Birnbäume der Kälte in demſelben Verhältniſſe widerſtanden, wie die Apfelbäume. Man kann daher nicht gut daran zweifeln, daß auch die wilde Birne bei uns einheimiſch iſt, wohl aber könnte ihr altgermaniſcher Name verloren ſein und durch den lateiniſchen verdrängt, da die Römer feinere Obſtſorten bei uns einführten und uns das Obſt überhaupt ja meiſtens aus der Fremde kam. Zudem zeigt das griechiſche ἄπιον (neugriech. απίδι[1]) Verwandtſchaft zu dem latein. gleichbedeutenden pirum (ἄπιος = pirus, Fem.) und iſt das α vielleicht nicht bloßer Vorſchlagsvokal, worüber hier aber nicht weiter gehandelt werden kann. (Vgl. Förſtemann II², 1196.)

Wie dem aber auch ſei, 'mons Piri' (freilich heißt es nicht 'mons Pirus', ſo daß es ein als Ortsname gebrauchtes Appellativ wäre) könnte ſprachlich zwar allerdings 'Birnbaumberg' bedeuten, allein näher liegt es doch, darin einen Eigennamen anzunehmen. Eigennamen des Stammes bir kommen aber im Altdeutſchen vor und könnte man ſie auch mit Steub, Oberdeutſche Familiennamen S. 94 f. zunächſt zu altdeutſch bero (im Genit. berin) = gothiſch baíra (Genit. baírins), der Bär, ſtellen, das im Uebrigen wohl gleichfalls auf das oben genannte Zeitwort bären (alt bërn), hervorbringen, gebären, zurückgeht.

Es wäre möglich, daß der Alamannenfürſt, der hier Pirus genannt wird, und der deutſch eigentlich Bira, Bero hieß, oder auch mit ableitendem Suffix -in Birin im Nominativ, derſelbe iſt, deſſen Namen Ammian XVI, 12, 1 und XVIII, 2, 18 mit Ursicinus ins Lateiniſche überſetzt hätte, ähnlich wie der Alamannenfürſt Agenorich in Serapion gräciſirt wurde, wenn man nicht lieber annehmen will, daß hier der germaniſche Name Ūro (eigentlich der Büffel, vgl. Steub S. 142) zu Grunde liegt, gleichwie in dem von Ammian an den gleichen Stellen genannten König Urius. — Mit dem (nach vokaliſcher Declination abgewandelten)

[1]) Dies die kultivirte Birne, welche aus Aegypten ſtammen ſoll. Die wilde Birne heißt altgriech. ἀχράς, daher neugriech. αχλάδι.

Genitiv eines Eigennamens iſt nun auch der Name Aberinesburg zur fränkiſchen Zeit gebildet, denn dies bedeutet die Burg eines gewiſſen Aberin, Abarin, oder auch Iburin, Ibirin, was entweder direkt vom gothiſchen abrs, ſtark, abgeleitet iſt, oder von dem darauf wohl zurückgehenden Worte Eber, altdeutſch ebar (= lat. aper), gothiſch ibrs oder ibrus (?), das in übertragener Bedeutung auch Fürſt, König bedeutet. In ſpäterer Zeit hieß der Berg Ebernsberg, von den Mönchen der dortigen Klöſter in Abrahamsberg verkirchlicht, bis er endlich Berg 'aller Heiligen' oder, wie jetzt, bloß Heiligen-Berg genannt wurde. Es kann nun ſein, daß die Franken einen alten Namen des Berges, Birinsberg, durch Vorſchlag eines Vokals umformten, als wäre er nach einem Aberin oder Ibirin genannt, oder aber er hieß in der That von jeher Abirinesberg, was die Römer durch Aphäreſis in mons Piri verkürzten. Valentinian verſuchte ſeine Feſte wahrſcheinlich auf dem vordern, niedrigern Gipfel, der den Neckar beherrſcht, anzulegen, wo die Ruinen des kleinern Kloſters liegen (auch das 'Heidenloch', eine alte Ciſterne), denn die Worte 'ex abdito collis propinqui barbaricus prosiluit' ſprechen dafür, daß der Haufen von Barbaren, der aus dem Hinterhalt hervorbrach, um die halbnackten römiſchen Soldaten anzugreifen, die noch Erde zum Wallbau trugen, auf dem hintern höhern Gipfel des Berges poſtirt war, wo ſpäter die Allerheiligenkirche erbaut wurde.

Was Valentinian auf dem mons Piri bei Heidelberg [1]) auf alamanniſchem Boden vergebens verſuchte, gelang ihm auch nicht ſpäter im J. 373 im Lande der Quaden, jenſeits der Donau: Ammianus XXIX, c. 6, §. 2: Valentinianus enim studio muniendorum limitum glorioso quidem sed nimio ab ipso principatus initio flagrans, trans flumen Histrum in ipsis Quadorum terris quasi Romano iuri jam vindicatis aedificari praesidiaria castra mandavit: quod accolae ferentes indigne, suique cautiores, legatione tenus interim et susurris arcebant. — Worin nun die Beweisſtücke beſtehen ſollen von der höhern Lage der Befeſtigungen des Valerian (sic!) an der Donau, von welchen Hr. Mehlis unter Bezug auf dieſe Stelle ſpricht (Monatsſchrift V, S. 638), iſt nicht erfindlich. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Große Burg bei Düſſeldorf.] In Jahrg. IV, S. 418 iſt bemerkt, daß ſich der runde Hügel an der 'großen Burg' auf der Aleſſchen Karte vom J. 1802 nicht befinde und daher zu ſtreichen ſei. Nunmehr berichtet uns Hr. Rentner Pieper in Düſſeldorf, daß er im 2. Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts dieſen Hügel bereits beſucht, und ihm derſelbe damals als eine alte Burg bezeichnet worden, von welcher der dabei gelegene Hof 'die große Burg' den Namen erhalten habe. Es kann daher die Meinung dortiger Bewohner, der Hügel ſei erſt vor 60—70 Jahren angelegt worden, nicht richtig ſein, und es ſcheint, daß der auf der alten Amtskarte J. IV, S. 76, Fig. 7 gezeichnete Waſſergraben nichts anders als der Ringgraben des Hügels iſt, und dieſer alſo mit dem Warthügel am Ickterhof gleiche Beſtimmung und Abkunft hat. Wir wünſchen denſelben daher in den neuen Beiträgen VI nicht zu ſtreichen. [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. J. Schneider zu Düſſeldorf.]

---

[1]) Mit dem Perſonennamen Pirus kann vielleicht der Biracius einer Mainzer Inſchrift (Bonner Jahrb. LXVII, S. 7) verglichen werden.

[Colonia Traiana.] Mit dem beſten Danke für die von Hrn. K. Chriſt gegebenen Aufklärungen über die von uns aufgeſtellten drei Fragen über die 'Col. Traiana' müſſen wir leider bekennen, durch das bisherige Ergebniß noch wenig befriedigt zu ſein. Wir wollen vorläufig die erſte Frage für ſich allein betrachten und die Hypotheſe, daß die urſprüngliche Benennung 'Col. Traiana' ſpäter in 'Col. Troiana' umgewandelt worden, ganz außer Acht laſſen. In der Peutingerſchen Tafel finden wir keine 'Col. Traiana', ſondern eine 'Col. Troiana', in den Handſchriften des Itinerars kommt ſowohl 'Col. Troiana' wie 'Col. Traiana' vor; in den inſchriftlichen Documenten vermögen wir weder eine 'Col. Traiana', noch etwas darauf Bezügliches aufzufinden; kein einziger alter Schriftſteller kennt eine 'Col. Traiana' am Rhein. Alſo, wo gibt es ein völlig beſtimmtes und klares Zeugniß für eine 'Col. Traiana' am Niederrhein? Möge es Hrn. Chriſt nicht verdrießen, hierüber weitere Auskunft zu ertheilen, da ja ohnehin eine eingehende Discuſſion der Frage in Folge der neueſten Ausgrabungen bei Xanten unvermeidlich ſein wird. [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. J. Schneider zu Düſſeldorf.]

[Zur angeblichen Colonia Traiana.] Die inſchriftlichen Zeugniſſe, wie ich ſie in der Monatsſchrift V, S. 272, 485 und VI, S. 68 erwähnt habe, ſprechen allerdings nicht aus, daß dieſer Ort, das heutige Xanten, eine Colonia Traiani geweſen ſei, indem ſie nur C geben, was ebenſo gut civitas bedeuten kann, gewiſſermaßen eine große autonome Gemeinde mit baulichem Mittelpunkt (cives, Gemeindeglieder) — die, wenn ſie mit größern Gerechtſamen und eigenem Statut ausgeſtattet war, municipium genannt wurde. Urſprünglich waren ſolche einfach befeſtigte Lager, neben welchen bald bürgerliche Städte erwuchſen, wie es denn bei Castra Vetera nach Tacitus' Ausdruck 'in modum municipii' der Fall war. In unſerer Civitas Traiana haben wir alſo zwar hiefür, nicht aber für ihre Eigenſchaft als Colonie, d. h. einer römiſchen Pflanzſtadt wie Trier und Köln, einen Beweis. Vielmehr rührt der Name des Ortes wohl daher, daß er der Lagerplatz der nach Trajan genannten Legio tricesima Ulpia (Traiana oder Troiana) victrix war, welche bis ins 4. Jahrh. n. Chr. am Niederrhein ſtand, von wo ſie nach Meſopotamien kam (vgl. Brambach, C. I. Rh. p. XIV praef. und p. 387 ind.; Wilmanns, Exempla II, p. 584). Als Standort derſelben 30. Legion hatte auch die Stadt Tricensima oder Tricensimae, die im J. 359 und 360 bei Ammian XVIII, 2, 4 und XX, 10, 1 genannt wird, ihren Namen, und welche Gardthauſen in ſeiner Ausgabe des Schriftſtellers für Kellen erklärt, nach dem Vorgang Anderer. Dieſes 'Kellen' war nun wohl nicht genannt von einer römiſchen Colonia, wie bisher angenommen wurde, ſondern entweder ſo wie Kehl, gegenüber Straßburg (das früher Kenel hieß, von dem alten Worte Kännel, Kennel = Kanal, Rinne), und wie noch andere Ortsbezeichnungen Kehl am obern Rhein (ſo Wolfskehlen bei Darmſtadt, Goldkehl, eine alte Goldwäſche gegenüber Daxlanden bei Karlsruhe, vgl. Monatsſchrift V, S. 619), die aber auch von dem Wort 'die Kehle', das auch 'Rinne, Flußbett' iſt, oder aber von 'Kelle', im alten rheiniſchen Sinn von Tümpel, tiefere Stelle in einem Fluß zum Fiſchfang abgeleitet werden können; oder auch das niederrheiniſche Kellen iſt ein mittelalterlicher Kelnhof, ein großes Hofgut, das einem 'Kelner, Kellner'

oder 'Keller', cellarius (Rentmeiſter, zuerſt bloß Kellermeiſter und als ſolcher auch Verwalter der Weinberge und Weingülten, dann überhaupt der Naturalvorräthe und ſonſtigen Einkünfte) gehörte oder überlaſſen war (vgl. Mone an verſchiedenen Stellen der Zeitſchrift f. Geſch. des Oberrheins, ſo I, S. 103 und Grimms Wörterbuch, wonach die eigentliche Heimat der Kelnhöfe freilich Oberdeutſchland iſt). S. auch Förſtemann, Namenbuch II², 399 u. 938.

Die Entſtehung der civitas Traiana (Troiana, Troia, jetzt Xanten) verlief nun, wie J. Becker ſowohl in den ſchon früher citirten Stellen der Naſſauiſchen Annalen, Bd. X, als dann auch in den Heidelberger Jahrbüchern von 1871 S. 216 und neuerdings wieder in den Bonner Jahrbüchern LXVII in ſeiner Urgeſchichte von Mainz ausgeführt hat, ganz analog mit derjenigen dieſer letztern Stadt, welche ebenfalls neben einem militäriſchen Standlager entſtand.

Die Beinamen der römiſchen Civitäten ſowohl wie der Colonien werden gewöhnlich von den Gentilnamen der Kaiſer abgeleitet, als Claudia, Flavia etc. Wenn wir in unſerer Civitas Ulpia Traiana auch noch das Cognomen des Kaiſers beigefügt ſehen, und dies in der Folge hauptſächlich haften blieb, ſo daß daraus der ſpätere Name Troia entſtand, ſo vertritt derſelbe hier die Stelle des eigentlichen einheimiſchen Namens, wie wir ihn z. B. in der Colonia Ulpia Petovia oder Poetovio (Pettau) in Noricum finden.

Was den Namen Castra Vetera (jetzt Birten) betrifft, ſo iſt derſelbe wohl ein ſolcher einheimiſcher, der von den Römern nur volksetymologiſch mit dem latein. vetus zuſammengebracht wurde, und das altſächſiſche watar, angelſächſ. väter, vätter (im ſpätern Hochdeutſchen verſchoben zu wazzar), das Waſſer zu ſein ſcheint. Auch in dem Namen der bekannten matronae Vataranehae oder, wie ſie mit aus der angelſächſiſchen Form erſichtlichem Wechſel des Vokals (Umlaut) wie im Ortsnamen ſelbſt auch heißen, Veteranehae ſteckt eine Beziehung auf Vetera. Sie ſind die Ortsgenien dieſer altgermaniſchen, ſpäter von den Römern befeſtigten Niederlaſſung, die mit den Veteranen des römiſchen Heeres nichts zu ſchaffen hat, wenn ſie auch wohl mit Ableitungsſilbe eigentlich Watarana, Veterana geheißen haben mag, woraus dann Vetrana und mit Umſtellung des t und Verhärtung des Anlauts das heutige Birten entſtand.

Auch in einem neuern Artikel der 'Weſeler Zeitung' wurde die alte Behauptung wiederholt, Castra Vetera oder kurzweg Vetera heiße ſoviel wie das alte Lager, weil es eines der älteſten römiſchen Caſtelle am Rhein geweſen ſei, das Auguſtus ſelbſt bei ſeiner Anweſenheit in Gallien, nach der Niederlage des Lollius, zwiſchen 18—17 v. Chr. gegen die transrhenaniſchen Germanen hätte anlegen laſſen. Allein ſchon die beigefügte Beſchreibung, welche Tacitus von der Lage dieſes Lagers gibt, das 'in einer weiten Ebene von Gefilden liege, welche von ſelbſt bewäſſert wurden', was mit der Gegend, wie ſie jetzt noch iſt, im Ganzen als übereinſtimmend conſtatirt wird, nur daß die Sümpfe durch die Kultur ausgetrocknet und zu Fruchtfeldern umgewandelt worden ſind: dies deutet ſchon auf die von uns vorgeſchlagene Ableitung von Vetera als Waſſerort.

Daß der Name einheimiſch ſei, hat auch ſchon Dederich in ſeinen Feldzügen des Druſus und Tiberius (1869) ausgeſprochen, nur hatte er irrthümlich darin eine Entſtellung aus castra Batava geſucht. Es geſchah dies aus Analogie

mit dem heutigen Paſſau an der Donau, deſſen Name aus ſolchen castra Batava entſtanden iſt, dem Lager einer bataviſchen Legion der Römer beim alten Boiodurum, das zu einer Grenzfeſtung erwuchs (vgl. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie §. 324, Förſtemann II², 216).

Weitere Beiſpiele, daß die Römer Lagern den Namen des Volkes gegeben haben, deſſen Contingent als Garniſon zuerſt oder lange Zeit darin lag, ſind zwar keine Seltenheit und könnte man vielleicht auch ein viel näheres Beiſpiel aufführen, als die in den Bonner Jahrb. XLIX, S. 136 citirten, nämlich Divitio, Divitia oder castrum Divitense gegenüber von Köln (vgl. oben S. 312 und Förſtemann II², 1444), wo die bei Ammian. lib. XXVI, c. 6, 12 (vgl. auch c. 7, 14) und lib. XXVII, c. 1, 2 mit den Tungricani zuſammen genannten Divitenses oder, wie ſie inſchriftlich am Rhein heißen, Divitienses ſtationirt geweſen zu ſein ſcheinen, als deren Heimat gewöhnlich Thracien gilt: allein der Name Vetera (Vatara) unterſcheidet ſich doch weſentlich durch ſein Suffix -ar von Batava, ganz abgeſehen von dem verſchiedenen Anlaut. Im Namen von Birten, urkundl. Biertana (Förſtemann II², 249), ſehen wir vielmehr ein B an Stelle des alten V, gerade wie ſchon ſehr frühzeitig das keltiſche Bingium — ſo bei Tacitus, der Peutingerſchen Tafel, Not. dign. und Andern [1]) —, noch jetzt Bingen, durch Verhärtung aus Vingium oder Vincum entſtand (ſo bei Auſonius und im Antoniniſchen Itinerar; vgl. Bonner Jahrb. LXIII, S. 10. Des Geographen von Ravenna 'Bigum' iſt jedenfalls nur verſchrieben ſtatt Bingum; vgl. ebenda XXI, S. 38 [2]). — Die Bedeutung zeigt das latein. wohl verwandte vincire (verbinden) als Flußvereinigung, nämlich der Nahe und des Rheins. — Auf der andern Seite dürfen wir bei dem Mangel eines Vetera entſprechenden keltiſchen Wortſtammes, und bei der Thatſache, daß es im Lande der germaniſchen Gugerner lag (Kiepert §. 454), dieſen Namen auch nicht als keltiſch erklären. Derſelbe iſt vielmehr germaniſch, nur etwas romaniſirt, und lautete in urſprünglicher Form, wie wir geſehen haben, Vatara. Er hat ſich wahrſcheinlich, wie geſagt, im Namen des Ortes Birten

---

[1]) Bei Ammian XVIII, c. 2, 4 Bingio an gleicher Stelle genannt mit 'Tricensimae', dem Standlager der 30. Legion, wo die Rede davon iſt, daß Julian i. J. 359 den Barbaren ſieben Städte am Rhein abgenommen habe. Als 'Tricensima' erſcheint der letztere Ort bei Ammian XX, c. 10 (nach Gardthauſens Ausgabe Kellen bei Cleve).

[2]) Dieſer Name wurde ganz unrichtig mit dem der germaniſchen Vangiones ſprachlich zuſammengeſtellt, deren Wohnſitze aus der Gegend von Worms über Mainz bis an die Nahe hinabreichten (vgl. Heidelberger Jahrbücher 1871, S. 211 und den Rhein. Antiquarius Abth. II, B. 19, S. 392 ff.); allein einmal lag das castellum Bingium nicht mehr im Lande der Vangionen, ſondern nach Tac. Hist. IV, 70 am linken Ufer der Nahe, d. h. zu Bingerbrück (vgl. Schmidt, Geſchichte von Heſſen II, S. 349, 358 u. 386; Walther, Heſſ. Alterthümer S. 74), ſodann iſt der Name wohl derſelbe wie der zweite Theil des galliſchen Condi-vicnum oder Condi-vincum an der Mündung des Liger, der ſpätere portus Namnetum, jetzt Nantes, worin Condi denſelben Stamm enthält, wie das gewöhnlichere keltiſche Condate, Zuſammenfluß.

erhalten, eine kleine Stunde oberhalb Xanten. Als Lokalität des römiſchen Lagers Vetera wird in der 'Weſeler Zeitung' der Fürſtenberg bei Santen (Xanten) angenommen. Dann heißt es: 'In kurzer Entfernung von dem Fürſtenberg abwärts nach Xanten lag colonia Traiana. In welchem Jahr der Kaiſer Ulpius Trajanus dieſe Colonie anlegen ließ, wiſſen wir nicht, aber wahrſcheinlich zu Anfang des 2. Jahrhunderts.' Einerſeits muß aber das Wichtigſte, was Trajan für Germanien that, ſchon vor das Jahr 100 geſetzt werden, wo er als Kaiſer am Rhein weilte (vgl. u. A. Schmidt, Geſch. von Heſſen II, 309 und 'Trajaniſche Anlagen' im 'Correſpondenzblatt des Geſammtvereins der deutſchen Geſchichtsvereine' 1879, no. 7 u. 8, wo die Anweſenheit Trajans am Rhein in den Jahren 97—99 behandelt iſt), denn ſpäter war er anderwärts zu ſehr beſchäftigt, andrerſeits iſt Hrn. Prof. Schneider darin Recht zu geben, daß es nicht zu erweiſen iſt, daß Trajan überhaupt am Niederrhein eine Colonie oder, wie man mit Bezug auf den Namen von Vetera auch geglaubt hat, ſpeciell eine Veteranen-Colonie angelegt habe, indem der Name Colonia Traiana oder Troiana, wie es in der Peutingerſchen Tafel und dem Itinerar heißt (nicht ſowohl Form eines Copiſten, welcher der fränkiſchen Sage von der trojaniſchen Abſtammung gefolgt wäre, ſondern ſchon vulgär-römiſcher Name), wohl nur in Folge des Umſtandes entſtanden iſt, daß die von Trajan errichtete zweite Trajaniſche, ägyptiſche Legion ſammt der ſpäter dazu gekommenen, gleichfalls von ihm errichteten germaniſchen Legion, die zum Unterſchied Ulpia und zugleich die dreißigſte hieß, aber nie mit dem Beinamen Traiana vorkommt, hier ihren Standort hatte. Dieſe legio tricesima Ulpia victrix kam aber erſt nach Trajans Anweſenheit in Germanien, nach dem Jahre 100 hierher. Vgl. über die beiden Legionen Wilmanns II, p. 577 u. 584.

Im Antoniniſchen Itinerar findet ſich der Name der letztern noch an dieſem Orte, wie ſie überhaupt am Niederrhein blieb bis zu den Zeiten Julians, wo im J. 359, nach Ammianus XVIII, c. 9, §. 3, die 'Tricensimani' nach Meſopotamien kamen. Da Ammian um dieſelbe Zeit auch 'Tricensima' nennt, den bisherigen Standort dieſer Legion, ein Name, der von ihm nicht genannt wird, ſo iſt es am Einfachſten anzunehmen, dies ſei damals der gewöhnliche Name für das Lager der 30. Legion geweſen, während ſich der Name der legio II Traiana oder, wie ſie zu Mainz genannt wird, Troiana (vgl. Bonner Jahrb. XIX, S. 62, XLIX, S. 154, Winckelmannsprogramm 1856, S. 7—8 und Brambach no. 1116) in dem der ſ. g. Colonia Traiana oder, wie ſie im römiſchen Volksmund hieß, Troiana oder kurzweg Troia erhalten hat.

Ptolemäus ſetzt ein Lager dieſer zweiten von Trajan errichteten Legion, mit der Ortsbezeichnung legio Traiana auch zwiſchen Mainz und Bonn an, was man früher für Coblenz angeſehen hat, während Hr. Prof. Schneider in den Bonner Jahrb. LXIII, S. 11 die Lage gegenüber Neuwied annimmt. Es fehlt zwar an Nachrichten und ſonſtigen Denkmälern, daß dieſe Legion um 100—120 oder überhaupt jemals am Rhein ſtationirt geweſen iſt, allein die Angabe des Ptolemäus, unterſtützt durch die colonia Troiana, ſo zu ſagen die Militärcolonie zu Xanten, erſcheint doch völlig glaubhaft.

Ob nun aber dieſer Ort eine eigentliche ſtaatsrechtliche Colonie war oder nur eine civitas Ulpia Traiana, mit großem Verwaltungsgebiet, wie die In-

ſchriften (Brambach 10, 82, 199, 213, 216, 314) andeuten, dies iſt bei dem Mangel an Zeugniſſen ſchwer zu ſagen. Soviel dürfte aber ſicher ſein, daß der Name der bürgerlichen Niederlaſſung, die ſich, wie gewöhnlich, bei einer Lagerſtadt entwickelt hat, aus dem der hier ſeit dem Anfang des 2. Jahrh. ſtationirten Trajaniſchen Legionen, bezw. aus dem Namen des oder der Standlager entſtanden iſt: aus den castra Ulpia der 30. Legion (beglaubigt durch die Itinerarien), ſowie aus den anzunehmenden castra Traiana oder Troiana der zweiten Trajaniſchen Legion. Die vor dem Clever Thor zu Xanten gemachten großartigen Aufdeckungen, in denen man ein praetorium erkennen will, laſſen auf den Umfang dieſer Lageranlagen ſchließen. Mag man nun aber die Sache betrachten, wie man will, immerhin gibt der Name des Kaiſers Trajanus oder, wie er beim Volke hieß, Trojanus, die Baſis des Ortsnamens ab, der ſich als Troia bis in die fränkiſche Zeit rettete. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Weiteres zur Erklärung des Ausdrucks 'Fiſimatentcher'.] Zur Deutung dieſes Ausdrucks werden S. 167 des gegenwärtigen Jahrgangs zwei verſchiedene, der Kölniſchen Zeitung entnommene Erklärungsverſuche beigebracht. Der erſte geht auf ital. fisima (Grille) = griech. φύσημα (Aufgeblaſenheit, Wortſchwall) zurück. Wiewohl ich die Priorität dieſer Conjektur beanſpruchen kann, die meines Wiſſens zuerſt von mir im Programm der hieſigen Ritterakademie 1873 aufgeſtellt wurde, muß ich dieſelbe jetzt mit dem Einſender der zweiten Erklärung verwerfen. Aber auch deſſen Verſuch, das Wort aus dem gerichtlichen Ausdruck visum authenticum herzuleiten, iſt bedenklich. An die Weitſchweifigkeit der Visa authentica hat ſich das Volk ſchwerlich dermaßen geſtoßen, daß dieſe Bezeichnung in verſchliffener Form populär werden konnte. Viel krauſer ſind ihm ſicherlich die Ambages der Urtheilsſententz vorgekommen. Das beiläufig angeführte Physicomathematica ſteht inhaltlich und lautlich noch ferner.

Eine Deutung, die beim erſten Anblick weit größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, findet ſich in Wegelers Wörterbuch der Coblenzer Mundart, der ſich auf die Anwendung dieſes Ausdrucks in L. Schückings Bauernfürſt II, 147 bezieht und Entſtehung aus Visite à ma tante annimmt. Matant und Matäntche ſind dem Volksmunde ſo geläufig, daß hier das franz. Pronomen ſeine Bedeutung ganz eingebüßt hat. So hört man z. B.: e paar âl' Matante, e Quiselsmatäntche etc. Aehnliches iſt bei den Achener Ausdrücken Manonk und Nonk für Onkel der Fall. Die deutſche Verkleinerungsendung an dem franzöſiſchen zuſammengezogenen Wortkörper könnte alſo nicht befremden. Faſt der gleiche ſprachliche Vorgang hat ſtattgefunden in dem bekannten Baſelemanes aus besar (oder beso?) los manos und in Baſelümmche (Arbeiter-Oberhemd, belgiſche Arbeiter-Blouſe) aus besar los lomos, d. i. Lendenküſſer. Zweifelhaft wird aber auch dies wieder durch die Angaben, die Hildebrand in Grimms Wörterbuch bei dem Art. Kunkelfuſen macht. Im Anſchluß an eine Verformung Viſigunk (wunderlicher Kauz) wird dort ein mittelhochd. Wort Fiſimente = unverſtändliche, leere Zierathen nachgewieſen. Von da kommt Hildebrand auf den durch den Leipziger Dialekt und Danneils Altmärk. Wörterbuch belegten

Ausdruck Fiſematentchen und ſeine Nebenform Fiſepatenten, die er beide durch 'unnützes geziertes Thun und Rede, Finten u. ä.' erklärt. Das Fiſe- müßte alſo ſelbſtändig die Bedeutung des Scheinhaften enthalten. Schließlich wird folgende ſehr richtige Bemerkung gemacht: 'Das Ganze zeigt aufs Neue, welches Alter ſolchen Volksworten beiwohnen kann, und wie ſchwer es iſt, ihrem Urſprung nachzukommen.'

Beiläufig ſei noch erwähnt, daß unſer Volkswort einen großen Verbreitungsbezirk und ſchwerlich in Köln Heimatsberechtigung hat, ſowie daß nach dem Idiotikon der Achener Mundart von Müller und Weitz die dortige Form desſelben 'Fittemataäntchere' lautet, was — ſchwerlich richtig — durch Finte-Mataäntchen erklärt wird. [Mitgetheilt von Hrn. Oberlehrer Dr. M. Fuß zu Bedburg.]

[Zu den Schildbürgern[1].] Unter Bezugnahme auf verſchiedene Aufſätze von Bader in der jetzt eingegangenen Zeitſchrift Badenia, wo indeſſen die Schildbürger ſelbſt nicht näher behandelt werden, mag noch Folgendes über dieſe Einrichtung bemerkt ſein. Die eigentlichen Wappen entſtanden zur Zeit der Hohenſtaufen durch die Anwendung der herkömmlichen Familienfarben und Bilder auf die zur Bewaffnung gehörenden einzelnen Wappenſtücke, den Schild, die Rüſtung und die eigentlichen Angriffswaffen, Schwert und Spieß. Sie führten zuſammen den Namen 'daz wâfen' oder 'wâpen'. Das Wappen im eigentlichen Sinn konnte an allen dieſen Waffen angebracht ſein, wurde aber mehr und mehr auf den Schild beſchränkt, ohne daß indeſſen der Name deshalb beeinflußt wurde, wie auch aus dem mittellateiniſchen in die romaniſchen Sprachen übergegangenen Ausdruck arma hervorgeht, der Waffen, aber auch Wappen bezeichnet. Das Waffen- und Wappenrecht war daher auch identiſch. Es war im Beſitz der Ritterbürtigen, die von dem Wappenſchild auch den Namen Schildbäre, d. h. ein Wappenſchild Führende oder Schildbürtige erhielten. Dieſes Recht konnte jedoch auch von einem Unfreien erworben werden, wenn derſelbe von einem Ritter (miles) einen Reiterdienſt oder ein ſonſtiges militäriſches Amt erhielt. So lange der Krieg rittermäßig geführt wurde, alſo bis zu Ende des Mittelalters, beſtand die Reiterei aus den ſchon beſprochenen Gleven oder Glefen (auch contrahirt Glenen), d. h. kleinen Haufen von Lanzenreitern. Zu einer Gleve, d. h. einem Spieß gehörten gewöhnlich drei Reiter, ein Ritter mit zwei berittenen Knappen, welche als Sekundanten den Ritter im Zweikampf vor einem Seiten- und Rückenangriff ſchützten und ſeinem Pferde die Zügel hielten. Dieſe Knappen waren nun nicht allein Edelknechte oder Edelknaben aus einem edeln Geſchlechte, welche durch ihre Geburt Ritter werden konnten, ſondern auch, wie geſagt, Unfreie, welche durch Vergünſtigung eines Ritters, mit Pferd und Schild, Schwert und Speer dienen konnten. Eigentlich ſchildbürtiger und rittermäßiger Armiger war aber erſt der Enkel des Mannes, welcher ſich zuerſt dem Kriegerſtande gewidmet hatte. Alle weitern Nachkommen, die dann ſtandesgemäß in ſolchem Waffenhandwerk aufwuchſen, ſind als ſchildbürtige und lehenfähige Erben geboren und bildeten auf dieſe Weiſe

[1]) Vgl. Monatsſchrift V, S. 219 und 642.

die große Zahl der dienſtmänniſchen Adelsfamilien, die eben von urſprünglichen Leibeigenen abſtammten. Der Stand der Schildgeborenen, mit dem Rechte ein Wappen zu führen, breitete ſich aber auch in den Städten aus, wo ſie die eigentlichen Garniſonsritter bildeten, aus welchen vielfach das Patriziat entſtand. Jedenfalls behaupteten die Dienſtmannen vermöge ihrer Schildbürtigkeit, neben den angeſehenſten freien Bürgergeſchlechtern den vorherrſchenden Einfluß in der ſtädtiſchen Leitung. Dadurch, daß ſie in der Stadt ihren Wohnſitz hatten, und daſelbſt auch alle bürgerlichen Rechte genoſſen, bekamen dieſe an ſich ſchon mächtigen Soldatenfamilien nach und nach die wichtigſten ſtädtiſchen Aemter und wurden demgemäß, bei ihrer Doppelſtellung zwiſchen eigentlichen Rittern und Bürgern, zu Schildbürgern. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Fragen.

1. [Römiſche Bronzeplatte aus Bonn.] Im Mai dieſes Jahres fand ein Arbeiter beim Bau der neuen Stiftskirche in Bonn, 4 m unter dem Straßenpflaſter, eine Bronzeplatte, welche den Eindruck eines Militärdienſt-Ehrenzeichens macht und in meinen Beſitz kam. An der Bonner Stiftskirche wurde ſchon vor 3 Jahren in der Tiefe von 1 m eine Römerſtraße aufgedeckt, die von römiſchen Graburnen begleitet war, und deuten römiſche Ziegel, Münzen und kleine Bronzefunde auf eine Wohnſtätte nahe der römiſchen Hauptſtraße, welche am Rhein entlang durch Bonn führte.

Jene Bronzeplatte iſt 3 cm breit, 2½ cm hoch, 1 mm ſtark; ſie hat oben eine feſte Oeſe zum Anhängen. Zwei ſcharf eingravirte Linien bilden einen Rahmen für drei Abtheilungen übereinander. Die obere Abtheilung enthält 5 Gruppen in Form des lateiniſchen V, durch 21 eingeſchlagene kleine Ringelchen von 1 mm Durchmeſſer gebildet; die mittlere Abtheilung hat in 6 ſenkrechten Linien à 5, 30 ſolch regelmäßige kleine Ringe, die untere Abtheilung in horizontaler Richtung 8 Ringe. Die Oberfläche nebſt Oeſe iſt ſtark echt vergoldet, ſtellenweiſe durch Eiſenroſt zerfreſſen, indem Eiſenſachen darauf gelegen haben.

Dem Unterzeichneten liegt für derartige Ehrenzeichen keine Analogie und keine Andeutung in den Schriftſtellern vor (annularium?). Einem Beſchlage oder Zierath widerſpricht die Oeſe, ſowie die ſorgfältige Ausführung der Gravirungen, die auf eine beſtimmte Bedeutung der Zahlzeichen hinweiſt.

Im Intereſſe der Sache wäre eine Aufklärung in dieſen Blättern erwünſcht und willkommen.

Bonn. K. v. Veith.

2. [Neujahr der Liebchen.] Mein Großvater von mütterlicher Seite, der kurkölniſche Geheimerath von Pelzer, deſſen Briefe bekanntlich Prof. Hüffer veröffentlicht hat, ſchreibt am 21. Jan. 1798 an ſeine Frau als galanter Ehemann: 'Heute iſt der Tag, wo Liebchen ſich ein neues Jahr wünſchen: ich wünſche es Dir, Herzensmädchen, alſo mehrmals'. — Der 21. Januar iſt St. Agnestag, und ich ſehe aus einem Gedicht von John Keats: the Eve

of St. Agnes, daß in England die Nacht auf St. Agnestag für Liebende eine heilige, geheimniß- und verhängnißvolle geweſen iſt. Hat man am Rhein Spuren von Aberglauben oder Bräuchen, welche ſich an den genannten Tag knüpfen? — Ich verzeichne für die Frage noch eine Stelle bei Ernſt Weyden, Köln vor fünfzig Jahren S. 114: 'Welche Kunſtwunder waren für uns Kinder die Pariſer und Nürnberger beweglichen Neujahrswünſche mit ihren Attrapen, wie ſie von Weihnachten bis zum 21. Januar, dem Tage der h. Agnes, ſo lange nämlich galten noch die Neujahrswünſche, bei den wenigen Bilderhändlern ausgehängt waren.'

Wertheim. Alex. Kaufmann.

Antworten.

Zu Frage 14, Jahrg. V, S 478 (Hummelsberg): Der Name Hummelsberg, auch Hommelsberg bei Linz am Rhein kommt von dem Perſonennamen Hummel oder Hommel, welchen Steub, Oberdeutſche Familiennamen S. 55 als Schmeichelform des alten Eigennamens Hugmar anſieht. An eine Zuſammenziehung aus 'Hohe Malberg' iſt nicht zu denken. — Was aber den Malbergskopf (nicht Malsbergskopf), die Baſaltkuppe zwiſchen Hönningen am Rhein und Waldbreitbach betrifft, ſo iſt dieſer Name nicht etwa abgeleitet von einem alten Perſonennamen Malo, ſpäter Mal, daher auch nicht genitiviſch zuſammengeſetzt, ſondern = Malberg (forum) von altdeutſchem mahal, diot-mahal, Volks- oder Gerichtsverſammlungsplatz, wovon auch das Wort Malſtatt und die Malberger Gloſſe ſtammt. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 3, Jahrg. VI, S. 79 (Krützbrand): In einem ungedruckten Weisthum der ehemaligen freien Reichsherrſchaft Saffenburg (an der Ahr) heißt es: '8°. Iſt zue Chriſt abent breuchlich, daß Jed wider vnderthan (außgenohmen die Gerichts perſohnen) Einen b(ra)ndt holtz oder Curſt brandt an daß hauß [scil. Saffenburg] bringen, darzu ſollen die drey burgemeiſters knecht an der vnderſten pforten ein obſehens haben, damit keiner außpleibe, daruon ſollen ſie haben butter vnd brott mit einer fleiſch [= Flaſche] weinß.' Aehnliche ſeltſame, ja komiſche, zur Anerkennung irgend eines Abhängigkeitsverhältniſſes dienende ſymboliſche Bräuche gab es bekanntlich im Mittelalter viele. Der vorſtehend erwähnte, am Chriſtabend einen Chriſtbrand, woraus Curſtbrand (vgl. die in dieſer Monatsſchrift V, S. 483 angeführten Beiſpiele kyrsnacht und kirstnacht = Chriſtnacht, kirsten = Chriſten) und Krützbrand entſtellt ſind, auf die Herrenburg zu bringen, war wohl vielfach verbreitet und hat wahrſcheinlich zur Entſtehung der fraglichen Redensart: Dat es Krützbrand in dem Sinne von 'Das iſt ein nichtsnutziges Geſchöpf' Anlaß gegeben. Die Entwickelung der Bedeutung hat man ſich ſo zu denken: Da das Weisthum ohne nähere Bezeichnung der Qualität bloß die Lieferung eines Stück Brennholzes vorſchrieb, ſo wählten die Lehnsleute in echt mittelalterlich ſpaßhafter Weiſe gewiß recht knorrige, ſchwer zu ſpaltende, oder, wie der Volksmund ſagt, 'nichtsnutzige' Stücke. Die deutſche Sprache hat aber zur Uebertragung gerade von

dem Holze entlehnter Begriffe auf das ſittliche Gebiet, namentlich im tadelnden Sinne, eine ausgeſprochene Vorliebe. Ich erinnere an Bengel, Flegel, Klotz, Knorr, knorrig, Klobe, klobig, Storre, ſtorrig, ſtörrig, Knoten, knotig, ſtöckiſch, ungehobelt. Indem ich hinſichtlich der eigentlichen wie der bildlichen Bedeutung dieſer Ausdrücke auf die deutſchen Wörterbücher verweiſe, führe ich beiſpielsweiſe nur an, daß nach J. Grimm Bengel = Knüttel zum Werfen oder Schlagen iſt, dann zugleich, wie Flegel, Schimpfwort, homo agrestis, rusticus, zumal ein junger, langer Aufſchößling 'Es iſt eigentlich ein Prügel, an dem nur dünne Spuren von Kunſt und Kultur zu ſehen ſind, gerade ſo wie gemeiniglich auch an dem menſchlichen Bengel, der ihn trägt.' [Mittheilung des Hrn. Progymnaſial-Rector Dr. J. Pohl zu Linz.]

Zu Frage 6, Jahrg. VI, S. 79 (Maiskolben): Nachdem Hehn (Kulturpflanzen[3] S. 443 f. u. 546) bereits die Behauptung zurückgewieſen hat, die Kornart Mais ſtamme gar nicht aus Amerika, ſondern ſei ein alter Beſitz der öſtlichen Erdhälfte, iſt es eigentlich nicht nöthig, nochmals die angebliche alte rheiniſche Maiskultur hier zu widerlegen. Wenn man aber auf Matronenſteinen Maiskolben gefunden zu haben glaubt, ſo dürfte dies wohl auf Verwechſelung mit Weintrauben beruhen, ohne daß man freilich ohne eigenen Augenſchein ein Urtheil hierüber abzugeben berechtigt wäre. Auf den zu Mannheim befindlichen niederrheiniſchen Matronenſteinen habe ich indeſſen keine Maiskolben gefunden. Die Früchte, welche hier aus den blumengeſchmückten Füllhörnern und den Körben oder Fruchttellern der Matronen hervorragen oder herabhängen, ſind Aepfel, Birnen, Trauben und Aehren. (Vgl. Haug, Mannheimer Denkſteine no. 24, 28 und 33.) Auch Lerſch, Centralmuſeum rheinländiſcher Inſchriften S. 23—34 erwähnt nichts von Maiskolben auf den von ihm eingeſehenen Matronenſteinen. — Die Matronen ſcheinen ſich durch das Obſt zunächſt als Göttinnen der Landwirthſchaft zu charakteriſiren (vgl. Stälin in den Würtemberg. Jahrbüchern 1835, S. 23 und Heſner, Das römiſche Baiern[3] S. 917), ſind aber durch ihre topiſche Namen richtiger als örtliche Schutzgeiſter aufzufaſſen (vgl. Mommſen, Archäol. Zeitung 1869, S. 89), nicht aber als keltiſche, ſondern germaniſche (Bonner Jahrb. LXVI, S. 51). [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 8, Jahrg. VI, S. 79 (Hammacher): Die Woll- (Wullen-) Weber, Bettziechenweber (Bettziech = Bettüberzug), Tucher oder Tücheler (Tuchmacher) und Hammmacher gehörten zu den angeſehenſten Zünften in den rheiniſchen Städten des Mittelalters. Der Name 'Hammacher' erklärt ſich durch althochdeutſch, altſächſ. der hamo, mittelhochd. hame, ham, angelſächſ. hama, ham, 'Haut, Hülle, Kleid, Hemd' (in übertragener Bedeutung auch ſackförmiges Fangnetz), ein Wort, welches eines Stammes iſt mit 'Hemd', das früher auch im weitern Sinn vom faltigen, langen, hemdartigen Gewand gebraucht wurde. Vgl. auch Bacmeiſter, Kelt. Briefe S. 61. Im Rheinfränkiſchen (Pfälziſchen) lautet dies Wort Hemm, und berührt ſich ſomit näher mit Hamm in Hammmacher, der im Weſentlichen nichts anders bedeutet als Hemdmacher (indusiarius). Die andern ähnlichen Wörter, welche man bei Grimm nachſehen kann, gehören nicht hierher. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 9, Jahrg. VI, S. 79 (Gürzenich): Der Name Gürzenich gehört zu den in der Rheinprovinz so zahlreich sich findenden Ortsnamen auf -ich oder -ach. Daß alle diese Namen gallo-keltischen Ursprungs und gerade so wie die deutschen Namen auf -ingen von Personennamen abgeleitet sind, und daß sie eine mit dem Namen des Besitzers bezeichnete Ansiedelung ausdrücken, ist zuletzt von Marjan in seiner Programm-Abhandlung über keltische Ortsnamen in der Rheinprovinz (Aachen 1880) wiederholt worden. Besondere Schwierigkeiten bietet demnach die Etymologie von Gürzenich nicht; indessen dürfte es doch nicht so leicht sein, mit einiger Sicherheit die gallische Grundform des Namens zu restituiren, sowie den zu Grunde liegenden Personennamen einem bestimmten Sprachgebiete zuzuweisen, da bekanntlich die keltische Endung -iâcum behufs Bildung von Ortsnamen nicht nur an keltische, sondern auch an römische und sogar an germanische Personennamen-Stämme angetreten ist: vgl. Schuchardt in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XX, 455. Als Grundform des Namens Gürzenich nehme ich nun das auch in Frankreich sich findende Curtiniâcum an. In den Actis Sanctorum (Aug. V, 391 c) wird nämlich ein nobilis Gallus, Philippus de Courtenay seu Curtiniâco erwähnt und in Ritters Geogr.-statist. Lexikon werden zwei Ortschaften Courtenay in Frankreich aufgeführt; endlich existirt auch in Belgien ein Dorf Cortenaeken, auch Cortenaken oder Curtenaken geschrieben, als dessen Grundform Grandgagnage in seinem Mémoire des anciens noms de lieux de la Belgique orientale p. 83 ebenfalls ein ursprüngliches Curtiniâcum annehmen zu müssen glaubt. Somit kann also wohl eine keltische Ortsnamenform Curtiniâcum (von einem Personennamen Curtinius abgeleitet) als gesichert betrachtet werden. Es würde sich nun noch darum handeln, ob und wie hieraus die moderne Form Gürzenich [1]) habe entstehen können. Die geringste Schwierigkeit macht das z bezw. c in Gürzenich bezw. Gurcenich: dasselbe ist aus t entstanden wie in Merzenich — Grundform Martiniâcum; in Linzenich — Grundf. Lentiniâcum; in Herzenich — Grdf. Artiniâcum; in Sinzenich — Grdf. Sentiniâcum; in Körrenzich — Grdf. Corentiâcum. Weniger einleuchtend könnte es auf den ersten Blick erscheinen, wie die in Gurcenich, Gürzenich anlautende Guttural-Media aus der Tenuis entstanden sein soll; indessen wird im Folgenden eine hinreichende Zahl von Beispielen diesen Vorgang als einen gar nicht seltenen erweisen. So hat das Lateinische cingere für cincere; digitus für dicitus; viginti für vicinti; singuli für sinculi; neglego für neclego; gladius für cladius; gloria für cloria; glocio für clocio; gracilis für cracilis; gutta für cutta. Noch häufiger tritt uns die Erweichung des k zu g in Eigennamen entgegen: das keltisch-latein. Adjektiv Andecavensis erscheint in mittelalterlichen Urkunden fast nur als Andegavensis scil. urbs i. e. l'Anjou; der Ortsname Gevenich im Kr. Cochem heißt a. 1051 noch Chevenich d. i. Caviniâcum, wogegen Gevenich im Kr. Erkelenz im 13. Jahrh. schon Gavenich (ebenfalls aus Caviniâcum) geschrieben wird; der Ortsname Cressier im schweizer Kanton Neufchatel wird von den Deutschen Grissach ge-

[1]) In Bd. III des Mittelrhein. Urkundenbuches S. 224, Nr. 275 (c. a. 1225) wird ein Winandus in Gurcenich als Zeuge erwähnt — eine ältere Form des Namens habe ich nicht ausfindig machen können.

nannt, während er a. 1180 Crisciàcum heißt: vgl. Gatſchet, Ortsetymologiſche Forſchungen S. 76; der Ort Gondorf a. d. Moſel (Kr. Mayen) iſt ein urſprüngl. kelt. Contrebia: vgl. Marjan, Programm S. 17; die oberitaliſchen Ortsnamen Gagnago, Galbisago, Gambirago, Garbugliaga, Grassaga, Gravago, Gravanago und Guzzago führt Flechia in ſeiner Dissertazione linguistica di alcune forme de' nomi locali dell' Italia superiore p. 35 sqq. alle auf hart anlautende Grundformen zurück; dem bei Förſtemann (Altdeutſches Namenbuch I, 543) citirten kelt. Perſonennamen Gonotigernus liegt eine galliſche Form Cunotigernus zu Grunde; die Ortsnamen Guiſingen (Kr. Saarlouis) und Gunningen (Oberamt Tuttlingen) heißen alt Cuisinga (Mittelrhein. Urkundenbuch II, 350) und Conninga (Förſtemann, Altd. Namenb. II², 416); die Flußnamen Gerſprinz und Geleen haben ebenfalls jetzt erweichten Anlaut, da ſie in alter Geſtalt als Caspenze (Förſtemann a. a. O. II², 392) und Kelenke (Kaltenbach, Der Regierungsbezirk Aachen S. 411) erſcheinen. Dieſe Beiſpiele für die Erweichung der gutturalen Tenuis werden wohl als ausreichende Stütze für die Annahme, daß das anlautende g im Namen Gürzenich auf einem urſprüngl. c beruhe und wir ſonach in demſelben ein altes Curtiniàcum zu ſuchen berechtigt ſeien, gelten können. Es würde nunmehr noch erübrigen, den in Curtiniàcum ſteckenden Perſonennamen Curtinius gebührend unterzubringen. Derſelbe kann ebenſo gut lateiniſch wie galliſch ſein: im erſtern Falle wäre er gerade wie Curtilius und Curtelia (beide Namen kommen bei Orelli vor) als eine Weiterbildung aus dem lateiniſchen Namen Curtius (von curtus) zu faſſen. Trotzdem aber möchte ich den Namen eher für keltiſch halten und zwar mit Rückſicht 1) auf den gall. Flußnamen Curto-gilum, jetzt Courtille (cf. Quicherat, De la formation française des anciens noms de lieux p. 51 sq.), der in Form und Bedeutung wohl dem deutſchen Flußnamen Kurt-beki (Förſtemann a. a. O. II², 436) entſpricht; 2) auf den Ortsnamen Curtoriàcum [1]), jetzt Courtray oder Cortryk, dem ein Perſonennamen Curtorius zu Grunde liegt: der Ausgang -orius iſt aber gerade in keltiſchen Perſonennamen ſehr beliebt, viel weniger in lateiniſchen; 3) endlich auf die altdeutſchen Namen Scart-olf und Scartilo (Förſtemann a. a. O. I, 1078); der germaniſche Vollname Scart-olf, deſſen erſter Theil etymologiſch übereinſtimmt mit dem in den galliſchen Koſenamen Curtorius und Curtinius vorliegenden Namenelemente Curto- (vgl. Fick, Vergleich. Wörterbuch II, 269 und III, 333) berechtigt nämlich zu der Annahme, daß in den europäiſchen Sprachen ein Stamm skarta (geſchoren, zerſchnitten: Fick a. a. O. I, 812) als namenbildendes Element vorhanden geweſen. Im Galliſchen, das in Bezug auf die Bildung ſowohl ſeiner Perſonen- wie Ortsnamen dem Germaniſchen am nächſten ſteht, haben ſich nun, wie es ſcheint, mit Curto- gebildete Vollnamen nicht mehr erhalten, wohl aber noch einige zu dieſem Elemente gehörige Koſenamen, wozu ich außer Curtorius und Curtinius auch den Namen Curtius rechne, einmal als Töpfernamen bei Fröhner Nr. 889 und dann auch als Grundlage zum Ortsnamen Curciàcum (d. i. Curtiàcum) in den Actis Sanctorum Octob. XI, 402 c, jetzt Curcy. Trotz alledem aber kann, wie ſchon

[1]) In der Not. dign. Cortoriàcum genannt.

bemerkt, der im Ortsnamen Curtiniâcum ſteckende Perſonennamen Curtinius doch lateiniſch ſein, da ſich ja über die Perſönlichkeit des Mannes, der dieſen Namen führte und ſich zuerſt dort, wo das heutige Gürzenich ſteht, anſiedelte, abſolut nichts ermitteln läßt. [Mittheilung des Hrn. Kreis-Schulinſpektor Dr. Eſſer zu Malmedy.]

Entgegnung.

Prof. Düntzer hat im diesjährigen 1. Hefte der Monatsſchrift einen Aufſatz 'Das Geburtsjahr und der Geburtsort der jüngern Agrippina' veröffentlicht, in welchem er die Beweisführung Eckhels, daß die jüngere Agrippina im J. 16 n. Chr. und ihre Schweſter Druſilla das Jahr darauf geboren ſei, gegen meine Ausführungen aufrecht erhalten will. Was mich am meiſten in Erſtaunen ſetzt, iſt nicht die Willkür der Düntzerſchen Textänderungen bei Tacitus und Sueton, nicht der mir S. 33 entgegengeſchleuderte Vorwurf der Escamotage, den ich dem Alter des Hrn. Profeſſor zu Gute halte, ſondern der Umſtand, daß Düntzer bei ſeinen Angriffen die Anerkennung, welche kein Geringerer als Mommſen meiner Widerlegung der Eckhelſchen Beweisführung gezollt hat, mit keiner Silbe erwähnt. Mommſen beginnt ſeine im XIII. Bande des Hermes 1878 veröffentlichte Abhandlung 'Die Familie des Germanikus' mit folgenden Worten:

'Die Altersverhältniſſe der Kinder des Germanikus haben in neueſter Zeit mehrfach die Forſcher beſchäftigt; und mit gutem Grund. Denn die Beweisführung Eckhels, bei deren Ergebniſſen wir uns bis dahin beruhigt hatten, hat mehrere wichtige Momente aus den Augen gelaſſen und iſt unhaltbar, wie dies namentlich Froitzheim in verſchiedenen Abhandlungen dargethan hat.'

So Mommſen, der dies Urtheil S. 254 und 255 des Nähern begründet. Ich muß es natürlich den geehrten Leſern der Monatsſchrift überlaſſen, ſich nach eingehender Prüfung der genannten Abhandlungen ſelbſt zu entſcheiden, ob Mommſen in dieſem Falle mit Recht auf meine Seite trat, oder ob Düntzer Beifall verdient, der ſich gegen mich wendet. Darin aber wird mir ſchon jetzt jeder Einſichtige Recht geben müſſen, daß bei Düntzer die völlige Ignorirung der Mommſenſchen Arbeit, einer Arbeit von unendlich bedeutenderer Autorſchaft als der meinigen, durchaus zu tadeln iſt. Denn hat Düntzer die Mommſenſche Arbeit gekannt, nun dann hätte er auch den größern Gegner nennen und angreifen müſſen, oder er hat ſie nicht gekannt, wie ich indirekt aus den Worten S. 24: 'A. Schäfer und Bergk ſtimmten bei' ſchließen darf, nun dann verdient er mit Recht den Vorwurf, den man ſonſt nur Anfängern zu machen pflegt, daß er nämlich bei der Behandlung einer wiſſenſchaftlichen Streitfrage, über welche erſt wenige Arbeiten in den gangbarſten Zeitſchriften erſchienen ſind, nicht einmal die einſchlägige Literatur beherrſchte, als er zur Polemik ſchritt.

Straßburg i. E. Dr. Froitzheim,
Oberlehrer.

Erwiederung.

Zur Beruhigung des Hrn. Oberlehrer Dr. Froitzheim bekenne ich, daß ich durch einen unverantwortlichen Zufall die betreffende Mommſenſche Abhandlung überſehen habe, dieſelbe mir erſt eine Woche vorher, ehe mir dieſe 'Entgegnung' zu Geſicht kam, zufällig bekannt geworden, und ich ihm deshalb geſtatten muß, dieſe Unkenntniß nach Herzensluſt zu ſeinen Gunſten gegen mich auszubeuten. Mommſen geſteht freilich Froitzheim zu, daß er mit guten Gründen Eckhels Annahme beſtritten (S. 254), was ich nicht zugebe, er beſtätigt eine von ihm gemachte Widerlegung Bergks (S. 250, 1), worin ich wieder nicht beiſtimmen kann, billigt, wie ich auch gethan, einen Widerſpruch gegen denſelben (S. 252, 2), die Richtigkeit eines andern Verſuches bezweifelt er (S. 254, 3), weiſt Froitzheims Deutung der Worte continuo triennio, auf welche dieſer fußt, entſchieden zurück (S. 254, 4) und erklärt ein paar ſeiner Aufſtellungen für 'mißlungen' (S. 259 f.), andere für 'ebenſo verwegen wie bodenlos' (S. 260, 1). Wenn Froitzheim ſich auf dieſe Urtheile Mommſens ſelbſtbewußt ſtützen zu dürfen glaubt, ſo iſt dies ſeine Sache. Seine Aufnahme des Vorwurfs einer wiſſenſchaftlichen 'Escamotage' als einer Beleidigung verkennt das Recht der Kritik, die jedes Verfahren mit ſeinem Namen benennen ſoll, da ſie nie die Perſon, ſondern nur die Sache im Auge hat. Mit Mommſens Anſicht, die von der Froitzheimſchen völlig abweicht, gedenke ich mich nächſtens auseinanderzuſetzen; er ſelbſt geſteht, daß ſeine Annahme über den Bericht der Schwangerſchaft Agrippinas im Winter 14 ein Nothbehelf ſei, und er nur über den Zaun geklettert, weil er keine Pforte habe finden können. Seine Gründe gegen Eckhel ſcheinen mir nicht ſtichhaltig. Meine Widerlegung Froitzheims bleibt beſtehen. Mommſen hat auf andere Weiſe deſſen Anſicht zurückgewieſen.

Köln. H. Düntzer.

Druckfehler.

Jahrg. VI,	S. 68,	Z. 15	lies:	486	ſtatt:	487.
„	S. 74,	Z. 8	„	81	„	84.
„	S. 86,	Z. 12	„	oder vor Aſchermittwoch	„	Aſchermittwoch.
„	S. 169,	Z. 18	„	169	„	175 f.
„	S. 170,	Z. 5	„	magnorum	„	magna.

Inhalt.

Seite

Oppidum Aduatucorum von Cäſar belagert im Jahre 57 v. Chr. (Mit Karte.) Von General K. von Veith. 229

Die römiſche Militärſtation bei Heidelberg. II. (Mit drei Plänen.) Von Karl Chriſt. 239

Römerſtraßen zwiſchen Maas und Rhein. (Mit Karte.) Von J. Schneider. 256

Antiquariſche Miscellen. I. (Mit Abbildung.) Von J. Schneider. . 261

Zur Geſchichte des Aventinſchen Nachlaſſes. Von J. W. Schulte. . . 265

Die Ausgaben der Stadt Minden im Jahre 1365. Von F. Philippi. 272

Zwei Abendmahlsbilder von Quintin Maſſys dem Jüngern. Von K. J. Oppenheimer. 278

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465). Von Karl Menzel. (Fortſetzung.) 284

Literatur 299

Kleinere Mittheilungen 308

Allerlei 312

Fragen 336

Antworten 337

Entgegnung 341

Erwiederung 342

Druckfehler 342

Fr. Lintz'ſche Buchdruckerei in Trier.

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

FONTES
BODL: LIBR
PERIODICALS

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



8. und 9. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Das römiſche Trier.

Von Felix Hettner.

Triers Glanzzeit war das vierte chriſtliche Jahrhundert. Von Diocletian zur Weſtreſidenz der Monarchie erhoben, haben von hier aus Maximian und Conſtantius, Conſtantin und ſeine Söhne, Valentinian und Gratian, und Gratians Mörder Maximin die Geſchicke Galliens, Britanniens, Spaniens, Afrikas geleitet.

Bevor die Kaiſer hier ihren Sitz aufſchlugen, war Trier in ſeiner Entwicklung den rheiniſchen Städten Argentoratum, Magontiacum, Colonia Agrippinensis kaum voraus; alle Funde bedeutenderer Art weiſen auf die ſpäte Zeit der römiſchen Herrſchaft. Und hinter den galliſchen Städten, hinter Lugudunum, Massilia und manchen andern Städten der Provence, ſtand Trier an Größe und Pracht weit zurück. Seine geographiſche Lage muß es geweſen ſein, die ihm die bevorzugte Stellung gab. Die Zeit der raſtlos vorſchreitenden römiſchen Eroberungspolitik war längſt vorüber; es galt das Eroberte feſtzuhalten. Die Hauptgefahr für den Weſten drohte von den Germanen jenſeits des Rheins. Triers Entfernung vom Rheinſtrome bot die nöthige Sicherheit vor dem erſten Anprall der germaniſchen Schaaren, ſeine Lage an der Moſel zugleich die Möglichkeit, den Rhein ſchnell zu erreichen. Man lebte zu Trier im Schooße des Friedens [1]) und konnte doch in wenigen Stunden an der Stelle der Entſcheidung ſein.

Die Anweſenheit der Kaiſer prägte Trier den Stempel auf. Auf ihren Machtſpruch erhoben ſich Prachtbauten erſten Ranges. Nur wenige ſind noch erhalten, aber ſelbſt dieſe geben uns von dem Glanze der römiſchen Kultur eine Vorſtellung, wie es diesſeits der Alpen nur Arles und Nimes und ſelbſt in Italien nur wenige Städte zu geben vermögen. Ein Kaiſerpalaſt erhob ſich, der in ſeinen ſtolzen Ruinen mit den Kaiſerpaläſten Roms wetteifert, Thermen, die

---

[1]) Auson. Ordo nob. urb. IV.

Armipotens dudum celebrari Gallia gessit
Trevericaeque urbis solium, quae proxima Rheno
Pacis ut in mediae gremio secura quiescit.

dem Bau Caracallas wenig nachſtehen, ein mit Säulenhallen geziertes Forum, Baſiliken, ein Amphitheater, ein circus maximus, ein gewaltiges Stadtthor, ein reich geſchmückter Triumphbogen.

Und der Luxus der Privaten blieb nicht zurück hinter dem Luxus der Kaiſer.

Die Atrien der Privathäuſer wurden mit Säulen aus italiſchem, griechiſchem und numidiſchem Marmor geziert, die Fußböden und Wände mit den kunſtvollſten Marmortäfelungen bedeckt. Auſonius berichtet uns, daß die Marmorſägemühlen an der Ruwer weder Tags noch Nachts zur Ruhe kämen [1]). Die herrlichſten Moſaikböden lagen in den meiſten Zimmern, Wandmalereien vorzüglichſter Technik bedeckten die Wände. — Marmorſculpturen mußten zur Zierde der Gärten und Bäder den weiten Weg über die Alpen wandern.

Die ganze Umgegend war voll der ſchönſten Villen, die einen zum Aufenthalt während der Hitze des Sommers, die andern für die Jagdfreuden beſtimmt. Grabmonumente von größtem Umfange und reichſter Ausführung ehrten das Angedenken an die Verſtorbenen.

Trier iſt wahrſcheinlich unter Claudius gegründet; ſeine Entſtehung unter Auguſtus anzunehmen, wie man früher verlockt durch den Namen colonia *Augusta* Treverorum that, verbietet die Art, wie Agrippina in den Tagen des Regierungsantrittes des Tiberius von den Treverern ſpricht und ſie als externae fidei [2]) bezeichnet. Dagegen wird in den Kämpfen des Civilis Trier ausdrücklich Colonie genannt [3]).

Die Verſuche, welche gemacht worden ſind, den Umfang der erſten Anlage zu beſtimmen, welche ſich nicht auf Bodenfunde beſonders alterthümlichen Gepräges ſtützen, ſondern nur dem Laufe der heutigen Straßen folgend, ein in der Mitte der Stadt gelegenes Rechteck ausſchneiden, kann ich billig übergehen [4]). Nach Norden

[1]) Auson. Mosell. 362.

[2]) Tacit. Ann. 41.

[3]) Tacit. Hist. IV, 62: legio sexta decuma a Novaesio in coloniam Treverorum transgredi iubetur.

[4]) Für die Annahme, daß ſchon in vorrömiſcher Zeit an Stelle des heutigen Trier eine Niederlaſſung beſtanden, geben keinerlei Funde einen Anhalt. — Mit der Feſtſtellung des Umfangs der erſten römiſchen Anlage hat ſich namentlich Leonardy, Geſchichte Triers S. 133 f. beſchäftigt: er iſt der Meinung, daß der Dom außerhalb der Mauern geſtanden haben müſſe, daß nach Norden die Dietrichſtraße, nach Süden eine von der Moſelbrücke nach den ſ. g. römiſchen Bädern führende Straße den Abſchluß gebildet habe. Aber

hin, glaube ich, hat ein Mauerzug in der Linie der Porta nigra immer den Abſchluß gebildet; denn es bliebe ſonſt unverſtändlich, warum der römiſche Leichenacker erſt vor der Porta nigra beginnt und man ſüdlich von der Porta niemals auf Gräber geſtoßen iſt. Nach Weſten wird immer die Moſel den Abſchluß gebildet haben; dagegen könnten die Mauern nach Süden und Oſten mehrfach verſchoben worden ſein. — Als cardo maximus iſt eine bei Neubauten mehrfach zu Tage getretene Straße anzuſehen, welche bei der Porta nigra beginnend, die Stadt ſchnurſtracks durchſchneidet [1]). Die Aufzählung der andern aufgefundenen Straßenreſte dagegen darf ich unterlaſſen, da aus denſelben das Straßennetz der antiken Stadt auch nicht im Allgemeinſten zu gewinnen iſt [2]). Wenn ſeit den Jahrhunderten, wo das moderne Trier ſich auf den Reſten des alten erhebt, und faſt bei jedem Neubau römiſches Mauerwerk aufgefunden wird, unſere Antiquare: Browerus und Maſenius, Wiltheim und Hontheim dieſe Mauerzüge mit der Sorgfalt verzeichnet, die ſie den noch als Ruinen ſtehenden Bauten, den Inſchriften und Sculpturen gewidmet, würden wir zu einer Reconſtruction der antiken Stadt gelangen können; jetzt iſt dieſe Hoffnung über Bord zu werfen; nur über die wenigen, im Süden

---

die bei der Renovation unter der Baſilika und von Wilmowsky unter dem Dome (vgl. Wilmowsky, Der Dom zu Trier S. 2) aufgefundenen alten römiſchen Anlagen beweiſen für den öſtlichen Abſchluß das Gegentheil. Eine von der Moſelbrücke nach den ſ. g. römiſchen Bädern führende Straße iſt allerdings gerade in den letzten Jahren bei Anlegung der neuen Kaiſerſtraße mehrfach zu Tage getreten, aber von einem ſich an dieſe anſchließenden Mauerzuge iſt keine Spur gefunden worden. Die Dietrichſtraße als Nordgrenze anzuſehen, ſcheint mir reine Spielerei zu ſein. Chriſt. Wilhelm Schmidt, Baudenkmale der römiſchen Periode und des Mittelalters in Trier. Römiſche Baudenkmale II, S. 9 ff. bietet namentlich für die Frage nach der Südgrenze wichtiges Material.

[1]) Man ſtieß auf ſie im Garten des Herrn Götſchel (Brodſtraße 260), ferner mehrfach bei Neubauten auf der rechten Seite der Saarſtraße.

[2]) Das vorhandene Material findet ſich geſammelt in Schneemann, Das Römiſche Trier und die Umgegend, Trier 1852; wichtige Notizen enthalten ferner die Jahresberichte der Geſellſchaft für nützliche Forſchungen. — Als decumani, d. h. als auf den cardo maximus rechtwinklig ſtoßende Hauptſtraßen möchte ich eine von dem Palaſtplatz führende Straße (aufgedeckt Brodſtraße 260, vgl. Schneemann S. 2) und ferner eine beim Bau des Redemptoriſtenkloſters aufgefundene, 30 Fuß breite Straße (vgl. Schneemann S. 3, 11a) anſehen.

und Osten gelegenen Theile, um welche die antike Stadt die heutige überragte, wird sich noch Einiges ermitteln lassen.

Aus der ersten Periode der Stadt kennen wir weder die Lage des Forums, noch die der Tempel, der Curie, der Basilika; nur gehören vielleicht in diese Zeit die Pfeiler der Moselbrücke, welche wenigstens sicher römischen Ursprungs sind [1]). Und fassen wir den Rahmen weiter und umfassen die ersten zwei Jahrhunderte, so ist hier auch des Amphitheaters Erwähnung zu thun, welches, wie dessen außerordentlich sorgfältige Bauart zeigt, früher als die andern Trierer Bauten entstanden ist. — Das Amphitheater liegt im äußersten Südosten der Stadt; der östliche Halbkreis lehnt sich an einen natürlichen Hügel an, der westliche dagegen ist, wie die von Hrn. von Wilmowsky in den sechziger Jahren daselbst veranstalteten Ausgrabungen [2]) ergeben haben, künstlich aufgeführt. Es ist heute wenig mehr erhalten: nur die Arena nebst einer bis zum Beginn der Sitzreihen führenden Mauer, die Reste der Thierkäfige, ferner am Ende jeder Seite der Arena je ein dreithoriger Eingang. Die Eingänge sind durch mächtige Thürme, die den Druck der Erdmassen abhalten, flankirt. Von den Thoren führt das mittelste in die Arena, die beiden andern zu den Zuschauersitzen. Zu letztern gelangte man auch durch zwei tunnelartige Eingänge von der Stadtseite aus. Die Arena ist größer als die pompejanische, kleiner als die des Colosseums [3]). Die Zahl der

---

[1]) Aus dem Bau selbst, der aus großen Basaltquadern besteht, läßt sich für die chronologische Datirung kein Anhalt gewinnen. Der Ansicht Schmidts (Baudenkmale S. 77) und Leonardys (Geschichte S. 143), daß es langer Zeit bedurft habe, bis die Römer eine solche genaue Kenntniß der geognostischen Verhältnisse unserer Gegend erlangt und so gute Wege gebaut, um das verwandte Material auszusuchen und zu transportiren, steht doch die Thatsache entgegen, daß die Römer überall die eroberten Länder mit unglaublicher Schnelligkeit zu kultiviren verstanden und gerade der Wegeanlage sich in erster Linie widmeten. — Die Brückenpfeiler dienten nicht als Unterlage für Holzbalken, sondern waren mit steinernen Bogen überwölbt. Vgl. die Aeußerungen des Regierungsraths Seyffarth und Architecten Arendt in den Jahresberichten der Gesellsch. f. nützl. Forsch. 1872—1873, S. 17.

[2]) Vgl. Jahresberichte der Gesellschaft für nützl. Forschungen 1855, S. 3 ff.

[3]) Vgl. die Zusammenstellungen der Maßverhältnisse der verschiedenen Amphitheater bei Friedländer, Darstellung aus der Sittengeschichte Roms II, S. 457. — Bei dem Trierer Amphitheater beträgt die große Axe der Arena 70,62 m, die kleine 49 m.

Zuſchauerplätze wird ſich nicht mehr beſtimmen laſſen; auch die Wilmowskyſchen Ausgrabungen geben meines Erachtens zu einer Berechnung nicht genügenden Anhalt. Und ebenſo wenig wiſſen wir über den Aufbau und Außenbau des Gebäudes. Denn wenn Wilmowsky zur Reconſtruction derſelben eine von Wyttenbach bekannt gemachte Zeichnung herbeizieht, welche Clotten als Zugabe zu der Urkunde, worin Johann I. dem Kloſter Hemmerode die Reſte des Amphitheaters als nutzloſes Gemäuer verſchenkt, in dem Archiv dieſes Kloſters gefunden haben will, ſo erweiſt eine genaue Betrachtung dieſer Zeichnung und eine Würdigung des ſchlechten Leumunds Clottens, der als Inſchriftenfälſcher ſchon längſt bekannt, ſich auch als Fälſcher von Zeichnungen erweiſen läßt, dieſe als elendes Falſificat [1]).

Das Dunkel, welches die Geſchichte der Entwicklung der Stadt umhüllt, beginnt ſich erſt zu lichten ſeit den Tagen, wo die Kaiſer hier ihre Reſidenz aufſchlugen. Namentlich wird Conſtantin als Förderer der Stadt genannt; es iſt der Panegyriker Eumenius, der ihn als ſolchen preiſt. Die Stadt könne ſich freuen, daß ſie in Trümmer gefallen, da ſie in größerm Umfange und in ſtattlicherer Geſtalt ſich jetzt von Neuem erhebe. „Ich ſehe hier", ruft Eumenius, „einen circus maximus, der dem römiſchen an Größe gleicht, ich ſehe Baſiliken und ein Forum, wahrhaft königliche Werke

[1]) Schon Schneemann hat in einer Notiz, die Ladner nach deſſen Tode in den Jahresberichten der Geſellſchaft für nützl. Forſchungen 1865—68, S. 23 bekannt gemacht hat, auf die zwei gewichtigſten Gründe, welche gegen den Zuſammenhang der Clottenſchen Zeichnung mit dem Amphitheater ſprechen, hingewieſen; nämlich erſtens, daß Hontheim, welcher die betreffende Schenkungsurkunde zuerſt veröffentlichte, von der Zeichnung ſchweigt, zweitens, daß der Erzbiſchof Johann ſicherlich nicht die Ruinen 'als nutzloſes Gemäuer' zum Abbruch beſtimmt hätte, wenn ſie noch in dem Umfange geſtanden hätten, wie es die Clottenſche Zeichnung angibt. Schneemann ſelbſt ſpricht nicht aus, ob er die Zeichnung nur nicht für zuſammenhängend mit dem hieſigen Amphitheater, oder für falſch hält; Ladner bezieht ſie auf den Trierer circus maximus. — Indeß kann es einem Gewährsmann wie Clotten gegenüber nicht zweifelhaft ſein, wie zu urtheilen iſt. Wer als Inſchriftenfälſcher in dem Maße entlarvt iſt, wie Clotten und ſich durch die unmöglichſten Vaſenzeichnungen auch als Fälſcher von Zeichnungen bekundet wie er durch die Tafel zu S. 109 des erſten Bandes der Wyttenbachſchen Geſchichte Triers, hat jedwedes Vertrauen verſpielt. — Die Clottenſche Zeichnung, die nach Wilmowsky (a. a. O. S. 9 Anm.) Eigenthum der Stadtbibliothek war, iſt aus derſelben verloren gegangen; ſie iſt abgebildet bei Wyttenbach, Verſuch einer Geſchichte von Trier I, S. 91.

und Stätten der Gerechtigkeit zu einer Höhe emporſteigen, daß ſie ſcheinen die Sterne und das Himmelszelt berühren zu wollen [1])."

Aber ſelbſt mehr noch als der Panegyriker laſſen diejenigen, welche ſich in älterer und neuerer Zeit mit dem Studium der hieſigen Alterthümer beſchäftigen, Conſtantin zum Wohlthäter Triers werden; es iſt wohl keine der großen Bauten, die ihm nicht von dem Einen oder Andern zugeſchrieben wäre, an vielen haftet ſein Name noch bis auf den heutigen Tag. Ich glaube, mit Unrecht. Conſtantin hat vom Jahre 306—312 zu Trier reſidirt, von da ab hat er ſich nur vereinzelt hier aufgehalten [2]). Die Rede des Eumenius iſt gehalten im Jahre 310. Eumenius hat, denn es erfordert ſo der Zweck ſeiner Rede, durch welche er den Kaiſer beſtimmen wollte, Autun in gleicher Weiſe mit Prachtbauten zu ſchmücken, wie Trier, ſicherlich alle Bauten aufgezählt, welche Conſtantin in Trier aufgeführt, hätte auch alle, wenigſtens alle größern Bauten erwähnt, die damals im Bau begriffen oder auch erſt projectirt waren. Wer alſo Conſtantin zum Erbauer einer größern Anzahl von Gebäuden machen will, als Eumenius aufzählt, iſt gezwungen, dieſelben plötzlich projectiren und in den Jahren 311 und 312 entſtanden ſein zu laſſen.

Dieſe Sätze beziehen ſich in erſter Linie auf die im Südoſten der Stadt gelegene ſchöne, maleriſche Ruine [3]), welche, in verſchieden-

---

[1]) Eumenius (VII. incerti panegyr. Constantino Aug. dictus; XXII): . . . sicut video hanc fortunatissimam civitatem, cuius natalis dies tua pietate celebratur, ita cunctis moenibus resurgentem ut se quodam modo gaudeat olim corruisse, auctior tuis facta beneficiis, video circum maximum aemulum, credo, Romano, video basilicas et forum, opera regia, sedemque iustitiae in tantam altitudinem suscitari ut se sideribus et caelo contigua et vicina promittant.

[2]) Görres, Welche römiſche Imperatoren haben längere oder kürzere Zeit zu Trier reſidirt? Picks Monatsſchrift III, S. 230 Anm. 1.

[3]) Leider fehlt es bis jetzt noch an einer genügenden Edition dieſes Bauwerkes. Indeß ſteht eine ſolche von Hrn. Regierungs- und Baurath Seyffarth demnächſt zu erwarten. Vor der Hand muß noch auf Chriſtian Wilhelm Schmidt, Die römiſchen Baudenkmale Triers II verwieſen werden. — Ueber die Schickſale, die das Gebäude im Mittelalter zu erdulden gehabt, vgl. Ladner in den Jahresberichten der Geſellſchaft für nützliche Forſchungen 1859/60, S. 54. Für weniger glücklich halte ich desſelben Autors Ausführungen im II. Hefte der Mittheilungen aus dem Gebiete der kirchl. Archäologie und Geſchichte der Diöceſe Trier.

ſter Weiſe gedeutet, allgemein dem Kaiſer Conſtantin zugeſchrieben wird. Die Entſcheidung der Frage, mit welchem Rechte dies geſchieht, fällt meines Erachtens zuſammen mit der Entſcheidung der Frage nach ihrer ehemaligen Beſtimmung. Man hat in dieſen Ruinen ein Theater, einen Senatorenpalaſt ſehen wollen, aber der Grundriß des Gebäudes verbietet zwingend dieſe Benennung. Eher wäre zu erwägen, ob es Thermen geweſen. Aber dieſe Bezeichnung, die, ſchon im 17. Jahrhundert aufgekommen, mit Zähigkeit an dieſen Ruinen haftet, gründet ſich nur auf die Großartigkeit der Anlage, auf die Nähe der von der Riveris den Bergen entlang geführten Waſſerleitung und auf die Auffindung von Heizanlagen; Badevorrichtungen aber ſind in dieſen Räumen niemals entdeckt worden [1]). Dagegen laſſen die Ausgrabungen, welche jetzt ſeit drei Jahren in St. Barbara geführt werden, dort eine weit ausgedehnte Thermenanlage mit Sicherheit erkennen. Daß aber außer dieſen Thermen, die ihrem Umfange nach nicht etwa mit den kleinen pompejaniſchen Anlagen zu vergleichen ſind, ſondern den ſtolzen Prachtbauten eines Caracalla, Diocletian und Conſtantin zu Rom faſt gleich kommen, in Trier eine zweite derartige Anlage beſtanden habe, wird ernſtlich Niemand in den Sinn kommen. Fällt aber für unſere Ruine die Bezeichnung als Thermen, dann wüßte ich in der That nicht, was man in dieſer ausgedehnten, großartig componirten, luxuriös ausgeſtatteten Anlage anders erblicken könnte, als einen Kaiſerpalaſt.

---

[1]) Alexander Wiltheim ſagt in ſeinem kurz nach dem Jahre 1630 begonnenen Werke Luciliburgensia S. 122: Thermas, sunt qui dicere malint, argumento Oleviae rivi in proximō decurrentis et reliqui, sub fornice pavimenti. Den lebhafteſten Vertheidiger fand dieſe Anſicht an dem franzöſiſchen Architecten Peyre (Mémoires de l'inst. nation. des sciences et arts. Classe de littr. II. Paris an. VII, p. 549), der aber die unterirdiſchen Gänge für die Dienerſchaft und die Heizkanäle irrthümlich für Waſſerkanäle hielt. — Steiningers Broſchüre 'Die Ruinen am Altthore zu Trier', Trier 1835, hat das Verdienſt, die Peyreſchen Irrthümer zu berichtigen; ſeine eigene Ausdeutung als Theater iſt freilich grundfalſch und wird nur begreiflich, wenn man bedenkt, daß zu ſeiner Zeit wenig mehr als die große Apſis ausgegraben war. Schmidt äußert (Jahresberichte d. Geſellſchaft für nützl. Forſch. 1872/73, S. 14) die Anſicht, das Gebäude ſei ein Senatspalaſt; er gibt an, daß Venantius Fortunatus von der Ruine eines prachtvollen Senatsgebäudes in Trier ſpreche. Sollten die Worte des Venantius: et floret senior, te reparante domus, zu dieſem Mißverſtändniſſe Anlaß gegeben haben?

Durch die Ausgrabungen, welche in den letzten Jahrzehnten von Hrn. Regierungs- und Baurath Seyffarth geführt worden ſind, ſind die frühern Aufnahmen dieſes Gebäudes in vielen Punkten berichtigt und bedeutend vervollſtändigt, leider ſind ſie aber, weil dies im Weſten gelegene Häuſer verhindern, nicht zum Abſchluß gebracht worden.

Nach Oſten bildet das Ende des Gebäudes ein großer rechteckiger, an drei Seiten ſich in Apſiden erweiternder Saal. An der vierten, weſtlichen Seite desſelben liegt der Ausgang zu einem kleinern, ebenfalls mit zwei Apſiden verſehenen Gemache. Darauf folgt ein runder, ehemals wahrſcheinlich mit einer Kuppel gekrönter Raum; aus dieſem gelangt man in den Hauptſaal: einen enormen Bau von 60 m Länge und einem runden Ausbau. Vor dieſem Saal liegt ein großer mit Portiken gezierter Hof. — Weiter nach Weſten ſind die Ausgrabungen, wie bemerkt, nicht geführt worden, aber bei Anlegung von Gerbergruben konnte man feſtſtellen, daß daſelbſt kleine, aber prächtig ausgeſtattete Zimmer gelegen haben. Dieſe Zimmer bildeten wahrſcheinlich die eigentlichen Wohngemächer des Kaiſers, die großen, jetzt freiliegenden Räumlichkeiten die Feſtſäle.

Der Bau fällt, wie das aus abwechſelnden Schichten von Kalkſteinen und Ziegelplatten beſtehende, nicht ſehr ſorgfältig gearbeitete Mauerwerk zeigt, in die ſpätrömiſche Zeit. Einen genauen Anſatz wüßte ich aus äußern Gründen nicht zu gewinnen. Aber hat nicht den höchſten Grad innerer Wahrſcheinlichkeit die Annahme, daß der Kaiſerpalaſt in Trier entſtanden, als die Kaiſer in Trier zu reſidiren begannen? Mag vor den Tagen Maximians ein Abſteigequartier für eine etwaige Herkunft der Herrſcher in Trier geweſen ſein, ſicherlich war ein Gebäude, welches für einen bleibenden Aufenthalt genügte, nicht vorhanden. Aber als Diocletian die Verwaltung des römiſchen Reiches in der Weiſe regelte, daß Trier zur Reſidenz für den Weſten auserleſen, zum Hauptſitz von Gallien, Britannien, Spanien, wo bleibend ein Cäſar oder Auguſtus weilte, muß der Neubau eines Palaſtes ſchnell dringendes Bedürfniß geworden ſein. Es iſt durchaus unglaublich, daß Maximian und Conſtantius Chlorus [1]) lange Jahre hindurch und ebenſo Conſtantin

[1]) Maximianus Herculius reſidirte in Trier von 285/86 — c. 293; Conſtantius von 293—306, vgl. Görres a. a. O. S. 230.

in ſeiner erſten Zeit in Trier reſidirt haben ſollten, aber der Palaſt erſt in einer ſpätern Zeit Conſtantins oder noch ſpäter ſollte entſtanden ſein, während wir doch wiſſen, daß Maximian ſeine zweite Reſidenz Mailand, und auch Diocletian ſeine Reſidenz Nicomedia ſofort mit Paläſten zierten [1]).

Nachdem die erſten Kaiſer, zunächſt an ſich denkend, ſich ein prächtiges Unterkommen geſchaffen, konnte Conſtantin ſein Augenmerk auf die Verſchönerung der Stadt richten. Eumenius berichtet, daß er das Forum umänderte, einen circus maximus und Baſiliken erbaut habe. Von dieſen Bauten iſt der circus maximus nicht mehr erhalten, denn gegen allen antiken Sprachgebrauch hat man ihn in dem erhaltenen Amphitheater wiedererkennen wollen [2]).

Dagegen ſteht noch eine der Conſtantiniſchen Baſiliken; wir finden ſie wieder in dem noch heute als chriſtliche Baſilika dienenden Bau: denn daß derſelbe als Baſilika erbaut worden iſt, beweiſt deſſen rechteckige, mit einer Apſis verſehene Form; daß er ſpätrömiſcher Zeit entſtammt, der Umſtand, daß er über einem andern römiſchen Gebäude errichtet, nur aus Ziegeln erbaut iſt und die Dicke des verbindenden Mörtels die Breite der Ziegel übertrifft; auch waren die Niſchen der Apſis mit Goldmoſaik geziert [3]). Zudem ſpricht die ungewöhnliche Höhe des Gebäudes dafür, daß es dasſelbe ſei, deſſen Höhe der Panegyriker mit ſo überſchwänglichen Worten hervorhebt.

Die Trierer Baſilika nimmt in der Kunſtgeſchichte eine hervorragende Stellung ein, weil man annimmt, der innere Raum ſei, wie er jetzt reſtaurirt iſt, ungetheilt geweſen. Indeß erregen auf der hieſigen Regierung befindliche Pläne, welche von den Reſten des antiken Baues bei Gelegenheit der Vorbereitung für die Reſtauration aufgenommen worden ſind, den Zweifel, ob dieſe Annahme in vollem Umfange wenigſtens das Richtige trifft. Auf dieſen Plänen

---

[1]) Burkhardt, Die Zeit Conſtantin des Großen S. 56 ff.

[2]) So Schneemann, Rerum Trevericarum commentatio I, S. 27 Anm. 23. Schmidt, Baudenkmäler II, S. 72. Richtig dagegen Ulrichs, Bonner Jahrbücher IX, 13.

[3]) Bei der Reſtauration der Baſilika im Jahre 1845 fand man, wie Ladner in den Jahresberichten der Geſellſch. für nützl. Forſch. 1861/62, S. 73 unter Nr. 5 angibt, 4 Fuß unter dem jetzigen Boden der Baſilika Mauern, Moſaikböden und Wandverputz. Unter Nr. 12 erwähnt derſelbe die Goldmoſaik in den Niſchen.

ſind vor der Apſis vier Säulen eingezeichnet; die äußerſten ſtehen da, wo die Apſis an das Rechteck anſchließt; ſie machen es mehr wie wahrſcheinlich, daß ſich in dieſer Verlängerung längs der Seitenwände je eine Säulenreihe hingezogen hat. Der Durchmeſſer der Säulen wird auf 25 Zoll angegeben; ein erhaltenes Kapitäl hat eine Höhe von 29 Zoll, eine untere Breite von 23 Zoll. Nehmen wir nun für die Säule eine Höhe von 10 Säulendurchmeſſer an, wie dies für korinthiſche Säulen in ſpätrömiſcher Zeit ſtatthaft iſt, ſo erhalten wir eine Säulenhöhe von 20 Fuß 10 Zoll. Dieſe Säulen würden nicht ganz bis zur Bank der untern Fenſterreihe reichen, welche 24 Fuß 11 Zoll über dem römiſchen Fußboden liegen, aber ſie würden gerade die richtige Höhe haben, um einer Galerie als Träger zu dienen, deren Brüſtung in gleicher Höhe mit den Fenſterbänken läge. — Man könnte verſucht ſein zu glauben, daß auf dieſer Galerie eine zweite aufgeſtellt ſei, auf die zweite eine dritte Säulenſtellung, um die Decke zu tragen. Aber da die untere Fenſterreihe eine Höhe von 23 Fuß 4 Zoll hat, ſo würden, da ſchlankere Säulenverhältniſſe als die für die untere Galerie angenommenen nicht wahrſcheinlich ſind, der Architrav der zweiten Galerie die Lichtungen der Fenſter mitten durchſchneiden. Die Unmöglichkeit davon liegt auf der Hand; es kann ſich demnach nur eine einſtöckige Galerie längs der Umfaſſungswände hingezogen und die Decke muß, wie ſie jetzt reſtaurirt iſt, ohne Stützen den ganzen Raum überſpannt haben.

Das Innere des Gebäudes war reich mit Marmor, Wandmoſaik und Frescomalerei geziert [1]). Ueber das Aeußere ſind wir wenig unterrichtet; aber auch hier wird Malerei, von der ſich in den Fenſterleibungen noch viele Reſte erhalten haben, und Marmortäfelung reich verwendet worden ſein und hierdurch, ſowie durch ein mächtigeres Hauptgeſims als das reſtaurirte und eine an der Südſeite, zum Schutze des Eingangs, angebrachte Halle wird die Monotonie, welche der heutige Bau zeigt, vermindert worden ſein.

Da die Baſiliken der Alten gewöhnlich an dem Forum lagen,

---

[1]) Aufgeführt von Ladner, Jahresb. d. Geſellſchaft für nützl. Forſchungen 1861/62, S. 73 ff. Sämmtliche werthvolle Stücke ſind ſeiner Zeit von Hrn. v. Wilmowsky ſorgfältig abgezeichnet worden; ſeine Originalzeichnungen ſind Eigenthum der Geſellſchaft für nützliche Forſchungen und befinden ſich im Provinzialmuſeum zu Trier.

und Eumenius, sowie Ausonius [1]) das Trierer Forum zusammen mit der Basilika erwähnen, so besteht allgemein die Annahme, obwohl sie bis jetzt durch Ausgrabungen nicht erhärtet werden konnte, daß vor der Basilika an der Stelle des heutigen Palastplatzes ein Forum gelegen und sich bis zur Ruine des Kaiserpalastes ausgedehnt habe.

Ein zweites Forum und eine sich daran anschließende Basilika findet Wilmowsky [2]) in den antiken Resten des heutigen Domes und in dem davorliegenden Domfreihof; und wie Alles, was er mit der ihm eigenen Begeisterung und Wärme der Auffassung und Darstellung zur Oeffentlichkeit gebracht, hat auch diese Ansicht schnell allgemeinen Beifall gefunden. Ich bewundere den Scharfsinn, mit welchem der hochverehrte Hr. Domkapitular aus dem Gewirr von Mauerwerk fast aller Jahrhunderte, welches der heutige Dom in sich birgt, den durch aufgelegten Verputz schwer kenntlich gewordenen römischen Kern herausgeschält hat; den Beweis aber, daß das Gebäude ursprünglich als Basilika gedient habe, kann ich nicht als erbracht ansehen.

Der römische Bau nimmt die ganze Breite des jetzigen Domes ein, er beginnt beim zweiten Pfeiler vom Eingang aus gerechnet und reicht bis zur Apsis. Er besteht in den Fundamenten aus Kalkstein, im aufgehenden Mauerwerk aus Sandstein und Ziegelplatten. Er ist von quadratischer Form und hatte, wie die Wilmowskyschen Ausgrabungen ergeben haben, nicht jene Apsis im Osten, die man ihm früher allgemein beilegte. Im Innern standen vier mächtige Granitsäulen in 60 Fuß Abstand unter einander, 30 Fuß Entfernung von den Umfassungsmauern. Sie waren unter einander, sowie mit den Pilastern der Mauern durch Gurtbogen verbunden; auf den Gurtbogen lagen flache Decken. Da der Abstand der Säulen von einander weiter ist, als der Abstand der Säulen von den Umfassungsmauern, so erhob sich naturgemäß die von den vier Säulen getragene Mitteldecke, gleichsam kuppelartig, über die acht umliegenden Felder. Die Façade lag nach Westen, sie hatte drei Thore von riesigen Verhältnissen, die drei übrigen Seiten hatten in zwei Reihen über einander zehn Fenster.

[1]) Zu Eumenius vgl. oben S. 348 Anm. 1. — Auson. Gratiar. act. (419, 3 in usum Delph.): non forum et basilica olim negotiis plena.

[2]) Wilmowsky, Der Dom zu Trier, Trier 1874.

Für die Frage nach der Entſtehungszeit des Gebäudes iſt von höchſter Wichtigkeit eine Münze Gratians, welche in der ſüdlichen Umfaſſungsmauer, im Mörtel eingemauert, aufgefunden worden iſt. Dieſe Münze bezeugt, daß das Gebäude nicht vor dem Jahre 367, wo Gratian zur Regierung kam, erbaut worden ſein kann. Da nach Gratians Regierung in Trier unruhige Zeiten folgten, hält Wilmowsky die Entſtehung des Baues unter Gratian für geſichert; da der Bau, wie er meint, an einem Forum lag und nach Maßgabe der weiten Eingänge der größten Oeffentlichkeit diente, ferner Valentinian, der Mitkaiſer Gratians, ein Geſetz zur Hebung der Gerichtspflege erließ, ſchließt er, daß die urſprüngliche Beſtimmung dieſes Gebäudes die einer Gerichtsbaſilika geweſen ſei.

Indeß macht es eine bei Gelegenheit der Erweiterung des hieſigen Regierungsgebäudes im Jahre 1879 geſchehene Entdeckung, nämlich ein bei der Fundamentirung des Vorbaues aufgefundener Eſtrichboden nebſt Heizanlagen, ſehr unwahrſcheinlich, daß der heutige Domfreihof in römiſcher Zeit ein Forum war. Schon dieſes ſpricht gegen die Wilmowskyſche Annahme, entſcheidender aber iſt die Anlage des Gebäudes ſelbſt. Die langgeſtreckte, rechteckige Form iſt für die Baſiliken ſo durchaus üblich, die anliegende Apſis als Tribunal für die Richter iſt, nachdem ſie einmal aufgekommen (denn anfänglich war ſie ja, wie die pompejaniſche Baſilika zeigt, nicht vorhanden), ſo durchgängig feſtgehalten worden, daß mir bei der Zähigkeit, mit welcher das Alterthum bei den einmal gegebenen Formen verblieben, die Deutung jenes quadratiſchen, apſisloſen Baues als Baſilika unmöglich ſcheint. Und was ſollte in einem Gebäude, wo der Sitz für die Richter ſich jedenfalls an einer der Wände befand, die Betonung der Mitte durch den über die übrige Decke ſich erhebenden kuppelartigen Bau? Dieſe Anlage, welche mit Entſchiedenheit gegen eine Baſilika ſpricht, zeigt, daß der Bau ſogleich als chriſtliche Kirche errichtet iſt, daß er, wie es früher auch ſchon Schnaaſe und Otte [1]) behaupteten, in eine Linie gehört mit den ſeit Conſtantin im ganzen römiſchen Reich ſich auf achteckigem oder rundem Unterbau erhebenden Kuppelanlagen.

Ob der Bau unter Gratian ſelbſt oder erſt ſpäter entſtanden,

[1]) Schnaaſe, Geſchichte der bildenden Künſte III, 66. Otte, Geſchichte der deutſchen Baukunſt S. 36.

weiß ich aus dem Gebäude ſelbſt nicht zu entſcheiden; vielleicht aber läßt ſich durch Vergleich mit einer andern der Trierer Ruinen, mit den römiſchen Thermen in St. Barbara, ein Anhalt gewinnen.

Mit der Freilegung des Gebäudes in St. Barbara, einem Vororte Triers, iſt man ſeit drei Jahren beſchäftigt, doch iſt kaum die Hälfte vom Schutte befreit [1]). Jetzt iſt wenig mehr als die Fundamente erhalten, das aufgehende Mauerwerk an den beſterhaltenſten Stellen in einer Höhe von 1½ m. Aber noch im 17. Jahrhundert ſtand das Gebäude, namentlich ſeine weſtliche der Moſel zugekehrte Façade als ſtolze Ruine in der Höhe des Kaiſerpalaſtes. Sowohl der Merianſche Stadtplan und noch genauer Zeichnungen von Ortelli, Wiltheim und Brower geben uns von dieſer eine deutliche Vorſtellung: ſie zeigen einen dreiſtöckigen Bau mit von Pfeilern und Giebeln eingerahmten Niſchen. Ausgedehnter war die Nordfaçade, die jetzt zum größern Theil freigelegt iſt. Vor ihr lag ein großer Hof, der auf beiden Seiten von Flügeln umſchloſſen war. Die Façade war vollkommen ſymmetriſch gebildet und in ihrem mittlern Theile durch runde und rechteckige Niſchen gegliedert. Die runden Niſchen waren abwechſelnd mit Statuen und Waſſerkünſten geziert, die rechteckigen Niſchen enthielten die Eingänge in den Innenbau. Im Innern nahm die Mitte ein 80 m langer, rechteckiger Saal ein, der nach Norden ſich in eine Apſis erweiterte und reich mit Cipollino geziert war. Rechts und links von dieſem liegen größere und kleinere Räume. Dieſe werden alleſammt von Waſſerkanälen durchzogen, welche ihr Waſſer an einen großen, zur Moſel führenden Hauptkanal abgeben. Wenn ſchon die großen Waſſermaſſen, die in dieſem Theile des Gebäudes verbraucht wurden, an der Beſtimmung desſelben als Thermen keinen Zweifel übrig laſſen, ſo tritt dies noch deutlicher entgegen in dem weiter nach Süden gelegenen Theil; denn hier iſt unzweifelhaft das Caldarium aufgefunden worden, ein 25 m langer, rechteckiger, nach Süden in eine Apſis erweiterter Saal mit einem großen heizbaren Schwimmbaſſin und geheiztem Rundgang. — Der Bau war prächtig mit Marmor und Wandmoſaik geziert. Von hier ſtammt auch der berühmte Amazonentorſo, die Hauptzierde unſeres Muſeums, eine

[1]) Vgl. Alex. Wiltheim, Luciliburgensia S. 132 ff. Ladner, Jahresbericht der Geſellſchaft für nützl. Forſchungen 1869/71, S. 70 und Picks Monatsſchrift III, S. 10—12. Hettner, Bonner Jahrbücher LXIV, S. 112 ff.

Replik des vaticaniſchen Exemplars, zwar unvollkommener erhalten als dieſes, aber an Großheit der Gewandbehandlung und lebensvoller Wiedergabe des Körpers es bei weitem übertreffend.

Das Mauerwerk, beſtehend aus Kalkſtein und Ziegelplatten, gleicht am meiſten dem des Kaiſerpalaſtes, und doch will es mir wahrſcheinlich ſcheinen, daß dieſer Bau zeitlich noch näher dem Dome ſteht. Nämlich der Kaiſerpalaſt, die Baſilika, der Dom, die Thermen haben auf einem großen Theil der an ihnen verwandten Ziegel Stempel der Lieferanten. Nun kommen zwar einige Stempel auf den Ziegeln ſämmtlicher vier genannten Bauten vor, wie der des Armotius, Capionicus und dann ein noch nicht gedeuteter Stempel, auf welchem das Wort adiutex und verſchiedene cognomina ſtehen. Es zeigen dieſe Stempel, daß bei der lebhaften Bauthätigkeit, welche zu Trier im 3. und 4. Jahrhundert blühte, gewiſſe Firmen ſich eines beſonders langen Beſtehens zu erfreuen gehabt. Aber außerdem findet ſich in jedem dieſer Bauten noch eine ganze Anzahl anderer Stempel, und unter dieſen haben die Ziegel des Domes und die der Thermen die größte Uebereinſtimmung.

Sahen wir, daß der Dom nicht vor Gratian erbaut ſein kann, iſt es wegen der Großartigkeit ihrer Anlage unwahrſcheinlich, daß die Thermen in den unruhigen Zeiten, die Gratians Regierung folgten, entſtanden, ſo legt es die Uebereinſtimmung der in beiden Bauten gefundenen Ziegel nahe, daß beide Gebäude Gratians Regierung ihre Erbauung verdanken.

So bleibt uns nur noch übrig die Betrachtung der Porta nigra [1]), des mächtigſten Römerbaues der Stadt Trier, des großartigſten Denkſteins, welchen ſich die römiſche Kultur auf deutſchem Boden geſetzt hat; ein Bau, der ohne alle Detailwirkung allein durch die Großartigkeit ſeiner Formen und durch die Harmonie der Verhältniſſe des Eindrucks imponirendſter Monumentalität auf jeden Beſchauer ſicher iſt.

Der Bau war ein befeſtigtes Stadtthor, es war die Feſtung

---

[1]) Auch für dieſen Bau fehlt es noch an einer allen Anſprüchen genügenden Publication. Die beſte iſt die von Schmidt, Denkmäler II. — Ueber die im Jahre 1876 erfolgte vollkommene Freilegung des Gebäudes vgl. Seyffarth in den Jahresberichten der Geſellſchaft für nützl. Forſchungen 1874/77, S. 91 ff.

der Stadt namentlich gegenüber den germaniſchen Schaaren, welche auf der von Bingen über den Hundsrück nach Neumagen, von da längs der Moſel nach Trier führenden Römerſtraße in das Herz der galliſchen Provinz einzudringen ſuchten. Sie bildet ein Glied in dem Mauerringe; an ihren beiden Schmalſeiten ſtößt die Wallmauer an, auf welche aus dem erſten Stocke des Thores Thüren führen. Die Compoſition des Thores iſt die der propugnacula, es gehört daher in eine Linie mit dem Thore von Aoſta, den Thoren von Autun, ſowohl der Porte St. André wie Porte d'Arroux, dem Thor des Auguſtus zu Nimes, den Thoren Galliens zu Verona, denen zu Fano und Spello und vielen andern. Der Bau beſteht aus zwei mächtigen vierſtöckigen Thürmen, welche nach der Landſeite zu in einem Halbkreis über die Stadtmauer vortreten. Sie ſind unter einander durch dicke Mauern verknüpft, welche im Erdgeſchoß die Thore, in den zwei folgenden Etagen die die Verbindung der beiden Thürme vermittelnden Gänge enthalten. Auf dieſe Weiſe entſteht ein in der Mitte der Thürme und Thore gelegener Hof, der dem Feinde gefährlichſte Theil der Befeſtigung. Denn war es dem Feinde trotz der ſeitlichen Beſtreichung von den Thürmen aus und trotz der ſich aus den Fenſtern der Mittelgänge entladenden Geſchoſſe gelungen, das erſte durch Fallgatter verſchließbare Thor zu erſtürmen, ſo kam er in den Hof, deſſen nach der Stadt führende Thore mit feſten, eiſenbeſchlagenen Thüren verrammelt waren. Hier entluden ſich auf ihn aus den vielen Fenſtern der Thürme und Gänge unzählige Geſchoſſe und Steine.

Des fortificatoriſchen Charakters wegen iſt das unterſte Stockwerk vollkommen geſchloſſen und fenſterlos und befinden ſich die Eingänge in das Innere an den beiden Schmalſeiten, gedeckt durch die Wallmauer. Die Größe der Fenſter, die nach unſern heutigen Vorſtellungen allerdings gegen eine militäriſche Anlage ſprechen würde, iſt im Alterthum an derartigen Bauten allgemein und war für eine freie Handhabung der Wurfgeſchoſſe, namentlich der der Baliſten nothwendig. Auffallender ſind die mächtigen Geſimſe, welche das Anlegen von Sturmleitern erleichtern und die Wirkung der von oben herabgeworfenen Steine auf einen unmittelbar vor den Thoren ſtehenden Feind erſchweren. Aber hier hat die Kunſt ihre Rechte geltend gemacht; denn die Grundbedingung für die

monumentale Wirkung eines Baues von dieſer Größe ſind mächtig ausladende Geſimſe.

Der Bau iſt unvollendet geblieben. Deutlich tritt dies an den Säulen in die Augen, an denen die Trommeln noch nicht abgerundet ſind; aber auch die Sockel, Geſimſe, Kapitäle ſind unausgearbeitet.

Dieſes Fehlen aller Details macht die Entſcheidung der Frage nach der Entſtehungszeit des Gebäudes ſo unendlich ſchwer, daß man noch heute ſchwankt, ob das Gebäude dem 1. Jahrhundert, oder dem Ende des 4. angehört, ja daß ſogar Kuglers [1]) Anſicht, welcher den Bau in fränkiſcher Zeit entſtanden ſein läßt, noch gläubige Ohren findet.

Die frühe Datirung, welche von Hübner [2]) vorgetragen iſt, gründet ſich auf vielfach an Steinen der Porta eingemeißelte Namensanfänge von Steinlieferanten oder wahrſcheinlicher von Steinmetzen. Die Buchſtabenformen dieſer Inſchriften, das geſpreizte M, das A mit dem gelöſten Mittelſtrich (Λ), das weitgeſchwungene C gehören nach ſeiner Anſicht einer frühen Zeit an, und da dieſelben Zeichen, wie er meint, ſich auch an Steinen der römiſchen Stadtmauer zu Trier vorfänden, ſchließt er, daß das Thor zugleich mit der Stadtmauer, etwa zu Kaiſer Claudius' Zeiten bei Gründung der Colonie erbaut ſei.

Der Beweis hat viel Beifall gefunden (noch neuerdings bei Jordan, Topographie Roms I, 1, 31 Anm. 55), aber bei einer eingehenden Prüfung der örtlichen Verhältniſſe hält er nicht Stand.

Jene Inſchriften, auf welche ſich Hübner ſtützt, ſind nicht etwa ſorgfältig mit dem Meißel ausgeführt, ſondern nur flüchtig mit dem Zweiſpitz eingeriſſen. Dieſem Verfahren kommt der curſive Ductus jener Buchſtabenformen entgegen. Aber es zeigen auch die oben angeführten Stempel der hier in Trier in Conſtantiniſcher und Valentinianiſcher Zeit geformten Ziegel genau dieſelben Formen. Ferner beruht die Angabe Hübners, es ſtänden dieſelben Zeichen auch auf Steinen, welche von der römiſchen Stadtmauer Triers herrührten, auf einem Irrthum. Dieſe Steine ſind vielmehr in

---

[1]) Kugler, Kleine Schriften II, S. 103 ff.

[2]) Hübner, Monatsberichte der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1864, S. 94 ff.

den römiſchen Bädern in St. Barbara aufgefunden worden 1822, als man daſelbſt Ausgrabungen veranſtaltete [1]), und ein Stein mit denſelben Zeichen iſt auch bei den diesjährigen Ausgrabungen daſelbſt zum Vorſchein gekommen. Einer der Steine vom Jahre 1822 ſtimmt auf das Genaueſte überein mit dem an der Porta nigra beſonders häufig vorkommenden Zeichen ΛΛR.

Dieſer in einem wahrſcheinlich unter Gratian, ſicherlich aber im 4. oder 5. Jahrhundert errichteten Bau aufgefundene Stein iſt von höchſter Wichtigkeit. Er bildet den Grundſtein zu einem Gegenbeweis gegenüber der Hübnerſchen Argumentation, die wie ein Alp auflag Jedem, der ſich mit der Geſchichte der Porta befaßte. Denn gewohnt, epigraphiſchen Beweiſen eine beſondere Kraft beizumeſſen, ſollten wir glauben, daß die Porta, unter Claudius erbaut, während der vierhundertjährigen Dauer der römiſchen Herrſchaft in Trier unvollendet geblieben, ſollten glauben, daß Trier, welches bis zur Zeit, wo es zum Kaiſerſitz erwählt, eine Stadt durchaus untergeordneten Ranges war, ein Thor gehabt, wie keine Stadt des Weltreichs ein zweites zum Vergleiche bieten konnte, daß Trier, eine Stadt ohne militäriſche Beſatzung, eine Feſtung erſten Ranges beſeſſen.

Die Unvollendetheit des Baues, die architectoniſchen Formen, die Fortſchritte in der ſtrategiſchen Anlage, welche das Thor gegenüber den Bauten von Aoſta und andern zeigt, wie ſie vom General Krieg von Hochfelden eingehend gewürdigt ſind [2]), bezeugen, daß der Bau entſtanden iſt in der letzten Zeit der römiſchen Herrſchaft, in derſelben Zeit, wo auch der Rhein mit neuen und verſtärkten Feſtungen verſehen wurde.

War es die unverwüſtliche Feſtigkeit des Mauerwerkes und ihre ſpätere Umwandlung zur chriſtlichen Kirche, welche die Porta vor Zerſtörung ſchützten, ſo verdankt man die Erhaltung der Baſilika dem Umbau zu einem fränkiſchen Schloſſe, die des Kaiſerpalaſtes dem Umbau zu einer Kirche und ſpäter zu einem mittelalterlichen Stadtthor. Die Thermen erhielten ſich lange, weil die Herren von der Brücken in ſie hinein ihre Burg verlegt hatten [3]).

[1]) Vgl. Trierer Kronik 1822, S. 61.

[2]) Krieg von Hochfelden, Geſchichte der Militärarchitectur in Deutſchland, Stuttgart 1859; ſ. namentlich S. 34, wo auf den Fortſchritt in der Befeſtigung der Porta nigra gegenüber dem Thore von Aoſta hingewieſen wird.

[3]) Um die Geſchichte der Trierer Bauten im Mittelalter hat ſich Ladner durch mehrere Aufſätze in den Jahresberichten der Geſellſchaft für nützliche

Von den Privathäuſern dagegen iſt nicht ein einziges auf uns gekommen. Ihr Bau war leichter und konnte den vielen Verwüſtungen, welche Trier zu erdulden, weniger Stand bieten; aber mehr trug jedenfalls zu ihrer Zerſtörung die Veränderung der Lebensbedürfniſſe bei. Man lernte die Eſtrichböden verachten und bedurfte einfacherer Heizvorrichtungen, auch an der römiſchen Hauseintheilung im Ganzen fand man keinen Gefallen mehr. Aber dieſer Wechſel der Bedürfniſſe iſt als ein allmählicher zu denken, denn man findet nicht ſelten in den Grundriſſen römiſcher Gebäude Mauern eingezogen aus fränkiſcher Zeit. Aus dieſem allmählichen Uebergang iſt es auch allein zu erklären, daß man in den römiſchen Gebäudereſten, auf die man hier allerorts ſtößt, außer Architecturſtücken, Moſaikböden, Reſten von Wandbekleidungen, welche die Franken als Bauſchutt liegen ließen, ſelten Gegenſtände von Werth findet.

Unſere Fundgruben bilden daher auch weniger die Gebäudereſte als die Gräber.

Trier hat drei große Grabfelder; das ausgedehnteſte und an Funden ergiebigſte liegt unmittelbar vor der Porta nigra; es dehnt ſich, faſt an der Moſel beginnend, bis zu den Kirchen von Maximin und Paulin aus. Verbrannte und unverbrannte Leichname finden ſich hier unmittelbar neben einander. Theils iſt die Aſche der Todten in Urnen aus Glas oder Thon gelegt und dieſe nebſt den üblichen Beigaben entweder in die freie Erde geſetzt, oder durch vier umgeſtellte und eine fünfte aufgelegte Ziegelplatte vor dem Drucke der Erde geſchützt, theils finden ſich die Leichname ohne Deckung in der Erde. In einigen Fällen blieb indeß zweifelhaft, ob der Leichnam nicht in einem hölzernen Sarge gelegen habe, da eiſerne Nägel in einem Rechteck den Leichnam umgrenzten. Steinere Särge dagegen finden ſich erſt in der Nähe von Maximin und Paulin und gehören der chriſtlichen Zeit an. Täuſchen mich meine Beobachtungen nicht, welche ſich auf die bei den einzelnen Begräbniſſen liegenden Münzen gründen, ſo liegt der älteſte Theil des Leichenackers in der Nähe der Moſel und erſt allmählich, im Laufe der Jahrhunderte, wurde er bis nach Maximin und Paulin

---

Forſchungen unleugbare Verdienſte erworben. Vgl. zu den ſ. g. römiſchen Bädern a. a. O. Bericht 1859/60, S. 54; zur Baſilica 1861/62, S. 65; zur Porta nigra 1865/68, S. 26; zur Moſelbrücke 1869/71, S. 70.

ausgedehnt [1]). In der christlichen Zeit kamen neben diesem Leichenacker noch zwei weitere auf, von denen der eine um die Kirche von St. Matthias sich erstreckte, der andere jenseits der Mosel beim Dorfe Pallien gelegen ist. Letzterer hat im letzten Jahrzehnt eine reiche Ausbeute kostbarer Glasgefäße ergeben [2]).

Von den großen steinernen Grabmonumenten dagegen, welche sich hier, wie in andern römischen Städten längs der Landstraßen hingezogen haben werden, ist keines erhalten geblieben. Sie sind im Mittelalter als Baumaterial verwandt worden. Einige zu solchen Monumenten gehörige Reliefsteine kamen in St. Marien zum Vorschein (vgl. Wilmowsky, Archäol. Funde 1873, S. 30).

Aber ihre Art können wir uns verdeutlichen aus den in der Umgegend theils noch erhaltenen, theils bruchstückweise auf uns gekommenen Monumenten: aus der weltbekannten Igeler Säule, aus dem neuerdings bei Born an der Sauer aufgefundenen Monumente, aus den Funden zu Neumagen an der Mosel und, wenn ich etwas weiter schweifen darf, aus der großen Menge von Grabmonumenten, welche in Luxemburg, aus allen Orten der Umgegend, namentlich aus Arlon im Beginn des 17. Jahrhunderts zusammengebracht, vom Grafen Mansfeld in seinem Schlosse zu Clausen und von den Jesuiten in ihren Gärten aufgespeichert waren.

Charakteristisch für die hiesige Gegend sind lange, halbkreisförmige Steine, an deren Kopfseite die Inschrift steht [3]). Aber meist sind die Monumente bedeutend größer und bieten eine ganze Anzahl bildlicher Darstellungen, zunächst die der Verstorbenen in Lebensgröße oder noch größerm Maßstabe, ferner Darstellungen

[1]) Leider fehlt es bis jetzt noch gänzlich an systematischen Ausgrabungen auf diesem Gräberfeld. Ueber die einzelnen daselbst zum Vorschein gekommenen Funde s. die Jahresberichte der Gesellschaft für nützl. Forschungen; auch Hettner in den Bonner Jahrbüchern LXIV, S. 105 und 125 Anm. 2. Die aufgefundenen Inschriften sind gesammelt bei Schmitt, Die Kirche des h. Paulinus, Trier 1853.

[2]) Ueber das Coemeterium des St. Eucharius in Mattheis s. Wilmowsky, Die römischen Moselvillen zwischen Trier und Nennig S. 3, zum Grabfeld in Matthias s. Kraus, Bonner Jahrbücher LXI, S. 85. — Ueber die Funde in Pallien s. Jahresberichte der Gesellschaft für nützl. Forsch. 1869/71, S. 92 und Wilmowsky, Archäol. Funde S. 29.

[3]) Von dieser Halbkreisform sind z. B. Brambach, Corp. inscr. Rhen. Nr. 763, 764, 832, 833, 845, 846; ferner eine Anzahl der neu gefundenen Neumagener Steine.

mythologiſchen oder aus dem täglichen Leben gegriffenen Inhalts; letztere namentlich von höchſter Wichtigkeit, da ſie uns den Typus der damaligen Bewohner unſerer Gegend, ihre Trachten und ihr Thun vergegenwärtigen.

Betrachten wir zunächſt die Neumagener Monumente, die, jetzt im hieſigen Muſeum befindlich, vor zwei Jahren aus den Fundamenten einer ehemals Wittgenſteinſchen Burg ans Tageslicht kamen[1]). Neben Frieſsſteinen mit Darſtellungen von Waſſergottheiten: von Amphitrite, die auf einem von einem Amor gezogenen Eber ſitzt, einem bärtigen Meergott, im Begriff einer Göttin einen Kranz zuzuwerfen, Kämpfen von Tritonen mit geſchwänzten Löwen, Leoparden, Ebern und andern Seethieren, ſehen wir Frauen bei ihrer Toilette beſchäftigt, einen Pädagogen Unterricht ertheilend, einen Jüngling zu Roß zur Jagd ausziehend, ſehen wir Jünglinge römiſchen Ausſehens von einheimiſchen Männern Abgaben empfangen, ferner, für die frühe Weinkultur an der Moſel Zeugniß ablegend, Weinkrüge mit Stroh umwunden, ein Mädchen mit hochgehaltener Traube tanzend und zwei freigearbeitete Schiffe voller Schiffsleute und Weinfäſſer. Die Köpfe der Schiffsleute, derbe, bärtige Geſellen, ſind alle fein charakteriſirt, namentlich iſt der Kopf des einen Steuermannes, welcher, in unmittelbarer Nähe eines Weinfaſſes ſitzend, den ſüßen Weinduft in ſich aufnimmt, ein Bild köſtlichſten Humors. — Und in denſelben Ideenkreis verſetzen uns auch wieder die Luxemburger Monumente, die zwar heute bis auf wenige verſchwunden, uns nur durch Wiltheims Abbildungen (Wiltheim, Luciliburgensia ed. Neyen 1842) bekannt ſind. Auch dieſe zeigen wieder Kämpfe von Tritonen und Seethieren, Landleute Abgaben darbringend, Waarentransport zu Waſſer und zu Lande, Färbereien, Beſtellung des Ackers, Damen bei ihrer Toilette beſchäftigt und andere häusliche Scenen.

Dieſe Aufzählungen ſchienen mir nöthig, um das Fundament zu gewinnen für eine wiſſenſchaftliche Betrachtung der Igeler Säule. Denn es gilt ſich der Traditionen bewußt zu werden, aus denen heraus jene Reliefs, mit welchen ſie bedeckt iſt, entſtanden; wie es in gleicher Weiſe zur Erklärung des architectoniſchen Aufbaues erforderlich iſt, in erſter Linie die einheimiſchen, wenn auch noch ſo ſehr zertrümmerten Monumente herbeizuziehen.

[1]) Vgl. Hettner, Bonner Jahrbücher LXIV, S. 100 ff.

Die Igeler Säule ist ein Familiengrabmal [1]); von Secundinius Securus und seinem Bruder Secundinius Aventinus gesetzt ihrem Vater und ihren Verwandten. Sie ist, wie dies auch der vom Volke gewählte Ausdruck „Heidenthurm" bezeichnender sagt, ein rechteckiger, 73 Zoll hoher thurmartiger Aufbau, oben mit einer schlanken, etwas gewundenen pyramidalen Spitze versehen und mit einer Kugel abgeschlossen, auf welcher ein Adler, im Begriff den Ganymed zu rauben, dargestellt ist. Die Säule ist von oben bis unten auf allen vier Seiten mit Reliefdarstellungen bedeckt, welche kaum der architectonischen Gliederung Raum lassen.

Unter den italischen Monumenten ist mir keines dieser Art bekannt; nur theilen Grabmäler, wie das an der Via Appia in der Nähe von Albano gelegene, im Allgemeinen den thurmartigen Aufbau; näher kommen ihm die neuerdings von Ladner [2]) herbeigezogenen afrikanischen Monumente, welche einen rechteckigen Unterbau und darüber eine Pyramide zeigen. Aber diese Monumente lassen der Architectur freien Raum, es fehlt ihnen der reiche Bilderschmuck, welcher für die Igeler Säule charakteristisch ist; sie haben eine Pyramide, aber ohne Pinienschuppen und in streng architectonischer Form, ohne jene malerisch gewundene Linie. Unter den Neumagener Monumenten dagegen machen es einige große Sculpturen unzweifelhaft, daß auch sie zu einem derartigen großen ganz mit Sculpturen gezierten Thurm gehört. Ferner finden sich unter den Neumagener wie unter den Arloner Monumenten Bruchstücke, welche dem pyramidalen Abschluß der Säule genau entsprechen. Und das merkwürdige Kapitäl der Igeler Säule, wel-

---

[1]) Man bezeichnet gewöhnlich das Monument als ein Grabmal der Familie der Secundinier. Streng genommen ist dies nicht richtig. Denn das nomen gentilicium des Vaters ist auf der Inschrift nicht erhalten und der in hiesiger Gegend übliche Gebrauch, nach dem die Söhne als gentilicium nicht das gentilicium des Vaters, sondern ein neues, aus dem väterlichen cognomen gebildetes gentilicium annehmen, macht es wahrscheinlich, daß der Vater nicht Secundinius als gentilicium, sondern Secundinus als cognomen geführt. Vgl. zu dem erwähnten Usus auf der Igeler Säule selbst: Saccius Modestus et Modestius Macedo filius; ferner C. I. Rh. 763 M. Restionius Restitutus et M. Restitutius Aurori[us?], 832 L. Senilio Sacrato patri L. Sacratius Sacerianus, 857 Varusio Attoni filio Acceptius Varusius etc.

[2]) Picks Monatsschrift II, S. 346.

ches an den vier Ecken von Giganten getragen wird, deren Beine in Schlangen endigen, und welches in der Mitte jeder Kapitälfläche einen menſchlichen Kopf zeigt, der von den Schlangen umwunden iſt, findet ſich genau wieder unter den Neumagener Sculpturen.

Die Reliefdarſtellungen an der Säule ſind theils mythologiſchen, theils dem täglichen Leben entnommenen Inhalts; ſie zeigen Sol und Luna auf Quadrigen den Lauf der Zeiten bezeichnend, Mars und Rhea Silvia als Symbol des göttlichen Urſprungs des römiſchen Staates, Ganymed vom Adler entführt, Hylas von den Nymphen geraubt, Hercules' Apotheoſe als Sinnbilder der Unſterblichkeit, und Achilles' Geburt [1]), Perſeus die Andromeda befreiend [2]), Hercules die Hesperidenäpfel holend [3]) (?), mythologiſche Darſtellungen, wie ſie ſich ſo vielfach an den Sarcophagen finden. Im vordern Hauptfeld der Abſchied der beiden Söhne von ihrem Vater. Der ältere derſelben hält ein Tuch auffallend präſentirend. Da auch in der Attika darüber Perſonen damit beſchäftigt ſind, Tücher aufmerkſam zu prüfen, ſo hat man ſchon früh deswegen die Secundinier für Tuchfabrikanten erklärt: wie ich glaube, mit Recht; nur ſcheint mir ein ſchmaler Fries, auf welchem angeblich eine Tuchfärberei dargeſtellt ſein ſoll, auch andere Erklärungen zuzulaſſen. Auf den andern Bildern ſehen wir ein Familienmahl, Darbringung von Naturalabgaben, Leute auf Karren, Waarentransport zu Waſſer und zu Lande, am Sockel Tritonenkämpfe.

Der Vergleich der Reliefs der Igeler Säule mit denen von Neumagen und Luxemburg lehrt uns an den Bewohnern unſerer Gegend in römiſcher Zeit ein Wohlgefallen, ausführlich durch bildliche Darſtellungen den Nachkommen über ſich zu berichten, kennen, wie dies in gleichem Maße im Alterthum ſonſt nicht vorkommt;

---

[1]) Dieſe Scene iſt zuerſt richtig erkannt von Otto Jahn, Bonner Jahrbücher XI, 63; die Deutung war nicht nur an und für ſich von Wichtigkeit, ſondern ſie zeigte auch die Unhaltbarkeit der Hypotheſen Schorns und Kuglers, welche annahmen, daß ſämmtliche an den Hauptfeldern angebrachte mythologiſche Scenen ſich auf Hercules bezögen.

[2]) Dieſe auf der obern Hälfte der Weſtſeite angebrachte Darſtellung wird auf Hercules und Jolaos Kampf mit der Hydra gedeutet. Aber der vermeintliche Jolaos hält deutlich ein Schwert, keine Fackel, und der vermeintliche Hercules iſt allem Anſchein nach eine weibliche Geſtalt.

[3]) So wird die untere Hälfte des Hauptfeldes der Weſtſeite allgemein gedeutet, aber der vermeintliche Hercules trägt unzweifelhaft eine Harpe.

denn ſelbſt der Bäcker Euryſakes iſt ſchweigſam gegenüber den Erbauern dieſer Monumente. Aber die vielfach wiederkehrenden ſelben Darſtellungen werden wir nicht allein aus der gleichen Beſchäftigung der damaligen Bewohner erklären dürfen. Es haben ſich beſtimmte Darſtellungen einer beſondern Beliebtheit zu erfreuen gehabt, ja der Vergleich einzelner Reliefs unter einander, z. B. der der Abgabendarbringung an der Igeler Säule mit der an einem Arloner Monument [1]) zeigt, daß in der Art, wie es ſchon längſt für die Sarcophagdarſtellungen beobachtet worden iſt, entweder beſtimmte Vorlagen der Darſtellung dieſer Reliefs zu Grunde gelegt wurden, oder ſich wenigſtens ein handwerksmäßiger Uſus für die Darſtellung beſtimmter Scenen herausgebildet. Und ähnlich haben wir auch über die mythologiſchen Reliefs zu urtheilen. Aus dem großen Kreiſe der Heroenſage erfreuten ſich in unſern Gegenden beſtimmte Darſtellungen eines beſondern Anklanges, waren den Handwerkern beſonders geläufig. Ich glaube, daß rein äußerliche Gründe für die Auswahl der einzelnen Darſtellungen an der Säule in hohem Grade maßgebend waren, und es ſcheinen mir die geiſtreichen Ausdeutungen, welche mit den einzelnen Darſtellungen von Goethe ab, namentlich aber durch Schorn und Kugler vorgenommen ſind, die z. B. in der Darſtellung des Ganymedraubes und der Entführung des Hylas durch die Nymphen angedeutet finden, daß das Monument einem in den Wellen des Fluſſes früh dahingeſtorbenen Jüngling geſetzt ſei, das richtige Ziel zu verfehlen.

An einigen Stellen der Igeler Säule gewahrt man noch die Spuren einer weißen Kalkfarbe [2]). Ich bin geneigt, dieſelbe für antik zu halten, da der Vergleich der Neumagener Monumente es mehr als wahrſcheinlich macht, daß die Säule durchgängig polychrom behandelt war. Als die Neumagener Sculpturen aus der Erde kamen, zeigten die meiſten bedeutende Reſte von Bemalung. Die Sandſteinſculpturen waren vollkommen bemalt, an den aus

---

[1]) Vgl. Alex. Wiltheim, Luciliburgensia pl. 59 n. 233.

[2]) Ladner a. a. O. S. 348 gibt an, daß Lorent bei ſeiner im Jahre 1765 vorgenommenen Reſtauration das Monument mit Steinfarbe in Oel habe anſtreichen laſſen. Es iſt dies ein Irrthum. Das Monument hat allerdings einen braunen Ueberzug, aber derſelbe beſteht aus einer Unzahl kleiner Steinpilze, wie ſich ſolche auch an den meiſten Gebäuden in Igel zeigen. — Die an manchen Stellen zu Tage tretende grüne Farbe rührt von Eiſenoxyden her.

dem Metzer feinen Kalkſtein dagegen beſtehenden Steinen ſchienen mir nur die Inſchriften und die Contouren der Reliefs mit rother oder brauner Farbe nachgezogen geweſen zu ſein. Man hat erſt neuerdings an einem aus Baden bei Wien ſtammenden römiſchen Relief [1]) auf die ehemalige Bemalung aufmerkſam gemacht, auch im Muſeum zu Mainz befinden ſich einige Soldatenreliefs, ſowie auch im Trierer Muſeum einige bei Trier gefundene Sculpturen, an denen die ehemalige Bemalung augenfällig iſt. Im Zuſammenhange dagegen iſt man meines Wiſſens auf die Frage nach der Bemalung dieſer provinziellen Denkmäler noch nicht eingegangen. Eine derartige Unterſuchung aber, deren Schwierigkeit übrigens gerade die Neumagener Monumente zeigen, an denen mit dem Austrocknen der Steine die Farben größtentheils geſchwunden ſind, würde meines Erachtens nur zur Bekräftigung der Meinung derer führen, welche behaupten, der Grad der Bemalung ſei abhängig von der Güte des Materials; je geringer das Material, um ſo mehr Farbe. Ich glaube, daß, falls man nach Maßgabe der Neumagener Monumente ein allgemeines Urtheil fällen darf, in unſerer Gegend der Metzer Kalkſtein wie Marmor gewürdigt und ihm nur theilweiſe Farbe gegeben, die Sandſteinſculpturen dagegen, und zu dieſen gehört auch die Igeler Säule, durchgängig bemalt waren. Der Reliefgrund iſt immer ein blaugrüner, die Figuren ſind durchaus naturaliſtiſch behandelt, die architectoniſchen Glieder ſind mit den bunteſten Farben verſehen: einem hellen Grün und einem hellen Roth, und die Contouren ſind mit brauner Farbe ausgezogen, um ſie tiefer gearbeitet erſcheinen zu laſſen, oder es iſt mit Hülfe der braunen Farbe verſucht, die Täuſchung zu erzielen, als wären die Contouren ſculpirt, während ſie in Wahrheit nur gemalt ſind.

Auf die künſtleriſche Ausführung der Reliefs geſtützt die Frage nach der Entſtehungszeit der Igeler Säule zu entſcheiden, halte ich jetzt noch nicht für möglich, da es an datirten Sculpturen in unſerer Gegend fehlt, die zum Vergleiche herangezogen werden könnten. Die Trierer Sculpturen aber mit Sculpturen vom Rhein oder Elſaß-Lothringen zu vergleichen iſt unſtatthaft, da in Trier als Sitz der Kaiſer und in unſern Gegenden ruhigerer Entwicklung

[1]) Kenner in den archäologiſch-epigraphiſchen Mittheilungen aus Oeſterreich III, S. 29.

die Kunſt unendlich höher geſtanden, als in der Umgegend. Denn während ſich an den beſſern Reliefs der Igeler Säule und an den Neumagener Monumenten — ich denke dabei in erſter Linie an die feine Charakteriſtik, mit welcher jene Schiffsleute, mit welcher der Pädagog gebildet iſt, an die feine Linienführung an manchen der Tritonen und Seethiere — ein lebhaft empfindendes, von gewandter Hand unterſtütztes Künſtlerauge zeigt, finden wir am Rhein Schablonismus, äußerlichſte Darſtellungsweiſe, die mehr auf die Darſtellung der Waffen, als der Menſchen ihr Augenmerk richtete, und in Lothringen mit wenigen Ausnahmen eine Kunſtweiſe in römiſcher Zeit, die ſich in ungeſchickteſter Weiſe auf die allgemeinſte Wiedergabe der Contouren beſchränkte.

Eher wäre ein Anſatz für die Erbauung der Säule der Inſchrift zu entnehmen, welche wegen der charakterloſen Form der Buchſtaben vor dem Jahre 200 kaum entſtanden ſein dürfte. Doch bin ich mir der Unſicherheit dieſes Beweiſes vollkommen bewußt; der Inhalt der Inſchrift gibt uns aber keinerlei Anhalt. Denn daß die in der Inſchrift erwähnten Secundinier zu des Kaiſer Trajans Zeiten gelebt, behaupten einzig und allein die gefälſchten Nenniger Inſchriften [1]). Ich würde dieſer Inſchriften, die mit ſtarker Unkenntniß der lateiniſchen Grammatik und der einfachſten epigraphiſchen Regeln in vollkommen modernen Buchſtaben gegen allen antiken Gebrauch auf Wandſtuck gemalt, oder mit unſicherer Hand in Stein eingegraben ſind, wahrlich nicht Erwähnung gethan haben, wenn ich nicht einer in ihnen klar zu Tage tretenden, allgemein angenommenen Anſicht entgegentreten möchte. In dieſen Inſchriften wird Secundinius Securus, der Erbauer der Igeler Säule, zu einem hohen Beamten, zum praefectus praetorio und zu einem Freund des Kaiſers Trajan gemacht. Der Kaiſer Trajan ſchenkt ihm die Villa zu Nennig. Als man die Villa zu Flieſſem auffand, ſchloß man, der Kaiſer Gratian habe ſie erbaut: man hält die Entſtehung irgend eines großen Monumentes, irgend eines großen Baues nur für möglich durch eine beſonders hervorragende Perſönlichkeit. Aber darin offenbart ſich eine falſche Geringſchätzung der römiſchen

[1]) Die Inſchriften wurden von dem Bildhauer Heinrich Schäffer, dem Unterleiter der Ausgrabungen in Nennig, gefälſcht. Vgl. die über die Fälſchung aufgenommenen juriſtiſchen Verhandlungen in den Bonner Jahrbüchern XLIX, S. 1 ff.

Coloniſation in unſerer Gegend, eine unvollkommene Würdigung der antiken Kulturverhältniſſe überhaupt. Die Römer betrachteten die hieſige Gegend als ein befriedigtes Land. Der Großgrundbeſitzer, der Induſtrielle ließ ſich hier nieder mit der vollen Behaglichkeit antiken Lebensgenuſſes. Singt uns Auſon, daß ſich längs der Moſel und Saar liebliche Landhäuſer hingezogen hätten, ſo haben dies Funde bei Euren, Wiltingen, Waſſerlieſch, Wellen, Köllig, Nennig, Bous [1]) nicht nur im vollſten Maße beſtätigt, es zeigen auch weitere Funde bei Stahl, Flieſſem, Oberweis, Leudersdorf [2]) und viele andere, daß die ganze Gegend, ſelbſt heute unwirthliche Gegenden der Eifel, angefüllt waren mit römiſchen Landhäuſern von enormer Ausdehnung, weiteſtem Grundriß, in denen durch vorgelegte Säulenhallen namentlich auch dem Bedürfniß nach Ausſicht Rechnung getragen, die reich mit Moſaikböden und Marmortäfelung geziert und mit großen Badeeinrichtungen verſehen waren.

Doch dieſer blühende Zuſtand war von kurzer Dauer. Im Beginn des 5. Jahrhunderts hat das Trieriſche Land zwei furcht-

---

[1]) Vgl. v. Wilmowsky, Archäologiſche Funde in Euren im Jahre 1859 in den Jahresberichten der Geſellſchaft für nützl. Forſch. für 1872/73, S. 35; — Derſelbe, Die römiſche Villa bei Wiltingen in denſelben Berichten für 1856, S. 61; — Derſelbe, Römiſches Bad zu Waſſerlieſch in denſelben Berichten für 1857, S. 73. — Die römiſche Villa bei Wellen, bekannt durch die Auffindung einer Marmorſtatuette (vgl. Flaſch, Bonner Jahrbücher LIX, 88) harrt noch ihrer Freilegung. Zur Villa bei Köllig vgl. Bonner Jahrbücher LII, 184. — Die Publication des Grundriſſes der Nenniger Villa, die allein ſchon wegen ihrer großen Ausdehnung ein beſonderes Intereſſe bietet, iſt leider bis jetzt noch nicht erfolgt, doch ſteht eine ſolche von Hrn. Regierungs- und Baurath Seyffarth demnächſt zu erwarten. Eine Prachtpublication des Moſaiks von v. Wilmowsky bieten die zwei Winckelmannsprogramme des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande für 1864 u. 1865. — Arendt, Notice sur les mosaiques romaines. Publications de la société pour la recherche etc. de Luxembourg 1877 (XXXII) S. 176.

[2]) Vgl. aus'm Weerth, Kleine römiſche Villa bei Stahl in den Bonner Jahrbüchern LXII, S. 1. — Die römiſche Villa bei Flieſſem iſt ſammt ihren techniſch ausgezeichnet gearbeiteten Moſaikböden von Chr. W. Schmidt, Baudenkmäler IV edirt. Die Reſultate der in den ſiebziger Jahren an demſelben Orte ſeitens des Hrn. Prof. aus'm Weerth geführten Nachgrabungen harren immer noch der Veröffentlichung. Ueber die römiſchen Villen von Oberweis und Leudersdorf vgl. die vorläufigen Beſprechungen von Hettner, Bonner Jahrbücher LXII, S. 185 u. LXIV, S. 109.

bare Einfälle der Franken zu erdulden, durch welche die Gegend so verwüstet, der römische Besitz so schwankend wird, daß schon im Jahre 414 der Sitz des praefectus praetorio von Trier nach Arles verlegt wird. Und um die Mitte des Jahrhunderts fällt Trier bleibend an die ripuarischen Franken. Unter der Herrschaft dieser Heiden nimmt die Kultur in unsern Gegenden, welche damals schon vollkommen christlich war, ein schnelles Ende. Mit einem Male verschwinden die christlichen Grabsteine, und Jamblichus, der damalige Bischof von Trier, wanderte aus, seine Grabschrift wurde bei Lyon gefunden. Der Rückgang in der Kultur, in den Bevölkerungsverhältnissen muß ein rapider gewesen sein. Denn während am Rhein und in Frankreich den Funden aus römischer Zeit in großer Menge die der fränkischen folgen, sind wir in unsern Gegenden dieser Zeugnisse einer fränkischen Bewohnerschaft fast vollkommen bar.

Annette von Droste und ihre Novelle „die Judenbuche".

Von Hermann Hüffer.

Vor kurzem sind die „Briefe der Freiin Annette von Droste Hülshoff" (Münster, Russels Verlag) in „zweiter vermehrter Auflage" erschienen. Nicht eigentlich in zweiter Auflage, sondern in zweiter Ausgabe, wie jeder leicht sich überzeugt, der in dem Buche, wie es jetzt erscheint, die Druckfehler und kleinen Merkmale der ersten Ausgabe wiederfindet. Es hat aber werthvolle Zugaben erhalten, darunter einen Brief Annettens an den Herausgeber und ein sehr interessantes, vielleicht das einzige noch übrige Schreiben an die ihr so nahe stehende Generalin von Thielmann. Jeder Freund der Dichterin wird Hrn. Prof. Schlüter für die Herausgabe der Briefe, die er zum größern Theile selbst vor mehr als vierzig Jahren empfangen hat, zu lebhaftem Danke verpflichtet sein. Ueber den Werth und die Bedeutung der Sammlung möchte ich jedoch erst in einem spätern Hefte mich äußern, für jetzt unter so vielen merkwürdigen nur eine Stelle hervorheben.

Wer mit den Werken Annettens von Droste sich beschäftigte, kennt auch ihre Novelle „die Judenbuche" oder die Geschichte Friedrich Mergels. In einem ärmlichen Dorfe des gebirgigen Westfalens wächst er unter Schmugglern und Waldfrevlern auf. Das schlechte

Beiſpiel eines Oheims und angeborene Prahlſucht drängen die guten Regungen ſeines Herzens mehr und mehr zurück. Er geräth in Schulden, und als ihn ein jüdiſcher Händler bei einem Hochzeitsfeſt unſanft daran erinnert, nimmt er Rache, indem er ſeinen Bedränger im Walde niederſchlägt. Dann ergreift er die Flucht im Verein mit Johannes Niemand, einem Verwandten, der, geiſtig und körperlich verkümmert, gleichwohl ſeinem kräftigern Vetter zum verwechſeln ähnlich ſieht. Als Matroſe wird er ſpäter auf dem mittelländiſchen Meer von Piraten gefangen und nach Konſtantinopel geſchleppt. Erſt nach langer, ſchwerer Sklaverei durch ein holländiſches Schiff befreit, gelangt er krank und elend nach achtundzwanzigjähriger Abweſenheit am Weihnachtsabend wieder in ſein heimatliches Dorf. Aber nicht unter eigenem Namen wagt er ſich zu zeigen, er benutzt die Aehnlichkeit mit dem zugleich entflohenen Vetter, um ſich für Johannes Niemand auszugeben, und wird erſt als Friedrich Mergel erkannt, als er ſich an den Zweigen des Baumes erhängt, unter welchem einſt der Jude erſchlagen und der von den Glaubensgenoſſen des Ermordeten durch eine magiſche Inſchrift zum Rächer des Mordes geweiht war.

Annette von Droſte hat keine andere Novelle veröffentlicht, aber dies eine Werk bezeugt hinreichend ihre ausgezeichnete Befähigung für proſaiſchen Stil und erzählende Darſtellungen dieſer Art. Sprache und Charakteriſtik darf man meiſterhaft nennen; ehe Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeſchichten geſchrieben, oder doch bekannt wurden, hat hier eine weſtfäliſche Dichterin die ländlichen Zuſtände des an die Lippe grenzenden Paderborner Landes mit einer Anſchaulichkeit und Wahrheit geſchildert, die nicht leicht zu übertreffen ſind. Die Novelle wurde zuerſt 1842 im Morgenblatt veröffentlicht, dann, zwölf Jahre nach dem Tode der Dichterin, von Schücking in den „letzten Gaben“ 1860 mitgetheilt. Aber ſchon am 4. Auguſt 1837 erwähnt Annette unter den allerdings noch „unvollendeten Werken in ihrem Schreibtiſche“ „eine Kriminal-Geſchichte: Friedrich Mergel, im Paderborniſchen paſſirt, rein national“. Zwei Jahre ſpäter ſcheint ſie die letzte Hand angelegt zu haben. Sie befand ſich damals nahe dem Schauplatz der Novelle, in Apenburg, einem Gute ihres Onkels Friedrich von Haxthauſen. Nachdem ſie in einem Briefe vom 22. Auguſt 1839 die noch wenig veränderten Sitten des Landvolks, das Treiben der Wilddiebe und Schleichhändler geſchil-

dert hat, fährt ſie fort: „Hierbei fällt mir meine Erzählung ein. Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten geleſen, den mein Onkel Auguſt ſchon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ und deſſen ich mich nur den Hauptumſtänden nach erinnerte. Es iſt ſchade, daß ich nicht früher darüber kam; er enthält eine Menge höchſt merkwürdiger Umſtände und Aeußerungen, die ich jetzt nur zum Theil benutzen kann, wenn ich die Geſchichte nicht ganz von neuem ſchreiben will. Vor allem iſt der Charakter des Mörders ein ganz anderer, was zwar an und für ſich nicht ſchadet, aber mich nöthigt, mitunter das Frappanteſte zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel paſſen will. Das Journal wird mir übrigens nicht ſchaden, es iſt gar nicht aufgekommen und ſchon nach drei Monaten Todes verblichen, auch zwanzig Jahre darüber hingegangen. Herr Karvacchi iſt der einzige Menſch, der ſich deſſen erinnert, weil einer ſeiner Bekannten (Herr Straube aus Caſſel) es herausgab; ſo fürchte ich die Vergleichung nicht, die ſonſt jedenfalls zu meinem Nachtheile ausfallen würde, denn einfache Wahrheit iſt immer ſchöner als die beſte Erfindung.“

Der von Annette erwähnte Herr Karvacchi, ein Freund meines elterlichen Hauſes, lebte als kurheſſiſcher Oberfinanzrath und Bevollmächtigter beim Zollverein in Münſter, war auch auf dem Gute Tienhauſen, wo der Freiherr Auguſt von Haxthauſen im Sommer ſeine Freunde zu ſich einzuladen pflegte, nicht ſelten ein gern geſehener Gaſt. Häufig ſprach er über Annette von Droſte, und ich erinnere mich, daß er mir vor vielen Jahren erzählte, der Inhalt der „Judenbuche“ beruhe auf einer wahren Geſchichte, die noch merkwürdiger ſei, als die Novelle. Auch die Hauptpunkte hat er mir, wie ich aus ältern Aufzeichnungen ſehe, richtig mitgetheilt, ohne jedoch des Journals, in welchem der Haxthauſenſche Auszug zum Abdruck kam, zu erwähnen. Ich wurde darauf geführt durch die von Alexander Reifferſcheid 1878 in Heilbronn veröffentlichten „Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm“. Die beiden Sprachforſcher ſtanden ſchon ſeit dem Jahre 1809 mit der Haxthauſenſchen Familie und dadurch mit Annette von Droſte und ihrer Schweſter Jenny, der ſpätern Frau von Laßberg, in naher Beziehung. Die Briefe laſſen deutlich erkennen, wie viel die deutſchen Sagen und Märchen, und ſogar die deutſche Grammatik aus dieſem Verkehr gewonnen haben; ſie er-

öffnen weiter den Blick in einen Kreis bedeutender Männer, der beſonders in den zwanziger Jahren durch die Intereſſen der romantiſchen Schule zuſammengehalten wurde. Dieſer Kreis fand ein eigenes Organ in einem Journal, „Die Wünſchelruthe, herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal“ in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. Auf dem Titelblatt lieſt man das Motto: „Die kürzeſte Thorheit iſt die beſte“, Worte, die ein Spötter allenfalls auf die Zeitſchrift ſelbſt hätte anwenden können, denn ſie beſtand nur vom Januar bis Juni 1818. Aber eine nicht geringe Zahl namhafter Schriftſteller hat ihr in dieſem kurzen Zeitraum werthvolle Beiträge zugewendet. Für eine Geſammtausgabe der Werke der Gebrüder Grimm dürfte ſie nicht unbenutzt bleiben. Wilhelm hat Märchen und Gedichte, Jakob ein Volkslied und Recenſionen darin veröffentlicht; man findet Gedichte von Achim von Arnim, E. M. Arndt, dem Grafen Loeben, Helmine Chezy, dem Maler Wilhelm Müller, Chriſtiani, Guſtav Schwab und Juſtinus Kerner; F. W. Carové überſetzt einige der von Grimm veröffentlichten ſpaniſchen Romanzen, Valentin Schmidt aus dem Engliſchen des Thomas Decker das Märchen von Fortunat und ſeinen Söhnen, Follenius den ſechſten Geſang des Taſſo. Sogar Friedrich Georg Welcker, der ſich in der Jugend viel mit deutſcher Literatur beſchäftigte, verſucht ſich an den Verſen der Clotilde de Vallon-Chalys, einer franzöſiſchen Dichterin des fünfzehnten Jahrhunderts. Daneben findet man Bemerkungen über altkölniſche Bilder, über den Amor des Michel-Angelo von Fiorillo, über den durch Goethes italieniſche Reiſe bekannten Hofrath Reifenſtein oder Reifſtein von Heeren. Eines der intereſſanteſten Stücke bringt Nr. 34 vom 27. April. Der bekannte Germaniſt G. Fr. Benecke theilt aus einem Collectaneen-Buch der Hamburger Bibliothek das engliſche Original eines Gedichtes mit, welches ſpäter von Goethe überſetzt und wegen der Unterſchrift W. S. irrig für ein Werk Shakespeares gehalten wurde. Die Ueberſetzung erſchien zuerſt 1820 im zweiten Bande von Kunſt und Alterthum mit der Unterſchrift „Shakespeare“, die in der Ausgabe letzter Hand wegfiel. Aber auch die noch jetzt in den Gedichten vorkommende Ueberſchrift „Aus einem Stammbuch von 1804“ lernt man durch die Wünſchelruthe als irrig erkennen; ſie iſt nur dadurch entſtanden, daß auf dem Ein-

bande des Hamburger Manuſcriptes ſich die Jahreszahl 1604 befindet [1]).

Nicht wenige Beiträge erhielt die Zeitſchrift von Mitgliedern der Familie Haxthauſen, insbeſondere von den auch ſonſt durch ſchriftſtelleriſche wie politiſche Wirkſamkeit bekannten Brüdern Werner und Auguſt. Werner veröffentlichte Ueberſetzungen aus ſeiner Sammlung griechiſcher Volkslieder, ferner eine Anzahl von Gedichten mit der Unterſchrift Sigurd Albrock, ein Name, den er ſchon früher als Verbannter und Flüchtling vor der franzöſiſch-weſtfäliſchen Polizei angenommen hatte. Unter den Beiträgen des Auguſt von Haxthauſen iſt unzweifelhaft der werthvollſte jener Auszug aus den Akten ſeines Familien-Archivs, deſſen Annette erwähnt. Er verdient einem größern Kreiſe von Leſern zugänglich zu werden, und es freut mich, ihn aus einem der wenigen noch vorhandenen Exemplare, für deſſen Benutzung ich der Göttinger Bibliothek verpflichtet bin, hier mittheilen zu können. Er findet ſich in den Nummern 11 bis 15 vom 5. bis 19. Februar, mit der Ueberſchrift:

Geſchichte eines Algierer-Sklaven [2]). Von A. Freiherrn Haxthauſen.

Der Bauernvogt von Ovenhauſen hatte im Herbſte 1782 einen Knecht Hermann Winkelhannes, mit dem er, weil es ein tüchtiger friſcher Burſche, wohl zufrieden war. Dieſer hatte bei dem Schutzjuden Pinnes in Vörden Tuch zum Foerhemd (Camiſol) ausgenommen, und als er wohl ſchon einige Zeit damit umhergegangen und der Jude ihn nun an die Bezahlung mahnt, ſo läugnet er, verdrießlich, das ſchon etwas abgetragene, und auch nicht einmal gut ausgefallene Tuch noch theuer bezahlen zu müſſen, jenem keck ab, ſo hoch mit ihm übereingekommen zu ſeyn, vielmehr habe er die Elle zwei gute Groſchen wohlfeiler accordirt, und nach manchem Hin- und Herreden ſagt er zulezt: „Du verflogte Schinnerteven von Jauden, du wuſt mi man bedreigen, eh ek die den halven Daler in den Rachen ſmite, well ek mi leiver den kleinen Finger med den Tännen afbiten, un wann de mi noch mal kümmſt, ſo ſchla ik die de Jacken ſo vull, dat du de Dage dines Levens an mi gedenken ſaſt.“ Dem Juden bleibt alſo nichts anders übrig, als ihn beim H . . ſchen Gericht, der Gutsherrſchaft Hermanns,

[1]) Vgl. Düntzer, Goethes lyriſche Gedichte, Leipzig 1877, III, 366.

[2]) Die hier niedergeſchriebene Geſchichte iſt wörtlich wahr; viele hundert Leute in der Gegend, wo der Unglückliche lebte, können das bezeugen.

zu verklagen. In der Zwiſchenzeit bis zum Gerichtstag hat ſich dieſer mit mehreren beſprochen, und iſt ihm von den Bauern, da es gegen einen Juden ging, gerathen worden, es darauf ankommen zu laſſen; wie denn ſein eigner Brodherr ſich ſpäter ein Gewiſſen daraus gemacht hat, daß er ihm damals geſagt habe: „Ei wat wuſt du denn dat bethalen, eck ſchlöge ja leiver den Jauden vörm Kopp, dat hei den Himmel vor'n Dudelſack anſeihe, et is ja man'n Jaude!"

Aber am Morgen des Gerichtstages beſchwor der Jude ſein Annotirbuch, und da er außerdem unbeſcholten war, ward ihm der volle Preiß zugeſprochen; da wollen Leute, die die Treppe herauf gingen, als Hermann von der Gerichtsſtube herunter kam, gehört haben, daß er geſagt: „Töf, ek will di kalt maken!" von welchen Worten ihnen das Verſtändniß erſt nach dem Morde geworden.

Es war Abend geworden, als der Förſter Schmidts quer übers Feld auf's Dorf zugehend, den Hermann an der Ricke herauf nach dem Heiligen Geiſt Holz zugehen ſieht, und, glaubend jener wolle noch ſpät Holz ſtehlen, ihm behutſam auf dem Fuß nachfolgt. Als er ihn aber nur einen Knüppel ſich abſchneiden ſieht, und die Zackäſte davon abſchlagen, ſo ſagt er halb ärgerlich bei ſich: „I wenn du wieder nix wult häddeſt, aſe dat, ſo häddeſt du mi auk nich bruken dahenup to jagen"; und die Flinte, die er auf den ſchlimmſten Fall zu ſchneller Bereitſchaft unter den Arm genommen, wieder auf die Schulter hockend, geht er langſam die Schlucht herunter nach dem Dorf zu. Nahe davor zwiſchen den Gärten begegnet ihm der Jude Pinnes und bittet für ſeine Pfeife um etwas Feuer, welches man auch keinem Juden abſchlagen darf, und weil der Zunder nicht gleich fangen will, ſo reden ſie vom Handel, und ob der Jud ſeine Fuchsfelle haben wolle, der aber: er könne jetzt nicht wieder umkehren und ſie beſehen, er müſſe nach Hauſe; „ja", ſagte der Förſter ihm das Feuer auf die Pfeife legend, „wenn du noch na Huſe wuſt, ſo mak dat du vor der Dunkelheit dörch 't Holt kümmſt, de Nacht meint et nich gut med den Minſchen."

Zwei Tage drauf des Nachmittags kommt die Frau des Schutzjuden Pinnes den Höxterſchen Weg herunter ins Dorf, ſchreiend und heulend: ihr Mann läge oben erſchlagen im Heilgen Geiſt Holze; und während die Leute zuſammenſtehn und es beſprechen und einige den Weg heraufgehen, dem Holze zu, giebt ſie es bei

dem Gerichte an, und erzählt unter Schluchzen, als vorgestern ihr Mann nicht gekommen, gestern nicht, und auch heute Morgen nicht, habe sie sich aufgemacht, um hier im Dorf zu fragen, welchen Weg er genommen, und als sie durchs Holz gekommen, sei auf einem Fleck viel Blut gelegen, und eine Spur davon habe ins nahe Gebüsch gewiesen, da sei sie neugierig gefolgt, meinend ein todwundes Wild sei da vielleicht hineingekrochen, da sei es ein Mensch gewesen, und ihr Mann, und todt!

Man bringt ihn auf einer Tragbahre ins Dorf. Er hatte siebzehn sichtbare Schläge mit einem Knüppel erhalten, aber keiner von sechsen, auf den Hirnschädel gefallenen, hatte diesen zersprengt, ohngeachtet sie so vollwichtig gewesen, daß die Haut jedesmal abgequetscht war. Nur einer ins Genick und ein Paar in die Rippen waren ihm tödtlich geworden. Die Haut in beiden Händen war abgeschält; (er hatte, wie sich später erwieß, mehrmals krampfhaft den zackichten Prügel ergriffen, der Mörder ihm aber denselben mit aller Gewalt durch die Hände gerissen, daß die Haut daran geblieben).

Der Förster Schmidts war mit unter denen gewesen, die hinauf gegangen, und fand kaum 100 Schritt vor der Leiche auf dem Wege nach Ovenhausen rechts am Graben den blutigen Knüppel, der seine Gedanken auf Hermann leitete; dann kam beim Gericht die Erinnerung an den Prozeß, und bald die Aussage jener, die gehört, daß Hermann unten an der Treppe gesagt: ek will di kalt maken.

Da gab das Gericht Befehl ihn zu arretiren, und weil man hörte, er sei seit ein paar Tagen nicht mehr beim Voigt in Ovenhausen, sondern bei seinem Vater in Bellersen, so setzte sich der Drost Freiherr H . . n selbst mit einem Reitknechte zu Pferde, und ritt von der einen Seite ins Dorf, während von der andern Seite die Gerichtsdiener auf das Haus des alten Winkelhannes zukamen. Der aber erzählte, als man niemanden fand, sein Sohn sei schon seit voriger Nacht fort, er wisse nicht wohin. Das war aber unwahr, denn Hermann erzählte später selbst: er habe die Gerichtsdiener aufs Haus zukommen sehen, da sei er durchs Fenster in den Garten gesprungen und habe sich in die Vicebohnen versteckt, und habe das Suchen alles gehört, wie es dann still geworden, dann ein Paar am Gartenzaun sich begegnet, und der eine

geſagt: da häwwet ſe en! worauf der andere: ach wat willt ſe'n häwwen, de is längeſt öwer alle Berge! wo ſull he denn wal hen lopen ſin? Ach wat weit eck, na Ueßen, na Prüßen, na Duderſtat hen!

Der Jude lag indeß auf der Todtenbahre und ſeine Wunden öffneten ſich nicht mehr, um bei Vorführung des Mörders zu bluten. Da kamen die Verwandten und Glaubensgenoſſen, ihn zum ehrlichen Begräbniß abzuholen, und während der Rabbiner ihn in den Sarg legen und auf den Wagen laden läßt, ſtehen der Bruder und ein paar andre Juden beim Droſten H . . n und bitten ihn nach einiger Einleitung, „ſe hatten 'ne grauſe Bitte an er Gnoden". — Nun und worin beſteht die? wendete der Droſt ein. „Er Gnoden müſſen's uns aber nich vor übel nehmen, da is der Baum wo unſer Bruder bei erſchlagen, da wöllten mer ſe bitten, ob ſe uns erlauben wollten in den Baum unſre Zeichen 'nein zu ſchneiden, mir wollens gerne bezohlen, fordern er Gnoden nur was ſe da vor haben wollen." — „O das thut in Gottesnamen ſo viel ihr nur wollt!" — „Nu mer wollen allen Schaden erſetzen, verkaufen ſe uns den Baum." — „Ach was, ſchreibt daran was ihr Luſt habt, das thut dem Baum weiter nichts. Aber was wollt ihr denn drein ſchneiden, dürft ihr das nicht ſagen?" frägt der Droſt zurück. „Ach wenn er Gnoden es nich vor übel nehmen wollten, da iſt unſer Rabbiner der ſoll da unſere Hebräiſchen Zeichen nein ſchneiden, daß der Mörder, den unſer Gott finden werd, keines rechten Daudes ſterben ſoll."

Nach faſt 6 Jahren, im Frühjahr 1788, wird dem Fürſtbiſchof von Paderborn, während gerade in der Zeit des Landtags Mehrere von der Ritterſchaft, worunter auch der Droſt H . . n, bei ihm an der Mittagstafel ſitzen, ein Brief gebracht, welchen er, nachdem er ihn geleſen, dem Droſten giebt, „das betreffe jemand aus einem ſeiner Dörfer und wie ſich das verhalte, ob man etwas dafür thun ſolle?" Der Droſt, nach aufmerkſamer Leſung, giebt ihn dem Fürſten zurück: „Er überlaſſe das der Einſicht ihrer Fürſtlichen Gnaden, der Menſch ſei übrigens im ſtärkſten Verdacht eines begangenen Mordes, und man würde ihn dort nur befreien, um ihn hier den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern." —

Der Brief aber lautet wörtlich ſo:

Ihro Hochfürſtlich Gnaden durchleichtigſter
Printz. Mein allergnädigſter Herr herr ꝛc.

Ich armer bitte Unterthänigſt. zu vergeben daß ich mein Schreiben. an ihro durchleichtigſten Printzen Ergehen laße. in deme ich nach Gott Einzig und allein meine Zuflucht zu ihro Gnaden meinen allergnädigſten Landesherren ſuche, hoffe meine Bitte erhöret zu werden.

Ich Johannes Winkelhannes von den Paderpormſchen auß Pelerſen deß fürſtenthum von Neuhaus gebürtig, von der Dioces Churfürſtenthum Cöllen. Mein Vatter hermanns und meine Muetter Maria Eliſabetta Abgentz, deßen Ehlich Erzeigte Sohn ſtunde in ſpaniſchen Dienſte untter dem löbl. Regiment Provante geriethe Sclaviſche Gefangenſchaft worinnen ich ſchon über zwei Jahre lang in dieſem ſo erbermlichen Leben bin, Wenn man ſollte ſprechen das Ellend der Chriſten unde wie ſie von dieſſen Barbaren dractieret werden, iſt mir unmöglich zu ſchreiben, und die teglichen Nahrung bei ſo ſchwerer Arbeit miſerable Kleidung ſollte ein ſteinernes Herze zum Mitleiden bewegen. Doch meiner ſeits Gott ſei Dank habe ich einen guetten Patron bekhomen, welcher der erſte Miniſter nach dem Bei iſt, und wird Casnätzi genannt, wo ich an Unterhalt undt Kleidung keinen Mangel leidte doch in bedenkung ein Sklave den Chriſtenthum Entzogen, und meiner Schuldigkeit als ein Chriſt nit nachkommen kann. Keinen Troſt. Undt zuflucht bei keinen Menſchen mich dieſes Jemerlichen Standes zu entziehen, ſo ſetze ich nun mein Vertrauen und Zuflucht zu ihro hochfürſtliche gnaden Kniefehlich mit bitteren Thränen bittend durch das bittere Leidten und Sterben Jeſu Chriſti ſich meine zu erbarmen, mich dieſes Ellenden Sclaven-Stande Loß zu machen und mir wiederum in mein liebes Vatterlandt zu verhelfen es iſt in Wahrheit es iſt Villes Gelt nachendt bei Dreihundert Ducaten, doch wird ſolches Gott der Allmechtige ſolches an ihrer hoch fürſtliche Gnaden reichlich vergelten bittend anbey dieſes mein Schreiben an meine libe Eltern und befreunde wiſſen zu thun, ſo ſie annoch bei Leben ſeyen mochten laße ſie ebenfalls freundlich grüſſen und bitten, ſie mochten ebenfalls bei ihro hochfürſtlichen Landesherren vor mich bitten und in ihren Gebett bei Gott vor meine Guet Detter und Erlöſer dieſes Elendes ingedenk

ſein. Schlieſſe mit bitteren Thränen und verharre an ihro Hchfürſtliche Gnaden

Ein aller unterthänigſter Unterthan
und Diener
Johannes Winkelhannes Sclav de Miniſter
Casnaczi in Algier.

So ein Schreiben an mich überſchickt werden ſollte, iſt ſolches an Monſieur Walther Conſul de Schvede zu attreſſiren und muß ſolches bis nach Marſeilo frangierent werden.

Signt. Algier in Barbaria
den 8ten November an. 1787.

Im April 1807 wird dem Droſten H . . n in dem Augenblick, als er auf der Haustreppe ſteht, um in den Wagen zu ſteigen, der ihn nach Paderborn bringen ſoll, von dem Felddiener und Gerichtsboten Malchus die Anzeige gemacht: in Bellerſen ſei vor einigen Tagen der Hermann Winkelhannes, der ſeit 25 Jahren verſchollen, und damals des Mordes beſchuldigt, eingetroffen, ob man da vielleicht von Gerichtswegen ihn arretiren oder ſonſt verfahren ſolle. Worauf der Droſt in den Gedanken der Abreiſe durch plötzliche Verwunderung über die ſeltſame Nachricht geſtört, und die Schwere der Worte nicht gleich erwägend, zum Gerichtsdiener geſagt: allerdings, er müße gleich arretirt werden; aber eingeſtiegen und kaum vom Hof gefahren läßt er halten, und ruft den Gerichtsdiener an den Kutſchenſchlag, ihm befehlend: er ſolle noch mit der ganzen Sache ruhen, und ſchweigen, er wolle erſt in Paderborn anfragen, die Sache ſei ſo lange her, die Zeugen meiſt todt oder fort, die ganze Unterſuchung alſo ſchwer und unklar, auch ſchon längſt Gras darüber gewachſen.

Dort angekommen geht er nach dem noch von Preußiſcher Seite angeſtellten Regierungspräſidenten von Coninx, und frägt ihn um Rath, der aber ſagt gleich, er möge den Hermann W. ganz ungekränkt laſſen, 24jährige Sklaverei wäre nach dem Geſetze dem Tode gleich geſetzt. Und ſo fährt er wieder nach Haus und läßt dem Hermann W. ſagen, daß er ganz frei und unbeſtraft leben dürfe, und er möge bei Gelegenheit einmal zu ihm kommen.

Da meldet einen Nachmittag, als die Familie beim Kaffee ſitzt, der Bediente: der Algierer ſei da und wolle gern den gnädigen Herrn ſprechen. Auf den Befehl, er ſolle ihn nur herein

weiſen, tritt ein kleiner krüpplicht bucklichter Kerl herein, ganz kümmerlich ausſehend, der auf die Frage, ob er der Hermann Winkelhanns ſey und wie es ihm ergangen, dieß erſt nach mehrmaliger Wiederholung verſteht, und dann in einer Sprache antwortet, deren Zuſammenhang wieder niemand im Zimmer verſteht, und die ein Gemiſch ſcheint von weniz Deutſch und Holländiſch, mehr Franzöſiſch und Italiäniſch und Türkiſch, wie ſie die Sklaven in der Barbarei unter einander ſprechen.

Erſt nach mehreren Monaten, als er unter ſeinen Verwandten wieder gebrochen Deutſch gelernt und mehrmals und oft wieder gekommen, hat er ſich dem Droſten ganz verſtändlich machen können, der ihm nach und nach ſeine Geſchichte abgefragt.

Da hat ihn einsmals auch der Droſt gefragt: „nu ſeg mal Hermen, du brukſt ja jetz doch nix mer to förchten, wi is dat kumen med den Jauden dat du den vor de Bleſſe ſchlahen heſt?“ „Ach dat well eck er Gnaden ſeggen, ek wull' en nich daut ſchlahen, ſunnern men duet dörchprügeln, wi ek en averſt ſau an den Kragen fatte, da ritt he ſik loß, un gav mi einen med ſinen dören Stock, dei mi hölliſch wei deihe, da ſchlog ek en in der Bosheit med minen Knüppel glik övern Kopp, dat he flugs toſammen ſtört aſſe'n Taskenmeſt. Da dacht ek: nu is et doch verbi, nu ſuſt 'n auck ganz daut ſchlahen.“

Wie er ihn nun todt vor ſich liegen geſehen, da wäre die Angſt über ihn gekommen, und wäre nicht wieder zu ſeinem Herrn nach Ovenhauſen gegangen ſondern nach Hauſe, und da ſein Vater darüber verwundert, habe er ihm geſagt, er hätte Streit mit ſeinem Brodherrn bekommen und ſei aus dem Dienſt gegangen. Da ſei denn aber auf einmal die Nachricht von dem Morde gekommen, und ſein Vater um jenen Prozeß wiſſend habe ihn ſcharf angeſehen: „Hermen Hermen med di is et nich richtig, du heſt wat up de Seele, give Gott dat et nich Unglück un Schanne is.“ Nun hätte er am Mittag in der Hausthür geſtanden, als er die Gerichtsdiener von der einen Seite und den gnädigen Herrn von der andern im Dorf herauf kommen geſehen. Da hätte er wohl gemerkt, daß es auf ihn abgeſehen, und ſei in die Stube geſprungen und hätte ſeinem Vater geſagt, er ſolle ihn nicht verrathen; und da der Gerichtsdiener ſchon vor dem Hauſe, ſei er zum Fenſter hinaus in den Garten in die Vicebohnen geſprungen.

Da hätte er denn hören können, wie ſie nach ihm gefragt, und ſei in der größten Angſt geweſen, weil das Fenſter noch offen, und wenn ſie da recht zugeſehen, ſo würden ſie die Fußtapfen im umgegrabenen Lande haben ſehen können, wo er heraus geſprungen, bis in die Vicebohnen, einmahl habe der gnädige Herr zum Fenſter heraus geſehen, da habe er in höchſter Angſt das Gelübde gethan, baarfuß nach Werl zu wallfahrten, wenn ihn niemand ſähe. Da hätte ihn die Mutter Gottes erhört und ihn niemand entdeckt, als es aber Nacht geworden da ſei er leiſe über den Zaun geſtiegen und queer durch den Garten zum Dorf hinaus. Auf der Höhe nach dem kleinen Kiel zu habe er ſich noch einmal umgeſehen, da hätte er die Lichter im Dorfe geſehen und die Hunde hätten gebellt, damahls habe er gemeint, er kriegt es nun wohl ſein Lebtage nicht wieder zu ſehen. Und er hätte Schuh und Strümpfe ausgezogen, und wäre, den Roſenkranz betend, über die Hölzer ins Lippiſche hinein gegangen, und den zweiten Abend ſei er in Werl angelangt. Ganz früh am andern Morgen habe er gebeichtet und communicirt, und er habe noch einen halben Gulden gehabt, den habe er der Mutter Gottes als Opferpfennig gegeben, da ſei ihm ganz friſch zu Sinne geworden, und wie er aus der Kirche getreten, da ſei die Sonne eben durch die Bäume aufgegangen, die auf dem Kirchhof ſtehen, und die Schatten davon wären alle nach Holland gelaufen, da hätte er gedacht: ich muß auch wohl dahin, und wäre munter zugeſchritten.

In Holland half er ſich bis zum Frühjahr mit Taglohn durch, dann ließ er ſich zum Matroſen anwerben, worauf er nach einigen Reiſen in Engliſche Häfen, nach Genua kam und ſich dort während einer Ruhe von mehreren Monaten, durch höheren Lohn gereizt, auf einen Genueſiſchen Kauffahrer dingen ließ, der in die Levante ſchiffte, obgleich ſeine holländiſchen Cameraden eifrig abriethen, ihm die Gefahr, von Piraten gefaßt zu werden, vorſtellend. Es ging auch glücklich das erſtemal, da ließ er ſeinen Contract noch einmal verlängern; als er aber das drittemal dieſelbe Reiſe machte, ward das Schiff im Sicilischen Meer von Seeräubern genommen, und in den Hafen von Algier gebracht.

Auf dem Sklavenmarkt kaufte ihn der Vezir des Dei, ein Renegat, mit Namen Casnatzi, und da er ein wackerer tüchtiger Burſch war, hatte er es gut bei ihm, ja er machte ihn, da er

etwas ſchreiben und ein wenig Italieniſch und Franzöſiſch konnte, zu ſeinem Haushofmeiſter. Aus dieſer Zeit rührt jener Brief her, den er an den Fürſtbiſchof geſchrieben. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lang; der Vezier fiel plötzlich in Ungnade und ward ſtrangulirt, ſein Vermögen verfiel dem Dei, und ſeine Sklaven wurden öffentliche Sklaven. Da fing ſein eigentliches Elend an, und dauerte 17 Jahre hindurch bis zu ſeiner Befreiung. Die Sklaven mußten große Steine auf Schleifen aus dem Lande nach dem Molo ziehen, oft 20 vor einen Stein gekuppelt, in ſchärfſter Hitze durch den glühenden Sand, und dazu nichts als 1 Pfund Brod, und ein kleines Maaß mit Oehl und Weineſſig. Dabei hätten die Aufſeher auch nicht geſpaßt und wie einer niedergeſunken aus Mattigkeit, hätten ſie darauf geſchlagen bis er wieder munter. Da ſei einmal eines Tags, als einer der Aufſeher grad friſch darauf geſchlagen, ein Derwiſch in der Ferne vorübergegangen; der wäre, es anſehend, ſtill geſtanden, und ihn zu ſich winkend, hätten ſie an den Geberden geſehen, daß er ihm ins Herz geredet, oft mit der Hand nach dem Himmel zeigend, da hätte der Aufſeher die Erde geküßt und dem Derwiſch die Hand, und als er wieder zu ihnen gekommen, ſei er ganz verändert geweſen, und 2 Wochen ganz mild. Alle Jahr ein paarmal wäre der Dei auf einem Spazierritt bei ihnen vorbei gekommen, und wie ſie ihn auf ihren Knieen um Gnade gebeten, habe er eine Hand voll Zechinen ausgeworfen welche ſie geſammelt und dem Schwediſchen Conſul gebracht hätten. Der hätte ſie dann insgeſammt an gewiſſen Tagen losgekauft, und ihnen einmal ſatt und gut zu eſſen gegeben.

Ein paar Jahre hielt der kräftige Körper Hermanns dieß Leben aus, als er aber einſtmals einen Sack mit vielen Brodten tragend darunter niedergeſtürzt iſt, dergeſtalt daß er mehrere Knochen im Rücken gebrochen, haben ſie ihn in ein Loch geworfen, da er dann ſo lang gelegen, bis er heil geweſen, und weil er nicht verbunden, ſo iſt er ganz krumm in einander gewachſen.

Doch hätte ſie das Volk mit einigem Mitleiden betrachtet, ja als die Revolution wegen der Juden ausgebrochen und dieſe mit dem ſie begünſtigenden Dei alle ermordet wurden, hätten ſie gedacht, die Rache würde nun an ſie kommen und viele von ihnen hätten es wohl gewünſcht, aber ſie wären unberührt unter der wogenden Menge umher gegangen.

Oft hatte ihn, als er noch bei dem Vezier geweſen, dieſer bereden wollen, auch Renegat zu werden und ihm dann groß Glück und Ehre verſprochen, er hat aber nicht gewollt.

Endlich als 1806 Hieronymus Bonaparte den Dei gezwungen die Chriſten-Sklaven frei zu geben, iſt auch Hermann befreit worden, und an der italieniſchen Küſte ausgeſetzt, mit 8 Kronen beſchenkt, iſt er nach ſeiner Heimath gewandert.

Das war der Inhalt ſeiner Erzählung, die der Droſt ſo nach und nach ihm abfrug. Zu Hauſe ging es ihm aber traurig, ſein Bruder ſah ihn nur ungern, arbeiten konnte er nur wenig, dabei klagte er über unausſtehliche Kälte.

Während der Curzeit ging er oft nach dem Driburger Brunnen, bettelnd und wer ſie hören wollte, ſeine Geſchichte erzählend.

Im Spätherbſt kam er noch einmal zu dem Droſt H . . n, und auf deſſen Frage, da er nach erholtem Almoſen noch ſtehen bleibt, „ob er noch was beſonders wolle?“ klagt er erſt nochmals ſeine Noth und bittet zuletzt flehentlich, ob ihn der Droſt nicht könne ganz zu ſich nehmen, er wolle ja gern all die kleine Arbeit eines Hausknechts thun; das ſchlug dieſer ihm aber rund ab, aus dem unangenehmen Gefühl einen vorſetzlichen Mörder unter dem Dache zu haben.

Als zwei Tage darauf der Domherr Carl H . . n früh auf die Jagd ging, kommt er über die Stoppeln an dem Pflüger Kerkhoff aus Bellerſen vorbei, der ihm erzählt, ſie hätten vor einer Stunde den Algierer im Kiel an einem Baum hangen gefunden. Da hat der Droſt die Gemeindevorſteher zu ſich kommen laſſen und ſie gebeten, dem Menſchen, über dem ein ungeheueres Unglück am Himmel geſtanden, nun auch ein ehrliches Begräbniß zu geben, und ihn nicht wie ſonſt Selbſtmördern geſchieht in der Dachtraufe oder hinter der Kirchhofs-Mauer einzuſcharren, welches ſie auch verſprochen und gehalten haben.

Erſt nach 8 Tagen führten die einzelnen Fäden über ſeine letzte Geſchichte und ſeinen Tod zu einem Knoten, der wie ſein Schickſal ſelbſt, das ihn überall an den unſichtbaren Fäden hielt, in ſeinem Tod gelöſt ward.

Spät Abends an dem Tage als er von dem Droſte jene abſchlägige Antwort erhalten, pocht er in Holzhauſen, 2 Stunden

weiter, heftig an die Thüre des erſten Hauſes am Wege rechts, und als ihm aufgemacht und er gefragt wird, was er wolle, ſtürzt er leichenblaß und in furchtbarer Angſt ins Haus, und bittet um Gottes und aller Heiligen Willen, ihn die Nacht bei ſich zu behalten; und auf die Frage, was ihm denn in aller Welt wiederfahren, erzählt er, wie er übers Holz gekommen, habe ihn eine große lange Frau eingeholt und ihn gezwungen ein ſchweres Bund Dörner zu tragen und ihn angetrieben, wenn er ſtill geſtanden, da hätten ſich die Dörner ihm alle ins Fleiſch gedrückt, und er hätte an zu laufen gefangen, und ſei ſo keuchend in großer Angſt vor's Dorf gekommen, da ſei die Frau fort geweſen, und ſie möchten ihn nur die Nacht behalten, er wolle den andern Tag wieder nach Hauſe. Früh fortgegangen, iſt er gegen Mittag auf die Glaſerhütte zur Emde gekommen, wo er oft Almoſen erhalten, und hat um ein Glas Brantewein gebeten, und als er getrunken, um noch eins, da iſt ihm auch das dritte gegeben worden, worauf er geſagt, nun wolle er nach Hauſe. Wie er aber an den Kiel gekommen, nicht weit von der Stelle, wo er vor 24 Jahren die Schuhe zur Wallfahrt ausgezogen, da hat er eine Leine von einem nahen Pflug genommen, und ſich damit an einen Baum gehenkt und zwar ſo niedrig, daß er mit den Füßen das Herbſtlaub unter ſich weggeſcharret hat.

Als ihm einſt der Droſt die Geſchichte mit dem Baum und den Zeichen, die die Juden darein geſchnitten, erzählt, und wie ſie bedeuteten, daß er keines rechten Todes ſterben ſolle, hat er geantwortet: O dat ſull ek doch nich denken, ek häwwe doch ſo lange davör Buße daen un häwwe vaſte an minen Gloven halen, aſſe ſe meck överreen wullen, en abtoſchwören.

So hat der Menſch 17 Jahre ungebeugt und ohne Verzweiflung die härteſte Sklaverei des Leibes und Geiſtes ertragen, aber die Freiheit und volle Strafloſigkeit hat er nicht ertragen dürfen. Er mußte ſein Schickſal erfüllen, und weil Blut für Blut, Leben für Leben eingeſetzt iſt, ihn aber menſchliches Geſetz nicht mehr erreichte, hat er, nachdem er lange Jahre fern umher geſchweift, wieder durch des Geſchicks geheimnißvolle Gewalt zu dem Kreis, Ort und Boden des Verbrechens zurückgebannt, dort ſich ſelbſt Gerechtigkeit geübt.

Zwei Jahre nach ſeinem Tode iſt jener Baum, worein die Juden ihre dunklen Zeichen geſchnitten, umgehauen worden. Die

Rinde aber hatte dieſe in den langen Jahren herausgewachſen, daß man ihre Form und Geſtaltung nicht mehr erkennen konnte.

Wer dieſe Geſchichte geleſen hat, begreift Annettens Bedauern, ſie nicht früher gekannt zu haben; denn ſie enthält gar viele Züge, die ein Schriftſteller vortheilhaft verwerthen könnte. Aber freilich die Novelle hätte dann eine ganz andere werden müſſen. In der „Judenbuche“ beruht der Schluß auf dem eigenthümlichen Dunkel über der Perſon des Mörders, der ſich erſt durch den Selbſtmord entdeckt. Dieſes Dunkel beſteht nicht in dem Haxthauſenſchen Auszug, wo der Winkelhannes ſeine That nicht verhehlt, auch ſie zu verhehlen gar keine Urſache hat. Die Aufgabe des Novelliſten könnte dann nur in der Löſung des auch von Haxthauſen hervorgehobenen Problems beſtehen, warum der Menſch, welcher ſiebenzehn Jahre die drückendſte Sklaverei ertragen hat, in der Heimat, in der Freiheit ſeinem Leben gewaltſam ein Ende macht. Ich zweifle nicht, daß Annette dieſe Aufgabe gelöſt haben würde, aber ich zweifle, ob man um dieſen Preis das, was wir jetzt beſitzen, aufgeben möchte. Auch im Uebrigen ſcheint ihre Hoffnung: das Straubeſche Journal werde ihrer Novelle nicht ſchaden, keineswegs durch die Vorausſetzung bedingt, daß es für immer verborgen bleibe. Im Gegentheil, es ſetzt, da es wieder erſcheint, ihre Erfindungsgabe in ein helleres Licht, als man nach ihrem Briefe vermuthen konnte.

Denn die Entwickelungsgeſchichte des Helden, die Schilderung des Landes, die vortreffliche Charakteriſtik der Mutter, des Oheims und aller übrigen Perſonen vom Gerichtsherrn bis zum Schreiber, die ergreifende Schilderung des Weihnachtsabends, beinahe Alles, was der Novelle den hauptſächlichen Werth verleiht, iſt derſelben auch eigenthümlich und ſo ſehr Annettens Eigenthum, daß man eine Vergleichung, die doch immer etwas Aehnliches vorausſetzt, nicht einmal vornehmen kann. Aber ſelbſt, wo die Thatſachen eine Vergleichung geſtatten, iſt die Verſchiedenheit meiſtens auffallender als die Uebereinſtimmung. Annette verſichert freilich nicht allein in der Novelle, ſondern auch in dem Briefe an Junkmanner, ſie erzähle etwas, „das ſich wirklich zugetragen habe; ſie könne nichts davon oder dazu thun“. Sie gibt ſo genaue Einzelheiten, daß es beinahe unmöglich ſcheint, dergleichen ganz zu

erfinden; ſie nennt das Geburtsjahr Mergels — 1738, die Zeit des Mordes — 1760, die Zeit der Rückkehr — den 24. Dezember 1788. Aber faſt alle dieſe Einzelheiten, die wichtigen wie die unwichtigen, ſtehen mit den Akten im Widerſpruch. Der Mord fällt in das Jahr 1782, die Rückkehr fünfundzwanzig Jahre ſpäter; der Winkelhannes wird nicht wegen einer unbezahlten Uhr, ſondern wegen eines theuer gekauften Rockes gemahnt, er wird Sklave nicht in Konſtantinopel, ſondern in Algier, und nicht durch ein holländiſches Schiff, ſondern durch Hieronymus Bonaparte befreit. Auch die Jugenderlebniſſe Mergels ſtimmen wenig mit dem Haxthauſenſchen Bericht: „Der Bauernvogt ſei mit dem Winkelhannes als einem friſchen, tüchtigen Burſchen wohl zufrieden geweſen.“ Wem ſoll man alle dieſe nicht poetiſch, aber doch hiſtoriſch irrigen Angaben zuſchreiben? Annettens ſchlechtem Gedächtniß? oder einer unrichtigen mündlichen Ueberlieferung? Vielleicht zum Theil; aber gewiß meiſtens ihrer immer regen, ſchöpferiſchen Phantaſie. Nur eins möchte ich dabei bemerken. In dem Briefe vom 4. Auguſt 1837 wird unter den unvollendeten Werken neben der „Judenbuche“ noch eine Kriminal-Geſchichte genannt, welche gleichfalls von der Ermordung eines Juden und der eigenthümlichen Entdeckung des Mörders handelt. Sollte Annette vielleicht Vorarbeiten für dieſe Geſchichte, welche unvollendet blieb, in die Novelle von der Judenbuche hineingezogen haben? Aber ich will lediglich die Möglichkeit einer ſolchen Vermuthung andeuten; um den Beweis auch nur zu verſuchen, müßte man die hinterlaſſenen Papiere der Dichterin genauer kennen, als es mir und vielleicht irgend Jemanden bisher vergönnt worden iſt.

Der achtzehnte September 1848 in Frankfurt.

Von W. Stricker.

Zu einer Geſchichte des achtzehnten September, welche einen Theil des 4. Heftes meiner „Neuern Geſchichte von Frankfurt“ (Frankfurt, Auffarth) bilden ſoll, habe ich ſeit lange Material geſammelt, um das zu ergänzen, was ich von den Ereigniſſen nicht ſelbſt ſehen konnte. Erſt vor wenigen Jahren haben die Denkwürdigkeiten des ehemaligen Reichsminiſters Arnold Duckwitz (erſchienen 1877) über die innern Vorgänge im Schooße der Regierung Licht verbreitet und in den letzten Monaten iſt es mir

gelungen, Mittheilungen eines Stadtwehrmanns über die Vorgänge in der Nacht des 17./18. September zu erhalten. Ich werde mich bei der nachfolgenden Darstellung an das streng Thatsächliche halten und nur kurz die Situation zu zeichnen versuchen. Im Uebrigen verweise ich auf die „Stenographischen Berichte über die Verhandlungen der constituirenden deutschen Nationalversammlung" und die Darstellung im 5. Bande der bei Brockhaus erschienenen „Gegenwart". Bekanntlich hatte auf Antrag Dahlmanns die Nationalversammlung am 15. September Abends mit 238 gegen 221 Stimmen den Beschluß gefaßt, den Waffenstillstand von Malmoe zu verwerfen. Sogleich begab sich das ganze Reichsministerium zum Reichsverweser und reichte seine Entlassung ein. Dieser beauftragte Dahlmann mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Da letzterer damit nicht zu Stande kam, gab er am 17. sein Mandat zurück. Auch der Vicepräsident von Hermann, an den das Mandat des Reichsverwesers zunächst überging, war dazu nicht im Stande, und so war das deutsche Reich ohne Regierung gerade in dem gefährlichen Augenblick, als die Genehmigung des Waffenstillstandes, welche am 16. September mit 258 gegen 237 Stimmen stattfand, und die darauf folgende Volksversammlung auf der Pfingstweide am 17. September die Aufregung aufs höchste hatte steigen lassen. Angesichts der Ereignisse des 17. September, der Bedrohung der Abgeordneten Jahn und Heckscher, der massenhaften Zuzüge von Bewaffneten aus der Umgebung war es nach Ansicht des Senats nicht thunlich, ferner den Schutz der Stadt der durch schweren Dienst ermüdeten Stadtwehr zu überlassen. Außer dieser bildete, da das Frankfurter Linienbataillon noch in Schleswig war, nur ein kurhessisches Bataillon die Besatzung. — Am 17. September erklärte sich das frühere Ministerium bereit, die Geschäfte mit voller Verantwortlichkeit weiter zu führen, bis das neue Ministerium gebildet sei. Schmerling rief die in Frankfurt anwesenden Mitglieder des vormaligen Ministeriums zusammen, um zu berathen, welche Maßregeln zu ergreifen seien. Duckwitz berichtet: Schmerling und Peucker schlugen vor, Militär von Mainz und Darmstadt zu requiriren, um mit Gewalt die Ordnung herzustellen. Als einige Herren Bedenken trugen, gebrauchte Schmerling das Argument: „Erwägen Sie, meine Herren, entweder hängen die Aufständischen uns oder wir hängen sie; wählen Sie." — Man

wurde daher bald über die militäriſchen Maßregeln einig und beſchloß, von Mainz vier Bataillons Infanterie und eine Batterie zu beordern, auch die Regierung in Darmſtadt zu erſuchen, alles verfügbare Militär nach Frankfurt zu ſenden. Sowohl in Mainz als in Darmſtadt wurde dieſer Aufforderung Folge geleiſtet, es kamen jedoch von Mainz nur zwei Bataillons am Morgen des 18. in der Frühe (3 Uhr) an, die beiden andern erſt Nachmittags, weil inzwiſchen die Eiſenbahn aufgebrochen worden war. Es war eins vom öſterreichiſchen Infanterie-Regiment Erzherzog Rainer und eins vom 38. preußiſchen Infanterie-Regiment (Schleſier).

Die nähern Umſtände der Berufung der Truppen hat mir ein Mitglied der Stadtwehr, welches in der Nacht vom 17./18. September in der Börſe auf Wache war, folgendermaßen mitgetheilt. Herr von Schmerling kam mit dem Frankfurter Linien-Oberſt Hoffmann und dem Bürgermeiſter Dr. Müller um 11 Uhr Abends in die Börſe und fragte den Frankfurter Stadtwehr-Major Rauch, wie viele Mitglieder der Stadtwehr anweſend ſeien und auf wie viele für den nächſten Tag zu rechnen ſei. Major Rauch zählte etwa 150 Mann, auf ſeine Anfrage wegen des nächſten Tages erklärte ſich aber wohl nicht die Hälfte bereit, wieder die Wache zu beziehen. Darauf begab ſich Schmerling in Begleitung von Bürgermeiſter Müller und andern Herren etwa um 11½ Uhr in den Römer. Beim Weggehen aus der Börſe ſagte er zur anweſenden Mannſchaft: „Nun, wenn es ſo iſt, da wollen wir bald Rath ſchaffen; warten Sie noch einige Stunden, meine Herren, und dann ſollen Sie abgelöſt werden.“ — Auf dem Römer wurde in kurzer Berathung die Machtloſigkeit der lokalen Behörden gegenüber den etwa kommenden Ereigniſſen conſtatirt und nach Mainz telegraphirt, wo Truppen bereit ſtanden. In der Frühe des 18. September trafen mit der Taunusbahn die genannten zwei Bataillone ein; die Oeſterreicher wurden auf der Zeil, die Preußen auf dem Roßmarkt aufgeſtellt. Am 18. September Morgens war ſchon vor 8 Uhr die Nationalverſammlung in Berathung begriffen; da alle Plätze beſetzt waren, wurden die Thüren der Paulskirche geſchloſſen. Vor der Thür, die nach dem nordweſtlichen Treppenhaus führt, trieb ſich eine Menſchenmenge herum, welche ein Schuſter aus Rödelheim mit Späſſen beluſtigte. Bis 8 Uhr war dieſelbe etwa auf 50 Perſonen angewachſen. Um dieſe Zeit kam ein kleiner

Trupp heran, welcher ſich nach der weſtlichen Kirchthür drängte. Hier hing ein Plakat: „Eingang nur für Abgeordnete.“ Unter dem Ruf: „Die Abgeordneten ſind für das Volk, für uns, alſo haben auch wir hier Eingang!“ und unter Hohngeſchrei wurde das Plakat abgeriſſen. Durch den Erfolg ermuthigt, verſuchte der Führer die Thür zu öffnen; dieſelbe gab nach und unter Halloh ſtürmte er mit ſeinen Begleitern in die Kirche. Natürlich wurde die kleine Schaar ſogleich von den Bedienſteten des Hauſes zurückgedrängt, aber der Vorſitzende der Verſammlung erklärte die Berathung für beeinflußt und ſandte zu den inzwiſchen auf den großen Kornmarkt gezogenen preußiſchen und den auf dem Roßmarkt lagernden öſterreichiſchen Truppen um Schutz. Sofort wurden die Eingangsthüren ſämmtlich von den Truppen beſetzt und das Publikum abgehalten. Um 9 Uhr ſtanden nördlich von der Paulskirche an der Ecke der Kirchgaſſe, wo an der Schmidtſchen Brauerei der Durchgang ſehr eng iſt, die öſterreichiſchen Truppen in zwei Gliedern, Gewehr bei Fuß. Neugierige drängten ſich hinter ihnen herum; unter dieſen war ein älterer Mann, der, in einer nahen Fabrik beſchäftigt, ſein Frühſtück geholt hatte. Mit ſeinem Käſtchen voll Lebensmittel auf dem Arm ſtand er in Hemdärmeln ruhig da und ſah nach den Soldaten. Plötzlich erhielt er von ſeinem Hintermann einen Stoß und fiel mit der Schulter in das Bajonnett des vor ihm ſtehenden, gerade rückwärts geneigten Soldaten. Blut floß auf das weiße Hemd; in der Menge erhob ſich ein Geſchrei: Blut iſt gefloſſen! ſie ſtob auseinander. Der Officier, der abgewendet geſtanden und von dem ganzen Vorfall nichts bemerkt hatte, zieht jetzt raſch den Säbel, commandirt: Achtung, Gewehr auf! und läßt die Trommel rühren. Dies wiederholt ſich an jeder Thür der Kirche und jetzt verbreitet ſich mit der größten Schnelligkeit in der Stadt das Gerücht: das Militär ſei mit gefälltem Bajonnett auf das Volk eingedrungen und habe mehrere Perſonen niedergeſtoßen. Jetzt begann der Ruf: Fort mit dem fremden Militär! und der Bau der Barrikaden nach Germain Metternichs am Abend zuvor entworfenen Plan. Metternich ſelbſt fuhr um 2 Uhr nach Mainz, um jeden Verdacht von ſich abzulenken.

Hier enden die Mittheilungen des Stadtwehrmanns und beginnen meine eigene Wahrnehmungen. Die öſtlich der Paulskirche mit der Front nach der Neuen Kräme aufgeſtellten preußiſchen

Truppen wurden beſchimpft und konnten nur mit Mühe von ihren Officieren zurückgehalten werden. Erſchwert war die Action der Truppen durch die in der Umgegend der Paulskirche aufgeſchlagenen Meßbuden. In der Stadt wurden die Läden bald geſchloſſen. Auf den Straßen, zumal in der Nähe der Paulskirche, wogte eine beſtändig durch bewaffneten Zuzug von außen verſtärkte Menge, welche den Deputirten der Mehrheit heftige Drohungen zurief.

Ueberall erheben ſich, theils feſtgebaute, theils ſchwache, doch ſtrategiſch im Netz um die Altſtadt erbaute Barrikaden. Die weſtlichſten waren an der Paulskirche, die nördlichſte an dem Haus: Bleichſtraße 31, die öſtlichſte am Allerheiligenthor, die ſüdlichſte auf der Mainbrücke. Am feſteſten angelegt waren die in der Döngesgaſſe und an der Löwenapotheke. Am dichteſten gedrängt lagen ſie in dem Raum zwiſchen Neue Kräme, Döngesgaſſe, Markt, Domplatz und Fahrgaſſe.

Die Truppe, ungenügend an Zahl und vor allen Dingen zum Schutz der Nationalverſammlung aufgeboten, ſchreitet nicht ein, um ſich nicht zu zerſtreuen. Unter den Augen einer an der Conſtablerwache aufgeſtellten kurheſſiſchen Compagnie ſah ich den Bau der die Fahrgaſſe ſperrenden Barrikade faſt ſpielend beginnen und ruhig vollenden. Die Frankfurter Bürgerwehr, ſo thätig und energiſch zur Zeit des Vorparlaments, findet ſich, da endlich Allarm geſchlagen wird, höchſt ſpärlich ein, zum Theil in Folge ihrer Zerſplitterung in allerlei Corps ohne Rückſicht auf die Stadtquartiere. Es iſt ſchwer für den einzelnen Mann, durch die wilden Haufen den Sammelplatz ſeines Corps zu erreichen. Inzwiſchen ſchreiben die Rädelsführer an die Thüren der Reichen, z. B. bei Rothſchild in der Fahrgaſſe: „Das Eigenthum iſt heilig — Tod!“ und begnügen ſich, einzelner Waffenvorräthe ſich zu bemächtigen und ſolche Häuſer und Fenſter zu beſetzen, von welchen leicht auf die Truppen geſchoſſen werden kann. Endlich gegen 2 Uhr, nachdem die Nationalverſammlung geſchloſſen iſt und neue Truppen von Mainz und Darmſtadt (1 öſterr., 1 preuß., 1 darmſt. Bataillon, 2 öſterr., 2 preuß. Geſchütze) angelangt ſind, bricht der Kampf los.

Auf dem Liebfrauenberg, der Schnur- und Döngesgaſſe greifen die Oeſterreicher, in der Mitte der Zeil, wo die Haſengaſſe einmündet, nach der Conſtablerwache hin, die Preußen die Barrikaden an. An der Ecke der Haſengaſſe und Döngesgaſſe ſteht eine hohe,

kräftig vertheidigte Barrikade, welche um dieſe Zeit von den Oeſterreichern vergebens beſtürmt wird. Gegen 4 Uhr iſt der größte Theil der weſtlichen Stadttheile befreit, man kämpft noch hartnäckig in den öſtlichen, in der Allerheiligengaſſe und Fahrgaſſe nach dem Main zu. Sachſenhauſen, das ſich am Abend vorher aus eigener Kraft der Aufſtändiſchen erwehrte, iſt jetzt im Beſitz derſelben.

Auch auf der Bleichſtraße wird heftig gekämpft. Dieſen Kampf habe ich aus meinem Haus: Bleichſtraße 54 mitangeſehen und will einiges Nähere darüber berichten. Die Bleichſtraße war damals noch ſchmäler als jetzt; ſie reichte ſüdlich bis zur alten Stadtmauer, neben welcher vertieft der ehemalige Zwinger, theilweiſe als Seilerbahn benutzt, herlief. Der Zwinger hörte an dem vorſpringenden Haus Nr. 31 auf, an welchem eine Barrikade errichtet war, die auf dieſe Weiſe die ganze Straße ſperrte. Jedoch war das Trottoir frei und der Wächter mit der rothen Feder auf dem Hut und der Büchſe im Arm ließ Jedermann paſſiren. Auch vor meinem Haus unterſuchte ein Barrikadenbauer das Terrain und ſtach mit einem Brecheiſen zwiſchen die Pflaſterſteine, ſtand aber von weitern Unternehmungen ab.

Es war die Ruhe vor dem Sturm. Endlich um 3 Uhr ſchallte der regelmäßige Marſchſchritt einer geordneten Truppe vom Eſchenheimer Thor her; eine preußiſche Compagnie nahm die volle Breite der Straße ein und rückte, ohne die Deckung, welche der Zwinger bot, zu benutzen, auf die Barrikade los. Es ſcheint nicht, daß dieſe ſelbſt beſetzt war; die Schützen lagen wohl in den Fenſtern der hinten ſtehenden Häuſer und entkamen nachher durch die Gärten nach der Promenade. Plötzlich, etwa an dem Haus Nr. 44, deſſen Erdgeſchoß damals der Dr. med. Wilh. Fabricius († 1872) bewohnte, erhielten die Preußen eine wohlgezielte Salve; mehrere fielen verwundet. Aber ohne zu zaudern rücken die Unverletzten wieder vor. Zuerſt ſucht Hauptmann Julius Hübner die Barrikade zu erklettern, aber er fällt todt; Lieutenant Wilhelm von Hillesheim übernimmt das Commando und ſtürzt auf die Verſchanzung mit dem Ruf: Vorwärts, Kameraden, folgt mir! Auch ihn ſtreckt eine Kugel nieder. Sofort tritt der dritte Officier, Lieutenant Auſt, vor und ruft den Leuten zu: Kameraden, es gilt die Ehre des preußiſchen Namens, vorwärts! — Da ſtürzt auch er; erſt dem vierten Officier, Lieutenant von Pannewitz, gelingt es,

die Barrikade zu nehmen. Auſt war nicht verwundet, nur betäubt; die Kugel hatte die Epaulettes getroffen, welche er als hinderlich vorher abgenommen und in die Bruſttaſche des Mantels geſteckt hatte. — Sobald die Barrikade genommen war, eilte ich in die Wohnung des Dr. Fabricius, um den Verwundeten die erſte Hülfe mitzuleiſten. In meiner Eigenſchaft als Arzt gelangte ich auch ſpäter in die Hauptwache, wo ich Zeuge intereſſanter Scenen war, insbeſondere der Verhandlungen Schmerlings mit den Abgeordneten der Linken, welche Einſtellung der Feindſeligkeiten verlangten. Ihr Wortführer war der radikale Gymnaſiallehrer Rößler von Oels († 1855 in Nordamerika), genannt der „Reichskanarienvogel", weil er in den Sitzungen immer in einem gelben Nankinanzug erſchien.

Das Reichsminiſterium bewilligte um $4^3/_4$ Uhr einen Waffenſtillſtand von einer Stunde, da in dieſem Fall von der Deputation der Linken die Räumung der Barrikaden in Ausſicht geſtellt war. Dies traf nicht ein, vielmehr fiel in dieſe Zeit die Ermordung von Auerswald und Lichnowsky. Dies Ereigniß iſt aus den Akten des theils in Hanau, theils in Frankfurt geführten Prozeſſes ſo genau bekannt, daß hier nicht weiter darauf eingegangen werden ſoll. Ich war noch auf der Hauptwache, als die Nachricht dorthin gelangte. Sie machte den tiefſten Eindruck und Jeder fühlte die Tragweite dieſes Ereigniſſes. Um 6 Uhr, nachdem der Waffenſtillſtand abgelaufen war, begann der Kampf von Neuem. Um 7 Uhr kamen vier darmſtädter Geſchütze unter Bedeckung von Dragonern über die Main-Neckarbrücke, jagten die Zeil hinauf und begannen, am Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer aufgefahren, die Barrikade an der Löwenapotheke zu beſchießen, welche letztere noch lange Zeit die Kugelſpuren zeigte. (Dieſe Barrikade wurde erſt um 1 Uhr Morgens am 19., die am Trierſchen Plätzchen um 3 Uhr genommen.) Abends um 11 Uhr kam, erſchöpft und mit Staub bedeckt, würtembergiſche Artillerie mit 16 Kanonen, von Schleswig-Holſtein zurückkehrend, im Eilmarſch von Gießen an.

Die Stadt bot ein lebhaftes militäriſches Bild. Die Zahl der Truppen war im Laufe des Tages auf 12,000 Mann angewachſen. An der Paulskirche lagen tſchechiſche Böhmen an Wachtfeuern und ließen ihre ſchwermüthigen Volkslieder ertönen. Die ganze Zeil war mit Stroh beſtreut, auf dem neben ihren Pferden die müde Mannſchaft lagerte. Ein italieniſcher Himmel ſpannte ſich

darüber hin und eine wahre Sommernacht ſank hernieder auf die geängſtigte Stadt. — Im Miniſterrath war der Beſchluß gefaßt worden, den Belagerungszuſtand über Frankfurt zu verhängen. Der Miniſter des Innern war mit der Ausführung beauftragt. Duckwitz berichtet (S. 285): „Schmerling entwarf das Decret und ſchickte es mit ſeiner Unterſchrift in die Druckerei. Eines der erſten gedruckten Blätter kam um Mitternacht in die Hände von Droyſen. Dieſer brachte es Georg Beſeler, welcher mit ihm im Engliſchen Hof wohnte. Beim Durchleſen bemerkten ſie, daß vergeſſen war, darunter zu drucken: „„Der Reichsverweſer Erzherzog Johann.““ Droyſen geht alſo zu Schmerling, der ſich bereits zur Ruhe begeben hatte, und macht ihn darauf aufmerkſam, worauf dieſer die Lücke ausfüllt und ſo ohne Weiteres das Blatt wieder in die Druckerei ſchickt zum zweiten Abdruck. Auf dieſe Art erſchienen zwei Arten von Belagerungszuſtand, mit und ohne Reichsverweſer, und dieſer erfuhr die ganze Sache erſt, als ihm am Morgen die Blätter gebracht wurden. Es war Niemanden im ganzen Reichsminiſterium der Gedanke gekommen, daß man den Reichsverweſer erſt hätte fragen ſollen.“ — „Der Reichsverweſer“, fährt Duckwitz fort, „war an jenem Tage ſehr geneigt, „„Blutvergießen zu verhüten““. Er war von den demokratiſchen Oeſterreichern ſtark angegangen worden, die Truppen zurückzuziehen. Der Platzcommandant Robili ſcheint daher auch Weiſungen, nicht eigentliche Befehle erhalten zu haben, mit möglichſter Milde zu verfahren, ohne daß das Miniſterium davon Kunde hatte. Ohne Peuckers durchgreifende Energie hätte die Sache ſchlimm genug werden können.“

Am 19. September galt mein erſter Beſuch dem Hoſpital zum heiligen Geiſt, in deſſen Todtenkammer 30 Leichen aufgeſchichtet lagen. Da war Lichnowsky, die Arme ſcheußlich zerfetzt mit Senſenhieben, das Fleiſch von den Knochen gelöſt; da lag die Leiche eines 55jährigen Bürgerwehrmanns Zahn aus Homburg vor der Höhe, der auf den Barrikaden gefallen war; ein Tapezierer Roſenkranz, der in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe wohnte, und, als er beim Beginn des Schießens, um zu ſehen, was es gäbe, in die Stiftsſtraße ſich vorwagte, von den im Wohackſchen Haus (Zeil 27) im Anſchlag liegenden Oeſterreichern erſchoſſen worden war. Nicht minder unſchuldig war ein Dienſtmädchen gefallen, welches in der Schnurgaſſe über die Straße laufend, von einer der dort errich-

teten Barrikade zugedachten Kugel getroffen worden war. In wiefern auf dieſe letztern die Inſchrift des auf dem Grab der „Gefallenen aus dem Volke“ errichteten Denkmals:

'Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein'

paßt, dürfte ſchwer zu beantworten ſein. Von den 30 Todten waren drei im Hoſpital geſtorben, zwei noch nicht erkannt. Im Hoſpital lagen 39 Verwundete, davon waren 9 Leichtverwundete vorläufig im Gefängniß untergebracht. Unter den Verwundeten befand ſich eine Frau, 2 öſterreichiſche und 7 preußiſche Soldaten. Im Bürgerhoſpital wurden 32 Soldaten aufgenommen, wovon 19 Oeſterreicher, 11 Preußen, 2 Heſſen; 3 Soldaten ſtarben. Ferner waren daſelbſt 7 Civiliſten aufgenommen, wovon einer ſtarb. Ins Militärhoſpital waren wegen deſſen entfernter Lage nur zwei Heſſen-Darmſtädter gebracht worden, wovon einer ſtarb (Adam Knaub vom 1. Reg., † 24. Sept.). Im Ganzen waren vom Militär ſogleich gefallen: zwei preußiſche und ein darmſtädter Officier (Oberlieutenant im 1. Reg. Hermann Zimmermann), 2 preuß. und 2 öſterr. Soldaten. Von den Opfern des Kampfes gehörten nur neun durch ihre Geburt Frankfurt an. Nach einer officiellen Mittheilung vom 3. Oktober war bis Ende September der Stand: ſogleich todt oder am 18. September noch verſtorben 33; am 19., 20. und 24. September ſtarben noch im Bürgerſpital 3 preuß. Soldaten. Man zählte 63 unverwundete Gefangene, wovon am 19. September 40 nach Mainz gebracht wurden.

Im Laufe des 19. September kamen noch Baiern von Aſchaffenburg, in den folgenden Tagen noch würtembergiſche und baieriſche Reiter. Erſt am 22. wurden Truppen wieder weggeſandt. Man ſchätzte die am Morgen des 20. September anweſenden Truppen auf 15,000 Mann. Obgleich ein Theil davon einquartiert war, ſo glich die Stadt doch einem Kriegslager. In buntem Gemiſch ſah man alle Waffengattungen der öſterreichiſchen, preußiſchen, baieriſchen, würtembergiſchen, kurheſſiſchen und heſſen-darmſtädtiſchen Streitkräfte. Der Goetheplatz war in einen ungeheuern Stall verwandelt. Die würtembergiſche Artillerie, baieriſche Jäger und das großh. heſſiſche Leibregiment campirten auf dem Roßmarkt. Auf dem Theaterplatz befand ſich die würtembergiſche Feldſchmiede und Feldapotheke; an der Hauptwache ſtand öſterreichiſche Artillerie, auf

der Zeil campirte das 1. Bataillon des 35. preuß. Regiments. Der Graben (wo am 19. im Gräberſchen Lokal Waffenvorräthe aufgefunden wurden), alle Punkte, wo ſich Barrikaden erhoben hatten, viele ſtrategiſch wichtige Oertlichkeiten und die Stadtthore waren beſetzt. Die Mainbrücke wird von preuß. Infanterie und Artillerie bewacht; in den Brückenmühlen und im Deutſchen Haus liegen Oeſterreicher. Auf dem großen Rundplatz vor dem Affenthor in Sachſenhauſen liegen baieriſche Jäger und darmſtädter Infanterie. Kurheſſen haben die Hauptwache und Conſtablerwache beſetzt; darmſtädtiſche und würtembergiſche Reiter durchſtreifen die Umgegend. Auf dieſe Weiſe bleibt die Ruhe in der Stadt ungeſtört, trotz der gleichzeitigen Erhebung in Baden (21. Sept.), welche in Verbindung mit dem Frankfurter Aufſtand geplant war. In einem Briefe Siegels, d. d. Emmishofen in der Schweiz 16. Sept., an Guſtav Struve in Rheinfelden (gefunden in Struves Kanzlei und abgedruckt in der Frankfurter OPA.-Ztg. 3. Okt. Beilage) heißt es: „Was die politiſche Frage jenſeits des Rheins betrifft, ſo wäre vor Allem nothwendig, daß bei eintretendem außerordentlichem Fall die entſchiedenſten Männer der Linken von Frankfurt ſich mit Dir verbinden, ſei es auf deutſchem, franzöſiſchem oder Schweizer Boden. Dieſe Männer wären etwa Itzſtein, Brentano, Trützſchler, Simon (von Trier) und (Jul.) Fröbel. Dieſe würden eine proviſoriſche Regierung bilden für ſämmtliche Republikaner diesſeits und jenſeits des Rheins.“ — Weiter wird ausführlich ein vollſtändiger Plan entwickelt, durch Zerſtörung der Eiſenbahnen die Beſatzungen von Mannheim, Darmſtadt, Karlsruhe zu iſoliren, ſich der Stadt Mannheim zu bemächtigen, von Mannheim aus die baieriſche Pfalz und das badiſche Unterland zu inſurgiren; gleichzeitig vom Odenwald mit dem Centralpunkt Mosbach die Hauptſtadt Karlsruhe zu bedrohen, im glücklichen Fall auch gegen Stuttgart vorzudringen. Gleichzeitig ſoll von der Schweiz aus das badiſche Oberland aufgewiegelt werden ꝛc. Am 21. Sept. fand vom Roßmarkt aus und von zahlreichen Abgeordneten begleitet das großartige Leichenbegängniß der militäriſchen Opfer des 18. September ſtatt. Die Truppen bildeten Spalier, auf vier Leichenwagen ſtanden acht Särge, jedesmal ein Officier und ein Soldat. Mit Ausnahme des Oberlieutenant Zimmermann, deſſen Leiche nach Darmſtadt abgeführt worden, und des Musketiers Adolf Röhl,

welcher erſt am 24. ſtarb, wurden ſämmtliche verſtorbene Militärs am 21. beſtattet: Auerswald, Lichnowsky, Hübner, von Hillesheim, Kuhn, Sperlich, Volumann (38. preuß. Reg.), Rechwatal (öſterr. Reg. Rainer). Auf dem Kirchhof ſprachen die Abgeordneten Pfarrer von Ketteler (ſpäter Biſchof von Mainz), Pfarrer Zittel, Heinrich von Gagern und Wilh. Jordan.

Die Rede Kettelers erſchien als beſondere Schrift, die kurzen Worte Gagerns ſind im Converſationsblatt (Beilage zur Frankfurter OPA.-Ztg.) vom 30., die Rede Jordans iſt daſelbſt vom 29. Sept. abgedruckt. Er machte in leidenſchaftlichem Erguß die Rheiniſche Zeitung verantwortlich für Lichnowskys Tod. Dagegen beſchloß am 20. September der Sicherheitsausſchuß der demokratiſchen Arbeitervereine zu Köln: „1) Die Mitglieder der Nationalverſammlung, mit Ausnahme derjenigen, welche ſich dem Volke bereit erklärt haben, auszutreten, ſind Volksverräther; 2) die Frankfurter Barrikadenkämpfer haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht", und die Mannheimer Abendzeitung vom 20. Sept. ſchrieb: „Das verrätheriſche Ex-Miniſterium der Centralgewalt iſt Sieger in dem Bürgerkrieg geblieben, den es durch die Soldaten begonnen hat." Durch ſolche Ausſchreitungen konnte die Meinung derer nur beſtärkt werden, welche die Nationalverſammlung für unmächtig zur Verabſchiedung einer Verfaſſung erachteten und auf eine Wiederherſtellung der alten Zuſtände drangen, und hierin liegt die hiſtoriſche Bedeutung der Frankfurter Ereigniſſe vom 18. September 1848.

Metriſche Inſchriften aus dem Rheinlande.

Von W. Crecelius.

Zahlreich waren im alten Griechenland die metriſchen Aufſchriften (ἐπιγράμματα), welche man an Weihgeſchenken, Grabdenkmälern, Kunſtwerken ꝛc. anbrachte. Die dichteriſche Begabung des Volkes verſtand es, ſelbſt in der durch den Raum gebotenen Kürze nicht nur Schmuck der Rede und lebhafte Darſtellung anzubringen, ſondern auch einen nachdrucksvollen, ſinnreichen Gedanken hineinzuflechten, welcher gerade um jener Kürze willen beſondern Eindruck machte und zum Nachdenken reizte. So kam es, daß man ſchon im Alterthum dieſe kleinen Dichtwerke aus ihrer Zerſtreuung ſammelte und zu Anthologien vereinigte. Bereits im erſten vor-

chriſtlichen Jahrhundert flocht Meleager von Gadara einen „Kranz (στέφανος)“ aus Epigrammen, hundert Jahre n. Chr. that das gleiche Philippus von Theſſalonich; dieſem folgte ſpäter Agathias mit ſeinem „Kyklos“ und im 9. Jahrhundert die Anthologie des Konſtantinus Kephalas, welche noch in den letzten Zeiten des griechiſchen Kaiſerthums durch Maximus Planudes vermehrt und umgeordnet wurde. Die auf uns gekommenen metriſchen Inſchriften haben neuerdings F. G. Welcker (Sylloge Epigr. Graec. Bonn. 1828) und G. Kaibel (Epigrammata Graeca ex lapidibus conlecta. Berol. 1878) geſammelt.

Auch bei den andern Kulturvölkern hat ſich die gleiche Sitte erhalten oder ausgebildet. Die Weihinſchriften haben zwar ſeit der Verbreitung des Chriſtenthums aufgehört oder finden doch nur beſchränkte Anwendung; dagegen ſind es die Leichenſteine, die öffentlichen Bauten und die Wohnhäuſer, die Denkmäler, Glocken, Geräthe und Gefäße, welche noch häufig mit metriſchen Aufſchriften verſehen werden. Früher waren ſolche meiſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und dieſe zeichnen ſich, namentlich wenn ſie in die Blüthezeit des Humanismus oder in die ſpätern, von demſelben noch beeinflußten Jahrhunderte fallen, nicht ſelten durch die Schönheit der Form und die Gewandtheit der Diction aus, welche jene Nachblüthe der altrömiſchen Dichtung erreichte. Im 15. Jahrh. beginnen die Verſuche in der Mutterſprache, anfangs ungelenk und bisweilen mit lateiniſchen Verſen gemiſcht; ſpäter iſt es hauptſächlich die Spruchweisheit und der Humor des Volkes, welche ſich in dieſen bald zarten, bald derben, hier tiefſinnigen und hochernſten, dort ſcherzhaften und neckiſchen Aufſchriften vernehmen laſſen. Eine Sammlung derſelben iſt unter dem Titel „Deutſche Inſchriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatiſchen Volkspoeſie“ in 1. Auflage in Berlin bei W. Hertz 1865 erſchienen.

Lateiniſche Epigramme finden wir mehrfach in alten Handſchriften oder ſpäter in gedruckten Werken zu einer Anthologie[1]) zuſammengeſtellt, doch haben die meiſten derſelben nicht als wirkliche Inſchriften gedient, ſondern gehören zu der epideiktiſchen

[1]) Die neueſte bei Teubner 1868—70: Anthologia Latina sive Poesis Latinae Supplementum Pars prior: Carmina in codicibus scripta rec. Alexander Riese fasc. 1 und 2. Den 2. Theil werden die metriſchen Inſchriften von Bücheler bilden.

Gattung, die ſich ſchon bei den Griechen ausgebildet hatte und auch in der Anthologie des Kephalas ſtark vertreten iſt. Eine Sammlung der eigentlichen Epigramme aus dem römiſchen Alterthum haben wir von Hrn. Geh. Reg.-Rath F. Bücheler zu erwarten.

Von Sammlungen lateiniſcher Inſchriften aus jüngerer Zeit, die unſer Rheinland mitberühren, kenne ich zwei, welche allerdings auch nichtmetriſche enthalten. Die eine führt den Titel: BASILIEN-| SIUM | MONUMENTOR. | ANTIGRAPHA | P. P. | à | SIMONE GRUNÆO | LIGIO. | LIGNICII typis Sartorianis. | A. C. MDCII. Der Herausgeber, der faſt nur Grabſchriften aufgenommen hat, bezeichnet ſeine Sammlung als Vorläuferin einer andern, welche die ſchleſiſchen Denkmale umfaſſen ſollte. Ob die letztere erſchienen iſt, weiß ich nicht [1]). Eine zweite Sammlung von Grabinſchriften veranſtaltete Franz Sweertius; ſie erſchien unter dem Titel: NON OMNIS MORIAR | SELECTAE | CHRISTIANI ORBIS | DELICIAE | ex | Vrbibus, Templis, Bibli- | othecis, et aliunde | Per | FRANCISCVM | SWEERTIVM F. | ANTVERPIEN- | SEM. | COLONIAE | AGRIPPINAE SVMPTIBVS | BERNARDI GVALTERI | CIↃ. IↃC. IIX. Die Grabſchriften ſtammen aus Italien, Spanien und Portugal, Deutſchland, den Niederlanden, Dänemark, England, Frankreich und Polen. Aus dem Rheinlande ſind beſonders Baſel, Heidelberg, Speier, Mainz und Köln vertreten. Einzelne Inſchriften werden auch aus Düſſeldorf und Duisburg mitgetheilt. Eine dritte Sammlung, welche Inſchriften des mannigfachſten Inhalts umfaßt, iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Ich bin aber in der Lage, nach gütigen Mittheilungen des geehrten Redacteurs der Monatsſchrift folgendes darüber anzuführen. Der Titel lautet: „Hortus variarum inscriptionum, veterum et novarum videlicet urbium, templorum, sacellorum, altarium, reliquiarum, caemeteriorum, organorum, horologiorum, scholarum, bibliothecarum, musaeorum, obeliscorum, columnarum ... portarum, arcium, palatiorum .... in certos locos, seu areolas digestarum, a. P. Ottone Aicher Benedictino ad S. Vitum, in Alma et Archi-

[1]) Inſchriften aus Baſel, worunter ſich ohne Zweifel auch metriſche befinden, gab auch Johann Groß († 1629 im Alter von 46 Jahren), Pfarrer zu St. Leonhard in Baſel, im Jahre 1622 heraus. Der Titel des Buches iſt: Urbis Basil. epitaphia et inscriptiones omnium templorum, curiae, academ., et aliarum aedium public. (Basil., Joh. Jac. Genath, 1622. 8°).

episcopali Universitate Benedictino-Salisburgensi Phil. Moralis et Historiarum professore ord. Salisburgi, typis et impensis Joan. Baptistae Mayr. 1676.“ In den Inscriptiones et encomia urbium ist Köln, Frankfurt und Heidelberg vertreten, in den übrigen Abtheilungen begegnet noch Cleve, Schönau, Fulda, Colmar, Dortrecht, Leiden ꝛc. Bei Salzburg wird die Grabschrift des (1668 daselbst verstorbenen) „Joan. Jacobus Comes a Königseck et Rottenfels, Dominus in Aulendorff et Stauffen etc. Elect. Metrop. et Cathed. Ecclesiarum Colon. Salisburg. et Augustanae Canonicus, Senior et Jubilaeus etc.“ mitgetheilt.

Mit diesem ersten Beitrag beginne ich eine Sammlung metrischer Inschriften in lateinischer und deutscher Sprache aus dem Rheinlande, theils solcher, welche noch jetzt vorhanden sind, theils anderer, die sich nur in ältern Abschriften erhalten haben [1]). Die Monatsschrift ist, bei ihrer starken Verbreitung in unsern Gegenden, wohl am ersten geeignet, auch andere zu Mittheilungen aus ihrer Heimat zu veranlassen und so dieser Sammlung möglichste Vollständigkeit zu verschaffen. Besonders wünschenswerth würde es sein, wenn diese Inschriften gleich aus ganzen Bezirken zusammengestellt und veröffentlicht werden.

1. Marburg, an der Verschalung der Schwelle von Haus 300 in der Wettergasse:

Maxima Phoebeo virgo vestita decore,
Quae rutilam Phoeben sub pede casta premis,
Te rogo, bis senae cui fulgent vertice stellae,
Humanum semper, diva, tuere genus.

(Jetzt in der Sammlung des Geschichtsvereins. Der Diphthong ae ist immer durch e ausgedrückt.)

2. Marburg, an einem Erweiterungsbau des Schlosses:

Der durchleuchtig Furst hochgeborn,
Von Got zum Regiment erkorn,
Ludwig, Landgraf zu Hessen,
Lies dies Gemach von new abmessen

[1]) Die mit einem Sternchen bezeichneten Inschriften habe ich einer Sammlung entnommen, welche der verstorbene Professor Ph. Dieffenbach angelegt hatte und die mir dessen Sohn, mein Freund G. Dieffenbach in Friedberg, zur Verfügung stellte.

Undt auffuren in der Gestalt,
Als man tausent funfhundert zalt
Und siebentzig zwey Jar dar zu.
Got geb dem Landt undt Fursten Rhu.

3. Marburg, auf der größern Renaiſſancethür des Ritterſaales im Schloſſe:

Fulvos aspicis Hassiae leones
Et sub casside triplici nitentes
Tres stellas, generosa quippe virtus
Cattos marte duces togaque tollit.

Pisces, cornua, discolor molossus
Vexillumque volans ducum vetusta
Sunt insignia, Neccarus suaves
Queis pisces generat ferasque silvae.

Die Verſe enthalten die Beſchreibung des heſſiſchen und würtembergiſchen Wappens. Landgraf Ludwig IV. zu Marburg († 1604) war in erſter Ehe mit Hedwig, Tochter des Herzogs Chriſtoph von Würtemberg († 1590), vermählt. Aus dem heſſiſchen Wappen werden genannt die Löwen (von Heſſen, Katzenellenbogen und Dietz), der Stern von Ziegenhain und die zwei Sterne von Nidda. Als Beſtandtheile des würtembergiſchen Wappens ſind bezeichnet die Hirſchhörner des Herzogthums W., die zwei Fiſche der Grafſchaft Mümpelgard, der mit goldenen und ſchwarzen Wecken belegte Bracke von Teck und die Fahne des Reichspannier-Amtes.

4. Marburg, an einem Hauſe neben der Wohnung des luth. Superintendenten:

Christe, tuere domum, natos defende parentis,
Ne noceant ignes, furta, rapina, noti.
Munus id est domini: viti terraeque fodinis
Qui benedixit, opus protegat ille suum.
I. A. S. I. S. M. 1589.

5. Wehrda bei Marburg, an einem Hauſe:

Viele kommen und besuchen mich,
Sie meinen's doch von Herzen nicht;
Viele kommen nach Gelegenheit,
Mich auszutragen weit und breit.

6. Gießen, an der ſ. g. Hartmannſchen Schanze:

Alles nach Gottes Willen 1654.
Die Gorgen Schantz bin ich genand,
Dem Feind dieser Ort war wolbekand,
Deswegen Georg der II. Landgraf zu Hessen
Mich hierher zu setzen nicht vergessen,
Damit aus mir dapfer geschee zur Hand
Dem Feind jederzeit gut Wiederstandt.

(S. auch Winkelmann I, 210.)

*7. Gießen, an einem Hauſe:

Allen denen, die mich kennen,
Wünſch ich was ſie mir gönnen 1603.

8. Gießen, über der Hausthür des Eckhauſes am Markte und der Mäusburg (jetzt Witteſche Apotheke), des Geburtshauſes von Joh. Balthaſar Schuppius:

Christe, domum serva, natosque ipsosque parentes,
Ne noceant ignes, ne mala lingua hominum.
Pacem da cunctis qui vivent intus et extra;
Nulla salus bello est, pacis amata quies.

*9. Gambach, im Rathhausſaal an der Säule:

Non favet indignis ultrix Rhamnusia factis
Et quamquam sero vindicat illa tamen.

*10. Griedel, an einem Hauſe:

Wann ich nun hab gebauet aus,
So trägt man mich aus dieſem Haus,
Man legt mich in ein enges Grab,
Darin ich ſüße Ruhe hab,
Bis daß mein treuer Seelenhirt
Mich von den Todten wecken wird. 1821.

11. Grünberg, an einem Hauſe:

Cum gemina trieteride secula quinque decemque
Lustraque post Christum sexque decemque ierant,
Rudiger Hermannus cum primum has poneret aedes,
Perfectasque anno rite sequente daret. 1586.

*12. Alsfeld, über der Hauptthür des Hochzeithauſes:

Poenis et praemiis respublica conservatur.

An dem Erker desſelben:

Annos quingentos si ter coniungere tentas
Et bis ter denos addere quinque simul,
Tempus habes certum, domus haec quo publica primum
Conditur auspicio, maxime Christe, tuo.

13. Butzbach, über dem Portal des Schloſſes:

Hanc arcem princeps ex imo eduxit in altum,
Nomine et ingenio qui referebat avum,
Mille et sexcentos quando numeravimus annos
Et decimus cursu iam fuit in medio
Margaridenque tori sociam sibi legit amicam
Ex Deipholtino nobile germen agro.
O Deus, Hassiacos clemens tutare leones
Et patriae stellas nubila nulla tegant.

(S. Winkelmann I, 187.)

*14. Hochweiſel, am Rathhaus:

Anno graciae 1584.
Post lue ducentum quo turba obdormiit annum
Justus ab Helvetiis hoc fabrefecit opus,
Unde propinqua sacro surrexit curia templi,
Ut saperet Christi iura lytronque sui.

*15. Ilbenſtadt, am ſüdlichen Kloſterthor:

PraesIDIo, GoDefrIDe, tVo, patrone, perennI
ConserVa has portas, portIs nos hIsCe tVere. 1721.

16. Friedberg, an der Burg:

Pax ingressuris, pax egredientibus esto,
Pax foveat totam dulcis alumna domum. 1611.

17. Friedberg, am vordern Giebel des Burghauſes:

Wer Gott vertrawt
Hat woll gebawt.

18. Friedberg, am Brunnen auf der Burg:

ObstIterat natVra DIV, nVnC arte benIgna
AffLVIt optatIs nobILIs hVMor aqVIs.

19. Friedberg, auf einem Grabſtein, welcher jetzt im Garten der Burg aufgeſtellt iſt:

Anno 16 . . auf Simonis Iud . . starb die edel und tugentreich

Jungfraw Juliana Margretha von Bellersheim ihres Alters 38 Jahr . . Monat der Seelen Gott gnade.

In Sünden bin geboren ich,
Von Sünden Christus renige (ſo!) mich,
Das ich Gott bin ein liebes Kint,
Tot Hell Teüffel nichts an mir find.
Es gehe gleich wie es sol und wil,
So ist Christus mein Trost und Ziel,
Darauf bin ich gestorben ab,
Gelegt worden in dieses Grab,
Daraus wird mir mein Herr Gott gebn
Fröliche Aufferstehung und ewiges Lebn.

20. Friedberg, an einem Hauſe in die Balken eingeſchnitten:

Tempore quae fuerant tecta interitura priori
Quaestorum iussu nunc reparata vides.
Haec deus ad seros nova tecta tuere nepotes
Et sine nos pacis commoditate frui.
Anno domini MDCXXXIII.
Iohan. Zier
Hans Bauch
I. Z. R. M.

*21. Friedberg, an einem Hauſe:

Dis haus stehet in Gottes handt,
Zum alten Wolff ist es genandt. 1618.

22. Lich, auf einem in den öſtlichen Thurm des Schloſſes eingeſetzten Stein:

16 A. 09. 1. mai.
Das ich mus leiden
von meinen feindn,
das thu ich dankn
Christ dir on wankn,
duppel mein sünd
es habn verdint,
ich hoff wird bald
ein auffenthalt
Jesu draus machn,
ich dir die sachen

befehlen thu,
geduld darzu
wolst mir beschern,
sols länger wern.

23. Büdingen, am Oberhof:

Georg Von Ysenburg Graf Zu Budingen	Barbar Von Ysenburg Fraw Zu Budingen Geborne Grefin Zu Wertheim

Fraw Barbaren seim gmahl dis werck
Bestellt Graf Georg von Ysenberg.
Chunrath Leonhart den baw auffurt
Im iar nach unsers Herrn geburt
Tausent funffhundert sectzig neun.
Graf Georg legt selbs den ersten steyn
Aprilis am sechtzehndten tag,
Da nichts dann nur der grundt hie lag.

24. Büdingen, an den geschnitzten Stühlen in der Kapelle des Schlosses (das Schnitzwerk stammt aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts):

Feci quod potui: potui quod, Christe, dedisti.
Tu mihi principium, tu mihi finis eras.
At qui succedes felicibus utere ventis.
Quae perages nostris sint potiora. Vale!

25. Birstein:

Grabschrifft dreier jungen Herren, so alhie begraben ligen.

1. Der erste von Grefflicher art
Der nach seim Tod begraben wart
Anher in dieses Kirchelein
Das ist ein junges Herrlein fein,
Philipps Wolffgang von Isenberg,
Graff Philips son, mich eben merck,
Als man funffzehen hundert schreib,
Sechzig vnd vier, sein leben bleib,
An der heilgen drey könig tag,
Mit seiner Eltern grosser klag.

2. Der ander aber der ſo fort
Begraben iſt an dieſen ort,
Das iſt ein junges Herrlein klein,
Lips Fridrich iſt der name ſein,
Geborn aus dem grefflichen ſtam
Von Solms, welchen der Tod hinnam
Hie zu Pirſtein mit groſſer klag
An dem ſechs vnd zwentzigſten tag
Des Brachmonds, als die jarzal klar
Damals gleich funffzehn hundert war,
Vnd ſiebn vnd ſechzig mehr darzu,
Der hat alhie auch ſeine rhu.

3. Zum dritten ligt hie weiter nun
Graff Ludwigs von Büdingen ſun,
Welcher Hans Günther wart genant,
Als man ihn zu der Tauffe ſant,
Da man funffzehen hundert jar
Siebnzig vnd vier ſchrieb offenbar,
Im Chriſtmond an dem vierden tag
Er durch des Todes krafft erlag
Vnd wart den ſiebenten begraben.
Ihr rhu dieſelben drey nun haben
Alhie in dieſer Kirchen ſchon,
Die bald mit groſſer freud vnd won
Wern mitein widder aufferſtehn,
Vnd in das ewig leben gehn.

Nach einem Blatte aus dem 16. Jahrh., das ich vor Jahren im alten Archiv zu Büdingen fand. Ob die Grabſchriften wirklich (vielleicht auf einer Holztafel?) in der Kirche ſelbſt oder in der Gruft angebracht waren, konnte ich nicht ermitteln. — Philipp Wolfgang, Sohn von Graf Philipp zu Iſenburg und deſſen Gemahlin Irmgard geb. Gräfin zu Solms-Braunfels, war geboren 1563; Johann Günther, Sohn von Philipps Bruder, Graf Ludwig III. von Iſenburg, wurde geboren 1574 und ſtarb noch in demſelben Jahre. Der 1567 geſtorbene Philipp Friedrich von Solms war vielleicht ein Sohn des Bruders der Gräfin Irmgard, des Grafen Konrad zu Solms-Braunfels. Unter deſſen Kindern führt Hübner auf: Philippus, geb. 1561, † jung.

26. Ronneburg bei Büdingen, an verſchiedenen Theilen der Mauer und der Gebäude:

I. Do disz mauer angfangen war
Graf Iorg den ersten stein legt dar
Des Augsts achtzehenden behalt
Funffzehen hundert sechs virtzih zalt. 1546.

II. Als man tauſent funff hundert Jar
Nen vnd viertzig zalt, das iſt war,
War Graff Heinrich ach zwölff Jar alt
Acht vnd zwantzig wochen gar balt,
Den erſtenn ſtein hat her gelecht
Auff vierten Mey derſ gewelb tregt.

III. Graff Wolf die höh der Mawren fandt,
Als er kam vſs dem Niderlandt,
In zehen Jar nie anheimſch war,
Zum zeichen diſen ſtein legt dar
Im Jar da man zalt funftzig zwar. 1550.

IV. Fraw Barbara Graff Gergen Gmahl
Greuin von Werthen hat damal
Den erſten Stein in diſen Grunt
Gelegt da alhie gar nichts Stundt.
1554. 6 May.

V. Den Stal der vater Graff Anthon
Heinrichen ſeinem Jüngſten ſohnn,
Der Itzt alt wahr Achtzehen Jar,
Gebawt hat vnd volendet gar
Funtzig funff Jar der minder zal
Nach Chriſt gepurth zalt man damal.
13. Sept.
1555.

VI. Im tauſent Funffhunderſten Jar
Sibenzig drei, der Meien wahr,
An dyſen Baw den anfang deth
Graff Henrichs Gmahl Elyſabeth
Gleichiſchen Stambs, hat hier glegt
Den erſten Stein der den Baw dregt.

VII. Frau Maria Graf Heinrichs Gmal
Den Erſten Steyn zu dieſem Saal
Im Pfeiler hat gelegt Alhie
Am Tag Sanct Bonifacij
Tauſent funffhundert Sibentzig Jar
Nach Chriſti Gburt Geſchriben war.

27. Oppenheim, an der Kirche außen eingemauert:

Clarissimi et praestantis(simi) viri Dni Iohannis Centmeieri d(icti) Kleinschmidt I. U. D. ac quondam Cancellarii Darmstadini et Chatarinae Klippeliae Cassellanorum coniugum filiae Mariae Chatarinae maritus Philippus Luteius I. U. L. et huius reipub. syndicus uxori piiss(imae) moerens h. m. p.
anno Chr. MD XCVI.

Virtutem eximiam si mors mentemve timeret
Laedere, ut! [1]) aetati spicula subtraheret.
Certe haec debuerat longos superesse per annos,
Ast praemature peste peremta cadit.
Ergo immortalis frustra magnifica virtus
Creditur humanis subdita facta malis.

28. Mainz, am Judenbrunnen:

Accipe posteritas haec quae monumenta paravit
Albertus princeps civibus ipse suis,
Quos amat ex animo custos nutritor honesti,
Utque vices reddant semper amore cupit.

29. Partenheim in Rheinheſſen, an einem Kirchenfenſter (jetzt im Muſeum zu Darmſtadt):

hilf got dv ewiges wort
dem lib hie unt der selen dort.

30. Bensheim, Stein am Bürgerthurm, früher am Auerbacher Thor:

Nach Christi geburt tausend fünfhundert vier jahr
Vff dienstag den eylften July fürwar
Belegert Landgraff Wilhelm von hessen diese stad vnd porten
Mit gewalt schosz die ab an allen orten

[1]) Auf dem Stein undeutlich. Ut iſt ausrufend = wie!

Vnd drey hertzogen waren im verwandt,
Braunschweig vnd Mecklenburg sein sie genandt,
Theten bald von der gegenwehr fliehen,
Darnach am eylfften tag eilends aus dem feldt ziehen.
(S. Dahl, Geschichte von Lorsch I.)

Aliso.

Von J. Schneider.

V.

Wir finden uns veranlaßt, nochmals auf die neueste Ansicht, nach welcher Aliso in dem Dorfe Ringboke, 1½ Meile westlich von Paderborn, gesucht wird, zurückzukommen.

Der Hauptmann Hölzermann spricht sich in seinem Werke: „Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken ꝛc. betreffend“ S. 77 über die Lage des Castells folgendermaßen aus: „Daß ein westfälisches Dorf (Ringboke) im frühen Mittelalter eine Umfassung hatte, welche demselben, abweichend von allen andern Ortschaften, die Gestalt eines länglichen Vierecks gab, dessen Seiten je 200 bezw. 300 Schritte lang waren, ist eine so überaus wunderbare Erscheinung, daß man ein Gegenstück hierzu vergebens suchen dürfte. Man kann sich daher des Gedankens nicht erwehren, daß die Trümmer eines römischen Castells die eigentliche Veranlassung zu dieser besondern Bauart des Dorfes Ringboke gegeben haben. Bringen wir die in der Nähe gelegenen germanischen Lager mit dieser Annahme in Beziehung, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß an dieser Stelle das berühmte Castell Aliso lag.“ Wir haben schon früher über die Hinfälligkeit des Grundes, an der Stelle des Dorfes Ringboke bloß darum ein römisches Castell anzunehmen, weil dasselbe in Form eines Vierecks befestigt war, gesprochen, und fügen hinzu, daß, selbst wenn sich hier eine römische Befestigung nachweisen ließe, dann der Schluß, daß diese das Castell Aliso gewesen sein müsse, ein ebenso willkürlicher wäre, als wenn man eine der neun bereits wirklich nachgewiesenen römischen Befestigungen an der Lippe ohne Weiteres für das Castell Aliso erklären wollte. Das Vorkommen von Wallein-schließungen in der Nähe, die nicht einmal als „germanische Lager“ zu erweisen sind, kann offenbar für die Lage des Castells

bei Ringboke ebenſo wenig bedeuten, als z. B. das Vorkommen der Walleinſchlüſſe „im Hagen“ nahe am Heikenberge für die Lage des Caſtells auf dieſem Berge. Hölzermann fährt nun weiter fort: „Der bei Elſen entſpringende Bach hieß früher Elſenbeke, wird aber jetzt meiſtens Gunne genannt. Da dieſe Benennung auch nach Einmündung der beiden Nebenbäche, der Holtbeke und Dele Goſſe (Thulebeke), beibehalten wird, ſo erhellt daraus, daß der bei Elſen entſpringende Arm als Hauptarm betrachtet, die beiden andern aber nur als Zuflüſſe angeſehen wurden. Es erſcheint daher unzweifelhaft, daß dieſer der Eleſon des Dio Caſſius war, und das Dorf Elſen nach demſelben benannt wurde. Was die ſpätere Namensveränderung dieſes Flüßchens veranlaßt hat, läßt ſich nicht ermitteln, weil der Name „Gunne“ in Urkunden nicht vorkommt. Da aber endlich das Caſtell Aliſo am Zuſammenfluſſe des Eliſon und der Lippe gelegen hat, ſo kann dasſelbe nur an Stelle des heutigen Dorfes Ringboke erbaut worden ſein.“ Hier beruht die ganze Behauptung, der bei Elſen entſpringende und bei Ringboke in die Lippe mündende Bach, die Gunne, habe früher „Elſenbeke“ geheißen, auf baarer Unwahrheit. Wir haben uns bereits früher kurz darüber ausgeſprochen, und dann die Mühe nicht geſcheut, im vorigen Herbſte nochmals nach Elſen zu reiſen, um uns an Ort und Stelle von dem Sachverhalt genau zu unterrichten. In dem weitausgedehnten Dorfe haben wir alle Perſonen, deren wir habhaft werden konnten, nach dem Namen des durchfließenden Baches gefragt und vernommen, daß man gemeinlich bloß „die Beke“ ſage, der wirkliche Name aber „die Gunne“ ſei; von der Benennung „Elſen“ oder „Elſenbeke“ wußte man überhaupt nichts, und ebenſo wenig fand ſich auf Erkundigung dieſer Name in irgend einem ſchriftlichen Dokumente als Bezeichnung des Baches vor. Wenn hiernach weder mündlich noch ſchriftlich, weder früher noch jetzt die Exiſtenz des Namens „Elſenbeke“ dargethan iſt, ſo iſt der Umſtand, daß von angeſehener Seite ohne weitere Prüfung, auf Grund jenes nicht exiſtirenden Namens, die Hölzermannſche Anſicht über die Lage des Caſtells als die hervorragendſte gebilligt werden konnte, um ſo mehr zu bedauern, als einmal ſanctionirte Irrthümer immer weiter fortwuchern und noch Schlimmeres erzeugen können, wie wir ſogleich ſehen werden.

Welche Vorſicht bei der Beurtheilung der Ergebniſſe in der

ſo vielfach verhandelten Aliſo-Frage geboten iſt, dafür ein neueſtes Beiſpiel. In einer Schrift: „Des Dio Caſſius Bericht über die Varusſchlacht verglichen mit den übrigen Geſchichtsquellen von Dr. Aug. Deppe, Detmold 1880“, worin die Lage des Caſtells in dem Dorfe Ringboke als eine ausgemachte Sache betrachtet wird, heißt es, der Hauptmann Hölzermann habe in ſeinem genannten Werke einen Plan der noch vorhandenen Wallbefeſtigung aufgenommen, und dann weiter: „Demzufolge iſt das Caſtell ein Rechteck, deſſen Länge 300 und Breite 200 Schritt beträgt; die Wälle haben eine Höhe von 19 Fuß; jetzt liegt das Dorf Ringboke darin.“ Hier wird alſo ein gewaltiger Schritt weitergegangen und Hölzermann noch weit überboten, indem uns die Wallbefeſtigung des Caſtells in der erſtaunlichen Höhe von 19 Fuß vorgeführt wird, wovon weder Hölzermann, noch überhaupt ſonſt Jemand bis jetzt etwas gewußt hat. Wir müſſen es zu Gunſten Hölzermanns hervorheben, daß derſelbe nirgends in ſeinem Werke auch nur eine Silbe von noch vorhandenen Wällen eines römiſchen Caſtells zu Ringboke redet, da in der That auch nicht die geringſte Spur von ſolchen Wällen dort vorhanden iſt. Er äußert ſich S. 77 vielmehr folgendermaßen: „Zu der Zeit, als die weſtfäliſchen Ritter die Burgen, der größern Sicherheit wegen, in die Ringmauern der Städte zu verlegen pflegten, erbaute der Ritter Bernhard von Hörde auch in Boke eine Burg (im J. 1371) und ſein Sohn neben derſelben eine Kapelle. Die letzten Spuren beider Gebäude ſind erſt vor Kurzem verſchwunden, doch iſt der Standort derſelben mit Hülfe eines alten, im Gymnaſium zu Paderborn hängenden Oelgemäldes, von welchem auch die Monumenta Paderb. eine Copie enthalten, noch jetzt genau nachzuweiſen. Nach dem Ausſterben der Ritter von Hörde erwarb der Biſchof Theodor von Fürſtenberg den Ort nebſt Burg und Kapelle, welche indeß im J. 1646 von den Schweden eingenommen und niedergebrannt, durch den Biſchof Theodor Adolph aber wieder aufgebaut wurden. Gleichzeitig ließ dieſer ſein Beſitzthum nach der damals üblichen (Niederländiſchen) Manier von Neuem befeſtigen. Die öſtliche Hälfte dieſer Befeſtigung iſt noch zu ſehen, die weſtliche aber bis auf den letzten Reſt eines Baſtions abgetragen und der Raum in Ackerland und Wieſe verwandelt worden. Das frühere Ausſehen dieſes jetzt freien Platzes iſt in der Zeichnung genau angegeben.“ Und nun erklärt

der Verf. obiger Schrift, nach dem von Hölzermann aufgenommenen Plan habe das Caſtell Aliſo die Form eines Rechtecks gehabt, deſſen Wälle noch jetzt 19 Fuß hoch erhalten ſeien, während ſich die noch vorhandene Wallbefeſtigung mit ihren Baſtionen auf den erſten Blick als der neuern Befeſtigungsweiſe angehörig erkennen läßt. Das dürfte doch das Stärkſte ſein, was bis jetzt in der ſo oft ventilirten Frage im Widerſpruche mit der Wahrheit geleiſtet worden iſt, und es hat ein warnendes Intereſſe, nochmals einen Blick auf den Gang dieſer neueſten Forſchungsmethode zu werfen: Zuerſt erfindet man für den Bach, welcher „die Gunne" heißt, den Namen „Elſenbeke" und leitet hiervon den Namen des Dorfes Elſen ab. Da nun dieſe „Elſenbeke" bei Ringboke in die Lippe fließt, ſo hat hier das Caſtell Aliſo gelegen, am Einfluſſe des Eliſon in die Luppia. Die offenbare Beſtätigung dieſes Reſultats, das ſchon nach Hölzermann „gar keinem Zweifel unterliegt", liefert Deppe durch die Angabe, daß Hölzermann, „dieſer mit militäriſchen Kenntniſſen ausgerüſtete Lokalforſcher" von dem Caſtell einen Plan aufgenommen, und daß noch jetzt die Wälle vor Aller Augen in einer Höhe von 19 Fuß da liegen. — Wenn man auf dieſem „methodiſchen Wege" weiter fortfährt, ſo kann man es in der weſtfäliſchen Alterthumskunde in gewiſſer Hinſicht noch weit bringen.

Eine Zollrechnung von Oberlahnſtein (1464—1465).

Von **Karl Menzel.**

(Schluß.)

[23a]

+ Uszgeben der wochenkoste von dem sontag Exaudi bisz den sontag sant Johannes baptisten abent, ist gewest eyn monet lang, dabynnen hat man gehabt Hans Beheim 3 wochen, zwen zymmerman an der brucken uff Lanecke, dry eynen tag ine helffen das holcz inthun und uffslagen, eynen muerer selbander ½ tag die brucken zu under muren. item Heintz Decker und sin knecht selpvierde 2 tage die wende neben der schuer zu decken, den cleuber [1]) und die ime geholffen han die wende zu cleuben 10 tagwerck, den wagen mecher 2 tage, eynen der mist hat helffen laden 2 wochen, dry burger usz dem raide und den fronen die myns hern forst han helffen besehen etc. 1 tag, Schroczenhenne in dem thorne 12 tage, funff bender 1 tag wine uff dem sale abczulaszen, eynen mann und

[1]) Kleiber, der die Wände mit Lehm beklebt. Friſch I, 520.

zwo frauwen eynen tag hauwe zu machen und 7 frauwen tag werck zu weschen und im garten, hat man mit den obgeschrieben und dem tegelichen huszgesinde in der kuchen gehabt und verthan ut sequitur.

Zum ersten uff sontag Exaudi vor 2 kelber 1 fl. 12 alb. item vor 10 phunt hemelfleischs zu 7 hl. facit 5 alb. 10 hl. item vor eynen hasen 4 alb. item vor 350 eyger 14 alb. item vor salmen 4 alb. item vor fisch und grundeln 4 alb. item vor zwobeln 1 alb. item vor eyn maisz milch 4 hl.

Item in der wochen nach pingsten vor eyn kalp 15 alb. item vor 22 phunt hemelfleischs zu 6½ hl. facit 11 alb. 11 hl. item vor 200 3 verteil eyger 11 alb. item vor grunfisch die fronfasten 6 alb. item vor salmen 3 alb. 8 hl. item vor eyn maisz milch 4 hl.

Item in der wochen nach Trinitatis vor 2 kelber 1 fl. 14 alb. item vor 24½ phunt hemelfleischs 13 alb. 3 hl. item vor ½ bock 3 alb. item vor grunfische die woche 6 alb. item vor zwobeln 3 alb. 3 hl. item vor wiszbroit die woche 2 alb. item vor eyn maisz milch 4 hl.

Item in der wochen nach Viti vor 2 kelber 1 fl. 8 alb. item vor 31 phunt hemelfleischs zu 6 hl. facit 15 alb. 6 hl. item vor eynen hasen 3½ alb. item vor 900 1½ verteil eyger 1 fl. 13 alb. 6 hl. item vor grunfische die woche 5 alb. item vor zwobeln 4 alb. item vor botterweck 3 hl. item vor wiszbroit 1 alb.

Summa des monets 11 fl. 17 alb. 8 hl.

Summa der wochenkoste 141 fl. 16 alb.

facit die kuche 484 fl. 11 alb. 9½ hl. und 4½ hl. [1])

[23 b unbeſchrieben.]

[24 a]

Uszgeben vor allerley provisien des huss die man nit in der kuchen gehabt oder verthan hat.

Zum ersten [2]) als der beseher das kranenschiff zu Franckfur holte, brachte er damit 800 borte, das hunder 6 fl. facit 48 fl., sollicher borte sint verkaufft wurden 600 das hundert vor 8 fl.

+ Item uff dieselben czit vor ein welbaum uff die Rynmolen quam von Franckfurt 1 gulden.

+ item als ich zu Franckfurt in der herbstmesse was, gab ich vor 20½ punt wachs zu kerczen uff den altar in dem slosse und vor das sacrament [3]) etc. den czentner 14½ fl. facit 2 fl. 20 alb.

+ item vor 40 elen lynen tuchs den knaben und zu schorcze und druckentucher [4]) in die kuchen 2 fl. 5 alb. 6 hl.

---

[1]) Oder 484 fl. 12 alb. 2 hl. Nach meiner Rechnung ſind es 487 fl. 8 alb. 2 hl. Die Differenz rührt wohl daher, daß der Schreiber, abgeſehen von dem Irrthum auf S. 16, die daſelbſt nachgetragenen 2 fl. 20 alb. in obiger Summe nicht mitgerechnet hat.

[2]) Am Rande: nihil. Hier iſt ganz deutlich, was das nihil bedeutet. Es iſt aber noch ein Gewinn von 200 Borten oder 12 Gulden bei dieſem Geſchäfte.

[3]) Sakramentshäuschen. [4]) Tücher zum Abtrocknen.

+ item vor ein parchen den knaben und suste zu wamsen 1 fl. 8 alb. [1])

+ item vor 8 czynnen fleisch schosseln der man gebrech hatte, hant gewogen 20 punt facit 2 fl.

+ item vor 500 holczen schosseln 2 fl. 4 alb. 6 hl.

+ item vor 4 seheln ein afftersehelen [2]) und 4 halfftern zu den wagenpherden 2 fl. 4 alb.

+ item vor 12 kossen under dieselben seheln, das sie die pherde nit brechen 6 alb.

+ Item vor eyn virtel strenge zu der perde geczauw [3]) 10 alb.

+ item vor grosze und cleyne heffen in die kuchen 12 alb.

+ item von dem obgeschrieben und botter wurcze tuch und anders zu Bacherach und Cube zu czolle 14 alb.

15 fl. 12 alb.

[24 b]

+ item so han ich geben Johannes dem kelner uff dem sale bestellunge uff den herbst damit zu thun und inczubringen 27 fl. 8 alb. und han der wechter gelt darinne abegeslagen bisz uff Judica.

+ item als der wagen pherde czwei von dem von Helffeinstein uff dem bruel gnomen wurden, gab ich Jeckel Huphaszen vor eyn grae phert 11½ fl.

+ item darnach gab ich Peter Czyn zu Boparten vor ein brun phert 11 fl.

+ item vor czwen qwaste [4]) kannen und fleschen schone damit zu machen 2 alb.

+ item vor kordeln zu sackbendel und anders 6 hl.

+ item vor bratbiern 4 alb.

+ item vor ein blech Pauls dem bossenmeister zu bossen laden uff die thorne 1 alb.

+ item vor 3 eychen zopber [5]) in die kuchen als myn herre hie was umbe Martini 7½ alb.

+ item uff dieselben czijt vor eyne wanne 3 alb.

+ item als myn herre hie was umb Martini gab ich zu Brubach vor 50 bornholtz in die kamern und suste 2 fl.

+ item vor 30 besen 2 alb. und vor 1½ vertel 3 alb.

+ item uff dieselben czijt als an hauw abeging, gab ich vor etliche borden [6]) zu Brubach 7 fl. + item vor etliche borden hie in der stat 3 fl. + item so han ich zu Falendar [7]) lassen keuffen 11 wagen voll hauws, die koment eyner in den andern vor 2½ fl. so hat das gekost mit czerunge und heruff zu furen dorte inczutragen 1 fl. 14 alb. facit 29 fl. 2 alb.

---

[1]) Durch Zeichen = hierher verſetzt.

[2]) Seile und Afterſeil; letzteres iſt das hintere Riemenzeug des Pferdes. Lexer I.

[3]) Gezauw = Geräthe, Werkzeug, Geſchirr. Lexer I, 1007.

[4]) Bürſten. [5]) Zuber.

[6]) = Bürden, noch heute ſo im Gebrauch. (Mittheilung von Landleuten in Oberlahnſtein.)

[7]) Vallendar.

+ item vor 1 wagen voll hauws qwamen von Rensze 2½ fl. und an den Ryn zu furen 2 alb. item loner vor 10 borden 1 fl.

+ item uff Walpurgis vor 28 borden von Brubach eyne 2½ alb. facit 2 fl. 22 alb. + item Hennen von Auwel vor 7 borden 17½ alb. + item uff mantag nach Exaudi vor 34 borden von Brubach zusamen 3 fl. 11 alb. + item vor 9 borden hie in der stat eyne 2 alb. 3 hl. facit 20 alb. 3 hl. — facit das hauw 50½ fl. 2 alb. 9 hl.

103 fl. 6 hl. und 2 alb. [1])

[25 a]

+ item uff purificacionis Marie vor czwey phar guter beslagen wagenreder, kauffte Wanheincze zu Montebuer 2½ fl. und zu unkosten 5 alb.

+ item vor ein blech zu der slangen [2]) uff Lanecke 1 alb.

+ item vor 500 kruge das hundert 5 alb. und davon hertzufuren 3 alb. facit 1 fl. 4 alb.

+ item so han ich uff Letare uff dem marte zu Engers lassen keuffen 1 wage reder und 2 wage gemayn iszen [3]) mit dem obergewichte und unkosten 3 fl. 10 alb. + item vor 2000 gancze spicher [4]) und 2000 halbe spicher mit dem unkosten 3 fl. 3 alb. + item vor 20,000 latte und deckenele [5]) 2 fl. + item so hat Kappus der sollichs geholt und gekaufft hat verczert 3 alb. + item vor 26,000 latte und deckenele 2 fl. 9 alb. + item vor 5500 12 alb.

+ item zu Franckfurt in der vastenmesse vor 2 decketucher an der stat die uff Lanecke komen sin 1 fl. 14 alb. + item 1 parchen [6]). + item vor 20 elen drelichs [7]) zu 8 male secken 1 fl. 12 alb.

+ item vor 2 czentner 11 punt unslets den czentner 3 fl. myn 1 ort [8]) facit mit 2 alb. unkosten zusamen 5 fl. 21 alb.

+ item vor ein feschin mit wagensmere 1 fl. 1 alb.

+ item vor 100 smicken [9]) den wagenknechten 4 alb.

+ item vor 2 lasekannen [10]) 8 alb.

+ item vor ein rijsz pappiers 1 fl.

+ item vor 1000 holczen schosseln 2½ fl.

+ item vor grosze und cleine heffen in die kuchen 1 fl.

---

[1]) Eine Kleinigkeit, 2 alb. 3 hl., hat der Rechner zu wenig angeſetzt; es ſind 103 fl. 4 alb. 9 hl.

[2]) = ein Geſchütz.

[3]) In einer etwas frühern Zollrechnung werden die beiden Eiſenarten ſo bezeichnet: '3 wagen reder isens und 3 wagen smydde isens ye die wage fur 1 gulden 8 alb.'

[4]) = eine Art kleiner Nägel. Friſch II, 296; Lexer II, 1086.

[5]) = Latten und Decknägel.

[6]) Barchent. Der Preis fehlt.

[7]) Drell, eine Art Leinenzeug. Friſch I, 205.

[8]) Weniger ein Ort, d. h. ¼ Gulden.

[9]) = Peitſchen. Friſch II, 208.

[10]) Laßkannen zum Aderlaſſen.

(item vor 3 funffczigschueholczer die schuren damit zu spannen, 3 driszigschue holczer und ½ viertel czweilinge die schuren zu underfahen und zu stoczlen zusamen 5 fl. 6 alb.) [1])

+ item vor ½ viertel czweilinge 1 fl. 6 alb.

35½ fl. 4 alb. [2])

[25 b]

+ item uff Vocem jocunditatis dem smiede zu Emicz vor 5 holczexse 22 alb.

+ item vor ein rucke leders den wagen knehten und suste zu haben 1 fl. 1 alb. und ½ rock 11 alb.

+ item uff phingstmontag vor 2 par wagen reder kauffte Wanheincze zu Montebuer 1 fl. 2 alb.

+ item den collenborner von Montebuer vor czwen karn voll kolen 2 fl. 13 alb.

+ item vor eyn viertel verkorn [3]) bort zu der brucken an der fihephorten 1 fl. und vor 50 2½ fl. facit 3½ fl.

+ item von 4 exsen wieder zu steheln und zu machen 4 alb.

+ item vor ein gut zappenbore [4]) in den keller liesz ich von Collen bringen 11 alb.

9 fl. 17 alb. 11 alb.

facit 163 fl. 11½ fl. [5])

+ item vor 1 thon pulfers hat luter gewogen 224 punt, 6½ punt vor 1 fl. und in den kauff 1 fl. facit 35 fl. 11 alb. und zu unkosten 5.

+ item vor 1000 phile 10 fl. und zu unkosten 2 alb.

[26 a]

Uszgeben vor habern.

+ Zum ersten vor 100 alteil habern, brachte der beseher in dem cranenschiffe von Hoeste ie 3 altel vor 1 fl. facit 33 fl. 8 alb. + item von sollichem habern und den 800 borten zn Cube 7 fl. und zu Bacherach 5 fl. zu czolle facit 12 fl. [6]) + item 6 knechten ein tag sollichen habern uff helffen tragen und die borte usz dem cranen schiffe zu heben 9 alb. [7]) + item vor 90 malter habern Cobelenczer masz das malter 12 alb. facit 45 fl. qwam von Numagen [8]). + item von solichem habern von Cobelençz here zu furen und zu messen 1 fl. + item von sollichem habern, nemlich

---

[1]) Das rund Eingeſchloſſene iſt ausgeſtrichen.

[2]) Ich kann auf S. 25 a nur 31 fl. 17 alb. herausbringen, natürlich ohne die ausgeſtrichenen 5 fl. 6 alb.

[3]) So! Bedeutung?

[4]) = Zapfenbohrer.

[5]) Woher dieſe 174½ fl. kommen, iſt unerſichtlich. Ich bringe von S. 24 a bis hierher 164 fl. 10 alb. 6 hl. (richtiger 160 fl. 13 alb. 9 hl.) heraus.

[6]) S. oben S. 411. Alſo wurde an beiden kurpfälziſchen Zollſtätten Zoll erhoben.

[7]) Zwiſchen dieſem und dem folgenden item ſteht: nota die borte.

[8]) Neumagen an der Moſel.

148½ Menczer maltern[1]), uffczu tragen von iedem malter 1½ hl facit 18 alb. 6 hl.

+ item nach Francisci vor 38 Menczer malter 2 somern haber liesz ich zu Boparten keuffen das malter 7½ alb. facit 12 fl. 9 hl. item davon zu messen uffczutragen und anders 5 alb. 1 hl. + item anderwerbe vor 16 Menczer malter 3 somern das malter 7½ alb. facit 5 fl. 5 alb. 7½ hl. + item davon zu unkosten 3 alb.

+ item han ich von Mathei bisz uff Martini zu Boparten uff dem marte enczlichen lassen keuffen 67 Menczer malter 3½ sommeren habern das malter 8 alb. facit 22 fl. 15 alb. item davon zu Boparten zu unkosten 11 alb. 2 hl.

+ item dieselben czijt vor 91 Menczer malter ½ somern von Boparten das malter 8½ alb. facit 32 fl. 6½ alb. + item vor 8 malter das malter 9 alb. facit 3 fl. item davon zu Boparten zu unkosten 15 alb.

+ item von Martini bisz uff wihenachten vor 65 Menczer malter 3 someren 3 sechter han ich hie in der stat umb die dorfflude lasen keuffen das malter 8 alb. facit 21 fl. 23½ alb. + item noch vor 16 malter zu 8 alb. facit 5 fl. 8 alb. + item vor 9 someren 18 alb.

Summa des habern 554 malter 3 somern 3 sechter facit 197 fl. 3 alb. 1½ hl.

[26 b]

+ item zu Bopparten vor 34 malter 2 someren habern das malter 8 alb. facit 11 fl. 12 alb. + item vor 244 malter das malter 8½ alb. facit 86 fl. 10 alb. + item vor 118 malter das malter 9 alb. myn 3 hl. facit 43 fl. 6 hl. + item vor 254 malter 2 someren 3 sechter das malter 8½ alb. facit 95 fl. 12 alb. 3 hl. item als ich sollichen habern zu 14 malen zu Boparten uff dem marte han enczlingen keuffen laszen, han ich davon geben zu messen, daselbs uffczutragen und das die verczert han die sollichen habern kaufften zusamen 4 fl. 10 alb. 4 hl. item als ich den obgeschrieben haber zu czwen molen zu Bopparten han holen und here lassen furen, den knechten die den han helffen holen zu lone, und das sie verczert han und davon zu Boparten in das schiff zu tragen, zusamen 2 fl. 16 alb. 6 hl.

+ item von demselben habern nemlich 546 Menczer maltern hie uffczu tragen von iedem malter 1 hl. facit 1 fl. 21½ alb. myn 8 malter 8 hl.[2])

+ item von 150 malter habern, liesz ich zu Symeren[3]) keuffen derselben masze, 2 malter vor 1 fl. facit 75 fl + item von demselben habern zu messen 12 alb. + item als Dres sollichen habern zu Sommern emphangen, zu Wesel[4]) geladen und geholt hat, hat er geben von eym pherde zu ryden, verbottenlonet und mit den knechten, die mit ime waren, verczert und denselben zu lone geben, zusamen 1 fl. 13 alb. item[5]) so han ich Joesten geben zu Boparten das er verczert als er sollichen habern zu

[1]) 3 Coblenzer Malter ſind ungefähr 5 Mainzer Malter.

[2]) Die Bemerkung myn 8 malter 8 hl. iſt nachgetragen.

[3]) Simmern. [4]) Oberweſel.

[5]) Am Rande: nihil.

erste zu Sommern besehen und etlich mal darumb verbottenlonet hat. + item von sollichem habern einteils hie uffczu messen 16 alb. + item von sollichem habern, nemlich 190 Menczer malteren [1]), uffczu tragen von iedem 1 hl. facit 15 alb. 10 hl.

+ item so han ich zu Cobelencze lassen keuffen 127½ menczer malter habern der koment 66 malter zu 8½ alb. und die andern 61½ malter zu 9 alb. facit 46 fl. 10½ alb. + item davon zu Cobelencze zu messen und das sie gekost hat heruffczufuren 14 alb. + item von sollichem habern hie uffczu tragen 10½ alb. + item vor 2 malter 16 alb. + item vor 12 malter 1 sechter 3 fl. 4½ hl.

Summa 968 malter 2 someren 3 sechter und 14 malter 1 sechter facit an gelde 374 fl. 23 alb. 3½ hl.

1537 malter 2 somern 3 sechter facit 572 fl. 2 alb. 5 hl.

[27 a]

Uszgeben des buwes uff Lanecke.

+ Zum ersten zwen czymmermennern von 12 tagewercken die stelle uffczurucken und an den dachen und suste wo es noit was zu placken und zumachen den tag 2 alb. facit 1 fl. + item von zwen tagen eynem der ine geholffen hat das holcz inczutragen und uffslahen 2 alb.

+ item Heinczen decker von 28 tagewercken zu decken und zu sstopp allenthalben im slosse und uff den stellen den tag 2 alb. facit 2 fl. 8 alb. + item Schefferhennen der ine geholffen hat zu lone 6 alb. + item vor 2 phunt loides [2]) die kendel [3]) domit zu placken 3 alb.

+ item Meus und Heinczen von 4 tagen das holcz zu den borten uff die brucken im walde zu hauwen und hie inne zu bereiden zu dem segen facit 10 alb. und von 2 tage 5 alb.

+ item czwen segern die borte zu der brucken uff Lanecke zu snyden von 14 tagewercken den tag 3 alb. facit 1 fl. 18 alb.

+ item Meus und Heintzen czymmerman von 64 tagwercken eyn nuwe brucke uff Laneck zu machen das holcz in dem walde zu hauwen etc. den tag 2½ alb. facit 6 fl. 16 alb.

+ item von 5 manntagwercken das holcz zu sollicher brucken helffen intragen und uffslagen den tag 1½ alb. facit 7½ alb.

+ item dem muerer von 1½ tage die brucken zu undermuren den tag 2½ alb. facit 3 alb. 9 hl. + item von 1½ manntagwerck ime opperwerck zu thun 2 alb. 3 hl.

+ item von dem holcze zu den borten uff die brucken usz dem forste zu furen 10 alb.

+ item dem slosser von dem das er von geheis des amptmans gemacht hat nach lute des czittels 16½ alb.

14 fl. 12 alb.

[27 b unbeſchrieben.]

---

[1]) 4 Simmerer Malter ſind ungefähr 5 Mainzer Malter.

[2]) Blei, Lot. [3]) Dachrinnen.

[28 a]

Uszgeben vor allerley buwe und gemeyne arbeit die in das husz und suste gethan und gescheen ist.

+ Zum ersten Wanheinczen von drien tagewercken an der wagen-geczauw zu machen uff die erne etc. den tag 2 alb. facit 6 alb.

+ item nach ad vincula Petri von 5 frauwen tagewercken zu weschen 5 alb.

+ item als myn herre Peter Meut herabe geschickt hait und uff mitwoch nach Mathei wieder hinuff fure, gob ich ime das er herabe verczert hat und czu czerunge wieder hinuff 1 fl. 6 alb.

+ item uff den frijtag Mathei hern Philips Graslag mit 8 pherden hinuff zu czerunge etc. 2 fl.

+ item uff dieselben czijt meister Johann dem czymmerman von 9 tagewercken an dem butelkasten [1]) uff die Rynmolen an dem borne ime slosse und anders den tag 2½ alb. facit 22½ alb.

+ item eym manne von Ylfurt der dem graen pherde geholffen hat als sich das erdenet hatte und funff tage hie gewest ist zu lone 10 alb.

+ item Hoedeshennen von eym pher das er 8 tage in den wagen geluhen hatte, als die czwei pherde gnomen waren wurden den tag 2 alb. facit 16 alb.

+ item uff dieselben czijt von 4 tagewercken bornholcz helffen hauwen im walde umbe der viende willen 6 alb.

+ item als myn herre umbe Martini hie was davor die wile und darnach von 12 frauwen tagewercken zu weschen 12 alb.

+ item uff dieselben czijt die wile myn herre hie was Hoedeszhen von 41 wagen voll bornholcz zu furen von iedem 7 alb. facit 11 fl. 23 alb.

+ idem von 2 wagen foll bornholcz 14 alb.

+ item dieselben czijt von 5 tagewercken bornholcz das von Brubach qwam und anders uff myns heren kammer in das backhusz und in den czwinger zu tragen 5 alb.

+ item von 5 tagewercken den cappus helffen in tragen snyden und sieden 5 alb.

+ item Heinczen decker von 8 tagen im slosse und uff den stellen zu stoppen den tag 2½ alb. facit 20 alb.

+ item von kesseln und phannen zu placken 1 alb. 4 hl.

+ item Gobel bender von dem das er diesz jar gebunden und gemacht hat 7 alb.

17 fl. 17 alb. 10 hl. und 14 alb. und 7 alb.

[28 b]

+ item dem slosser hie von dem das er gemacht hat bisz uff Reminiscere als sin czittel uszwiset 12 alb. 10 hl. [2]) und furter bisz uff Jo. baptiste als sin czittel uszwiset 9½ alb. facit 22 alb. 4 hl.

---

[1]) Beutelkaſten.

[2]) Der Zettel (die Rechnung) des Schloſſers liegt bei und lautet: Dem slosser:

Item vor eynen nuwen slossel junghern Philips zu der grevenkamerr und das slosz zu bessern 2½ alb.

item von eym nuwen slossel zu der uszern phorten dem schultheissen

+ item Tielen schuemecher vor 8 par schue den knaben in der kuchen etc. 22 alb.

+ item Concz schuemecher von derselben knaben schuen zu placken 4 alb. 9 hl.

+ item uff mitwoch nach Oculi von 5 tagewercken zu weschin 5 alb.

+ item Guden der wurstmechern iren lon von den sulczen und wursten etc. 1½ fl.

+ item von 19 frauwentage wercken den tag 8 hl. und von 16 meitchin tagewercken den tag 4 hl. nosse zu keren facit 18 alb.

+ item von czwen frauwen tagewercken kannen fleschin und schosseln zu riben 2 alb.

+ item Hodeshennen von eym wagen vol holczs das man zu dem kelterbaume genoczet hat herin zu furen 7 alb.

+ item drien knechten von dem oley zu Boparten zu machen vor koste und lone 13 alb.

+ item Clas murer von 7½ tage den tag 2½ alb. und von 4 tagen den tag 2 alb. uff dem niedern thorne an der stat, an dem backoffen, im slosse und den offen daselbs, uff Lanecke und uff des armborsters thorne zu bessern und zu machen wesz noid gewest ist, facit 1 fl. 2 alb. 9 hl.

+ item von czwen tagen phele in die czwinger und graben zu hauwen 3 alb.

+ item Wanheinczen von 2 tagen etc. 4 alb.

+ item Judica Wanheinczen von 4 tagen an der wagengeczauw etc. 8 alb.

+ item Arnold snidern vor tuch und das [er][1] den knaben bisz uff wihenachten gemacht hat als der czitel uszwiset 5 fl. 21 alb. 8 hl.

+ item der nederschen[2] von liegelachen[3] brotucheren hantweln und 10 secken zu placken 4½ alb. und von 8 nuwen secken 2 decktucheren liegelachen secken zu placken und jurgen[4] zu machen etc. 10 alb. 9 hl. facit 15 alb. 3 hl.

---

und von eym zubrochen slossel Petern phortener wieder zu machen 1½ alb.

item die zwey slosz am gadern by der brucken und den slossel darzu zu bessern 2 alb.

item vor einen slossel zu der spisekammer uber der kuchen 1 alb.

item vor einen malnslossel 4 hl.

item Pauls slosz zu siner kammern zu bessern 1 alb.

item vor 2 slossel zu myns [herrn? ausgelaſſen] kammer als das silber darinn was 2 alb.

item eynen malnslossel und das slosz gebessert 6 hl.

item eynen cloben uff Laneck den keller zu besliessen 6 hl.

item eynen slossel zu der hinderthore am zolle 1½ alb.

facit 13 alb. myn 2 hl.

[1]) er fehlt in der Vorlage. [2]) Näherin.

[3]) Leilach, Bettuch. Lexer I, 1927; Friſch I, 603 unter Lein.

[4]) Ob dies in der Vorlage ſchlecht geſchriebene Wort richtig geleſen iſt, iſt mir zweifelhaft, auch die Bedeutung unbekannt.

+ item der Kerczenmechern von 8 punt wachs zu kerczen zu machen 2 alb. und von 12 punten 3.

+ item von Johannis baptiste bisz uff Walpurgis von 572 punt liechten zu machen vor docht und machelon von dem phunde 2 hl. facit 3 fl. 23 alb. 4 hl.

+ item von etlichen isenfleschen zu loden und deckel zu machen 2 alb.

+ item uff Trinitatis Wanheintzen von 2 tagen 4 alb.

17 fl. 9 alb. 7 hl. 10½ alb. 4 alb.

[29a]

+ item von eim tage das krumme holcz zu eym kamprade [1]) uff die Rynmolen in dem walde helffen hauwen 1½ alb.

+ item vor syntel [2]) und spichern zu der rynmollen zu buwen 4 fl. 11 alb.

+ item vor masz darczu 10 alb.

+ item vor 11 eychen borte zu den schuffeln [3]) 1 fl. 2 alb.

+ item Wernher dem schiffmecher selbdrette an der molen zu machen und zu bessern vor lone und koste 8 fl. 22 alb.

+ item dem fischer und andern die das gemere und lannen han helffen suchen und heben 12 alb.

+ item vor 5 vertel lynen die molen damit als sich gepuret uffczuczihen, hat gewegen 200 punt, 20 punt vor 1 fl. facit 10 fl.

+ item vor eyn stranck zu derselben molen 6 fl.

+ item Conrat armborster das er diesze czwey jare in das slosz gemacht hat 9 seuwen 3 armborst in gebunden 2 nuwe slessel 1 nuwe gestempe und 4 wynden gefast, facit 1 fl. 15 alb. und von Swedens armborst 1 fl. facit 2 fl. 15 alb.

+ item von 5 tage zu weschen bisz uff Phingsten 5 alb.

+ item von dem kuchenloche zu fegen 4 alb.

+ item Heinczen decker selbdritte von 6 tagen die wende zu decken, facit 15 alb.

+ item Schefferhennen von 2 tagen opperwerg zu thun 3 alb.

+ item von kesseln und phannen zu placken 2 alb.

+ item von 4 tagen die wende zu cleiben den tag 2½ alb. facit 10 alb.

+ item von 5 tagen ime opperwerg zu thun 7½ alb.

+ item Meus und Heintzen zymmermann von 39 tagwercken an den zwen wenden neben der schuern vor dem garten zu machen und das holcz in dem walde darzu zu hauwen den tag 2½ alb. facit 4 fl. 1½ alb.

+ item Clas murer von 4 tagen die wende zu undermuren 10 alb.

+ item von 4 tagewercken ime opperwerck zu thun 6 alb.

+ item von eym tage die gerten helffen hauwen 1½ alb.

nota + item von 33 an der zollphorten zu muren vorrechtet zu 4 alb. facit 5½ fl.

38 fl. 4 alb. und 1 fl. 15 alb. und 5½ fl.

facit 81 fl. 8 alb. 5 hl. [4])

---

[1]) Kammrad. [2]) Schindeln? [3]) Schaufeln.

[4]) Nach meiner Rechnung 81 fl. 21 alb. 11 hl.

[29 b]

Uszgeben des cranen.

+ Zum ersten Lenczen dem schiffmecher zu Franckfurt vor eyn nuwe cranenschiffe als wir ime das verdingt han 70 fl.

+ item vor eyn stucke bechs zu demselben schiffe 1 fl. 2 alb.

+ item als der beseher sollich schiff zu Franckfurt holte und czweymal darumb daselbs gewest ist, hat er verfaren und mit den knechten die ime sollich schiff haberen und borte helffen herabe furen verczert zusamen 4 fl.

+ item denselben knechten zu lone 3 fl. 3½ alb.

+ item meister Johann czymerman Meus und Heinczen von 60 tagewercken den oberbuw an dem cranen abeczubrechen und zu legen, nuwe swelle buge und anders, was dan untogelichen was wurden, wieder czu machen und uffczuslahen und zu decken, den tag 2½ alb. facit 6 fl. 6 alb.

+ item von 2 tagewercken das holcz zu dem cranen im forste helffen laden 3 alb.

+ item vor ein verteil czwenczick schueborte zu dem dache und uff den snabel am cranen 2 fl. 12 alb.

+ item so han ich geben dem smiede, die bande an dem kranen an den stylen die langen nele zu lengen und zu bessern wes noit gewest ist 20 alb. 9 hl.

88 fl. myn 9 hl.

[30 a]

Uszgeben Hennen dem smiede von Johannis Baptiste bis uff die fronfasten nach crucis.

+ Zum ersten von eym loene [1]) an den erne wagen 6 hl. item 2 nuwe bleche uff ein achse am ploge 2 alb. item 2 bleche uff den holczwagen 6 hl. item eyn bant umbe ein radt 6 hl. item von eym cloben 3 hl. item von 4 zogeketten ringen 8 hl. item von zwen scharn zu stelen 6 alb. item von eym seche [2]) zu smieden 2 alb. item eyn achse zu blechern 1 alb. item eyn alte rederschiene zu bessern und nele darzu 2 alb. item von 6 ringen an die hemketen 1½ alb. item 3 ringe an die syln 6 hl. item von 4 ringen an die syln 8 hl. item eyn alt achse geblechert mit eym durchgeenden bleche 2 alb. item 19 redernele 1 alb. 7 hl. item von 2 cloben 8 hl. item eyn bant zu bessern 6 hl. item 6 hamenheche [3]) 1½ alb. item von 11 phunt isens zu zwen brantreyden [4]) zu bessern, von dem phunde 3 hl. facit 2 alb. 9 hl.

Item hat Philips von Hoensteyn Cleberg uud ander myns herren knechte mit 12 pherden die czijt uffgeslagen 43 hufeysen eyns 1 alb. facit 1 fl. 19 hl. item so hat er die czijt myns herren wagen pherden

---

[1]) Achsnagel; ſ. u. lunen. [2]) Eiſen am Pflug.

[3]) Netzhacken? Die Deutung einzelner Ausdrücke aus dem gewerblichen und wirthſchaftlichen Gebiete muß ich den Fachleuten überlaſſen.

[4]) Brandrute oder Brandeiſen, worauf das Holz im Ofen oder Kamin liegt. Friſch I.

uffgeslagen 30 hufeysen, 27 vor 1 fl. facit 1 fl. 2 alb. 8 hl. item so hat her Philips Graslag und ander myns herren knechte mit 10 pherden die czijt sie hie gewest sint uffgeslagen 27½ hufeysen, eyns 1 alb. facit 1 fl. 3½ alb.

Summa huius 5 fl. 4 alb. 3 hl.

[30 b]

Uszgeben Hennen dem smiede von der fronfasten nach crucis bisz uff den jars tag.

+ Zum ersten vor 19 zogeketten ringe eyner 2 hl. facit 3 alb. 2 hl. item von 7 binde und hemmketten ringen eyner 3 hl. facit 1 alb. 9 hl. item von 4 volblechen zu bessern und uffzuslagen 3 alb. item eyn forderwage gebessert 2 alb. item von eyner alten schienen uffzuslagen 1 alb. item von eyner alten rederschienen uffzuslagen 1 alb. item vor 19 redernele 1 alb. 7 hl. item vor eynen hamer an die phorten uff Lanecke an zu cloppen 1 alb. item von zwene ringen an die diszel [1]) und eynen hache darzu 1 alb. item von eym rederbant 9 hl. item von eyner rederschienen uffzuslagen 1½ alb. item von 7 zogeketten ringen 14 hl.

Item so hant Cleberg und ander myns herren knechte mit 7 pherden und her Philips von Isemburg als der zu mynem herren hinuff reyt uffgeslagen 28½ hufeysen eyns 1 alb. facit 1 fl. 4½ alb. item so hat Philips von Hoensteyn Diether Hube und Sweden uffgeslagen 14½ hufeysen eyns 1 alb. facit 14½ alb. item so hat er den wagenpherden bynnen sollicher czijt uffgeslagen 29 hufeysen, 27 [2]) vor 1 fl. und 23 gestelter isen eyns 1 alb. facit 2 fl. 10 hl.

Summa huius 4 fl. 14 alb. 9 hl.

[31 a]

Uszgeben Hennen dem smiede von dem jars tag bisz uff den sontag Reminiscere.

+ Item von 15 hemketten ringen, eyner 3 hl. facit 3 alb. 9 hl. item von 18 zogeketten ringen, eyner 2 hl. facit 3 alb. item von 4 hamenhechen 16 hl. item von 8 lunen [3]) 2 alb. item von zwen schienen uffzuslagen 3 alb. item vor 33 redernele, eyner 1 hl. facit 2 alb. 9 hl. item von eyner assen zu blechern 1½ alb. item vor zwen heche zu hemmketten 1 alb. item von 3 rederbanden, eyns 9 hl. facit 2 alb. 3 hl. item von 61 phunden isens zu eynem nuwen koppel, von dem phunde zu versmieden 3 hl. facit 15 alb. 3 hl. item von 15 phunden isens zu dryen banden umbe das camprat und eyn bant umbe den welbaume uff der rynmoeln, von dem phunde 3 hl. facit 3 alb. 9 hl.

Item hat er Swedens phert uffgeslagen 9 hufeysen facit 9 alb. item so hat er den 4 wagenpherden die czijt uffgeslagen 26 gestelter ysen, eyns 1 alb. und 13½ ungestelter ysen 27 vor 1 fl. facit 1 fl. 14 alb.

Summa huius 3 fl. 14 alb. 7 hl.

---

[1]) Deichſel.

[2]) In der Vorlage ſteht irrthümlich 17.

[3]) Achsnägel; ſ. Vilmar, Kurheſſ. Idiotikon S. 255 unter lunn.

[31 b]

Uszgeben Hennen dem smidde von dem sontag Reminiscere bisz uff sant Johans Baptisten tag.

+ Zum ersten von eynem par reder mit altem ysen zu beslagen 8 alb. item von 4 ringen an die zwey nuwen beslagen reder 3 alb. 3 hl. item von 4 schemelbanden [1]) 4 alb. item von 12 ringen an die bindeketen 2 alb. item von 15 ringen an die hemketen 3 alb. 9 hl. item von 9 ringen an die zogeketen 1½ alb., item von eym cloben und zwen ringen an das alt koppel und eynen hach an die hemmketen 2 alb. item von 6 lunen 1½ alb. item von zwen alten schienen zu bessern und uffzuslagen 3 alb. item von 6 blechen zu bessern und uffzuslagen 6 alb. item von eynem bande umbe eyn plograt 6 hl. item von zwen blechen uff die asze an dem ploge 3 alb. item von 4 schienen uff den plog 3 alb. item von eyner hencken an den groissen groppen [2]) in der kuchen 1 alb. item von eynem bande umbe eyn lanne 1 alb. item von eynem schare zu erlegen und zu stelen 4 alb. item von 5 hemketen ringen von sinem ysen 1 alb. 8 hl. item von 5 bindeketen ringen 15 hl. item von 11 zogeketen ringen 1 alb. 10 hl. item von 4 hamenhechen 1 alb. 4 hl. item von zwen rederbanden 1½ alb. item von eyner rederschienen zu bessern und uffzuslagen 2 alb. item von zwen blechen uff eyn asze 3 alb. item aber von zwen blechen uff eyn asze 1½ alb. item von eym angel an die stalthöre 4 hl. item von eynem rechysen zu bessern 6 hl. item von 14 phunden ysens zu eynem schemelnagel [3]) und zu 4 lunen facit 3½ alb.

item von 54 phunden ysens zu 250 neln zu der brucken uff Laneck und 50 leistnele uff die wende neben der schuern facit 13½ alb.

item anderwerbe von 18 phunden ysens zu banden zu bessern zu eyner phanne und 50 neln zu derselben brucken facit 3½ alb.

item eynem ring mit eym gebeuge zu derselben brucken 1 alb.

item von den banden riegeln cloben und sleuffen an den zwen thoren in den nuwen wenden zusamen 3 alb.

item von eynem hemmketen ringe 4 hl.

Item als jungher Johann der amptman hie was in der vasten hat man ime und die mit ime hie gewest sint uffgeslagen 40½ hufeysen, eyns 1 alb. facit 1 fl. 16 alb. 6 hl.

item so hat er bynnen sollicher czijt den 4 wagenpherden uffgeslagen 41½ hufeysen, 27 vor 1 fl. facit 1 fl. 12 alb. 10 hl. und von 7 hufeysen 6 alb. 2 hl.

Summa huius 7 fl. 3 alb. 9 hl.

Summa des smites facit 20 fl. 13 alb. 4 hl.

---

[1]) Schemel iſt der Vorderwagen.

[2]) Kochkeſſel, der über dem Feuer hängt, noch heute in Oberlahnſtein ſo genannt.

[3]) Zur Verbindung des Vorderwagens mit dem Hinterwagen.

[32 a]

Uszgeben von dem korne zu snijden, wiesen zu mehen, hauw zu machen und garten zu bereiden etc.

+ Zum ersten von dem korn uff der groszen auwe und uff dem bruel furrechtet [1]) zu snyden und zu binden 11 fl. und zu wynkauffe 2 alb. + item von dem korne uff der obern auwe [2]) vorrechtet zu sniden zum halben teile 2 fl. 16½ alb. und zu winkauffe 2 alb. + item von 6 tagewercken wiede zu dem korne zu hauwen ten tag vorrechtet 3 alb. und von eym tage 1½ alb. facit 19½ alb. + item von 10 tagewercken des korns im felde zu hoden [3]), die wile man bant und infurte facit 15 alb. + item von 10 tagewercken bij dem erne wagen zu gehen uff und abe helffen laden facit 15 alb. + item von 2 tagewercken die schuren zu rumen und zu fegen facit 3 alb. + item von dem grasze ime forste vorrechtet zu mehen 3 fl. 21 alb. und zu winkauffe 1 alb. + item von 18½ frauwen tagewerg das hauw zu czeden und zu machen, den tag vorrechtet 2 alb. und von 10 tagewercken den tag 1 alb. facit 1 fl. 23 alb. + item von 7 man tagewercken das hauw helffen machen facit 10½ alb. + item von 5 tagewercken by dem hauw wagen zu gehen und zu helffen facit 7½ alb. + item den wagenknechten vor ir erne recht als ir gedingnisz inhelt 1 fl. + item drien dreschern von 105 tagewercken am korne und das die burger zu teile geben han, achten ich uff drie tagewerck, den tag 1½ alb. facit 6 fl. 13½ alb. + item von 7 tagewercken den pluck zu triben diewile man uff dem bruel sahede 7 alb.

facit 30 fl. 12½ alb.

[32 b]

+ item von eym mantagewerg 1½ alb. und 3 frauwen tagewercken den tag 1 alb. die erbisz uff dem seczelinge [4]) zu reuffen facit 4½ alb. + item von 14 mantagewerck die nosse zu swingen den tag 1½ alb. facit 21 alb. + item von 8 frauwen tagewerg nose zu lesen den tag 1 alb. und 10 tagewercken zu leufften den tag 8 hl. facit 14 alb. 8 hl. + item von 8 meitchin tagewerg nose zu lesen den tag 6 hl. und 8 tagen zu leuffen den tag 4 hl. facit 6 alb. 8 hl. + item von 4 mantagewercke uff dem zolle in dem graben und in der arcken [5]) zu besszern und zu keltern facit 6 alb. + item von 4 tagewercken frauwen daselbs zu lesen 4 alb. + item von Johannis Baptiste bisz uff Martini im garten zu graben zu bereiden und koele zu setzen von 16 frauwen tagewercken 16 alb. + item dieczijt vor seczekoele in denselben garten 8 alb.

3 fl. 7 alb. 10 hl.

---

[1]) Hat wohl die Bedeutung von accordiren.

[2]) Die Namen der großen und der obern Au ſind noch heute gebräuchlich.

[3]) Zu hüten.

[4]) Noch heute in Oberlahnſtein beſtehender Flurname.

[5]) Arcke iſt eine Einfaſſung, ein Kaſten im Waſſer, Fiſchkaſten, Gerinne oder Wehr. Adelung I, S. 379; Vilmar S. 16.

+ item eym knaben der den pluck getrieben hat als man den habern sehede von 12 tagen 12 alb. + item vor seczekole in den garten 16 hl. 1½ alb. + item von 5 tagewercken die stocke im graben zu hefften und beigen [1]) furrechtet 10 alb. + item von 9 frauwen tagewerg im garten zu graben und kole zu seczen 9 alb. + item von 11 tagewercken den mist ime hoffe helffen laden als der in czwen jaren nit uszgefurt wurden ist, und von 10 tagewercken den mist uff dem acker zu breiden den [tag] [2]) 1½ alb. facit 1 fl. 7½ alb.

Summa facit 34 fl. 20 alb. 2 hl. 1 fl. 7½ alb. 10 alb.

facit 36 fl. 4 alb. 8 hl. 10 alb. [3])

[33 a]

Uszgeben der botten lone.

+ Item uff dinstag nach Mathei Glockhenne gein Ernbreitstein 1 alb. item umb dieselben czijt eym mit des scholtheisen brieff gein Cobelencze zu Syfrid von Selbach von eins frieden wegen 1½ alb. item uff Michaelis Sydencleschin zu mym herrn gein Hoeste Steinheim und Diepurg 16 alb. item uff montag Severi dem Moren mit herrn Philips brieff zu mynem hern gein Steinheim 13 alb. item uff montag nach Omnium Sanctorum als myn herre hie was Clas von Nybern gein Nassauw 3 alb. item uff denselben tag Cleschin mit myns hern brieff gein Eltvil Mencz und anders 18 alb. item darnach demselben Cleschin mit myns hern brieff gein Franckfurt und muste daselbs beiden [4]) 16 alb. item uff dieselben czijt Clas von Nybern zu Johann von Dulen gein Isemburg 4 alb. item uff dieselben czijt Cleschin mit myns hern brieff gein Arburg 12 alb. item uff dieselben czijt Clas von Nybern gein Rynfels 3 alb. item desglichein Cleschin gein Rinfels 3 alb. item dieselben czijt Cleschin zu drien malen gein Cobelencze 3 alb. item uff dinstag nach dem Czwolfften [5]) Marckwart zu mym hern gein Steinheym mit der botschaff von Trier etc. 17 alb. item uff dornstag nach Ostern Margwart zu mym hern gein Hoeste mit myns hern von Trier brieff etc. 11 alb. item uff Marci Clas von Nybern gein Eymcz etc. 2 alb.

[33 b]

item Margwarten gein Eymcz zu mym hern von Trier myns hern von Kaczenelinbogen wegen 2 alb.

facit 5 fl. 4½ alb.

---

[1]) Die Weinſtöcke anzuheften und zu biegen, um ſie tragfähiger zu machen (Bogreben). (Mittheilung von Johann Müller in Rüdesheim.)

[2]) tag fehlt in der Vorlage.

[3]) 36 fl. 13 alb. 8 hl.

[4]) Warten.

[5]) Dienſtag nach epiphania.

Literatur.

Des Dio Cassius Bericht über die Varusschlacht verglichen mit den übrigen Geschichtsquellen von Dr. Aug. Deppe. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. 1880. IV und 55 S. 8°.

Wer über eine so zum Ueberdrusse besprochene Frage wie die in vorliegendem Buche behandelte das Wort ergreift, sollte neue, nicht auf einem bloßen Einfalle beruhende Gesichtspunkte, wenn auch nicht Entdeckungen vorzubringen im Stande sein oder wenigstens eine saubere kritische Arbeit liefern, welche über die Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Quellen und die Lücken unserer Kenntniß abschließende Auskunft gäbe. Eine Schrift der letztern Art erwarteten wir, als uns das angeführte Heft zukam, aber schon die Belehrung des Titels, daß Dio zum Mittelpunkt der Darstellung genommen sei, machte uns stutzig, noch mehr wurden wir enttäuscht, als wir die fadenscheinigen Charakteristiken des Dio Cassius, des Velleius und des Florus lasen, die nur zu deutlich beweisen, wie wenig der Verfasser diese Schriftsteller und die darüber angestellten Untersuchungen kennt. Aber ihm scheint es eben Bedürfniß, immer wieder auf den Untergang des Varus zurückzukommen und das, was er sich darüber eingebildet, in neue Schläuche zu gießen, wodurch es weder klarer noch genießbarer wird. In einer 1879 erschienenen Schrift: „Wo haben wir das Sommerlager des Varus aus dem Jahre 9 unserer Zeitrechnung und das Feld der Hermansschlacht im Teutoburger Walde zu suchen?“ glaubte er den Beweis zu liefern, daß das Schlachtfeld der Varianischen Niederlage sich im Lippischen Walde zwischen Bielefeld und Paderborn befinde, zwischen den Quellen der Lippe und Ems westlich und den Städten Horn, Detmold, Lage östlich. Sodann begegnen wir ihm in einer Miscelle in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ LXVI, 153—155, wo er die über die Dauer des Kampfes sprechenden Stellen „beibringen“ will, „da dieselben zugleich einen Schluß auf die Ausdehnung des Schlachtfeldes erlauben und somit dazu beitragen können, die Auffindung des letztern zu erleichtern“. Das aus den dort in der Urschrift mitgetheilten Stellen gewonnene Ergebniß führte er in einem vor kurzem erschienenen Schriftchen: „Ueber die Dauer der Teutoburger Schlacht und die Ausdehnung des Schlachtfeldes nach den Geschichtsquellen“ weiter aus. Damit aber noch nicht zufrieden, ließ er in anderm Verlage die vorliegende Arbeit erscheinen, um „durch Vergleichung aller die Sache berührenden Geschichtsquellen über den Ver-

lauf der Varusſchlacht und deren Nebenumſtände mehr Licht zu verbreiten und damit zugleich die Alterthumsforſcher der betreffenden Gegend zu neuer Thätigkeit anzuregen". Nach ſolchem Lichte haben wir uns leider vergebens umgeſehen. Die Stellen werden in deutſcher Ueberſetzung gegeben, ihre Anordnung, Beurtheilung und Vergleichung ſind keineswegs lichtvoll, das längſt Bekannte wird bis zu den Siegen des Germanicus und dem Verhalten der Germanen nach der Vernichtung des Varus ohne neue Geſichtspunkte vorgetragen — das einzige Neue iſt die falſche Auslegung der Stelle des Dio LVI, 21; denn zu unſerer Verwunderung weicht er hier von der Kritik ab, mit der er in der Miscelle der „Jahrbücher" aufgetreten war. Nur beſteht er auf der Behauptung, der Zug habe nicht drei oder vier, ſondern nur zwei Tage gedauert, da Dio keines dritten Tages gedenke und danach auch kein vierter angeführt ſein könne. Der zweite Tag iſt offenbar mit den Worten abgethan: Τῇ ὑστεραίᾳ ἐπορεύθησαν, ὥστε καὶ ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι· οὐ μέντοι καὶ ἀνιμωτὶ ἀπήλλαξαν. Nicht ohne Kampf erreichten ſie dieſen zum Ausruhen geeigneten Ort. Der Aufbruch vom Lager des zweiten Tages am Morgen des dritten bezeichnet das unmittelbar ſich anſchließende: Ἐντεῦθεν ἄραντες. Deppe erklärte früher gegen Dios Gebrauch ἄραντες in Schlachtordnung aufgeſtellt. Offenbar zogen die Römer hier ganz ſo, wie bisher und wie Heere zu ziehen pflegten; daß ſie geordnet zogen, verſteht ſich diesmal wie früher von ſelbſt, aber nichts kann widerſinniger ſein, als wenn Deppe die Römer, die doch wieder auf Wälder und Berge gefaßt ſein mußten, in Schlachtordnung vorrücken ließ, obgleich an eine Schlacht nicht zu denken, man nur Angriffe von der Seite, wie bisher, zu fürchten hatte. Jetzt gibt er ſeine Entdeckung auf und überſetzt richtig von dort aufgebrochen, nur läßt er das Heer zweimal an einem Tage aufbrechen. Wie auch an dieſem Tage die Oertlichkeit und die aus den Wäldern hervorbrechenden Feinde ihnen zu ſchaffen gemacht, hören wir zunächſt. In den weiterfolgenden verdorbenen Worten hat man jetzt glücklich τετάρτῃ ſtatt des widerſinnigen τότε γάρ hergeſtellt (Reimarus wollte τρίτῃ), da hier offenbar ein neuer Schlachttag begann. Deppe nahm früher τετάρτῃ an, ſchrieb aber τετάρτῃ τῆς ἡμέρας, wonach alles, was von τῇ ὑστεραίᾳ an erzählt iſt, vor die vierte Stunde des Tages fallen würde, was höchſt ſeltſam wäre und eben nur ein ſchlechter Nothbehelf, um den Zug des Varus um zwei Tage zu verkürzen. Jetzt folgt er wieder der deutſchen

Ueberſetzung: „Denn als der Tag den Marſchirenden anbrach“, obgleich man längſt erkannt hat, daß hierdurch ein völliger Widerſinn entſteht, da dieſer Satz nicht das Vorhergehende begründen kann. Den Beweis, daß dies richtig ſein könne, verſucht Deppe nicht, das unſinnige überlieferte τότε γάρ wird ohne weiteres beibehalten, weil dies „die eigentlichen Worte des Geſchichtſchreibers“ ſeien, der dritte und vierte Tag „hineinkorrigirt“ ſeien. Deppe ſchiebt freilich ein vermittelndes: „Dazu trug nicht wenig bei“ ein, aber davon iſt eben keine Spur in den verdorbenen Worten, die gar nicht vom Anbruch des Tages ſprechen. So ſtützt ſich denn der ganze Verſuch Deppes, den viertägigen Zug des Varus in zwei Tage zuſammenzudrängen, auf eine Stelle, die jeder, der ſehen kann, für verdorben erkennt und deren Herſtellung glücklich gefunden iſt. Auf anderes in Bezug auf Form und Inhalt einzugehen, verlohnt nicht der Mühe. Auf das angekündigte Büchlein des Verfaſſers: „Der römiſche Rachekrieg in Deutſchland während der Jahre 14—16 n. Chr. und die Völkerſchlacht zu Idiſtaviſus nach den Geſchichtsquellen dargeſtellt“ ſind wir nicht geſpannt; eine kritikloſe Kritik kann hier am wenigſten etwas aufhellen, wo bei der Unzulänglichkeit unſerer Quellen ſelbſt ſchärfſte Beſtimmtheit, eindringendſte Kenntniß und glücklichſter Spürſinn nicht immer zum gewünſchten Ziele führen.

Köln. H. Düntzer.

Kleinere Mittheilungen.

1. Die Gräfin von Saverne und Schillers „Gang nach dem Eiſenhammer“.

Sehr dankenswerth iſt der oben S. 173 ff. von Pfannenſchmid gelieferte Nachweis, daß ſich für Saarwerden ſchon vor 1471 die franzöſiſche Form Saverne entwickelt hat (ohne Zweifel, da aus Salverne eigentlich Sauverne werden ſollte, nach dem elſäſſiſchen Zabern, deſſen Name Saverne aus dem lateiniſchen Tabernae ſtammt) und noch die Grafen von Moers-Saarwerden ſich ſchlechthin comtes de Saverne oder bloß de Saverne nannten. Weiter hat derſelbe eine Gräfin Kunigunde als zweite Gattin des 1482 verſtorbenen Grafen Jakob I. von Moers-Saarwerden aufgeſpürt. Wenn er aber bemerkt: „Da Schiller nun in ſeinem „„Gang nach dem Eiſenhammer““ eine Gräfin Kunigunde oder, wie er in franzöſiſcher Form ſchreibt, Kunigonde von Saverne erwähnt [vielmehr iſt das o lediglich durch den Reim auf Blonden veranlaßt und die franzöſiſche Form hat e

ſtatt i und C ſtatt K], ſo wird man zunächſt an die vorgenannte Gräfin Kunigunde von Moers-Saarwerden denken müſſen. Es bliebe daher zu unterſuchen, ob ſich noch ſonſtige Anhaltspunkte für dieſe Annahme finden laſſen", ſo müſſen wir dagegen entſchiedenſte Einſprache erheben.

Wir wiſſen (und Pfannenſchmid ſelbſt bezweifelt es nicht), daß Schiller, als er gegen die Hälfte September 1797 ſeinen Stoff in einer Erzählung der Contemporaines gefunden (vgl. oben S. 66 f.), mit einer ihn ſelbſt überraſchenden Schnelligkeit unſere längere Ballade dichtete, da er ſich von dem aus der Sage ihn anwehenden frommen Geiſte gehoben fühlte. Den Stoff fand er hier ſo ganz vollſtändig, daß er keiner neuen Erfindung bedurfte, er hatte ihn eben nur mit ſeinem Geiſte zu beleben. Und zwar waren es beſonders drei Punkte, die er näher ausführen mußte, die Verleumdungen Champagnes durch Pinſon oder Bléro beim Grafen, den Eiſenhammer und das Meſſedienen. Zu dem erſten reichte ſeine Dichtergabe vollkommen hin. In Bezug auf den Eiſenhammer ſcheint er die „öconomiſche Encyclopädie" von Krünitz, wie ſpäter beim „Lied von der Glocke", benutzt zu haben. Der zehnte, 1777 erſchienene Theil dieſes umfaſſenden, erſt in der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts zum Abſchluß gediehenen Werkes handelt in dem Artikel „Eiſen" ausführlich vom „Eiſenhammer" (S. 578 ff.), wie eigentlich die Hammerhütte heiße, in welcher das Eiſen in großen Stücken geſchmiedet werde, aber in weiterer Bedeutung „der Umfang aller Gebäude und Hütten, wo der Eiſenſtein gepocht, geſchmelzet, das Eiſen gereiniget, gegoſſen und zu allerlei groben Geräthſchaften verarbeitet wird, von welcher die Fabrik, die Hammerhütte, nur ein Theil iſt". Beſonders eingehend werden „die (in Vergleichung der Krummöfen) ſ. g. Hohenöfen, welche ſeit hundert Jahren in Deutſchland bekannt geworden ſind", erörtert. Aber zu einem „Eiſenwerk" gehören außer dem „Hoheofen, worin das Schmelzen der Eiſenerze geſchieht", eine Gießerei und Stab- und Zainhämmer. Der Stabhammer iſt „eine zuſammenhangende Anſtalt von verſchiedenen Feuerſtätten und Hämmern, die durch Waſſer getrieben werden, wodurch das Roheiſen vollkommener gemacht und in zu dem Gebrauch bequemere Formen geſchmiedet wird". Unter den Arbeitern beim Hoheofen werden außer dem Hoheofenmeiſter und einem Hoheofenarbeiter die „Aufgeber" genannt, „welche ſich auf der Gicht mit Einſchüttung der Kohlen und Eiſenſteine (welches man das Aufgeben nennt) beſchäftigen"; dies ſind die von Schiller genannten Knechte. „Das Feuer in den Hoheöfen

wird durch doppelte Blaſebälge erreget, welche von Waſſer getrieben werden". Wenden wir uns vom Eiſenhammer zum letzten der drei oben bezeichneten Punkte, zum Meſſedienen, ſo könnte Schiller die Kenntniß desſelben ſchon als Knabe im katholiſchen Schwäbiſch Gmünd oder auf der Solitude erlangt haben, da in der herzoglichen Kapelle katholiſcher Gottesdienſt gehalten wurde, oder auch in Mannheim, wo er den katholiſchen Geiſtlichen Trunk kennen lernte. Aber auch in Erfurt hatte er Gelegenheit, dem katholiſchen Gottesdienſte beizuwohnen. Kaum dürfte er in einem Buche darüber Auskunſt geſucht haben, wie er ſich ſpäter zu ſeiner „Maria Stuart" d'Aubespines Schrift: De veteribus ecclesiae ritibus geben ließ.

Nichts lag dem Dichter ferner, als die fromme Sage an eine beſtimmte Oertlichkeit zu knüpfen; wir hören nicht einmal etwas von der Lage des gräflichen Schloſſes, nur von einem nahen Dorfe und einem Walde, in welchem ſich der Eiſenhammer findet. Aber für einige ſeiner Perſonen mußte er zu leichterm Fluſſe der Darſtellung Namen haben; die, welche er in den Contemporaines vorfand, genügten nicht, ja er würde ſie, wären ſie auch brauchbarer geweſen, kaum beibehalten haben. Der fromme Knecht hieß Champagne, ein Name, der ihm ſchon wegen ſeines Anklangs an den Champagner anſtößig ſein mußte; des Verleumders Name Pinſon oder Bléro war nicht geſchickter und die Gräfin gar nur mit K... bezeichnet. Dichter pflegen da, wo ſie Namen frei wählen können, auf den Wohlklang und die leichte Verwendung in Vers und Reim zu ſehen. So braucht Goethe mit Bezug auf den Reim in der Ballade „der Edelknabe und die Müllerin" Lieſe (Reim Wieſe), in „Wanderer und Pächterin" Helene (Reim Schöne); aus dem Namen von Johanna Sebus machte er das im Verſe leicht zu verwendende, ſchon von Bürger gebrauchte ſchön Suschen, woneben er bloß einmal Suschen hat. Selbſt in den Liedern ſcheinen die Namen Dorilis, Thereſe, Käthchen, Fränzchen durch Vers und Reim veranlaßt. In Schillers Balladen haben wir entweder die überlieferten Namen, wie in den acht antiken Balladen, oder er verzichtete auf jede Namensbezeichnung, wie im „Taucher" und im „Kampf mit dem Drachen". Woher „Ritter Toggenburg" genommen und ob er nicht den Namen „Toggenburg" frei für ſeine Sage ſich gewählt, hat ſich noch nicht entſchieden. Sehr bemerkenswerth iſt, daß er im „Handſchuh" zwar den überlieferten Namen des Ritters Delorges beibehielt, aber für die

in ſeiner Quelle nicht näher bezeichnete Dame Kunigunde wählte, das beidemal im Reim erſcheint, einmal in der elidirten Form Kunigund, wie im „Gang nach dem Eiſenhammer“ der Name Saverne zweimal zwei-, einmal dreiſilbig (mit lautendem e) genommen wird. In Schillers Liedern finden ſich die wohllautenden Namen der Geliebten Laura, Nanny, Minna, Emma ohne Bezug auf den Reim, und ebenſo das für den Pächter bezeichnende Hans im „Pegaſus im Joche“. Wenn aber Schiller in einer Ballade einen Namen zu wählen hatte, ſo war es natürlich, daß er die leichte Verwendung in Vers und Reim vorzüglich berückſichtigte, und ganz beſonders, wenn gerade die erſte Anwendung desſelben in den Reim fiel, wie es beim Anfange des „Ganges nach dem Eiſenhammer“ der Fall war.

Ein frommer Knecht war —
Und in der Furcht des Herrn,
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von —

Wer die Art kennt, wie Schiller in ſeinen Entwürfen zu Werke ging, wird es ſehr natürlich finden, daß er die Namen mit Rückſicht auf den geforderten Reim wählte. Im erſten Verſe war ein auf in auslautender Name nöthig, den er auch ſpäter im Reim ſehr wohl verwenden konnte. Ganz ähnlich machte Wieland im „Oberon“ aus dem überlieferten Gérasme Scherasmin als Reim auf hin I, 3, 5. Erwünſcht mußte Schiller dabei ein Name ſein, der zur frommen Natur des Betreffenden ſtimmte; und da konnte ihm kein glücklicherer Einfall kommen, als ihm den mit fromm alliterirenden, an Friede erinnernden Namen des großen Bekehrers von Glarus, des heiligen Fridolin, zu geben. Und für die Gräfin bot ſich das elſäſſiſche Saverne um ſo leichter dar, als auch die Sage in Frankreich ſpielte, in den Bisthümern Quimper und Vannes der Nieder-Bretagne, die Schiller freilich nicht gebrauchen konnte. Schwerlich wird er jemals gehört haben, daß Saarwerden, wie die gangbaren Geographien den Namen gaben, ohne irgend eine Andeutung einer franzöſiſchen Form (ich verweiſe auf Büſching), auch Saverne hieß, wogegen Saverne (deutſch Zabern) als Hauptort des Departements des Niederrheins allbekannt und wegen des in die Halsbandgeſchichte verwickelten Straßburger Cardinal-Erzbiſchofs Louis von Rohan, der das dortige Schloß hatte wiederaufbauen laſſen, ſich aber neuerdings nach Deutſchland zurückgezogen hatte, vielbeſprochen war. Daß der Name ihm für den Reim wegen des nach Belieben ſtumm oder lautend zu

behandelnden e bequem war, iſt bereits bemerkt. Für den Verleumder, den Schiller zum Jäger machte, konnte ihm weder Pinſon noch Bléro gefallen. Der Dichter brauchte den Namen zuerſt in dem Vers:

Darob entbrennt in —s Bruſt,

ſpäter noch dreimal (in den Versanfängen „Drauf Robert", „Und Robert", „Fand ich von Robert"). Hier war alſo der Reim nicht beſtimmend, ſondern es ward ein Name gewählt, der im Gegenſatz zu Fridolin auch durch den Klang bezeichnend ſchien. Man hat bereits bemerkt, daß Schiller auch dem böſen Jägerburſchen in der Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" den Namen Robert gegeben.

So erklärt ſich alles ſehr einfach. Sollten wir dagegen mit Pfannenſchmid annehmen, der Name Kunigunde von Saverne ſei von der gleichnamigen Gräfin von Moers-Saarwerden hergenommen, ſo müßte nicht allein vorausgeſetzt werden, von dieſer habe eine ähnliche Sage beſtanden, wovon gar keine Spur bisher zu finden, ſondern auch der Dichter habe zufällig, nachdem er die Geſchichte in den Contemporaines geleſen und durch dieſelbe zu einer dichteriſchen Darſtellung angeregt worden, eine ähnliche von der Gräfin Kunigunde von Moers-Saarwerden vernommen und deshalb von dieſer den Namen hergenommen; denn noch unwahrſcheinlicher wäre die Annahme, durch die Geſchichte von Rétif de la Bretonne ſei die Erinnerung an eine früher vernommene, die ihn aber nicht dichteriſch geſtimmt habe, in ihm angeregt worden. So ſpottet Pfannenſchmids Verſuch jeder Wahrſcheinlichkeit. Daß es wirklich eine comtesse Cunegonde de Saverne gegeben, die dem Namen nach mit der Schillerſchen Gräfin übereinſtimmt, iſt kaum ein größerer Zufall, als daß ein Neffe des Octavio Piccolomini Joſeph Silvio, genannt Max, den dieſer nach Wallenſteins Tode zum Erben einſetzte, einen jammervollen Tod in einer Schlacht gegen die Schweden (bei Jankau) fand, wie Schillers Max Piccolomini in einem verzweifelten Angriff gegen die Schweden fällt; denn Max iſt nachweislich, ebenſo wie Wallenſteins Tochter Thekla, ein rein dichteriſches Gebilde. Der Name Kunigunde kann um ſo weniger ins Gewicht fallen, als Schiller, wie oben bemerkt, kurz vorher im „Handſchuh" dem hartherzigen Fräulein den vielleicht wegen ſeiner Keckheit gewählten Namen Kunigunde gegeben, der dagegen bei der Gräfin von Saverne mit einer leiſen Hindeutung auf die Heilige dieſes Namens, die Gattin des Kaiſers Heinrich II., gewählt ſein könnte, die ſich durch ein Gottesurtheil von dem Verdachte der Untreue reinigen mußte.

Köln. H. Düntzer.

2. Zu der Frage über den Geburtsort von Rubens.

In der durch die Jubelfeier von Rubens veranlaßten vortrefflichen „Geſchichte der Antwerpener Malerſchule“ von Max Rooſes (aus dem Vlämiſchen überſetzt von F. Reber) wird wiederum Antwerpen als Geburtsort des großen Malers in Anſpruch genommen. Der Verfaſſer hat ſich nicht tiefer auf die Sache eingelaſſen, ja ſonderbar wird Kölns Anrecht auf die gleiche Stufe mit — Curingen geſetzt. Das auf älteſter Ueberlieferung beruhende Zeugniß, daß Rubens Ende Juni geboren ſei, wird gegen einen Rechenfehler des Grabſteins verworfen (Monatsſchrift V, 11, 18, 139). Aber wir hören jetzt auch etwas Neues, daß die Familienüberlieferung nach dem Zeugniß des Ritters Guſtav von Havre die Geburt kurz vor Ende Mai ſetze; das muß eine ganz neue Familienüberlieferung ſein, von welcher die gleichzeitigen Freunde der Familie nichts wußten. Vgl. a. a. O. 2 f. Wie es ſich mit der Aeußerung von Rubens verhält, er ſei bis zu ſeinem zehnten Jahre in Köln erzogen worden, haben wir S. 139 gezeigt. Die Angabe von Rooſes, die Mutter ſei mit ihm am 27. Juni abgereiſt, iſt irrig. Vgl. S. 139. Ebenſo unrichtig iſt die weitere Behauptung von Rooſes, die Gattin von Rubens habe Ende April 1577 eine Sendung nach den Niederlanden auf ſich genommen. Die Vollmacht iſt auf die Mutter, wie Bakhuizen ſah (vgl. S. 12), und andere Verwandte in der Weiſe ausgeſtellt, daß jeder für ſich zum Handeln berechtigt ſein ſolle; wäre wirklich auch die Gattin genannt, woran Rooſes feſthält, ſo folgte daraus doch noch keineswegs, Rubens habe gehofft, dieſe werde ſchon in nächſter Zeit in den Niederlanden ſeine Geſchäfte betreiben können. Vollends entſtellt Rooſes die Wahrheit, wenn er behauptet, die Gattin habe am 14. Juni an Graf Johann von Naſſau geſchrieben, ſie habe den Prinzen von Oranien geſprochen, der ſich mittlerweile in Dortrecht und Gertrudenberg befunden, wonach ſie im Laufe des Monats Mai nach den Niederlanden gekommen ſein müſſe. Der Schluß wäre ſo richtig, wie die Vorausſetzung falſch iſt. Im Briefe heißt es nur, ſie habe unerwartet Gelegenheit gefunden, de pouuoir supplier à Monsieur le Prince d'Orange, was doch nur heißt, ſie habe eine Bittſchrift an dieſen gelangen laſſen können, und ſie iſt ſo wenig in den Niederlanden geweſen, daß ſie gerade in dieſem Briefe darum bittet, dahin gehen zu dürfen. Und Rooſes ſieht nicht, daß er ſelbſt den Weg angibt, auf welchem ſie dieſe Bittſchrift dem Prinzen zuſtellen ließ; denn er führt unmittelbar darauf den von Génard veröffentlichten Brief an, in welchem

Marnix von Sint-Aldegonde am 18. Mai dem alten Rubens mittheilt, die von seinem Halbbruder Philipp Landemeter beabsichtigte Einhändigung der Bittschrift an den Prinzen müsse auf eine bessere Gelegenheit verschoben werden. Seltsam schließt Rooses daraus, Landemeter habe Frau Rubens nach Antwerpen begleitet, da wir doch offenbar sehen, die Bittschrift sollte nicht durch sie, sondern durch Landemeter überreicht werden. Wäre Frau Rubens nach den Niederlanden gereist, so würde sie selbst die nothwendige Verschiebung ihrem Gatten mitgetheilt haben. Ganz unnöthig läßt Rooses die schwangere Frau die lange und gespannte Fahrt antreten, am 12. Mai oder früher von Siegen abreisen, den 18. in Gertrudenberg, den 20. in Antwerpen ankommen, dort zwischen dem 20. und 25. ihren Sohn gebären, am 9. Juni wieder in Siegen sein (soll wohl heißen „am 9. abreisen, am 13. nach Siegen zurückkehren") und am 14. die Bitte um die Erlaubniß eingeben, nach den Niederlanden zurückzukehren. Ich verweise dagegen auf meine Darstellung S. 130. Ist dieser Hauptbeweis mißglückt, der dazu auf der haltlosen Annahme beruht, der Maler sei Ende Mai geboren, so können die weitern Gründe auch nichts verfangen. Daß man in der Lucasgilde Anstand genommen habe, den aus einer angesehenen Antwerpener Familie stammenden Maler, der in Antwerpen seine Kunst erlernt und elf Jahre lang wieder in Antwerpen gelebt hatte, ohne den Beweis, daß er in Antwerpen geboren sei, in diese Gilde aufzunehmen, ist höchst unwahrscheinlich. Der andern auf gleicher Stufe stehenden Beweise, daß Rubens ein geborener Antwerpener sei, ist S. 13, 20 gedacht. Zum Schluß wird noch das Zeugniß eines Herrn von Kessels beigebracht, der vor 24 Jahren in Cuba bei Don Augustin de Velasco, einem Nachkommen der alten Adelsfamilie, einen Brief gelesen haben will, in welchem Rubens außer andern Lebensnachrichten auch mitgetheilt haben soll, er sei in Antwerpen geboren. Wie es mit solchen Erinnerungen aus dem Gedächtniß steht, ist bekannt; so lange nicht der Brief selbst in einer unzweifelhaft bezeugten Abschrift vorliegt, ist darauf nicht das Allergeringste zu geben. Falsche Erinnerung und Mißverständniß haben schon manche Unwahrheit zu einer Thatsache gestempelt; Pflicht ist hier, auf bloßes Wort nichts zu glauben.

Rooses hat bloß für Antwerpen plaidirt, ohne einen Blick auf die guten Gründe von Köln zu werfen und die gegen Antwerpen vorgebrachten Bedenken zu erwägen. Wie leidenschaftlich rasch er dabei verfährt, haben wir gesehen. Der fest auf sein Ziel gespannte Blick

ſieht die Wahrſcheinlichkeit ſo überzeugend auf ſeiner Seite ſtehen, daß ſie faſt völliger Sicherheit gleichkomme. Der Ueberſetzer meint, höchſtens die Möglichkeit, daß Rubens in Antwerpen, nicht in Siegen geboren ſei, könne man den Gründen von Rooſes zugeſtehen; ſeine Gründe hat er ohne Gegenbemerkung, mit Ausnahme einer unbedeutenden, durchgelaſſen. Man fühlt, daß ihm die ganze verwickelte Unterſuchung fremd war; die neueſten Anſprüche Kölns hat er nicht gekannt. Wir glauben, daß auch dieſer neue Verſuch nur zeigt, auf wie ſchwachen Füßen die Geburt von Rubens in Antwerpen ſteht, wogegen die nach umfaſſendſter Erwägung aller Verhältniſſe für Köln ſprechenden eine ſo hohe Wahrſcheinlichkeit bieten, wie ſie bei nicht urkundlich überlieferten Thatſachen nur möglich iſt. Schließlich bemerke ich noch, daß der von mir S. 8 als Verfaſſer eines Aufſatzes angeführte D. nicht Dilſchneider, ſondern De Noel war.

Köln. H. Düntzer.

Allerlei.

[Das Grabfeld von Wiesoppenheim.] Dort, wo die Ausläufer des Donnersbergs, des mons Jovis der Alten, auf einige Stunden Entfernung vom Rhein ſich erheben, breitet ſich zwiſchen den Fluten des Stroms bei Worms und dem Gebirge eine fruchtbare, wellige Ebene aus. Bewäſſert wird das Land von einigen Bächen, der Pfrimm, der Eis, dem Eckbach, die in weſtöſtlicher Richtung im langſamen Zuge an wohlarrondirten Ortſchaften vorbeiziehen, deren Kirchthürme unter Obſthainen hervorlugen. Es iſt ein hübſcher Anblick, dieſen Wonnegau, wie ihn das Mittelalter nannte, im Glanze der Abendſonne ausgebreitet zu ſehen, und im Hintergrunde gleichend einem Hochaltar überragen die gekuppelten Thürme des Wormſer Gaues das üppige Gelände. Wie natürlich haben ſich hier ſeit Alters mit Vorliebe die Geſchlechter der Menſchen angeſiedelt, haben gerodet, gejagt, gebaut und gepflanzt. Von der Anweſenheit galliſcher Stämme zeugt noch der alte Name von Worms, Borbetomagus, von dem Koloniſtenfleiß der Stämme manche Inſchrift mit Lapidarzügen, manche verroſtete Lanze und unverſehrte, rothglänzende Urne. Und nach ihnen kamen von drüben des Rheins, von den blauen Bergen des Taunus und des Vogelsbergs, vom Speſſart und dem Odenwald die blonden, hochgewachſenen Chatten, die ſich ſpäter mit Stolz Franken nannten, und deren Gründungen auf -heim und -hauſen, auf -ſtadt und -au, auf -born und -ſcheid das ganze Rheinthal überfluteten bis zum Waskengau hinauf, wo der Alemanne das -heim in -ingen umwandelte. Schon früher beim Anlegen der Bahnlinie von Monsheim nach Alzey wurde bei erſterm Orte unmittelbar an der Trace der eiſernen Straße ein Friedhof aus der fränkiſchen Periode, der Zeit der Merovinger bloßgelegt, der reiche Ausbeute an Waffen und Schmuck, an Thongeräth und Hausutenſilien den Entdeckern brachte. Leider ward damals aus

äußern Gründen nicht der ganze Kirchhof freigelegt. Und wie zu Monsheim in derſelben Gemarkung ſich die ununterbrochene Folge der Geſchlechter mit verſchiedener Ausrüſtung von der Steinzeit und der Periode des Handels mit dem reichen Süden, von den Tagen der Römerherrſchaft bis zu der Sturm- und Drangperiode germaniſchen Vordringens verfolgen läßt, ſo iſt dies noch deutlicher möglich mehr im Südoſten, wo die Eis von der Pfrimm eine wellige Höhe ſcheidet. Am Eisbach dehnt ſich von Grünſtadt bis Worms eine ununterbrochene Kette wohlhabender Ortſchaften, die faſt alle urkundlich bis in die Karolingerzeit hinaufreichen und denen der Name den Stempel des Urſprungs auf die Stirne geſchrieben hat. Da liegen Albsheim und Mühlheim, Heidesheim und Colgenſtein, Obrigheim und Offſtein, Heppenheim und endlich Wiesoppenheim. Zum Schluſſe folgen vor Worms noch Horchheim und Weinsheim. Die freundlichen Ortſchaften liegen allzumal im grünen Eisthal, die Friedhöfe waren von jeher auf der ſüdlichen Höhe, meiſt im Schutze eines Kapellchens, angelegt. Eine kurze Steigung bringt uns von Wiesoppenheim, das in einer Wormſer Urkunde mit Nachbarorten bereits im J. 897 als Villa Oppenheim erſcheint und nachher ohne Zweifel zum Unterſchied vom rheiniſchen Oppenheim den Zunamen Wies- erhielt, auf die mit Weinreben angebaute Höhe. Vor uns ſcheiden ſich die Wege, die nach Süden nach Niedesheim am Eckbach, nach Weſten Heppenheim zu, nach Oſten gen Weinsheim ziehen.

Hundert und einige Schritt vom Abhang nach Weſten zu breitet ſich der neuzeitliche Friedhof der Gemeinde aus; gerade am ſcheidenden Kreuzwege aber belehren uns die 5—6 Fuß tiefen, mannslangen Gruben mit hervorragendem Todtengebein, daß eine ältere Generation hier beſtattet lag. In dem Gries und Schutt der diluvialen Ueberſchwemmungen, die hier landaus, landein den Boden bilden, lagerten, wie uns der Entdecker des Grabfeldes, Hr. Dr. Karl Köhl, praktiſcher Arzt zu Pfeddersheim, mittheilt, 3—4 Schichten von Todten in bloßer Erde übereinander. Reſte eines Todtenbrettes, das ſonſt bei dieſer Art von Beſtattung gebräuchlich iſt, zeigten ſich nur ſelten. Noch ſeltener waren die Skelette eingefaßt von rohen Plattenſteinen, wie es ſonſt mehrfach bei dieſen Grablegungen aus der Zeit der erſten fränkiſchen Anſiedelung im Mittelrheinlande vorkommt. Es ſind nur ſieben ſ. g. Plattengräber conſtatirt. Von Weſten nach Oſten orientirt ſchliefen hier im grauen Grunde, das Haupt der aufgehenden Sonne zugewandt, Männer, Weiber und Kinder den ewigen Schlummer, bis ihnen die Hand und das Schürfeiſen des Archäologen zur verfrühten Auferſtehung verhalf. Wohl über 200 Gräber mögen es ſein, die in der Sommerszeit von 1878—1880 der rege Fleiß des Dr. Köhl unterſucht hat. In den untern Schichten lagen die Todten mit reichen Beigaben: langen Eiſenſchwertern, gebogenen Wurfäxten, kurzen Lanzen, Perlenſchnüren und verzierten Gefäßen, vergoldeten Fibeln und mit reicher Filigranarbeit bedeckten Anhängern aus Gold und Silber. Je weiter nach oben, deſto ärmer wurden die Männer- und Frauengräber an den Beigaben der Liebe. Die Lanzen und Schilde, die Gläſer und Gefäße, die Ringe und Hefte verſchwanden allmählich, und zuletzt gab man den Todten nur noch ins Grab ein eiſernes Meſſer in den Gürtel, eine einfache Perlenſchnur um den Hals, eine mit Niello gezierte Rundfibel an das Wollgewand, das den Oberkörper umſpannte. Da merkt

man den Einfluß der ſtrengen Concilien und Kirchenverſammlungen, welche die Beſtattung more paganorum (nach Art der Heiden) mit hohen Kirchenſtrafen belegten, welche die Geſchenke der Liebe und der Sitte puritaniſch verboten, welche den hergebrachten dadsisas, den Leichenmahlzeiten am Grabe ihr kirchliches Veto entgegenriefen. In der Mitte des ebenen Platzes, der jetzt vortreffliche Reben mit dem Marke der ſtarken Knochen ernährt, wo die Wege ſich kreuzen, fand ſich der Reſt eines weiten, offenen Bronzekeſſels. Hier mögen die alten Franken und Burgunder das Opferfleiſch gar gekocht oder am Ende chriſtliche Gebräuche an Neugeborenen und Geſtorbenen vorgenommen haben. Quien sabe? Und rings um dieſen Keſſel waren die Todten gelagert, deren enges Grab die reichſten Beigaben ehrten. Da lag neben dem mächtigen, mehr als 7 Fuß langen Skelett eines kräftigen Kriegers, dem ein wuchtiger Hieb den Schädel geſpaltet hatte, die geſchwungene Wurfaxt, der runde Schildbuckel, das lange und breite Eiſenſchwert; zu Füßen ſteckten im Boden mehrere kunſtvoll mit Stempeln ornamentirte, ſchwarzglänzende Gefäße und der den Vornehmen nie fehlende Becher aus grünlichem Glaſe; in der Nähe der Bruſt aber lag, eine Zierde des ganzen Grabfeldes, ein Bronzebecher mit getriebenen alt- und neuteſtamentlichen Darſtellungen, dem Sündenfall, Chriſti Himmelfahrt, Chriſti Verläugnung, und am Rande umgeben von römiſchen Schriftzeichen, welche ſich auf St. Petrus beziehen. Nur zwei ähnliche Becher von offenbar italieniſcher Arbeit exiſtiren noch, einer ſchmückt das Vatikaniſche Muſeum zu Rom, der andere befindet ſich zu London. In den Gräbern derſelben Region fanden ſich die ſeltenen runden Silberfibeln, vergoldet und mit rothſchimmernden Steinen eingelegt, welche der eine Kenner als Almandin, der andere als Glas mit rother Unterlage erklärt. Jedenfalls bilden ſie, verziert mit dem glänzenden Niello und reich ciſelirt, einen deutlichen Beweis von der hohen Kunſt jener Goldſchmiede am Rhein oder in Oberitalien, welche zur Zeit der kaum vorübergegangenen Barbarenſtürme die Traditionen römiſcher Technik in ihrem Kunſtgewerke fortſetzten und im Geſchmack ihrer Abnehmer arbeiteten.

Bei den untern Lagen fehlt auch der aus römiſchem Gebrauche überkommene Obolus aus Silber und Kleinerz nicht; meiſt vertritt aber hier die Römermünze die Stelle eines Anhängers und ſchmückte vor einem Jahrtauſend und mehr an bunter Wollſchnur den weißen Hals manch hochgewachſenen Weibes aus chattiſch-fränkiſchem Stamme. Die Münzen (24 an der Zahl) reichen von Nero und Trajan, von Alexander Severus und den Conſtantinen bis auf Juſtinian herab. Ihre Reihenfolge erlaubt keinen ſichern Schluß auf die Zeitſtellung des Todtenfeldes, wohl aber können wir aus ihrem Befunde in Verbindung mit andern Umſtänden, ſo der Technik der Utenſilien, der Abnahme und dem zuletzt eintretenden Fehlen der Beigaben u. A., den Schluß ziehen, daß die Bewohner Wiesoppenheims und die der Nachbarorte hier ihre Todten beerdigten vom 4. bis herein in das 8. Jahrhundert n. Chr., d. h. von der regulären Beſitznahme und Koloniſirung des linken Rheinufers durch die Oberfranken bis zur durchgehenden Chriſtianiſirung dieſer Gegend. Als das Todtenfeld keinen Raum mehr bot zur weitern Beſtattung, legte man wohl den mehr weſtlich gelegenen Friedhof an, deſſen Raum die Leiber der geſchiedenen

Wiesoppenheimer bis in die Neuzeit aufnahm. Da liegen ſie am Scheidewege, die ſtreitbaren Mannen, welche die Heldenthaten eines Conſtantins und Juſtinians erlebten, welche den Hunnenkönig Attila mit ſeinen Heerſchaaren über Wormaze gen Thuringeheim (Dürkheim) die Frankenſteige überſteigen und nach Weſten zu der Völkerſchlacht ziehen ſahen, welche ſpäter Burgunderkönige zu Worms gebieten hörten und die Spatha und die Lanze ſchwangen in manch hartem Kampfe, den der Auſtraſier mit dem Neuſtrier auf den blutgedrängten Gefilden des Rheinlands ausfocht. Ob nicht Mancher hier den ewigen Schlummer hält, der einſt mit König Gunther den Kriegspfad betrat, der einſt übrig blieb von der vernichtenden Niederlage durch die tückiſchen Hunnen, der einſt mit Wache am Königspalaſt hielt, den die ſchöne Chrimhilde und die üppige Brunhilde nahe bei dem ſtolzen Dom bewohnten?

Aber auch manch wackerer Bauersmann ruht hier den Schlaf des Gerechten, der den Karſt im Leben ſchwang und die einſchneidende Hacke, der die Rebe mit dem Seſel ſchnitt und das hohe Gras in Schwaden hinlegte mit der ſcharfen Sichel. Wenn den Kriegsmann da unten die ſchwere Spatha und der lange Angon, der ſcharfe Scramaſax und der hohe Schild in die Ewigkeit hinüberbegleiten ſollten, wo es ja gleichfalls Kampf und Fehde nach ſeiner Vorſtellung gab, ſo ward dem armen Ackerer ins hohle Grab nur beigegeben das Eiſenmeſſer, womit er ſein ſchwarzes Brod ſchnitt, und der Thonbecher, aus dem er das helle Waſſer des heimiſchen Eisbaches ſich geſchöpft hatte.

Des Lebens Ungleichheit pflanzte ſich noch fort in das Bereich des finſtern Orkus, bevor die Prieſter die nackte Gleichheit der Todten proklamirt hatten. Noch laſſen wir uns vom freundlichen Führer, Hrn. Dr. Köhl, mittheilen, daß viele römiſche Gegenſtände zwiſchen den fränkiſchen Reihengräbern ſich befanden, daß vollſtändige Begräbniſſe mit Aſchenurnen und Gläſern, mit terra-sigillata-Tellern und Bronzegegenſtänden hier ausgegraben wurden und wenden uns dann auf der Höhe weiter nach Oſten zu. Hier in der Richtung auf Weinsheim entdeckte man früher beim Roden alterthümliche Bronzeringe und Gefäßſcherben, welche eine ganz eigenthümliche Bemalung aufweiſen. Am Kreuzwege, wo ein alter mit wurmartigen Einritzungen verſehener Grenzſtein unſere Aufmerkſamkeit feſſelt, zeigen uns die Mäher, die nach alter Sitte den Schleifſtein im Gürtel tragen, die Reilbahn, einen kreisartigen Raum mit einem Durchmeſſer von ca. 20 m, auf deſſen Fläche das ſonſt wohlgerathene Korn auffallend ſchlecht ſteht. Der außerdem ungewöhnlich ſteinige Boden iſt die Veranlaſſung dieſer partiellen Unfruchtbarkeit. Ohne Zweifel erhoben ſich hier nach dieſen Anzeichen und nach mündlichen Notizen der Bewohner vormals Grabhügelbauten, aus deren Bereich die Bronzeringe und bemalten Scherben ſtammen. Der Volksmund taufte ſpäter die auffallende, kreisrunde Bodenerhebung mit dem Namen 'Reilbahn'. So hat hier jedes Zeitalter ſeine Todten beſtattet, und wie drüben zu Ramſen im Bereiche des Hartgebirges, wie im alten Nemetes oder Noviomagus = Speyer, wie zu Dürkheim und Andernach treffen wir hier nebeneinander die Beſtattungsformen der verſchiedenen Zeiten an. — Vor Jahrtauſenden war die Beſtattung der Todten mit der altheidniſchen Nord-Südlage in Grabhügeln üblich, ſpäter zur römiſchen Periode Verbrennung und Beiſetzung der

Aſche in Urnen, zur Frankenzeit wieder unter des Prieſters wachſamem Auge Beſtattung im ausgegrabenen Boden in parallelen Reihen und zwar letztere Art bis auf den heutigen Tag. In hundert Jahren wieder mag man die dem Leichenbrand entnommene Aſche in zierlichen Urnen beiſetzen. Après nous la cinération! — Haben wir ſo eingehend den Boden und ſeine unterirdiſchen Einlagen gewürdigt, ſo wollen wir auf ſchnellen Wegen gegen Norden nach Pfeddersheim ziehen. Wie ein Traumbild aus längſt vergangenen Tagen blicken uns die Mauerthürme der römiſchen Paterni villa, des fränkiſchen Patersheim und Phetersheim entgegen. In den Räumlichkeiten eines rings von Weingärten umgebenen Hauſes iſt die Sammlung aus dem Friedhofe von Wiesoppenheim in hübſch arrangirter Weiſe untergebracht. Auf dem grünen Tiſche lagern in glänzenden Reihen die Almandinbrochen im Schiller des Silbers und des Edelgeſteins, welche die Begehrlichkeit ſo manches Archäologen reizen mögen, wie daneben die Perlenſchnüre mit der eingelegten Moſaikarbeit, die goldenen Anhänger und die ſilbernen Armreife mit den angeſchwollenen Enden, die Ohr- und Fingerringe, die Berloques und Haarnadeln. Und dort ziehen die mannigfach geſtalteten tiefſchwarz glänzenden Gefäße mit den Reminiscenzen an die Römerzeit und die der fränkiſchen Periode eigenthümlichen Verzierungsweiſen, mit Schnauzen und Riefen, mit Henkeln und Canelirung unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie nehmen mit Recht das Centrum der Aufſtellung ein; hat man doch ebenſo richtig als geiſtreich die Scherbe als die Leitmuſchel der Archäologie bezeichnet, und wenn Menſchen ſchweigen, müſſen Scherben reden, können wir metamorphoſirend mit dem Dichter ſagen. Zur rechten Hand lagern die Meſſer und Beile, die Lanzen und Schwerter, oben aber ſind die koſtbaren Glasbecher und die noch werthvollern zwei Bronzebecken ſicher gebettet. In der Ecke zur Linken liegt mit gewechſeltem Platze in vollſtändiger Armatur ein Franke von Wiesoppenheim. An ihm und ſeinen Beigaben kann man am geeignetſten die Merovingerzeit und ihre Kulturſtufe ſtudiren. Statt langer Beſchreibung orientirt am leichteſten über den Reichthum der Sammlung folgendes kurze Verzeichniß: 1) 1 Becher mit Darſtellung und Schrift; 2) 80 Gefäße (darunter 7 mit Wellenlinien); 3) 2 Bronzeſchüſſeln; 4) 17 Glasbecher (mehrere verziert, einer mit aufgegoſſenen Blattornamenten); 5) 5 Spathen; 6) 19 Scramaſaxe; 7) 25 Lanzen; 8) 25 Pfeilſpitzen; 9) 5 Streitäxte; 10) 9 Schildbuckel; 11) 24 Münzen (meiſt durchbohrt zum Anhängen aus Silber und Kupfer); 12) 30 große Perlenſchnüre; 13) 9 Almandin-Fibeln; 14) 1 Paar Almandin-Ohrringe; 15) 2 Fibeln von Silber, vergoldet mit Almandin-Einſätzen, mit Niello verziert und ciſelirt; 16) 3 Anhänger von Gold mit Filigranarbeit; 17) 1 ſilberner Armreif (wie in Childerichs Grab zu Tournay); 18) mehrere Scheibenfibeln von Bronze; 19) mehrere Ohrringe von Silber; 20) mehrere Fingerringe; 21) mehrere Berloques; 22) 1 Bergkriſtall (façettirt); 23—25) Haarnadeln, Scheeren, Kämme in großer Anzahl; 26) 5 Wiegmeſſer (ſelten, nur in Frauengräbern); 27) Meſſer (große Zahl); 28) 1 eiſerne Pferdetrenſe.

Noch könnte unſern Blick der im Sande aufgehäufte Reichthum an prähiſtoriſchen Bronzegegenſtänden, an römiſchem Geſchirr und Metallgeräth, an

manchem koſtbaren Stück aus fränkiſcher Frühzeit und der romaniſchen wie gothiſchen Periode zur Feſſelung bringen. Das alles hat der Sammel- und Reſtaurationsfleiß der Hrn. Dr. Köhl und Raisz (letzterer Name ſieht zwar etwas polniſch oder ſerbiſch aus, er gehört aber einem wackern, gutmüthigen und geſchickten Neuchatten oder Rheinheſſen an) aus der Tiefe der Erde in der Umgebung oder aus Keller und Schrank, vom Dachboden und der Rumpelkammer im Wormſer Gau hervorgeholt. Die in dem Embryonalzuſtande ſchon vielverſprechende Collektion ſoll demnächſt in der St. Paulskirche zu Worms, dieſem romaniſchen und romantiſchen Aſchenbrödel, ein würdiges Aſyl finden. Glückauf dazu ihr wackern Herren von Pfeddersheim und Worms! [Mitgetheilt von Hrn. Studienlehrer und Conſervator Dr. C. Mehlis zu Dürkheim.]

[Zur Etymologie des Ortsnamens Compendium.] Schon zur Zeit des Frankenkönigs Chlodwig wird ein Ort Compendium oder Conpendium [1]) am Einfluſſe der Aisne (alt Axona) in die Oiſe (alt Isara, woraus Oisre — Oiſe wurde) erwähnt: es iſt dies das heutige Compiègne; ſodann wird in einer Urkunde aus dem J. 1145 eine villa Compendium in Ardenna genannt, die Grandgagnage (Mémoire sur les anciens noms de lieux dans la Belgique orientale p. 61, ſowie Vocabulaire des anciens noms de lieux de la Belgique orientale p. 16), wenn auch nicht ohne Bedenken für Compogne, ſö. von Houffaliſe, halten zu dürfen glaubt; endlich erſcheint in einer Urkunde vom J. 851 eine königliche villa Compendio, die allgemein mit dem heutigen Kirchdorf Conzen in der Brgm. Imgenbroich (Kr. Montjoie) identifizirt wird: vgl. Grandgagnage, Mémoire p. 61 und Vocabulaire p. 209; Kaltenbach, Der Regierungsbezirk Aachen S. 107 f. Indeſſen iſt mir die Gleichung Compendio = Conzen vom ſprachlichen Standpunkte aus nicht ganz unverdächtig, zumal die mir zu Gebote ſtehenden mittelalterlichen, ſpeciell dem 13., 14. und 15. Jahrh. angehörigen Formen des Namens Conzen (Cumeze a. 1217, Cumze a. 1237, Cumpze a. 1264, Cuntzen c. a. 1300, Coemtzen, Coemptzen, Coemptze, Coemptz a. 1415) nur von einer Grundform Comitium oder Cumitium oder Cumicium [2]) ausgegangen ſein können. Trotzdem dieſes vorauszuſetzende Comitium noch ſehr weit abſteht von dem überlieferten Compendium, ſo iſt es doch immerhin möglich, daß in der Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrh. die Metamorphoſe von Compendium in Comitium ſich vollzogen habe, wenn wir auch den Gang derſelben nicht mehr verfolgen können, weil es uns an den nöthigen Uebergangsformen aus dieſer Zeit fehlt [3]). Was nun den Urſprung und die Bedeutung des, wie wir geſehen haben, nicht gerade vereinzelt daſtehenden Ortsnamens Compendium anlangt, ſo laſſen ſich dieſe vermittelſt eines ganz ähnlichen Namens aus dem Kant. Waadt in der Schweiz

[1]) Vgl. Beyer, Mittelrhein. Urkundenbuch I, Nr. 11 a. 752 und Nr. 51 a. 816.

[2]) Vgl. den Ortsnamen Cumiciàcum = Küntzig bei Capellen in Luxemburg: Beyer, Urkb. I, 350, 573. Cumiciàcum konnte aber leicht in Cumicium verkürzt werden.

[3]) Die Identität von Compendium und Conzen iſt ebenſo unſicher und zweifelhaft wie die von Icorigium (Tab. Peut.) und Jünkerath oder von Munerica (Tab. Peut.) und Mürringen.

ziemlich zweifellos feſtſtellen. Bei Gatſchet (Ortsetymologiſche Forſchungen als Beiträge zu einer Toponomaſtik der Schweiz S. 68) erfahren wir nämlich, daß die Stadt Villeneuve am öſtl. Ende des Genferſees im Mittelalter Compendiâcum geheißen habe, und daß noch heute eine Feldebene zwiſchen Villeneuve und Chillon den Namen Compengiez führe. Der betreffs ſeiner Formation über allen Zweifel erhabene Ortsname Compendiâcum zeigt aber deutlich, daß wir in unſerm Compendium nichts anderes als eine Kürzung aus urſprünglichem Compendiâcum zu ſehen haben, natürlich vorausgeſetzt, daß derartige Kürzungen — von -iâcum in -ium — auch anderwärts nachweisbar ſind. Und wirklich fehlt es an Beiſpielen für den Schwund des Suffixes -âco in Ortsnamen durchaus nicht. Denn zu den bereits in meiner Abhandlung über einige galliſche Ortsnamen auf -âcum in der Rheinprovinz S. 9 und 18 zuſammengeſtellten Fällen vermag ich jetzt noch folgende hinzuzufügen: 1) Baal (Kr. Erkelenz) d. i. Balium heißt a. 893 Balihc (vgl. Beyer, Urkb. I, 184) d. i. Baliâcum; 2) Baſtogne (in der belg. Provinz Luxemburg) d. i. Bastonium heißt deutſch Baſtenach oder Baſtonach d. i. Bastoniâcum; 3) Pattern (Brgm. Merſch, Kr. Jülich) d. i. Paternium heißt a. 1240 Petternich (vgl. Kaltenbach S. 263) d. i. Paterniâcum; 4) Jodoigne (Stadt in Belgien) d. i. Geldonia (vgl. Grandgagnage, Vocab. p. 120) heißt flämiſch Geldenaeken d. i. Geldoniâcum (aus urſprüngl. Caletoniâcum [1]) wie Gürzenich aus Curtiniâcum; 5) ſtatt der vollſtändigen Namenform Balgiâcum findet ſich auch häufig die verkürzte Balgium (vgl. Acta Sanct. Aug. II); identiſch mit Balgiâcum (vom Pn. Balgius) iſt Baugiâcum (Acta Sanct. Oct. IX, 396 c), jetzt Baugey; ein urſprüngl. Balginiâcum (vom Pn. Balginius) ſcheint dem Ortsnamen Baugnez (Brgm. und Kr. Malmedy) zu Grunde zu liegen; ebenſo finden ſich 6) nebeneinander Tudiniâcum-castrum und Tudinium, jetzt Thuin (Stadt in Belgien): als Grundform ſcheint Toutiniâcum (vom Pn. Toutinius) angeſetzt werden zu müſſen. Weitere Beiſpiele bietet Quicherat, De la formation française des anciens noms de lieux p. 39.

Haben wir hiernach unſern Ortsnamen Compendium als ein urſprüngliches gallo-keltiſches Compendiâcum zu faſſen und wiſſen wir zudem, daß die — eigentlich adjektiviſchen — Ortsnamen auf -âcum bezw. -iâcum von Perſonennamen gebildet ſind und beſitzanzeigende Bedeutung haben, ſo liegt auf der Hand, daß Compendiâcum zuerſt nichts anderes bezeichnet hat, als den Beſitz (villa, mansio, praedium etc.) eines Mannes Namens Compendius oder Conpendius (mit Rückſicht auf die öfter erſcheinende Ortsnamenform Conpendium). Da nun die galliſchen Perſonennamen zum großen Theil zweiſtämmig ſind, ſo faſſe ich unſern Namen als Compoſitum — Com+pendius oder Con+pendius — auf und zwar als dialektiſche Nebenform für den bei Orelli (Inscr. Latinae) Nr. 7230 überlieferten galliſchen Mannsnamen Cuno+pennius. Aus dem erſten Theile Cuno- wurde nämlich Cun-, Con- oder Com- (letztere Form vor Lippenlauten); der zweite Theil -pendius aber iſt entweder, da nn

[1]) Auch der Ortsname Keldenich (Kr. Schleiden) geht auf ein urſprüngl. Caletoniâcum oder Caletiniâcum zurück.

in dem eben citirten Cunopennius aus nd durch Aſſimilation entſtanden iſt [1]), als die nicht aſſimilirte — vielleicht in einzelnen galliſchen Dialekten erhaltene — ältere Form für -pennius, oder als jüngere durch Volksetymologie [2]) (vgl. das lat. Subſt. compendium) veranlaßte Umbildung aus -pennius zu betrachten.

Was endlich die Bedeutung des gall. Mannsnamens Cunopennius angeht, ſo würde ſich derſelbe, da Cuno- zu kymr. cyn (hoch) und -pennius zu kymr. penn (Haupt) gehört, als Epitheton für einen Dichter anwenden laſſen, der, wie Horaz, 'sublimi vertice' sidera ferit. [Mitgetheilt von Hrn. Kreis-Schulinſpektor Dr. Eſſer zu Malmedy.]

[Was bedeutet der Lokalname 'Kaderich'?] In Wegelers Wörterbuch der Coblenzer Mundart erfahren wir (S. 24), daß 'Kaderich, an der Moſel auch Ketterich, ein Waldweg zum Holzſchleifen' ſei. Von kundiger Seite iſt mir mit Bezug auf dieſe Notiz mitgetheilt worden, daß man an der Moſel neben Ketterich auch Kettert ſage und damit eine Schleif, d. i. eine enge, ſteil in die Tiefe gehende Schlucht bezw. Rinne des Berges bezeichne, durch welche die Holzhauer das floßartig zuſammengebundene Holz von der Höhe in das Thal hinunterſchießen laſſen. Schon früh finden wir das Wort Ketterich oder Kettert als Lokalbezeichnung, zwar in etwas anderer, aber doch nicht zu verkennender Geſtalt; ſo heißt eine zur villa Ludestorpe (d. i. Leudesdorf oder Leutesdorf, Kr. Neuwied) gehörige Beſitzung Cathereghte: vgl. Monatsſchrift V, S. 90; ferner finden wir im Güterverzeichniß des adlichen Benediktiner-Nonnenkloſters Rupertsberg bei Bingen (ca. 1200) den Flurnamen 'in kaderatdun': vgl. Mittelrhein. Urkb. II, S. 367, und im Güterverzeichniß der Abtei St. Maximin (init. sacc. XIII) die Ortsbezeichnungen Cadereit', 'in Kathereith', 'in Cadereth': vgl. Mittelrhein. Urkb. II, S. 458, 461, 463. Ferner wird in einer Urkunde aus dem J. 973 ein Weg bei Pallien unterhalb Trier Cadereyda [3]) genannt, welchen Namen Förſtemann (Altdeutſches Namenbuch II², S. 719; vgl. auch ib. S. 379) fälſchlicherweiſe für eine Zuſammenſetzung mit ahd. heida anſieht. Sodann enthält eine Urkunde vom J. 1241 einen Lokalnamen Kaderich, bei Rachtig a. d. Moſel, Kr. Berncaſtel: vgl. Mittelrh. Urkb. III, S. 546. Endlich bietet ein Zeltinger Weisthum aus dem J. 1460 die offenbar auf ein und dieſelbe Lokalität zielenden Bezeichnungen 'an der Kaderech' und 'Kadereth': vgl. Grimm, Weisth. II, S. 813 und 814. Auch der Diſtriktsname 'Naß-Kadert' (Gmd. Eller, Brgm. Ediger, Kr. Cochem) gehört wohl hierhin, wohingegen dies von dem Ortsnamen Kiedrich in Naſſau (alt Ketercho, Kedercho, Cheterecho etc.: vgl. Kehrein, Naſſauiſches Namenbuch S. 222 f.) noch zweifelhaft erſcheinen kann. Der Etymologie des ſo vielgeſtaltigen Wortes Kaderich, Ketterich oder Kettert führt uns der in Britannien vorkommende Ortsname Cataractonium

[1]) Vgl. Windiſch in den Beiträgen zur vergl. Sprachforſchung VIII, 43 f.

[2]) Aehnlich iſt die Ortsnamenform Vianden (Stadt im Luxemburgiſchen) entſtanden durch Anlehnung an das franz. Subſt. viande, während die Grundform Vienna (aus Vigenna für Vicenna) lautet.

[3]) So bei Günther, Cod. dipl. no. 23; im Mittelrhein. Urkb. II, S. 299 Nr. 244 unrichtig ad semitam quae hadereyda dicitur.

(ſo bei Hübner, Inscr. Brit.) näher. In der Grammatica Celtica von Zeuß-Ebel (S. 798) wird dieſer Name zwar als keltiſch aufgeführt, er iſt aber weiter nichts als eine Weiterbildung des aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche herübergenommenen cataracta (vgl. Saalfeld, Index graec. vocabul. in linguam Latin. translat. p. 21), das als Subſt. 'Waſſerfall' und als Adj. 'abſchüſſig' bedeutet; ſo heißt z. B. bei Sophocles (O. C. 1590 der Bergkſchen Ausgabe) der abſchüſſige Weg, der zum Hades hinabführt: κατᾳῤῥάκτης ὁδός. Indeſſen ſcheint im Lateiniſchen das Wort cataracta die Bedeutung eines abſchüſſigen Weges oder einer Holzrinne an einem Berge — einer Rieſe [1]), wie man in den Alpenländern, oder einer Schleife [2]), wie man in der Eifel ſagt — erſt in der ſpätlateiniſchen Volksmundart angenommen zu haben, da das Lat.-Deutſche Handwörterbuch von Georges ſie nicht anführt. [Mitgetheilt von Hrn. Kreis-Schulinſpektor Dr. Eſſer zu Malmedy.]

[Zur Etymologie der Flußnamen Regnitz, Rednitz und Rezat.] Der größte Zufluß, den der Main [3]) auf der linken Seite aufnimmt, iſt bekanntlich die Regnitz. Dieſer Name iſt aber nur für den Unterlauf im Gebrauch, und zwar von Fürth ab, wo die Pegnitz aufgenommen wird. Der Mittellauf, von Petersgemünd, wo die beiden Rezat ſich vereinigen, bis Fürth heißt Rednitz, wogegen die beiden den Oberlauf bildenden Quellflüſſe, wie ſchon bemerkt, den Namen Rezat führen. Hier unterſcheidet man aber zwiſchen der obern [4]) oder ſchwäbiſchen und der untern oder fränkiſchen Rezat: letztere fließt in öſtlicher Richtung, während die ſchwäbiſche Rezat einen ſtreng nördlichen Lauf hat, der von der Rednitz und Regnitz beibehalten wird. Was nun die älteſten Formen für die Namen Regnitz, Rednitz und Rezat angeht, ſo finde

---

[1]) Das Subſt. 'die Rieſe' (Waſſer-, Stein-, Holzrinne an einem Berge) gehört zum Verbum ahd. rîsan, mhd. rîsen, reisen (von oben nach unten ſich bewegen): vgl. Wackernagel, Mittelhochdeutſches Gloſſar; Tobler, Appenzell. Sprachſchatz S. 365a; Hintner, Beiträge zur Tirol. Dialektforſchung (Wien 1871) s. v. rîse.

[2]) Eine Schleife (auch Schleifung oder Schleifweg) iſt ein ausgehauener abſchüſſiger Weg im Walde, auf welchem Holz, Streu, Lohe befördert wird: vgl. amme sleyfwege, an der Olmenere sleyfwege (a. 1314) in Kehreins Sammlung alt- und mitteldeutſcher Wörter S. 64a.

[3]) Vgl. Glück, Rênos, Moinos und Mogontiâcon, die galliſchen Namen der Flüſſe Rhein und Main und der Stadt Mainz S. 10—15 über den keltiſchen Charakter und die Bedeutung des Namens Main.

[4]) Die Bezeichnungen 'obere und untere Rezat' ſind offenbar nach Analogie der von Ober- oder Süd- und Nieder- oder Norddeutſchland zu verſtehen, ſo daß alſo die obere Rezat als die ſüdliche und die untere Rezat als die nördlicher fließende gedacht iſt. Vielleicht nicht ganz ohne Zuſammenhang hiermit iſt die Thatſache, daß 'Norden' bei unſern Vorfahren als die untere Gegend gedacht wurde und bei den Umbrern das, was rechter Hand (ſüdlich) lag, oben, was linker Hand (nördlich) lag, unten hieß: vgl. Bugge in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogerm. Sprachen III, 105.

ich im 2. Bande des Altdeutſchen Namenbuches von Förſtemann den Namen Regnitz gar nicht aufgeführt, nur bei Bacmeiſter, Alemann. Wanderungen S. 154 leſen wir die kurze Bemerkung, daß 'die Form Regnitz ſtatt Rednitz ihre Analogie habe in Einſiegel ſtatt Einſiedel und ähnlichem'. Es ſcheint ſonach, daß der Name Regnitz lediglich als eine Corrumpirung von Rednitz aufzufaſſen iſt, und daß jener ſein g entweder dialektiſch ſtatt des urſpr. d angenommen, oder vielleicht aus dem Namen Pegnitz entlehnt hat. Wenn wir uns nun nach den alten Formen für Rednitz und Rezat umſehen, ſo finden wir bei Förſtemann II ², 1214, daß die erſtere im 8. Jahrh. als Radantia, im 11. Jahrh. als Ratenza, und die andere im 8. Jahrh. als Reht-ratanze oder Reth-ratenza erſcheint. Wenden wir uns zuerſt dem Differenzirungsworte reht oder reth zu, ſo erkenne ich darin den Stamm des gall. Adj. rectos = goth. raihts, ahd., mhd. rëht, nhd. recht, und zwar in der Bedeutung von 'ſüdlich'. Wie die alten Inder, ſo haben nämlich auch die Kelten die Begriffe von ſüdlich und nördlich aus denen von recht und link geſchöpft: beim Gebete wandte ſich der Inder der aufgehenden Sonne [1]) zu, und in dieſer Stellung ſchied er nach Maßgabe ſeiner Hände die Himmelsgegenden, ſo daß ihm die Begriffe recht und ſüdlich, ſowie link und nördlich in Eins zuſammenfloſſen: vgl. Pictet, Aryas primitifs II, 494 sq. und Zeuß-Ebel S. 57. Für recht oder ſüdlich beſitzt nun das Galliſche neben dem Adj. dessos (aus dexvos), wozu der Ortsname Desso-briga [2]) d. i. mons oder collis australis gehört, auch das genannte rectos. Unter Recto-radantia werden wir hiernach urſpünglich die von Süden her fließende ſchwäbiſche oder obere Rezat zu verſtehen haben und zwar im Gegenſatze zu der mehr nördlich — genauer von Weſten herfließenden fränkiſchen oder untern Rezat, deren urſprünglicher Name entweder Clijo-radantia, da nördlich im Galliſchen clijos [3]) geheißen zu haben ſcheint, oder Eburo-radantia, da eburos [4]) = weſtlich, gelautet haben muß. Dieſe Namen werden jedoch nirgendwo erwähnt, weshalb man wohl annehmen muß, daß der der Rectoradantia, woraus in ganz eigenthümlicher Verſtümmelung und Verkürzung Rezat geworden iſt, ſchon ſehr

---

[1]) Auch die alten Deutſchen begruben ihre Todten mit nach Oſten gewendetem Geſichte, ſo daß ſie ſelbſt im Grabe der aufgehenden Sonne ihr Antlitz zukehrten; vgl. Mehlis in dieſer Monatsſchrift V, 102.

[2]) Vgl. meine Programm-Abhandlung über einige galliſche Ortsnamen auf -âcum in der Rheinprovinz (Andernach 1874) S. 6.

[3]) Vgl. ir. clé, kymr. cled (link), als deren keltiſche Grundform Windiſch in den Beiträgen z. vergl. Sprachf. VIII, 432 clija anſetzt.

[4]) Daß das gall. eburos in den Orts- und Flußnamen Eburo-dunum, -briga, -magus, -gilum etc., in den Volksnamen Eburo-vîces und Eburônes, ſowie in den Perſonennamen Eburus (woher Eburâcum), Eburo, Eburinus, Eburiânus etc. weder aus ir. ebar (Sumpf), noch aus iubhar (Eibe) befriedigend zu erklären ſei, bedarf wohl keines beſondern Beweiſes; ich identifizire deshalb das gall. eburo- mit dem altind. avara- und verweiſe wegen des Nähern auf Zimmers Aufſatz 'Ariſch' in Bezzenbergers Beitr. III, 137—151.

früh für beide Quellflüſſe gleichmäßig gebraucht worden, bis man ſie wieder in eine ſchwäbiſche oder obere und eine fränkiſche oder untere Rezat zu unterſcheiden ſich gezwungen ſah. Treten wir jetzt der Etymologie des gallo-keltiſchen Radantia näher! Die in Radantia erſcheinende Wurzel rad halte ich für identiſch mit der im gall. Flußn. Rodanus (unrichtig iſt es, Rhodanus zu ſchreiben), jetzt Rhône f., in Wallis noch immer Rodden oder Rotten m., vorliegenden Wurzel rod. Den Namen Rodanus hat nun zuerſt Stockes in den Beiträgen zur vergleich. Sprachforſchung VI, 229 an die Wurzel rad (findere, fodere) geknüpft und es iſt ihm darin, wenn auch nicht ohne gewichtige Bedenken, Buck in den Würtembergiſchen Vierteljahrsheften III, 44 gefolgt; dagegen hat Cuno (Vorgeſchichte Roms I, 97) den Namen Rodanus zu dem ir. reth (currere, cursus) geſtellt; indeß ſcheint mir die eine Etymologie aus ſachlichen, die andere aus ſprachlichen Gründen nicht ſtichhaltig, weshalb ich eine neue wagen zu dürfen glaube. Ich halte nämlich die Wurzel rad (wozu ſich rod verhält wie W. mog zu mag: vgl. Glück, Rênos etc. S. 26) für entſtanden aus europ. ard (wallen, netzen, im Altind. auch strömen: ſ. Fick, Vergl. Wörterbuch I, 498). So würde alſo Radantia als die wallende, netzende oder ſtrömende benannt ſein, gerade wie die Pegnitz (alt Paginza, Pagenza, Begenze d. i. urſpr. Bagantia [1]) als die laufende bezeichnet wird von der europ. Wurzel bhag (ſich wohin wenden, eilen, laufen), wozu auch das germ. bakja (Bach = Waſſerlauf) gehört: ſ. Fick, Vergl. Wörterb. I, 687.

Ich komme zum Schluß noch einmal auf das gall. Adj. rectos in der Bedeutung von ſüdlich zurück, um zu bemerken, daß auch ein gall. Flußname Recto-gilum (jetzt Retheuil im Dept. Aisne) exiſtirt, mit dem der deutſche Flußname Sundar-aha (vgl. Förſtemann, Namenbuch II [2], 1407) in Bezug auf die Bedeutung vollſtändig kongruent iſt, und daß ferner der im Kr. Malmedy ſich findende Rechtbach (entſpringt im Borner Gemeindewalde und fließt in nördlicher Richtung an dem von ihm benannten Orte Recht vorbei, bis er bei Pont in die Amblève oder Amel ſich ergießt) auf ein früheres Recta [2]) aus

---

[1]) In der Form identiſch iſt der Flußname Bacuntius (Plin. III, 25) für Baguntius, in Pannonia inferior, jetzt Boſſuth, in der ſlavon. Militärgrenze, mündet bei dem gleichnamigen Orte in die Sau.

[2]) In einer Urkunde aus dem J. 666, worin der fränkiſche König Childerich die Grenzen des den Abteien Stavelot und Malmedy verliehenen Gebietes feſtſetzt, heißt es: deinde per ipsum rivum usque in Rectam; et de Recta per illam forestem etc.; unter Recta iſt aber ohne Zweifel das heutige Kirchdorf Recht (zwiſchen Malmedy und St. Vith) am Rechtbache oder an der Recht zu verſtehen. Da nun der Name Recht nur aus einem urſpr. Recta, niemals aber aus einem urſpr. Resta hervorgegangen ſein kann, ſo habe ich das in den meiſten Abdrücken der genannten Urkunde (bei Roderique, Grandgagnage, de Noüe) erſcheinende Resta ohne Bedenken in Recta verbeſſert; ebenſo unrichtig wie Resta iſt die bei Pertz, Diplom. I, 28 ſich findende Form Refta, wenngleich der Uebergang von Refta in Recht ſich ſprachlich vielleicht erklären ließe.

urſpr. Recto-gilum zurückgeht, wie der Flußname Wert-ach, alt Virdo [1]) auf ein urſpr. Virido-gilum, welcher Name in Frankreich zu Verteuil geworden iſt. [Mitgetheilt von Hrn. Kreis-Schulinſpektor Dr. Eſſer zu Malmedy.]

[Colonia Traiana.] Aus den freundlichen Mittheilungen des Hrn. K. Chriſt (VI, 330) entnehmen wir das Reſultat, daß ſich ein inſchriftliches Zeugniß für die Exiſtenz einer 'Colonia Traiana' am Niederrhein nicht aufweiſen läßt, da in der Inſchrift bei Brambach ſich das C ebenſo wohl als 'Civitas' wie als 'Colonia' deuten läßt. Wenn die letztere Deutung völlig ſicher wäre, ſo hätten wir demnach eine 'Civitas Traiana', die in gewiſſer Beziehung auch 'Colonia' heißen könnte. Allein dieſe Deutung kann durch den Umſtand nicht beglaubigt werden, daß auf einem bei Xanten gefundenen Grabſtein ein 'civis traianensis' vorkommt, da dieſe Benennung auch anderwärts erſcheint und jener civis traianensis keineswegs einer bis dahin nicht nachgewieſenen 'Civitas Traiana' bei Xanten, ſondern etwa der bekannten Civitas Traiana in Dacien angehört haben kann; denn wer wollte z. B. aus dem Umſtande, daß zu Rindern (bei Cleve) ein von 'cives Remi' errichteter Altar gefunden wurde, ſchließen, daß dieſe cives Remi nicht zu Rheims, ſondern in Rindern zu Hauſe waren? Wenn demnach die Deutung des C in der Abkürzung C Tr V weder als 'Colonia' noch als 'Civitas' ſicher iſt, ſo fragt es ſich, ob nicht die Leſung von Dr. Mooren, nämlich 'Castra (legionis) tricesimae ulpiae' vorzuziehen iſt, indem bekanntlich die 30. Legion bei Xanten ihr Standquartier hatte. Da nun hiernach eine 'Colonia Traiana' aus Inſchriften, und eine 'Civitas Traiana' weder aus den Itinerarien noch aus einem alten Schriftſteller bis jetzt am Niederrhein erwieſen iſt, ſo erlauben wir uns, unſere frühere Frage in erweiterter Form nochmals dahin zu präciſiren: Gibt es ein ganz beſtimmtes Zeugniß — ſei es aus Inſchriften oder den Itinerarien oder einem alten Schriftſteller — für die Exiſtenz einer Colonia Traiana oder Civitas Traiana am Niederrhein? [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. J. Schneider zu Düſſeldorf.]

[Die Bezeichnung 'Huybensfäſſer' in Köln.] Unlängſt ging uns von einem Kölner 'Leſer der Monatsſchrift' folgende Anfrage zu: 'Nächtlicher Weile und auch wohl bei Tage begegnet man in unſerer Stadt reinlich ausſehenden Fäſſern, denen man jedoch wegen ihres Inhalts gern auszuweichen ſucht; ſie werden Hühppen oder Hühppenfäſſer genannt. Woher dieſer Name? In Hönigs Wörterbuch der Kölner Mundart fehlt derſelbe.' Dieſe Frage hat jüngſt W. Scheben im 'Kölner Sonntags-Anzeiger' 1880, Nr. 203 beantwortet wie folgt: 'J. W. J. Huyben (er wohnte nach dem Niederrheiniſch-Weſtphäliſchen Kreiskalender vom J. 1780 an St. Marien und handelte mit holländiſchen Spezereiwaaren) war Eigenthümer der Alteburg und Erbauer der nach ihm benannten Mühle daſelbſt. Derſelbe war ein eingewanderter Holländer und ſuchte dieſes Gut, welches zumeiſt aus Sandboden beſtand, in holländiſcher Weiſe rationell zu bewirthſchaften und, um Dünger genug zu erhalten, wurde er Unternehmer der ſtädtiſchen Reinigung. Da dieſes im alten Köln etwas Unerhörtes war und die Stadtreinigung nur zur Domäne der Ablederer gehörte,

[1]) Vgl. Förſtemann, Namenbuch II [2], 1556 und 1626.

ſo wurden die von ihm zur Latrinenreinigung verwandten Fäſſer von den Kölnern ſpottweiſe Huybensfäſſer genannt, welcher Name ihnen noch bis heute verblieben iſt.' [Mitgetheilt von der Red.]

[Das ſingende Thal bei Thronecken.] Unter dem Titel: 'Das ſingende Thal bei Thronecken. Ein Hochwaldräthſel. Von H. Reuleaux' liegt jetzt ein eigenes Schriftchen über die intereſſante Naturerſcheinung im Röderbachthale vor, welche wir Monatsſchrift V, S. 624 mit derjenigen des Auszugs des wilden Jägers in Verbindung zu bringen geſucht haben, der im Odenwald ſein Weſen treibt. Wir verweiſen einerſeits weiter auch auf die ſ. g. Windgellen in der Schweiz (ein dort häufiger Bergname), nach einem eigenthümlichen Getöſe des Windes ſo genannt, andrerſeits auf Züge von Vögeln durch die Lüfte, die oft einen ſingenden Ton hören laſſen, wie z. B. die ſ. g. ſingenden Schwäne, worüber Schwenck in ſeinen 'Sinnbildern der alten Völker' S. 416 handelt. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Römiſche Villa bei Aachen.] Ein Beitrag zur Geſchichte der römiſchen Anſiedelungen im Rheinlande iſt durch die Aufdeckung einer römiſchen Villa in der Nähe von Aachen im September d. J. geliefert worden. Auf Veranlaſſung und unter Leitung des Conſervators des Muſeums-Vereins in Aachen, Hauptmann a. D. Berndt, wurde die Aufgrabung ausgeführt, nachdem ſchon 1876 im Propſteiwalde, nahe der Station Stolberg der Rheiniſchen Eiſenbahn, Stücke behauenen Sandſteins zum Vorſchein gekommen waren, die vermuthen ließen, daß ſich an Ort und Stelle vielleicht Baureſte finden möchten. Die im Laufe des Monats September vorgenommenen Grabungen legten Mauern eines römiſchen Baus in der Höhe von ½ bis 3 m bloß, ſo daß aus dem Grundriß der Umfaſſungsmauern deutlich die Anlage einer römiſchen Villa erkannt werden konnte. Das Baumaterial (behauener Kohlenſandſtein, in der Nähe des Platzes gebrochen), der Mörtel, die Form der im Schutte gefundenen Ziegel, ein an mehrern Stellen aufgedeckter Eſtrich, Topfſcherben mit römiſchen Stempeln und viele andere kleine Funde laſſen jeden Zweifel ſchwinden, daß hier die Ueberbleibſel einer römiſchen Anſiedelung vorhanden ſind; auffallend ſtimmt auch die Größe der Anlage, welche 37 m lang und 21 m breit iſt, mit den Maßen der Villa überein, welche ſüdlich des Römercaſtells, der Saalburg, bei Homburg aufgedeckt worden iſt. Die Ergebniſſe ſcheinen bedeutend genug, um die völlige Bloßlegung der Villa zu unternehmen; da man aber bei einer Vergleichung der bisher bewegten und noch zu bewältigenden Bodenmenge zu der Ueberzeugung kommen mußte, daß vor Eintritt des Winters die Arbeit nicht beendigt ſein könnte, ſo iſt die Ausgrabung vorläufig bis zur Fortſetzung im nächſten Jahre eingeſtellt worden. Die bis jetzt bloßgelegten Mauern ſind mit Reiſig, Laub und Erde ſoweit zugedeckt, daß ihnen durch Regen und Froſt kein Schaden entſtehen kann. [Aus der Kölniſchen Zeitung 1880, Nr. 278.]

[Alterthumsfunde bei Moers.] Auf dem Boden des Gutes Lauersfort (Rgbz. Düſſeldorf) nahe bei der Stelle, wo man im J. 1858 die bekannten, jetzt im Beſitze des Kaiſers befindlichen zehn Phalerae auffand, wurde kürzlich eine Begräbnißſtätte bloßgelegt, wobei verſchiedene, zum Theil wohlerhaltene römiſche Thon- und Glasgefäße, auch altdeutſche Steinwaffen zum Vorſchein kamen. Von der kleinern römiſchen Niederlaſſung, welche ſich hier befand,

ſind noch jetzt zahlreiche Trümmer ſichtbar. [Aus der Kölniſchen Zeitung 1880, Nr. 270.]

[Zu Jahrg. VI, S. 326.] Von den Befeſtigungen des Kaiſers Valens im Orient heißt es bei Themist. Oratt. p. 237: *Διὰ τοῦτο γὰρ καὶ τῶν Φρουρίων τὰ μὲν ᾠκοδόμησεν ἐκ καινῆς, τὰ δὲ ἀνέστησε κατατετριμμένα, τοῖς δὲ προσέθηκε τὸ ἐνδέον, ὕψους μὲν, ᾗ χθαμαλώτερον ἦν, πάχους δὲ, ὅπον τούτου προσέδει.* Zieht man die Veranſtaltungen dieſes Kaiſers mit denen Valentinians I. am Rhein in Vergleich, ſo ergibt ſich daraus, daß man vielfach des Ammianus Worte altius und celsioribus irrig in dem Sinne einer Anlage auf höhern Punkten gedeutet hat. So ſchrieb ich ſchon im Jahre 1854 in meiner Geſchichte der Röm. und der Deutſch. am Niederrh. S. 167 Not. 3. [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

[Zu der Verbeſſerung a Siluribus Jahrg. V, S. 474.] Der Kritiker brauchte nicht zu ſagen, daß abſolute Ablative das Subjekt des Hauptſatzes beibehalten können, weil das eine bekannte Sache iſt; hingegen hätte er nachweiſen müſſen, daß amittunt naves heißen könne, ſie ſtranden an der (galliſchen oder germaniſchen) Küſte, wo ſie auf dem Lande plündern, weil das bis jetzt nicht bekannt geweſen iſt. [Mitgetheilt von Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

[Der Familienname Eiſenlohr und andere mit Eiſen zuſammengeſetzte Namen.] Der ſchwäbiſch-bairiſche Familienname Eiſenlohr (bekannt durch einen berühmten Phyſiker, ſowie den Heidelberger Aegyptologen), auch Eiſenloher, Eiſenlauer geſchrieben, wird von Steub (Oberdeutſche Familiennamen S. 149) erklärt durch 'Loh' = Hain (lucus), wie z. B. das 'Löhel', 'Lehel' bei München; vgl. Monatsſchrift V, 619. Alſo wäre Loher ein Waldbewohner. — Auch Kammerloher, Eſchenloher, ſchwäbiſch Geiſtenlauer, Heckenlauer werden als Familiennamen aufgeführt und durch Ortsnamen erklärt: Loh des Gerzo, Hecco; näher liegt es aber anzunehmen, es ſeien Bewohner von Lokalitäten gemeint, wie Eſchenloh (= Eſchenwald), Heckenloh (= Heckenwald), Kirſchenloh (= Kirſchenwald), woher der ſchwäbiſche Familienname Kirſchenloher. Gerade ſo ſoll aber Eiſenloher von einem Loh des Iſegrim genannt ſein (vgl. S. 80 Eiſenbraun = Bruno, Sohn des Iſengrim, und S. 40, wo es heißt, der alte berühmte Name Iſegrim oder Iſengrimm [altd. îsan-grîm oder îsencrîm = Eiſenhelm] habe ſich in Heſſen [unter Uebergang des Auslautes m in n] als Eiſengrein erhalten). Bekanntlich iſt er in der Thierfabel auch Eigenname des Wolfes, wie auch îsenbart, Eiſenbart. Jene Ableitung Steubs iſt aber nicht ſehr wahrſcheinlich. Auf S. 61 werden dann noch die einfachen Namen Laur, Lohr als aus Luderich oder Lothar entſtanden bemerkt, allein näher liegt doch das Wort 'der Löher', in alter Form auch Lauer (vgl. Mone, Oberrheiniſche Zeitſchrift I, S. 191). Mittelhochd. lôwer, lôher heißt nämlich der Lohgerber, von lô, Gen. lôwes (n.) Gerberlohe, daher auch lôwen = gerben. Weitere ſcheinbare Zuſammenſetzungen mit Eiſen wären nach Steub S. 40 Helmeiſen aus Helmizo, Lotheiſen aus Lotizo (Ludwig). Allein Helmeiſen iſt doch wohl an ſich klar. Außerdem gibt es aber auch den von Steub nicht aufgeführten Namen Eiſenhut (mhd. îsen-huot = Helm, oder îsern-huot — vgl. Heidelberger Jahrb. 1872, S. 572). Meiſter Eiſenhut war ein War-

burger Künſtler des 16. Jahrh. (vgl. Bonner Jahrbücher LXVII, S. 137 ff. und die beſondere Schrift darüber von Prof. Giefers). Der alte Familienname lautete weſtfäliſch ysernhoit, -hoed. Ein bekannter bairiſcher Familienname iſt auch Eiſenmenger, das mittelhochd. isenmenger d. h. Eiſenhändler (altdeutſch mangari, mhd. mangaere, mengaere, engliſch monger, Händler, aus latein. mango), in Grimms Wörterbuch falſch als Eiſenmiſcher erklärt. — Man könnte nun denken, Eiſenlohr, Eiſenlauer wäre zuſammengeſetzt mit dem ſchon in der Monatsſchrift V, S. 250, 478, 621 und 632 mehrfach von mir beſprochenen Worte Lauer, alt lûr = Warte. — Das Prädicat 'Eiſen' bekommen im Mittelalter eine Menge Gegenſtände und Anlagen, wie z. B. ein 'eiſerner Pfahl' als Grenzbeſtimmung der Cent Schriesheim im Mittelalter an der Heidelberger Brücke ſtand. Ebenſo kommt ein ſolcher in Centgrenzen des Speſſarts vor, den Steiner, Maingebiet S. 277 irrthümlich für römiſch erklärt. Vgl. Wagner, Heſſiſche Wüſtungen II, S. 199. Steiner erwähnt auch S. 273 den 'eiſernen Pfad, eiſernen Steg, eiſernen Berg und Grund', ſowie 'den eiſernen Schlag', der irrig für eine römiſche Clauſur erklärt wird, während er eine mittelalterliche war. Derſelbe könnte nun aber auch ein Eiſenlauer geweſen ſein: ein mittelalterlicher Zoll- und Wartthurm mit einer eiſernen Barrière oder einem eiſernen Gitterthor verſehen, als Wegſperre und Zollſchranke. (Mit dieſen 'eiſernen Schlägen' dürfen, nebenbei geſagt, nicht verwechſelt werden die ſ. g. 'eiſernen Hände', die nichts anderes als Wegweiſer waren, welche die Richtung des Weges durch eine eiſerne Hand anzeigten. Eine Menge ſolcher Oertlichkeiten hat Steiner zuſammengeſtellt in ſeinen 'Fünf hiſtoriſchen Aufſätzen', Darmſtadt 1868, S. 89, wo er ſie aber insgeſammt unrichtig als römiſche Wehren erklärt.) — Die wahrſcheinlichſte Erklärung des Namens Eiſenlohr dürfte aber die ſein von dem veralteten, aus lat. lôrum entlehnten Worte 'Lör', Binde, Doppelriemen am Helm, daher auch Helmlör. Ebenſo war Schildlör das Band am Schild, Brünnelör am Bruſtharniſch. Eiſenlohr, oder, wie es in älterer Form heißen würde, Isenlôr bedeutet hiernach wohl einen eiſernen Helmriemen, alſo das ſ. g. Sturmband. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Fragment eines Spottgedichtes auf die Königin Marie Antoinette.] Nachfolgendes unvollendete Gedicht, welches ſtrophiſch nicht ganz klar und gegenſtändlich äußerſt bizarr iſt, darf doch wohl einiges Intereſſe in Anſpruch nehmen, da es, nach einer Aeußerung H. von Sybels gegen den Unterzeichneten aus der Zeit vor dem Zuſammentritt der franzöſiſchen Reichsſtände herſtammt. Schon der Hinweis auf die Verbannung Neckers (Str. 4), welcher erſt im Auguſt 1788 wieder ins Miniſterium trat, macht dies deutlich. Es iſt trotz der ſchmählichen Verunglimpfungen nicht ohne Poeſie, im Gegentheil, den Schwung der Gaſſenhauer jener Tage theilt es völlig. Daß es auch nachher noch weit verbreitet worden ſein mag durch die Revolutionsheere, ſcheint der Umſtand anzudeuten, daß ich es ſ. Z. im Staatsarchiv zu Düſſeldorf, ganz vereinzelt und ſorgfältig auf ein Pergamentblättchen niedergeſchrieben, vielleicht nach dem perſönlichen Dictat eines der neufränkiſchen Freiheitsſchwärmer und Menſchheitsbeglücker, vorgefunden habe.

Sur la Reine de France Marie Antoinette d'Autriche.

1.

Monstre née dans la Germanie!
Qui dévaste tous nos Etats.
Jusqu'à quand contre ma patrie
Poursuivras tu tes attentas?
Approche femme détestable,
Regarde l'abîme effroiable,
Où tes crimes nous ont plongé.
Veux tu donc, extrême dans ta rage
Pour couronner ton grand ouvrage,
Nous voir l'un par l'autre égorgé?

2.

Chacun te désigne et te nomme
L'unique auteur de nos revers.
Et quoi! n'est il donc pas d'homme
Qui de toi purge l'univers?
Courage! brisons cette idole,
Osons à ce peuple frivole
Dévoiler tes nouveaux forfaits.
Osons sans craindre les tortures,
Dénoncer aux races futures
Tous les maux que tu nous as faits.

3.

Déjà la foi et l'assurance
Tarissoient nos larmes et nos pleurs,
Et Louis seize de la France
Allait réparer les malheurs.
Necker son Ministre fidèle
Forma le roi sur le modèle
Et de Louis douze et de Titus,
Chacun se flattait du présage
Que son règne paisible et sage
Serait le règne des vertus.

4.

C'est alors qu'une femme impie
Noircit l'objet de notre amour,
Bannit Necker de la patrie,
Et l'en éloigne sans retour.
Femme détestable et cruelle,
C'est toi, c'est la main criminelle
Qui proscrit cet homme adoré.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

5.

Fatal premier de tes crimes,
Quand on débute ainsi que toi,
L'on peut d'abîmes en abîme
Marcher sans crainte et sans effroi.
L'on découvre en suivant ta trace
Qu'inconcevable est ton audace,
Rien désormais y met de frein.
Trois fois une flamme adultère
De trois enfans dont tu fus mere,
Fit germer le fruit dans ton sein.

6.

Ici c'est Maurepas qui tombe,
Victime d'une fatale prison,
Là c'est Vergennes qui succombe
Par une infernale trahison.
Plus loin je vois ta main traitresse
Plonger ton époux dans l'ivresse
Pour l'endormir sur tes forfaits.
Par quelle infernale manie
Fais tu passer en Germanie
Le crédit de l'or des francais?

7.

Dirai-je comment ta furie
Par un exécrable attentat
A rompu l'heureuse harmonie
De tous les ordres de l'Etat?

[Mitgetheilt von Hrn. Archiv-Secretär Dr. R. Goecke zu Schleswig.]

Fragen.

1. In den verſchiedenen Ortſchaften des Kreiſes Kreuznach herrſcht die Sitte, daß, wenn in einer Familie der jüngere Bruder oder die jüngere Schweſter vor dem ältern Bruder oder der ältern Schweſter heirathet, der ältere Bruder bezw. die ältere Schweſter dem jüngern Bruder bezw. der jüngern Schweſter am Hochzeitstage eine Ziege in die Haushaltung ſchenken muß. Wird das Geſchenk auch nicht immer wirklich gemacht, ſo werden die ältern Geſchwiſter doch ſicher damit geneckt, daß man ein ſolches Geſchenk von ihnen erwarte. Woher mag dieſe eigenthümliche, mir ſonſt unbekannte Sitte ſtammen? Welche Bedeutung hat ſie und iſt ſie auch anderwärts nachzuweiſen? v. G.

2. In einer die Tellſage behandelnden Arbeit von Adalbert Rudolf zu Saarlouis, die im gegenwärtigen Jahrgang von Herrigs Archiv S. 13—28 mitgetheilt wird, findet ſich die Nachricht, daß in einigen katholiſchen Gegenden, z. B. am Rhein, eine den Winterrieſen darſtellende Strohpuppe, welche bei dem Frühlingsſpiele dem Feuer überliefert wird, unter der Bezeichnung „Luther"

bekannt ist.' Wer weiß etwas über ein solches Frühlingsspiel, und wo kommt es am Rhein vor? F.

3. In Billig bei Euskirchen habe ich oft zur Bezeichnung des ungewissen Ausganges einer Sache die sprichwörtliche Redensart gehört: 'Es soll mich einmal verlangen, wer zu Stommeln Pastor wird.' Weiß Jemand Näheres über die zweifelsohne historische Veranlassung, die derselben zu Grunde liegt? P.

4. Eberhard Otto (von) Schwachenberg, in den J. 1733—1739 (vielleicht auch bis zu seinem Tode 1768) Königl. preuß. (clevisch-märkischer) Kriegs- und Domänen-Rath bei der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Cleve, welcher als Departements-Rath für die Städte Altena, Neuenrade, Plettenberg, Blankenstein, Lüdenscheid und Hattingen die Erlaubniß hatte, wohnen zu dürfen, wo er wollte, soll einen Prinzen (welchen?) auf einer Reise nach Italien (wann?) begleitet und vom Papste (welchem?) einen Ablaßbrief (Schwachenberg war Protestant!) erhalten haben. Er vermählte sich (1739?) mit Anna Martina Maria von Mörster, deren Vater Major und Erbherr zu Riel und Steel genannt wird und 1750 noch lebte. Die Kinder dieser Ehe sind bei v. Steinen, Westphäl. Geschichte III, 1503 aufgeführt:

a. Johann Friedrich Detmar, geb. 7. April 1741,
b. Ludwig Wilhelm Moritz, geb. 21. Juli 1745,
c. Anna Charlotte Dorothea, geb. 9. Febr. 1740.

In den J. 1743 und 1748 hat der Kriegsrath von Schwachenberg die adlichen Güter Hove und Schlebusch in der Grafschaft Mark sub hasta käuflich erworben. 1. Wer weiß, was den Kriegsrath E. O. Schwachenberg bewog, sich vom J. 1739 ab das Adelsprädikat beizulegen? (Gritzner, Standeserhebungen und Gnadenakte deutscher Landesfürsten während der drei letzten Jahrhunderte [Görlitz, 1879] ist die Familie Schwachenberg niemals mit dem Adelsprädikat begegnet; auch unter den Soester Patriziern, die er am Orte gefunden, war sie nicht.) Daß früher oftmals Personen, welche höhere Magistratsstellen einnahmen, einzelne Adelsvorrechte oder Auszeichnungen ohne Weiteres beigelegt wurden, welches dann von ihren Nachkommen weiter ausgedehnt wurde, so daß sich hieraus der Patrizieradel entwickelte, ist allerdings richtig, dürfte aber in preußischen Landen höchst selten vorgekommen sein, und auf vorliegenden Fall keine Anwendung finden. Der Vater des genannten Kriegsraths, Johann Arnold Schwachenberg, Dr. iur. utr. und zeitweise Bürgermeister der Stadt Soest, woselbst er 1739 starb, führte weder in Privat- noch in amtlichen Schriftstücken das Adelsprädikat, dessen Anbringung auf seinem Leichensteine er nicht verhindern konnte. 2. Wer gibt Auskunft über die Herkunft der Familie von Mörster und über die Güter Riel und Steel? 3. Wer weiß den Geburtsort der Kinder des Kriegsraths von Schwachenberg anzugeben? (Bemerkt sei, daß die diesen Kriegsrath betreffenden Akten im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin bereits 1816 kassirt worden sind.) G.

5. Im Jahre 1764 überreichte ein Herr von Bilistein der preußischen Regierung eine Denkschrift über die Herstellung eines schiffbaren Kanals zwischen Rhein und Maas, die Ausführung des Plans scheiterte aber trotz von Bilisteins eifriger Vertheidigung an dem ungünstigen Berichte, den die Kriegs- und Domänen-Kammer zu Cleve über die Rentabilität des projektirten Unternehmens

dem Könige Friedrich II. erſtattete. Wo finden ſich Nachrichten über dieſen von Biliſtein? R.

6. Von wem wurde der Plan zu der 1626—1628 von den Spaniern angelegten 'Fossa Eugeniana' entworfen? Iſt die bisherige Annahme, wonach der Marquis Ambroſius Spinola als Erfinder gilt (vgl. u. A. Keuller, Geschiedenis en beschryving van Venloo p. 111 und Nettesheim, Geſchichte der Stadt und des Amtes Geldern I, S. 386), urkundlich zu erweiſen? R.

7. Auf einer in einen römiſchen Goldring, den man kürzlich bei Xanten fand, gefaßten Gemme iſt ein Hahn dargeſtellt, der nach einer vor ihm liegenden Eichel hinſchreitet. Was iſt der Sinn dieſer Darſtellung? (Houben, Denkmäler von Castra Vetera und Colonia Traiana hat auf Taf. XLII Nr. 34 eine ähnliche Gemme abgebildet; Fiedler beſchreibt ſie im Texte S. 64 durch: 'Ein Hahn, der etwas im Schnabel hält.') R.

8. Wie waren die ſ. g. Kuhkirchhöfe befeſtigt, die man in früherer Zeit mehrfach am Niederrhein zur Bergung des Viehs und ſonſtiger Habe vor dem Feinde anlegte und weihen ließ (vgl. z. B. Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiözeſe Köln IV, S. 382 f.)? R.

9. Zu Lobberich (Rgbz. Düſſeldorf) wurde im Jahre 1587 Jemand um Kundſchaft 'auf gemeiner Straße zwiſchen Linde und Hagedorn' angehalten (Fahne, Urkb. zur Geſch. der Dynaſten, Freiherrn und Grafen von Bocholtz S. 174). Hat dies eine ausſchließlich örtliche oder eine allgemeine Bedeutung? (Bemerkt ſei nebenbei, daß unter dem mächtigen noch erhaltenen Weißdornbaum im Garten der Reſſource zu Soeſt im 15. Jahrhundert die Armen der St. Georgskirche, welche früher hier ſtand, die Almoſen erhielten.) R.

10. Wie iſt Klōs (verkürzt aus Nikolaus) zum Spottnamen = dummer Menſch geworden? In Köln iſt dieſer Name beim Volke auch in der Zuſammenſetzung mit Aap (Affe), alſo Aapeklōs, Aapeklöschen mit derſelben Bedeutung, zugleich aber auch im Sinne von klugem, naivem Kind gebräuchlich. R.

11. Die Stammväter des Geſchlechts Grünewaldt, das ſich ſeit ca. 1500 in Livland anſiedelte, vermuthet man bei Lüdenſcheid in Weſtfalen oder im Lippeſchen, wo Dörfer dieſes Namens liegen. Läßt ſich darüber Genaueres ermitteln? G.

12. Beim Abbruch der alten Pfarrkirche zu Merten bei Bonn fand man in einem Grabe in der Kirche eine Leiche mit theilweiſe noch erhaltenen Kleidungsſtücken von grüner Farbe, zur Linken derſelben ein etwa 12 cm großes ſilbernes Hörnchen und zur Rechten einen kleinen, mit einem Schiebdeckel verſehenen Behälter von grün glaſirtem Steingut. Der Schiebdeckel trägt das Zeichen I H̄ S und der Behälter enthielt außer einigen Reliquien eine Conſecrationsurkunde des Kölner Weihbiſchofs Georg Paul Stravius vom 5. Dezember 1650. Was bedeutet das Hörnchen? R.

Antworten.

Zu Frage 1, Jahrg. IV, S. 737 (vgl. Jahrg. V, S. 269 u. 649; Jahrg. VI, S. 226 ff.): Bei dem undeutſchen Perſonennamen Suſanna kommt nach der Jahrg. V, S. 649 aufgeſtellten Regel Apokope vor: Sus, aber auch Aphäreſis: Sanne. So findet ſich auch für den undeutſchen Namen Matthias Matz bezw.

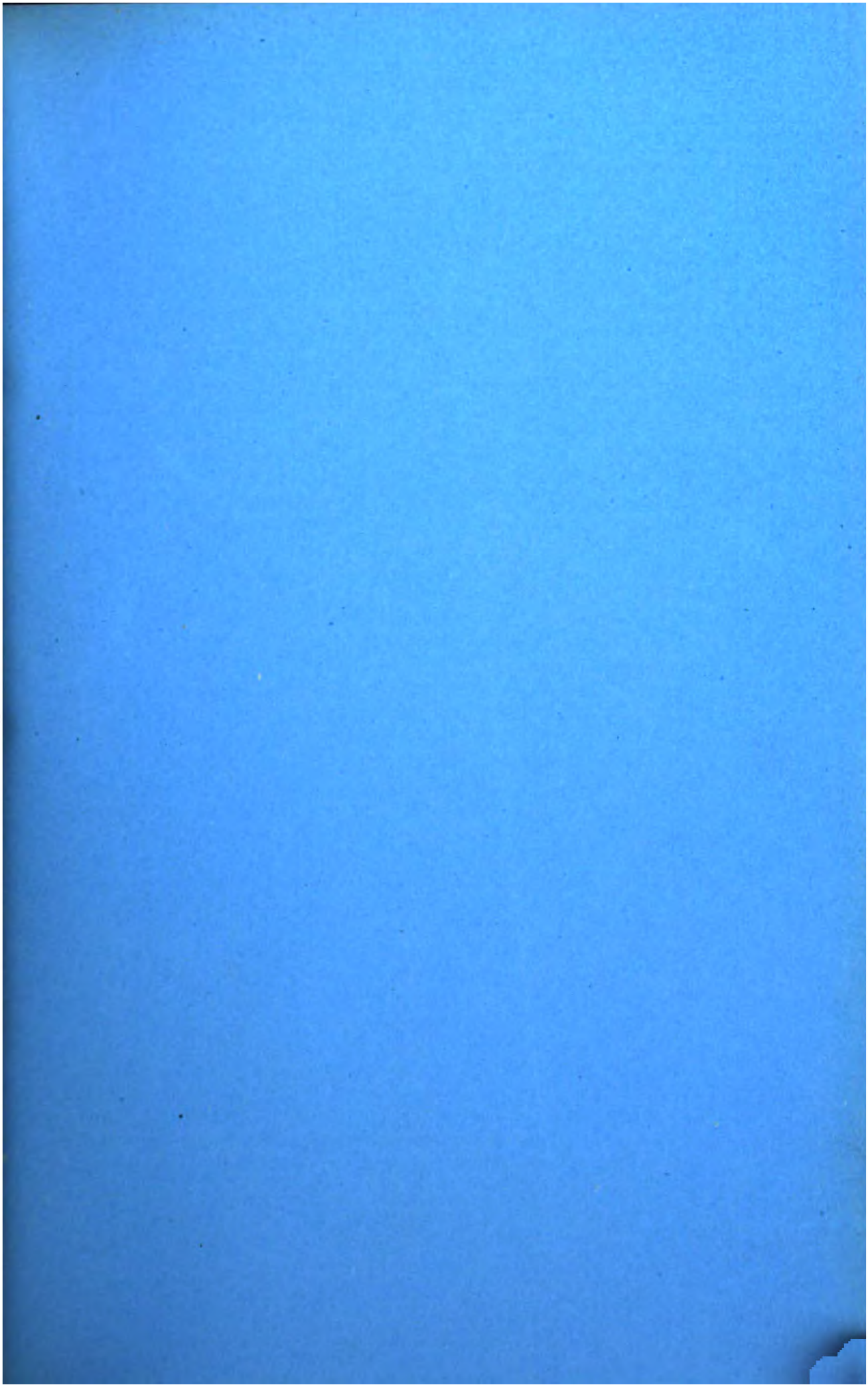
Metz und Theis, während für den deutſchen Frauennamen Mahtilt bezw. Mehtilt nur Matze bezw. Metze vorkommt. St. Ilgen iſt ein undeutſcher Ortsname; für undeutſche Namen deutſcher Orte, welche aber verhälnißmäßig ſelten ſind, war die Möglichkeit der Aphäreſis zugegeben; ich ſelbſt kann davon noch ein Beiſpiel anführen: St. Avold zwiſchen Metz und Saarbrücken, entſtanden aus St. Nabor (vgl. Böhmer, Reg. imperii V, no. 846). Eine bekannte Thatſache allerdings iſt es, daß das Volk oft bei Ortsnamen, die ein Compoſitionsglied gemeinſchaftlich haben, die differentia specifica ausläßt, falls keine Verwechſelung zu befürchten iſt oder doch nicht befürchtet wird, wie es vor einigen Jahren dem Gardiſten erging, der von Berlin nach Eſch bei Koblenz ſeinen Brief richtete, Waldeſch im Sinne habend, während die Poſt an Kaiſereſch dachte, aber dieſe Thatſache, die zweifelsohne dem Frageſteller auch bekannt war, kommt hier m. E. nicht in Betracht. — Was nun die Etymologie von Metz anlangt, ſo müßte aus Medio- nach meiner Anſicht nicht Mitten entſtanden ſein, in Mettlach z. B. iſt aus Medio Mett geworden; auch gibt es geographiſche Bezeichnungen mit Metten: Mettendorf, Mettenberg, zwiſchen dem obern und untern Grindelwaldgletſcher im Berner Oberlande gelegen, ja es findet ſich ein Metzenberg, der mittlere Theil eines aus drei Partien beſtehenden Gebirgsrückens, an den mein Wohnort ſich anſchmiegt und der m. E. ehemals auf der Grenze der Mediomatriker lag, wie noch heute die Grenze zwiſchen dem Fürſtenthum Birkenfeld und dem Kreiſe St. Wendel über ihn geht. Soll das nicht dafür ſprechen, daß aus Medio auch Metten bezw. Metz entſtanden ſein kann? Ich getraue mir keineswegs zu, mit Hrn. Chriſt im Aufſtellen von Etymologien wetteifern zu können (Kenntniſſe, Bücher und Zeit ſtehen mir nicht genügend zur Verfügung), aber ich weiß doch, daß durch Lautverſchiebung aus Petrus nicht nur Pitter (ahd. Pietar), ſondern auch Peter (ahd. Pêtar) gebildet worden, daß aus cedrus ſich nicht nur ziderpoum, ſondern auch zêdarpoum herleitet. Warum ſoll denn aus Medio durchaus Mitten und nicht auch Metten erwachſen können? Bei fränkiſcher Bevölkerung iſt das, wie ich meine, um ſo eher möglich, weil die fränkiſchen Dialekte das aus altariſchem a abgeſpaltene ë mit Vorliebe beibehielten und es nicht zu i erhöhten, weil ferner ausländiſches e wie dieſes ë behandelt wurde (vgl. Weinhold, Mittelhochd. Grammatik). [Mittheilung des Hrn. Pfarrer Alt zu Furſchweiler.]

Zu Frage 9, Jahrg. V, S. 248 [Regnit]: Aus einer Handſchrift vom J. 1721 über die Geſchichte der Stadt Weſel berichtet die Weſeler Zeitung vom 23. Sept. 1879: 'An Aeckeren hat die Stadt nichts eigenes außer 2 Höfe, die Malbergiſche und Helmiſche Regniten genanndt, mit einigen wenigen Morgen ſchlechter Weyden und Bau-Landt.' Läßt ſich vielleicht aus dieſer Notiz eine Erklärung der Benennung ausfindig machen? [Mittheilung des Hrn. Profeſſor Dr. A. Dederich zu Emmerich.]

Zu Frage 2, Jahrg. VI, S. 79 (vgl. Jahrg. VI, S. 228): Auf letzterer Seite haben ſich leider zwei Druckfehler eingeſchlichen; es muß nämlich heißen: Mone, Bad. Urgeſchichte II, S. 293 (nicht 232), ebenſo iſt die Station ad duodecimum irrthümlich am Ende verkürzt gedruckt. Im Uebrigen iſt zu bemerken, daß auch Kiepert auf ſeiner Karte zu Heft LXIII der Bonner Jahrbücher das franzöſiſche Dieuze nicht hierdurch, ſondern durch die Station

Decem Pagi bezeichnet. — Hinſichtlich des Ortsnamens Mediolanum iſt noch auf die Beiſpiele desſelben aufmerkſam zu machen, welche weiter oben auf derſelben Seite 227 f. davon gegeben ſind. Hierbei wurde indeſſen irrthümlich Medio-lanum abgetheilt, wofür Mediol-anum zu ſetzen iſt, denn es liegt hier keine Zuſammenſetzung mit einem nicht nachzuweiſenden keltiſchen lanum vor, ſondern Ableitung mittelſt des Suffixes -an von einem dem deutſchen Worte 'Mittel' entſprechenden alten germaniſchen wie keltiſchen Stamme medjal, midjal, medil (der mittlere, der in der Mitte iſt), der ſelbſt wieder mittelſt -l-Suffixes aus dem ſchon erwähnten einfachen Thema med-, mid-, medja, midja abgeleitet iſt. So ſehen wir denn auch im ſpätern Deutſchen unter regelrechter Verſchiebung des d in t Ortsnamen, die mit den Adjectiven mittil, ſpäter mittel und mittar, mitter, ſowie mit mitti, mitte gebildet ſind, oder einfach Mitti, Mittun lauten; vgl. Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch II ², 1091 f. Hiernach iſt es aber nicht nöthig, den alten Ortsnamen Mediolanum als durchgängig römiſch zu betrachten, er kann je nach dem geographiſchen Vorkommen ſowohl dieſes, wie lateiniſch oder auch altgermaniſch ſein. Als letzteres, nur mit griechiſch-lateiniſcher Endung verſehen, wird man das germaniſche Mediolanion des Ptolemäus aufzufaſſen haben, worunter gewöhnlich Meteln in Weſtfalen verſtanden wird, nicht aber mit Förſtemann a. a. O. S. 1082 als zunächſt keltiſch. Der keltiſche Stamm mediol- kommt indeſſen, wie geſagt, dem deutſchen analog in Ortsnamen vor. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

Zu Frage 5, Jahrg. VI, S. 79: Ueber die alte Volksgrenze zwiſchen Alemannen oder Schwaben und Franken, die ſich bei Selz in der Gegend von Raſtatt über den Rhein zog, habe ich bereits in den Heidelberger Jahrbüchern 1872, S. 264 ff. gehandelt, ohne jedoch daſelbſt beſonders auf die Quellen einzugehen. Es ſind hierüber namentlich einige Aufſätze von Birlinger in ſeiner Zeitſchrift 'Alemannia' nachzuleſen. Sodann ſind über die von Gregor von Tours erwähnte ſ. g. Schlacht von Zülpich unter Andern die 'Revue Critique' von 1872, 2. Semeſter, S. 409 und 1873, 2. Semeſter, S. 214, ſowie die §§. 28 und 29 in Schmidts Heſſ. Geſchichte II, S. 376—380 ('Chlodwigs Sieg über die Alemannen, nicht bei Tolbiacum' und 'Folgen von Chlodwigs Sieg') zu vergleichen. Von der ältern Literatur iſt vor Allem auf die bisher wenig beachtete Staatsſchrift des kurkölniſchen Raths Georg Franz von Blum: 'Critiſche Unterſuchung der Mitternächtlichen Elſaſſer-Gränze I. Theil. Frankenthal, 1791' aufmerkſam zu machen, welche von der wirklichen, ſüdlich der jetzigen Scheidungslinie zwiſchen der Pfalz und dem Elſaß verlaufenden Grenze ausgehend, die Stammesgrenze der beiden genannten Völker ausführlich behandelt. Bei der Wichtigkeit, welche dieſe Frage auch neuerdings wieder gewann, als Baiern 1871 mit Recht die Wiederherſtellung der von den Franzoſen nach Norden geſchobenen Grenze, wie ſie heutigen Tages noch gilt, beanſpruchte, dürfte es wohl angezeigt ſein, das Ergebniß der von Blumſchen Unterſuchung gelegentlich in dieſen Blättern kurz zu reproduziren. [Mittheilung des Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]



Inhalt.

Seite

Das römische Trier. Von Felix Hettner. 343

Annette von Droste und ihre Novelle „die Judenbuche". Von Hermann Hüffer. 369

Der achtzehnte September 1848 in Frankfurt. Von W. Stricker. . . 385

Metrische Inschriften aus dem Rheinlande. Von W. Crecelius. . . 395

Aliso. V. Von J. Schneider. 407

Eine Zollrechnung von Oberlahnstein (1464—1465). Von Karl Menzel. (Schluß.) 410

Literatur 425

Kleinere Mittheilungen 427

Allerlei 434

Fragen 450

Antworten 452

Fr. Lintz'sche Buchdruckerei in Trier.

Monatsschrift

für die

Geschichte Westdeutschlands

mit besonderer

Berücksichtigung der Rheinlande und Westfalens.

BODL: LIBR
PERIODICALS

Herausgegeben

von

Richard Pick,

Gerichts-Assessor und Amtsrichter,
Secretär des historischen Vereins für den Niederrhein und auswärtiger
Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.



10. bis 12. Heft.

Trier.

Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung.

Die Ara Ubiorum.

Von **Heinrich Düntzer.**

Wiederum hat eine rüſtige Hand die kritiſche Wage ergriffen, um zwiſchen den um die Ehre der Ara Ubiorum ſich ſtreitenden Parteien zu entſcheiden: Köln ward gegen Bonn in die Luft geſchnellt, dieſes ſelbſt gegen Godesberg zu leicht befunden [1]). Ein heilkundiger Godesberger, von Geburt, glaube ich, ein Bonner, hat ſich durch „eine alte, beim Volke fortlebende Sage", auf dem Godesberg ſei der Ubieraltar geweſen und an ſeine Stelle ſpäter ein Tempel des Mercur getreten, zur nähern Unterſuchung der Frage beſtimmen laſſen, die freilich ſchon nach ſolchem Ausgangspunkte nicht ganz unparteiiſch ſein konnte. Jene „alte" Sage, die ſich an den Namen des Berges anlehnt, iſt offenbar eine rein gelehrte Erfindung und hat mit dem Volke nichts zu thun, das von einer Ara Ubiorum nichts wußte, höchſtens bei dem Godesberg, wie bei dem Godestag, an einen alten heidniſchen Gott dachte; ſie ward, wie ſo manche, ſpäter beim Volke eingeſchmuggelt, und beruht einzig auf der ſchon 1582 erwähnten Anſicht des gelehrten Dompropſtes Graf Hermann von Neuenaar [2]), der ſich D'Anville und nach ihm andere angeſchloſſen haben. Hundeshagen hielt den Godesberg ſelbſt für die Ara Ubiorum. Schwann hat ſich mit dem Eifer eines rechten Dilettanten ſeiner Aufgabe gewidmet, nicht ohne Verwunderung, daß die Gelehrten ſo oft den Wald vor lauter Bäumen nicht ſehen, worüber er es ſich ſelbſt, wenn auch nicht äußerlich, doch in der Sache ſelbſt, ſehr leicht gemacht hat. Eine beſſere Durcharbeitung, welche ſo manche läſtige Wiederholungen vermieden haben würde, wäre der eine reiche Stofffammlung bietenden, aber an mancher Unkenntniß und Ueber-

[1]) Der Godesberg und die Ara Ubiorum des Tacitus in ihrer Beziehung zu der (sic) Castra Bonnensia von Dr. Fr. J. Schwann. Bonn 1880. Verlag von Peter Hanſtein. IV und 100 S. 8°.

[2]) Die höchſt unſcheinbaren Gründe des ſchon damals verſtorbenen gelehrten Alterthumsfreundes waren nach Campius, quod illic fanum Aesculapii fuisse ex inscriptione antiqui lapidis constaret et verisimile videretur aram in editiore loco positam. Vgl. den von Freudenberg in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XXIX. XXX, 96 ff. wieder mitgetheilten Brief.

ſtürzung leidenden und daher ihres Zweckes verfehlenden Schrift ſehr zu wünſchen.

Auch Schwann erkennt, daß die Entſcheidung der Frage von der Beſtimmung des Winterlagers der erſten und zwanzigſten Legion zur Zeit des Germanicus abhängt, da Tacitus ſagt (Ann. I, 39): Interea legati ab senatu regressum [a superiore exercitu] Germanicum adeunt. duae ibi legiones prima atque vicesima veteranique nuper missi sub vexillo hiemabant. Bei der erſten Erwähnung des Aufſtandes der Germaniſchen Legion hören wir (I, 31): Duo apud ripam Rheni exercitus erant: cui nomen superiori, sub C. Silio legato, inferiorem A. Caecina curabat. Regimen summae rei penes Germanicum. — Inferioris miles in rabiem prolapsus est orto ab unaetvicesimanis quintanisque[1]) initio et tractis prima quoque ac vicesima legionibus: nam iisdem aestivis in finibus Ubiorum habebantur per otium aut levia munia. Es iſt dies die erſte Erwähnung der Ubier in den Annalen. Die hier gemeinten fines[2]) der Ubier haben wir nördlich zwiſchen den Standorten der fünften und einundzwanzigſten Legion bei Vetera (Ann. I, 45) und der erſten und zwanzigſten, etwa bei Gelduba und Calo (Jahrb. XX, 4 ff.), zu ſuchen; denn die Lager waren wohl nur in der Nähe, nicht ganz an demſelben Orte. Germanicus kam ſelbſt, den Aufſtand zu beruhigen; er traf die Soldaten, doch wohl die der zunächſt liegenden erſten und zwanzigſten Legion, vor dem Lager. Die Darſtellung des Tacitus iſt hier nichts weniger als anſchaulich. Daß Germanicus vor den manipuli aller vier Legionen geſprochen, iſt doch kaum denkbar. Gelungener iſt die Erzählung, wie er ſelbſt in Lebensgefahr gerieth, als er entſetzt die Zumuthung, von Tiberius abzufallen, von ſich wies. Es ging damals das Gerücht, man wolle auch das obere Heer heranziehen und ſich mit ihm zur Zerſtörung der Stadt der Ubier verbinden, dann in Gallien

[1]) Das auffallende Nachtreten der fünften Legion ſcheint ohne ſachliche Bedeutung; freilich ſehen wir auch kaum, wie hier der Wohlklang beſtimmend gewirkt haben ſollte. I, 37 finden wir quintani unaetvicesimenanique, 45 quintae et unaetvicesimae legionum. Iſt etwa einfach umzuſtellen a quintanis unaetvicesimanisque?

[2]) Daß aber vielmehr in fine zu leſen ſei, habe ich Jahrb. XXVI, 48 f. ausgeführt.

einfallen. Hier erwähnen die Annalen zuerſt das oppidum Ubiorum, von dem Tacitus keinen beſondern Namen kannte. Man ſuchte die Wüthenden zu beruhigen, aber dieſe wollten die verſprochene Geldaustheilung nicht bis zu den Winterquartieren verſchoben wiſſen, ſondern ſie ſogleich erhalten (Ann. I, 37). Non abscessere quintani unaetvicesimanique, donec iisdem in aestivis contracta ex viatico amicorum ipsiusque Caesaris pecunia persolveretur. Primam ac vicesimam legiones Caecina legatus in civitatem Ubiorum reduxit turpi agmine, cum fisci de imperatore rapti inter signa interque aquilas veherentur. Mommſen hat (Hermes XIII, 256 f., 3) mit Recht die Seltſamkeit hervorgehoben, daß gerade bei denjenigen Legionen, die nicht augenblickliche Zahlung verlangt hatten, die Beraubung des Germanicus und ſeiner Freunde erwähnt werde, aber ſeine Erbitterung gegen Tacitus will dieſe Unmündigkeit der Darſtellung dem Geſchichtſchreiber aufbürden, der, mag er auch manches verfehlt haben, doch nicht ſolche Fehler im Stile begehen konnte. Da Caecina I, 48 als legatus im Lager bei Vetera erſcheint, ſo vermuthet er, der dem Tacitus vorliegende, von ihm entſtellte Bericht habe gelautet: Primam ac vicesimam legiones Germanicus [oder es habe hier der Name eines andern untergeordneten Offiziers geſtanden [1])] in civitatem Ubiorum reduxit, quintam et unametvicesimam Caecina legatus in castra Vetera turpi agmine. Caecina war Legat des ganzen untern Heeres; er ließ die fünfte und einundzwanzigſte Legion, die den kleinſten Weg zu machen hatten, unter ihren Führern allein ins Winterlager ziehen, da er nicht Zeuge eines ſo ſchmachvollen Zuges ſein, auch wohl den Germanicus bis zum oppidum Ubiorum begleiten wollte. Daß er ſpäter die beiden Legionen in Vetera aufſuchte, um ſie zu überwachen, fällt nicht auf, und bei der ſpringenden Darſtellung des Tacitus war es durchaus nicht nöthig, daß er ausdrücklich des Caecina Reiſe zu dieſen Legionen erwähnte. Wir glauben nicht den parteiiſchen Vertheidiger des Geſchichtſchreibers zu machen, wenn wir die Ueberzeugung ausſprechen, ſo lahm könne Tacitus unmöglich geſchrieben haben; wir vermuthen, daß nach reduxit die Worte quintani

[1]) Man könnte etwa an Cetronius, den Legaten der erſten Legion (Ann. I, 44), denken.

unaetvicesimanique in hiberna redierunt, oder etwas dieſem ähnliches ausgefallen ſind. Wir hören hier noch immer ſo wenig, wo die fünfte und einundzwanzigſte, als wo die erſte und zwanzigſte Legion ihr Winterlager hatten. In civitatem Ubiorum kann nur im Gegenſatze zu in finibus (fine) Ubiorum heißen in das Innere des Landes, aber nicht in die Stadt der Ubier, da eben die Lager nicht in den Städten waren.

Als die Geſandten des Senates den von dem obern Heere zurückgekehrten Germanicus aufſuchen, treffen ſie ihn apud Aram Ubiorum, wo die erſte und zwanzigſte Legion und die eben entlaſſenen Veteranen lagen. Später leſen wir, die fünfte und die einundzwanzigſte Legion hätten sexagesimum ad lapidem (loco Vetera nomen est) ihre Winterquartiere gehabt [1]). Wenn er bei apud Aram Ubiorum nicht den Ort nennt, ſo konnte er dies nicht, wenn die Legionen bei Köln lagen, da er den Namen des oppidum Ubiorum nicht kannte. Fragen wir aber, wo die erſte und zwanzigſte Legion gelegen, ſo verweiſen uns die einen auf Köln, die andern auf Bonn. Schwann macht es ſich ſehr bequem, wenn er aus der Zeit des Vitellius, ja aus der des Civilis einen Schluß auf die des Germanicus macht. Die zwei in Bonn gefundenen Steine der Soldaten der erſten Legion beweiſen eben nichts für die Zeit des Germanicus. Freilich muß man zugeſtehen, daß auch für das Lager der beiden in Rede ſtehenden Legionen beim oppidum Ubiorum bisher kein ſtichhaltiger Beweis beigebracht worden, aber doch gibt es einen ſolchen, und zwar in einer ſo gut beſtätigten Thatſache, wie nur irgend eine ſein kann; denn des Tacitus Angabe, daß die jüngere Agrippina im oppidum Ubiorum geboren worden (Ann. XII, 27), wird glänzend durch die Geſchichte der Stadt beſtätigt, die ſie zur kaiſerlichen Colonie mit Verleihung ihres eigenen Namens erhob. Vgl. oben S. 29 f. Wenn wir nun hören, wie Germanicus ſeine der Entbindung nahe Gattin nicht von ſich laſſen, dieſe ſich nicht von ihm trennen wollte,

---

[1]) So muß auch trotz Ritter (Jahrb. XXXII, 1 ff.) Hist. IV, 26 in den Worten: Nec ausi ad hostem pergere (loco Gelduba nomen est) castra fecere die Zahl der Meilen vor der Parentheſe ausgefallen ſein, etwa vigesimum sextum ad oder apud lapidem. Vgl. Ann. III, 45. In den Hiſtorien bleibt lapidem weg, aber es folgt dort immer die Angabe des Ortes, von dem die Rechnung ausgeht (II, 24. 39. III, 15).

beide nur durch die größte Gefahr ſich dazu beſtimmen ließen (Ann. I, 40), wenn ſie ſtets in herzlichſter Liebe aneinander hingen, auch Agrippina mit ihrem Söhnchen Gaius, dem Liebling der Soldaten, gern im Lager verkehrte, ſo iſt es unmöglich, daß die Gattin anderswo als im Hauſe des Gatten ihre Niederkunft erwartete. Germanicus aber wohnte nicht in dem Lager, ſondern in einem Hauſe der nahen Stadt. In dieſes dringen die Soldaten in tiefer Nacht, ſie ziehen ihn aus dem Bette und nöthigen ihn zur Auslieferung der Fahne. Die von Rom gekommenen Geſandten, die im Lager, im tabernaculum wohnen, wollen, als ſie den Aufſtand hören, zu Germanicus eilen, werden aber von den aufſtändiſchen Soldaten ergriffen. Plancus rettet ſich ins Lager der erſten Legion, aus dem er auch wohl gekommen, als er zu Germanicus eilen wollte. Am Morgen betritt Germanicus das Lager; die Nacht hat er in fürchterlicher Aufregung in der Stadt zugebracht. Wenn alſo Agrippina im Hauſe ihres Gatten verweilte, der in der bei dem Lager gelegenen Stadt wohnte, und ſie wirklich ihre älteſte Tochter in Köln gebar, ſo iſt der Beweis erbracht, daß die beiden in Rede ſtehenden Legionen zur Zeit der Geburt der Agrippina ihre Winterquartiere in Köln hatten, wonach die Ara Ubiorum nur bei Köln geweſen ſein kann. Mag man über das Jahr, in welchem Agrippina am 6. November geboren wurde, eine Anſicht haben, welche man will (wir erklären uns für das Jahr 769 [16], ſo daß Agrippina noch in ihrem erſten Lebensjahre ihre Vaterſtadt verließ), in einem der Jahre 767 bis 769 lagen die beiden Legionen bei Köln. Daß im Laufe dieſer Jahre die Winterquartiere geändert worden ſeien, widerſtreitet jeder Wahrſcheinlichkeit. Freilich zur Zeit des Vitellius befand ſich die erſte Legion bei Bonn, der Legat des untern Heeres Vitellius, wie ich jetzt doch annehmen muß, mit der fünften bei Köln [1]); der Schluß von Schwann (S. 63), daß es zur Zeit des Germanicus gerade ſo wie zu der des Vitellius geweſen ſein werde, iſt ſo haltlos wie möglich. Die Erhebung des oppidum Ubiorum zu einer colonia Augusta Claudia Agrippinensis konnte eine ſolche Veränderung

[1]) Vgl. Tac. Hist. I, 55. Ob das praetorium, deſſen Suetonius Vit. 8 gedenkt, das tabernaculum oder eine ſtädtiſche Wohnung des Legaten in der neuen Colonie war, läßt ſich bei der Kürze der Erzählung kaum ſagen; jedenfalls ſchwebt bei den celeberrimi vici die Colonie vor.

veranlaſſen; auch die Aufſtände nach dem Tode des Nero mochten dazu mitwirken, ja die Umlegung der Legionen konnte mit der neuen von Claudius am Rhein befolgten Politik zuſammenhängen. Unſere Kenntniß der Zeiten iſt zu lückenhaft, als daß wir darüber zu einer feſten Entſcheidung gelangen könnten. Die Hauptſache aber iſt, daß wir zur Zeit des Vitellius die vier Legionen nicht an zwei, ſondern an vier Standorten haben und ſtatt der zwanzigſten und einundzwanzigſten zwei ganz andere, die fünfzehnte und ſechzehnte. Das alles hindert Schwann nicht, für Bonn zwei Legionen zur Zeit des Vitellius in Anſpruch zu nehmen, und daraus auf die Zeit des Germanicus zu ſchließen. So ſtellt man die Wahrheit auf den Kopf. Die beiden ſpätern römiſchen Lager bei Bonn, deren Reſte uns vorliegen, können natürlich nicht das Allergeringſte für den Standort der erſten und zwanzigſten Legion zur Zeit des Germanicus beweiſen, als welchen wir eben die Nähe von Köln unzweifelhaft nachgewieſen haben.

Schwann benutzt auch die oben erwähnte Bezeichnung sexagesimum ad lapidem gegen Köln und für ſein Godesberg, indem er ſie auf ganz neue Weiſe mißverſteht. „Tacitus ſagt," leſen wir S. 67 f., „daß von dem Orte, wo Germanicus eben den Aufſtand der 1. und 20. Legionen (sic) zur Ruhe gebracht hatte, alſo von castra apud Aram Ubiorum, das Lager der 5. und 21. Legionen entfernt und gelegen geweſen ſei sexagesimum apud lapidem." Vor dieſer argen Mißdeutung und Verwerfung der einzig richtigen Deutung, daß sexagesimum apud lapidem die Entfernung vom Hauptorte der Ubier geweſen, würde er geſichert geweſen ſein, wenn er nur den Sprachgebrauch des Tacitus (vgl. oben S. 458, 1) gekannt hätte. Nichts iſt bekannter, als daß die Alten eben die Entfernung von den Hauptorten an berechnen. Schon die erhaltenen Meilenzeiger der Rheinlande, die er etwa bei Brambach 1925—1967 ſich anſehen mag, hätten ihn davon abbringen können, um von Gallien, Italien und andern Ländern und von der durchgehenden Berechnung der Länder nach Meilen, auch bei Gallien und Germanien, wie ſie z. B. bei Plinius ſich findet, nicht zu ſprechen. Auch bei den Geſchichtſchreibern findet ſich dieſe Berechnung. Liv. V, 4, 12: Nos intra vicesimum lapidem. Flor. II, 6, 56: Denique iam non a tertio lapide, sed ipsas Karthaginis portas obsidione quatiebat. Justin.

XXII, 6: Castra deinde in quinto lapide a Karthagine statuit. Vgl. Varro, De re rustica III, 2, 14: Fundus, qui est ad quartum et vicesimum lapidem via Salaria a Roma. Plin. Epist. X, 24: Quum sint ultra centesimum et quinquagesimum lapidem. Aber Schwann wagt ſo vielen Kennern des römiſchen Sprachgebrauches gegenüber die Behauptung, Tacitus ſpreche nicht von einer Entfernung der Stadt Köln von Vetera, ſondern ausdrücklich von dem Lager apud Aram Ubiorum. Das iſt einfach nicht wahr, es iſt nur von der Lage des Ortes die Rede, wo die beiden Legionen (bei Vetera) ihr Winterlager haben, die einfach durch die Meilenzahl beſtimmt wird, wobei kein Römer ſich etwas anderes denken konnte, als die Entfernung vom Hauptorte, vom oppidum Ubiorum [1]). Nicht weniger tollkühn iſt die Behauptung, unter lapis ſei die leuga zu verſtehen. Obgleich er ſelbſt anführt, daß alle Meilenzeiger vor dem dritten Jahrhundert nur Meilen, keine Leugen angeben und lapis nie von bloßer Rechnung, ſondern von wirklich geſetzten Steinen ſteht, ſoll und muß Godesberg zu Lieb doch hier unter lapis gegen allen Gebrauch die leuga verſtanden werden. Daß die leuga ein altes galliſches Maß war, darauf kommt es gar nicht an, nur auf die amtlichen Meilenzeiger, und daß dieſe erſt zur Zeit des Severus die Leugenrechnung kennen, ſteht ſo entſchieden feſt, wie die Länge einer römiſchen Meile und einer galliſchen Leuga. Vgl. auch Bergk Jahrb. LVII, 39, 1. Solcher Urtheilsloſigkeit gegenüber kann man nur einfach auf die jedem geſunden Sinne einleuchtende Schiefheit verweiſen. Vetera war wirklich ſechzig Meilen vom oppidum Ubiorum entfernt, was übrigens bei unſerer Frage ohne alle Bedeutung iſt. Aber Schwann fingert aus ſeinen falſchen Leugen heraus, der Ort, wo die Ara Ubiorum gelegen, ſei eben Godesberg, da Bonn nur etwa 55 Leugen von Vetera entfernt ſei, und wenn Godesberg keine 5 Leugen hinter Bonn liegt (Campius ſetzt es ad V fere lapidem supra Bonnam), ſo muß man mit D'Anville annehmen, daß sexagesimus eine runde Zahl ſei. Alles das iſt nur Schaum und Blaſe, gegen Köln iſt nicht der

[1]) Gelegentlich bemerken wir, daß dieſes sexagesimum ad lapidem auch ein ſchlagender Beweis iſt, wenn es ſonſt eines ſolchen noch bedürfte, daß damals eine gerade Straße die beiden Orte verband, in deren Nähe die vier Legionen des untern Heeres lagen.

allergeringſte Schein aufgebracht, und der Beweis für Godesberg ſo verkehrt, wie einer ſein kann. Und trotzdem, daß die ſechzig Leugen weit über Bonn hinausreichen, ja über Godesberg, iſt unſerm Verfaſſer apud Aram Ubiorum der „richtige“ Name für das ſpätere Bonna oder Bonnensia castra. Wie bedeutend auch Bonn zu ſtrategiſchen Zwecken geweſen ſein mag, daß hier zur Zeit des Germanicus irgend eine Legion geſtanden, iſt ſo wenig nachzuweiſen, daß wir für die vier Legionen des untern Heeres auf Vetera und das oppidum Ubiorum uns angewieſen ſehen.

Stand nun die ara Ubiorum nach unſerer ſich darauf ſtützenden Ueberzeugung unzweifelhaft in der Nähe von Köln, ſo dürfen wir doch nicht hoffen, den Ort derſelben genauer zu beſtimmen, da weder Ueberbleibſel derſelben vorhanden, noch Spuren des römiſchen Ara in ſpätern Ortsbenennungen ſich erhalten, wie letzteres überhaupt nicht vorkommt. Vgl. Jahrb. XXVII, 19 ff. Weder im Namen „Airsbach“ (Jahrb. XX, 29) oder gar in dem Straßennamen „Auf der Are“ iſt eine Erinnerung an die Ara erhalten. Wallraf[1]) bildet ſich ein, dieſe Straße habe auf der Höhe der von ihm erfundenen Inſel (Monatsſchrift IV, 263 ff.) gelegen. Er ſelbſt erwähnt dabei, daß dieſen Namen auch die Straße führt, „welche der Börſe gegenüber einen Ablauf des Unraths (eine Ahre) in den Rhein führt“, die jetzige Pelzergaſſe, die ganz in der Nähe der Straße auf der Aar ſich findet. Seltſam genug entging ihm, daß das von ihm angeführte Ahre die Deutung des Namens gibt. Are iſt eben der Fluß, der Abfluß, und der Name auf der Are bedeutet dasſelbe, was in nächſter Nähe auf der Aducht (aquaeductus). In Alfters liber adscrinationum ſtehen auf der Aar, auf der Adocht, Pelzergaſſe zuſammen. Wie thöricht es ſein würde, die Ortsbeſtimmung von einer Inſel herzunehmen, wo es ſich vom feſten Lande handelt, fiel Wallraf gar nicht ein. Jedenfalls haben wir uns die Ara in der Richtung nach den castra zu denken, von denen man bedeutende Reſte an der Altenburg gefunden. Erinnert man ſich, daß das römiſche Köln nur bis zur Sternengaſſe, nach andern bis zur Hochpforte reichte, ſo dürfte ſie

[1]) ‘Aufklärungen und Vermuthungen über die Urgeſchichte Kölns’ in den Beilagen zur Kölniſchen Zeitung 1802, ſpäter in deſſen ‘Beiträgen’. Vgl. Wallrafs ‘Ausgewählte Schriften’ S. 27 ff. Sonderbar erwähnt Schwann Wallraf nicht, nur führt er unter den bemerkten Werken auch deſſen ‘Beiträge’ an.

noch im Bereich des jetzigen Kölns sich gefunden haben, und da christliche Kirchen gern auf den Stätten heidnischen Dienstes sich erhoben, so könnte man auf die Stelle der Severinskirche rathen: aber es wäre dies eben nur gerathen. Wie Tacitus den Standort der beiden Legionen bei Vetera durch sexagesimum ad lapidem bezeichnet, so den der beiden bei Köln durch apud Aram Ubiorum, da diese der nächstgelegene, besonders für römische Leser bedeutende und anziehende Punkt war.

Bei der Frage, wem denn diese ara errichtet gewesen, wem zu Ehren man hier geopfert, kommt uns glücklicherweise eine Erwähnung des Tacitus zu Hülfe. Dieser berichtet (Ann. I, 57), der Cheruskerfürst Segestes habe im Jahre 768 eine Gesandtschaft an Germanicus gelangen lassen, unter welcher sich auch dessen Sohn Segimundus befunden. Sed iuvenis conscientia cunctabatur; quippe anno, quo Germaniae descivere, sacerdos apud aram Ubiorum creatus, ruperat vittas, profugus ad rebelles, adductus tamen in spem clementiae Romanae pertulit patris mandata. Sonderbar scheint es auf den ersten Anblick, daß ein Cheruskerfürst zum Priester einer ubischen ara ernannt wird; das kann nicht von den Ubiern selbst ausgegangen sein, die Römer müssen ihn dazu gewählt haben, und so kann es keinen deutschen, es muß römischen Dienst gegolten haben [1]). Deshalb wurde auch Segimundus, als er von dem Abfall der Deutschen hörte, so aufgeregt, das Gefühl, daß er der Priester eines Gottesdienstes der Feinde seines Volkes sei, ergriff ihn so gewaltig, daß er es nicht aushalten konnte, er reißt die Priesterbinde herab (vittae; vgl. Verg. Aen. II, 221. III, 80. X, 537), die ihm eine Schmach scheint und flieht. Das war freilich ein starkes Verbrechen gegen die Römer, da er ihren Priesterdienst, der zugleich ein politischer, entehrt hatte; viel weniger würde es sie gekümmert haben, wäre er ein ubischer Priester gewesen. Man darf demnach nicht mit Schwann dem Tacitus eine „etwas stark römische Färbung" zuschreiben; es war wirklich eine schwere Beleidigung, deren Bestrafung der Jüngling fürchten mußte, weil es ein römisches Priesterthum und er aus besonderer Gunst von den Römern dazu er-

[1]) Freilich meint Ennen: 'Schon der Umstand, daß der Cheruskerfürst Sigmund den Priesterdienst bei der Ara Ubiorum versah, läßt auf deutschen Kult schließen.'

wählt war. Vor allem hat Schwann überſehen, daß, wenn es ein germaniſcher Dienſt geweſen, er nicht die Binde zerreißen durfte, da er auch wohl als Prieſter ſich den Befreiern des Vaterlandes hätte anſchließen können. Des Prieſterthums des Segimundus finden wir aber auch in der Rede des Arminius (Ann. I, 59) gedacht, wo dieſer, nachdem er das, was er gethan, mit vaterländiſchem Stolz hervorgehoben, bemerkt: Coleret Segestes ripam victam, redderet filio sacerdotium Romanum, Germanos nunquam satis excusaturos, quod inter Albim et Rhenum virgas et secures et togam viderint. Wir haben hier ſtatt des überlieferten hominem mit Wolf Romanum geſetzt, weil sacerdotium ein Beiwort fordert, das in ähnlicher Weiſe die Schmach bezeichnet, wie victam bei ripam; eine treffendere Bezeichnung als Romanum, deſſen Verwechslung mit hominem auch ſehr leicht war, halten wir für unmöglich, abgeſehen von dem ſcharfen Gegenſatz, in welchen das folgende Germanos dazu tritt. Schwann wundert ſich (S. 22 f.), daß noch Niemand Ubiorum ſtatt hominem, was doch ein äußerſt ſtarkes Verſehen vorausſetzte, vermuthet habe; denn damit, ſo meint er, werde der Hohn noch geſteigert, da die Ubier als Freunde der Römer verhaßt geweſen. Aber ein ubiſcher Dienſt wäre doch immer ein deutſcher geweſen. Doch ſehen wir auch von dem Beiworte ganz ab, die Worte redderet filio sacerdotium zeigen, daß die Wiederanſtellung des Segimundus eine Gnade von Seiten der Römer ſein würde, daß es ein römiſcher Gottesdienſt ſei, kein ubiſcher, über den natürlich nur die Ubier zu verfügen, zu dem nur dieſe den Prieſter zu wählen hätten. Ja in der Rede des Arminius dürfte ein Spott auf jenes sacerdotium in den Worten ille inter numina dicatus Augustus kaum zu verkennen ſein.

Die Bezeichnung Ara Ubiorum fällt auf, da gewöhnlich zu ara die Bezeichnung des Gottes, dem der Altar gewidmet iſt, im Genitiv tritt. Vgl. Tac. Ann. IV, 74. VI, 28. XII, 24. Hist. II, 3. Aber ſchon Lipſius hatte richtig bemerkt, daß es ſich hier um den Dienſt des Divus Augustus handle, wie bei der Ara Lugdunensis. Druſus wußte nach der Bewältigung des galliſchen Aufſtandes es zu bewirken, daß ſechzig galliſche Völkerſchaften ſich zu einem dem Auguſtus bei Lugdunum am Zuſammenfluß der Rhône und Saône zu errichtenden Altar vereinigten, an welchem dieſem göttliche Ehre

erwieſen wurde. Die Einweihung erfolgte am 1. Auguſt 742; der erſte gewählte Prieſter war der Aeduer C. Julius Verecundaris; aus dieſem Volke hatte man den Prieſter gewählt, weil es ſich zuerſt von allen Galliern den Römern angeſchloſſen. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die von römiſcher Gnade abhängigen Ubier in Nachahmung der Ara Lugdunensis ihre Ara Ubiorum gründeten, obgleich hier nicht von der Vereinigung vieler deutſcher Völker, an die ja zu dieſem Zwecke nicht zu denken war, ſondern nur von allen Ubiern die Rede ſein konnte. Wir haben hiernach die ara wohl an einem hochgelegenen Punkte in der Nähe des Rheines anzunehmen. Freilich war die Errichtung von Altären in den Provinzen zu Ehren von Feldherren und Staatsmännern ſchon ältere Sitte, aber die wirkliche Vergötterung ließ erſt Auguſtus dem Cäſar zu Theil werden und dieſer ſelbſt geſtattete, daß in den Provinzen Tempel zu ſeiner Ehre unter der Bedingung errichtet wurden, daß zugleich der Stadt Rom eine Statue gewidmet wurde. Vgl. meine „Kritik und Erklärung des Horaz“ IV, 197 ff. Daß ein ganzes Volk ſich zum Dienſte des Auguſtus noch vor deſſen Tode vereinigte, war ein wirkliches Ereigniß, welches die in gleicher Lage wie die Gallier ſich befindenden Ubier zur Nachahmung reizte. Zwiſchen der Weihung der Ara Lugdunensis und dem Aufſtande der Deutſchen, der den Sohn des Segeſtes zur Flucht von ſeiner Stelle trieb, liegen 21 Jahre. Daß Segimundus der erſte Prieſter der ara war, wird nicht berichtet, ebenſo wenig ſteht feſt, daß er erſt in dem Jahre, wo er floh, zum Prieſter gewählt worden, da die Worte sacerdos — creatus eine Art Appoſition bilden. Immer bleibt es möglich, daß die Ubier ihre ara erſt errichteten, als die Germanen durch die ſtrenge Herrſchaft des Quintilius Varus beruhigt ſchienen, während Arminius die Befreiung des Vaterlandes in der Seele trug, alſo etwa 760 oder 761. Dann würde ſich der Aerger in der Rede des Arminius über das sacerdotium Romanum an der ara ganz beſonders gut erklären, aber Tacitus verfährt in den Reden mit großer Freiheit, ſo daß auf einzelne Ausdrücke in denſelben wenig Gewicht zu legen. Doch ließe ſich auch wohl denken, daß die Ubier zu dieſer ausſchweifenden Verehrung gegen Auguſtus ſich ſchon kurz nach der Gründung der Ara Lugdunensis getrieben gefühlt, als Druſus das ganze linksrheiniſche Germanien von den Vogeſen und den

Ardennen bis zum Rhein bezwungen hatte, kurz vor ſeinem 745 erfolgten Tode. Damals ſollen zuerſt in Rom die Augustalia gefeiert worden ſein (Dio LIV, 31). Dann würde die Anweſenheit des Druſus die Veranlaſſung geweſen ſein, daß man hier wie in Lugdunum dem Auguſtus eine ara mit beſtändigem Dienſte, vielleicht auch mit fünfjährigen Spielen (vgl. Suet. Aug. 59. 99. Dio LIV, 32), gründete.

Die Kölniſchen Forſcher haben freilich aus der Ara Ubiorum etwas ganz anderes gemacht. Wenn man ſich in der ſonderbaren frommen Dichtung erging, die Stadt ſei gleich alt mit der allerſeligſten Jungfrau Maria, ſo war es auch natürlich, daß man bei der Ara Ubiorum lieber an den Altar des Joſua am Jordan dachte, als ſich ſtreng an die Ueberlieferung hielt, und ſo die Ara gleich bei der Ueberſiedlung in das neue Land ſetzen ließ[1]). Da wurde denn natürlich aus der Ara Ubiorum ein Bundesaltar für Römer und Ubier, wie es ſich ſchon Gelenius mit einer bei ihm auffallenden Begeiſterung dachte. Für Wallraf war dies nun gar ein Feſt, und er hätte gar zu gern dieſe Scene durch einen Kölniſchen Rubens dargeſtellt geſehen. Der Altar ward zu gemeinſchaftlichem Opfer und Schwur errichtet; er war „ein einfacher oder doppelter Opferſtein (cippus [?]), ſo groß, daß jede der beiden ſich verbindenden Nationen nach ihrer Weiſe die Handlung und das Opfer daran verrichtete". Soll eine ſolche Sitte römiſch oder deutſch geweſen oder zu dieſem Zwecke etwa von Agrippa erfunden worden ſein? Und wie ſollte man einen ſolchen Opferſtein Ara Ubiorum ſtatt Ara foederis oder societatis genannt haben? Aber es iſt gar zu ſchön, ſo zu ſchwärmen, und ſich gar wie Gelenius darüber zu freuen, daß die Ubier den Römern die Treue bewahrt, wie auch die Kölniſche Kirche an Rom feſtgehalten; daß ſie das gemeinſame Vaterland verrathen, kam nicht in Betracht, und ſo freute man ſich dieſes eingebildeten Bundesaltars und des bei deſſen Gründung gefeierten großen Luſt- und Zechfeſtes.

Doch kehren wir von ſolchen Luftgebilden zur thatſächlichen Wirklichkeit zurück. Um die ara bildete ſich ſpäter ein vicus, der Ara Agrippinensis oder einfach Ara genannt wurde. Auf

---

[1]) Oberſt Wolf läßt eben (Jahrb. LXVIII, 41) ſchon Cäſar ſeinen Marſch auf die damals auf dem rechten Ufer ſtehende Ara Ubiorum richten!

einer von Muratori 1020, 8 gegebenen Inſchrift findet ſich als Bezeichnung der Heimat Ara Agripp. und auf einer andern bei Steiner 3448 iſt der auf Ara folgende unlesbare Zuſatz ohne Zweifel ebenſo zu ergänzen. Eine Reihe anderer Inſchriften mit der Bezeichnung Ara nebſt der Tribusangabe Claudia deutet ebenfalls auf die Ara bei Köln. Es war wohl ein vicus, wie wir auf Kölniſchen Inſchriften auch ex vico Lucretio, ex Varis vi(co) finden. Dieſe wurden ſpäter zur Stadt gezogen, wie in Mainz der vicus novus, der vicus salutaris, der vicus Vobergensis (Jahrb. LXVII, 2 ff.). Schwann bezieht natürlich dieſes Ara Agrippinensis auf ſeine Godesberger Ara Ubiorum, ja er iſt auch nicht übelgeneigt, die Bezeichnung Agrippinensis bei Orelli 1364 (wir fügen hinzu bei Brambach 330. 433. 1989) nicht auf die Stadt Köln zu beziehen; auch die von Freudenberg angeführten cives Agrippinenses Transalpini, die einem canabensis (den Schwann trotz der tribus Pollia aus Köln ſtammen läßt) zu Altofen einen Grabſtein ſetzen, weiſt er von der Hand, den civis Agrippinensis auf einer Mainzer Inſchrift kennt er nicht.

So gern wir dem Godesberg neben ſeinen uralten Heilquellen, deren Steindiplom hoch über das von Italienern erfundene Kölniſche Waſſer hinausreicht [1]), die Ehre gönnen möchten, die Opferſtätte der Ubier für das ganze Land geweſen zu ſein und die Prieſter des Wodan am Landesaltare geſchaut zu haben, von denen freilich der Sohn des Segeſtes gottlos genug geweſen ſein müßte, wie Kaſſandra, die Binde des Gottes von ſich zu werfen, wir müſſen die beiden Legionen, die zur Zeit des Germanicus bei der Ara Ubiorum lagen, für die Heimat der Kaiſerin Agrippina in Anſpruch nehmen, und ſo auch die ara ſelbſt in der nächſten Nähe des römiſchen Köln ſuchen. Dieſe war eben ein trauriges Zeichen der ſchmeichleriſchen Gefügigkeit unſerer ubiſchen Vorfahren, die dem Auguſtus, der ſelbſt und durch ſeine Feldherren ſich den Rhein unterjochen wollte, göttliche Ehre erwieſen. Dabei wollen wir es gern glauben, daß ſie trotz allem auch noch ihren Wodan verehrten, ja ſie mögen auch auf dem Godesberg ihm geopfert haben, aber

[1]) Doch kann das römiſche Köln für ſich einen Parfümeriehändler, einen negotiator seplasiarius, in Anſpruch nehmen, deſſen Grabſtein ſein Muſeum (181) bewahrt.

daß dort eine gemeinsame Opferstätte gewesen, ein Vereinigungspunkt, wie es z. B. der berühmte Tempel der Tanfana bei den Marsen war — das ist eben ein trotz aller mit großer Sicherheit und wiederholter Betheuerung vorgebrachten Beweise nur ein „holder Wahn".

Untersuchungen zu den fränkischen Volksrechten [1]).

Von Richard Schröder.

I. Zur Lex Salica.

Bekanntlich sind wir über die Entstehungsgeschichte der Lex Salica [2]) durch fünf Prologe und einen in zwei verschiedenen Recensionen überlieferten Epilog genauer unterrichtet; da dieselben aber erst später beigefügt sind, so hat die Untersuchung zunächst von dem Inhalte des Gesetzes auszugehen.

Der vielbesprochene Titel 47 de filtortis gewährt dem mit der Anfangsklage belangten Besitzer einer beweglichen Sache, der sich auf seinen Gewährsmann beruft, zur Stellung des letztern vor seinem (des Beklagten) Gericht eine Frist von 40 Nächten, si citra Ligere aut Carbonariam ambo manent, et qui agnoscit et apud quem cognoscitur, und von 80 Nächten, si trans Legerem aut Carbonaria mannent, cum quibus res illa agnoscitur. Die herrschende Ansicht versteht diese Bestimmung von dem Kläger und dem beklagten Besitzer; haben beide ihren Wohnsitz innerhalb der angegebenen Grenzen, so solle die kürzere Frist eintreten, die längere dagegen, wenn Kläger oder Beklagter außerhalb derselben angesessen sei [3]). Diese Auslegung ist durchaus irrationell. Man würde es verstehen, wenn dem aus der Fremde zur Verfolgung

---

[1]) Die hier folgende Abhandlung ist eine neue Bearbeitung der unter dem gleichen Titel erschienenen 'Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Doctorjubiläums Heinrich Thöls am 29. Juli 1879, überreicht von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der K. Bayer. Julius-Maximilians-Universität in Würzburg.' Würzburg 1879. (Nicht im Buchhandel.)

[2]) Ich citire nach der Ausgabe von J. F. Behrend, Berlin 1874, unter Berücksichtigung der synoptischen Ausgabe von J. H. Hessels, London 1880.

[3]) Vgl. Eichhorn, Staats- u. Rechtsgeschichte [5] I, S. 223 Anm. g; v. Bethmann-Hollweg, Der germanisch-romanische Civilprozeß I, S. 483; Siegel, Geschichte des deutschen Gerichtsverfahrens S. 92 Anm. 13; Sohm, Prozeß der Lex Salica S. 107; Waitz, Das alte Recht der sal. Franken S. 59. 157.

ſeiner Sache herbeigeeilten Kläger nach Art des ſpätern Gaſtgerichts die Vergünſtigung eines beſchleunigten Verfahrens zu Theil geworden wäre, aber die Friſt gerade für dieſen Fall zu verdoppeln, erſcheint als eine Gedankenloſigkeit, die man den Saliern nicht hätte zutrauen ſollen! Ganz anders ſtand die Sache, wenn der vom Beklagten benannte Gewährsmann erſt aus weiter Ferne herbeigeholt werden mußte; war dieſer ein Sachſe, Langobarde oder Angelſachſe, ſo brauchte er überhaupt nicht zu kommen, ſondern konnte verlangen, daß Kläger und Beklagter ſich zu ihm bemühten [1]); unter allen Umſtänden aber konnten der Beklagte und ſein Gewährsmann fordern, daß ihnen die nöthige Zeit gelaſſen werde. In dieſem Sinne beſtimmte die Lex Ribuaria 33, 1: iuret, quod ad eam manum trahat, qui ei ipsam rem dedit; et si infra ducatum est, super quatuordecim noctes auctorem suum repraesentet; si foris ducatum, super quadraginta, si autem extra regnum, super octoginta ..... auctorem suum in praesente habeat. Abgeſehen davon, daß die Lex Ribuaria innerhalb des fränkiſchen Reiches einen engern Kreis zieht, das Herzogthum Ribuarien, und für dieſen eine nur vierzehnnächtige Friſt anſetzt, ſtimmt ſie genau mit der Lex Salica überein, nur gibt ſie deutlicher als dieſe zu verſtehen, daß es auf die Entfernung des Gewährsmannes von dem Klageorte ankommt. Die Ausdrucksweiſe in der Lex Salica iſt allerdings incorrect, indem ſie die kürzere Friſt anſcheinend davon abhängig macht, daß der Kläger (qui agnoscit) und der Beklagte (apud quem cognoscitur) innerhalb desſelben Gebiets anſäſſig ſind [2]). Aber die Beſtimmung hinſichtlich der längern Friſt

[1]) Vgl. v. Bethmann-Hollweg a. a. O. I, S. 46 Anm. 29; Siegel a. a. O. S. 93 Anm. 16. Eine intereſſante Kolliſion in dieſer Richtung, und zwar zwiſchen magdeburgiſchem und mähriſchem Stadtrecht, bildet den Gegenſtand einer Brünner Oberhofs-Entſcheidung des 14. Jahrhunderts (Loerſch u. Schröder, Urk.-B. z. Geſch. d. deutſchen Rechts I, Nr. 210). Das Magdeburger Stadtrecht war für die mähriſchen Städte durch ein Privileg von 1356 (Biſchoff, Oeſterreich. Stadtrechte S. 108) in dem Sinne des fränkiſchen Rechts modificirt worden, was Laband, Vermögensrechtliche Klagen S. 127 f. überſehen hat. Vielleicht waren dabei Einflüſſe der flämiſchen Koloniſten maßgebend.

[2]) Der Natur der Sache nach handelte es ſich faſt immer um Entwendungen, die in der Nachbarſchaft vorgekommen waren, wo alſo der Kläger und der erſte Beklagte derſelben Gegend angehörten. So konnte es alſo wohl kommen, daß man den Wohnſitz des definitiven Beklagten (des Gewährsmannes) dem des Klägers und nicht, wie allein correct geweſen wäre, dem des erſten Beklagten gegenüberſtellte.

zeigt deutlich, daß auf den Wohnſitz des Klägers gar nichts ankommt, denn unter den Perſonen, cum quibus res illa agnoscitur, haben wir ausſchließlich den urſprünglichen Beklagten (super quem res illa primitus fuit agnita), ſowie ſeinen Gewährsmann und alle fernern Gewährsmänner zu verſtehen. Durch Stellung des Gewährsmannes ſcheidet der bisherige Beklagte endgültig aus dem Prozeſſe aus, indem er die ſtreitige Sache gegen Rückerſtattung des dafür Geleiſteten ſeinem Gewährsmann ausliefert, der als nunmehriger Beklagter (apud quem cognoscitur) in den Prozeß ganz ſo eintritt, als wäre die Anfangsklage (cognitio, agnitio) von vorn herein gegen ihn gegangen [1]); aber er und alle ſpätern Gewährsmänner (cum quibus res illa agnoscitur) haben ſich zu dem Zweck vor dem zuerſt mit der Sache befaßten Gerichte, d. h. vor dem Gerichte des Beklagten, zu verantworten: ista omnia in illo mallo debent fieri, ubi ille est gamallus, super quem res illa primitus fuit agnita. Der Geſetzgeber denkt ſich dies Gericht einzig innerhalb der angegebenen Grenzen, zwiſchen Liger und Carbonaria, berückſichtigt aber die Möglichkeit, daß der Gewährsmann von jenſeits derſelben kommt.

Hiernach erſcheint das Land zwiſchen Liger und Carbonaria als das Gebiet, für welches die Lex Salica zunächſt erlaſſen wurde. Der Kohlenwald (Silva Carbonaria) war die nordweſtliche Fortſetzung der Ardennen, längs der Sambre bis an die Schelde, und bildete im weſentlichen die Grenze zwiſchen den Gauen Hainau (Hennegau) und Brabant [2]). Unter Liger oder Ligeris hat man vielfach ſtatt der Loire, für die der Name einzig und allein beglaubigt iſt, den bei Gent in die Schelde mündenden Fluß Leye (Legia) oder das Eifelflüßchen Liſer oder gar die Leyre im ſüdweſtlichen Frankreich verſtehen wollen; dieſe durch keinen einzigen urkundlichen Beleg unterſtützten Vermuthungen müſſen hier außer Betracht bleiben [3]).

---

[1]) Vgl. v. Bethmann-Hollweg a. a. O. I, S. 47; Laband a. a. O. S. 124 f.

[2]) Vgl. Waitz, Das alte Recht der ſaliſchen Franken S. 59; Göttinger gel. Anzeigen 1850, S. 334 f.; Verfaſſungsgeſchichte II [2], S. 106; Lognon, Géographie de la Gaule p. 154; Menke in den Erläuterungen zu Spruner-Menkes Hiſt.-geogr. Handatlas S. 33.

[3]) Vgl. Pardessus, Loi Salique p. 391 sq.; Behrend, Lex Salica S. 151; Menke a. a. O. S. 33; Lognon l. c. p. 88 not.; Scherrer, Zeitſchrift für Rechtsgeſchichte XII, S. 263; meine Bemerkungen in den Forſchungen zur

Der Hauptgrund für die Abneigung, unter Liger wirklich den Liger zu verſtehen, war die Anſicht, daß die Lex Salica vor Chlodovech entſtanden ſei, und das Bedenken gegen die Annahme des Kohlenwaldes als Nordgrenze der ſaliſchen Franken[1]). Was den erſten Punkt betrifft, ſo muß allerdings die in Rede ſtehende Beſtimmung des 47. Titels nach der Beſiegung des Syagrius, welche die Grenzen des fränkiſchen Reiches bis an die Loire vorrückte, entſtanden ſein. Man hat dagegen eingewendet, daß das in der Lex Salica hervortretende Königthum nicht das eines Chlodovech geweſen ſein könne[2]), aber man überſieht dabei, daß Chlodovech die ſtarke Herrſchergewalt, welche er ſeinen Nachfolgern hinterließ, erſt ſelbſt erwerben mußte, und daß erſt ſeine Eroberungen ihm ſeinen eigenen Stamm unterworfen haben[3]). Dieſe Stärkung des Königthums iſt nicht vor 496 eingetreten, erſt die Unterwerfung eines zweiten deutſchen Stammes und der Uebertritt des Königs zur römiſchen Kirche haben den Anſtoß gegeben. Einen zweiten Grund gegen die Abfaſſung unter Chlodovech[4]) hat man in den Angaben des längern Prologs, den man mit Recht für den ältern erklärt hat[5]), finden wollen[6]). Der Prolog berichtet, daß die gens Francorum zur Heidenzeit (dum adhuc teneretur barbara) die

deutſchen Geſchichte XIX, S. 171 Anm. 1, S. 471 ff. Den im Frankenreiche beſtehenden Sprachgebrauch, die Loire und den Rhein als Grenzflüſſe zu bezeichnen, laſſen auch Einhart (Vita Caroli c. 15) und der Poëta Saxo v. 167 (Regnabant inter Rhenum Ligeremque priores) erkennen.

[1]) Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II², S. 29 Anm.

[2]) Vgl. Stobbe, Geſchichte der deutſchen Rechtsquellen I, S. 37.

[3]) Vgl. Sohm, Die altdeutſche Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 36.

[4]) Abfaſſung der Lex Salica unter Chlodovech vor 496 haben bereits angenommen: Eichhorn, Staats- und Rechtsgeſchichte⁵ I, S. 222 f.; Pardessus, Loi Salique p. 417. 420 sq. 425; Diplomata I, p. 25 sqq.; v. Richthofen in Richters und Schneiders Kritiſchen Jahrbüchern X, S. 999; Hessels l. c. Introduction p. XII. Beſonders beachtenswerth ſind die auf die Münzverhältniſſe geſtützten Ausführungen Soetbeers in den Forſch. z. deutſch. Geſchichte I, S. 555. 583 ff., auf die mich mein Freund Sohm aufmerkſam gemacht hat.

[5]) Vgl. Waitz, Das alte Recht S. 39 ff.; Göttinger gel. Anzeigen 1850, S. 325 ff.; Feuerbach, Lex Salica S. 66; Stobbe a. a. O. S. 33. Der kürzere Prolog iſt auf dem rechten Rheinufer entſtanden, er bezeichnet die Gerichtsorte, an denen die Redaktions-Kommiſſion zuſammenkam, als ultra Renum gelegen. Vgl. Stobbe a. a. O. S. 40. Anderer Meinung v. Bethmann-Hollweg a. a. O. I, S. 446 f.

[6]) Vgl. Waitz, Das alte Recht S. 82.

Aufzeichnung ihres Rechtes beſchloſſen und einen zu dem Zweck erwählten Ausſchuß von vier Richtern (rectores) mit der Redaktion betraut habe[1]). Dann heißt es: at ubi deo favente rex Francorum Chlodeveus torrens et pulcher et primus recepit catholicam baptismi, et quod minus in pactum habebatur idoneo per proconsolis regis Chlodovehi et Hildeberti et Chlotharii fuit lucidius emendatum. Dieſer Prolog verdient volle Glaubwürdigkeit, er iſt, wie unten zu zeigen ſein wird, gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts niedergeſchrieben und ſteht daher der Abfaſſung des Geſetzes ſo nahe, daß die Ueberlieferung darüber noch friſch und beſtimmt ſein mußte. Daß die Lex Salica noch zur Heidenzeit abgefaßt wurde, wird durch anderweitige Notizen und durch den Inhalt des Geſetzes ſelbſt beſtätigt[2]), nicht minder die Nachricht, daß Chlodovech nach dem Jahre 496 eine Reviſion des Geſetzes vorgenommen habe. Waitz erklärt die hierauf bezüglichen Worte des Prologs dahin: als Chlodovech König der Franken geworden und das Chriſtenthum angenommen, ſei, was weniger paſſend in dem Pactum ſich befand, durch ihn, den Proconſul König Chlodovech, heller verbeſſert worden, — und daraus ſoll ſich dann mit Beſtimmtheit ergeben, daß der Prolog die urſprüngliche Abfaſſung vor Chlodovechs Thronbeſteigung ſetze. Allein dieſe Erklärung ſcheint mit dem Wortlaute des Prologs unvereinbar, der gar nicht davon ſpricht, wie Chlodovech König geworden, ſondern wie der König Chlodovech die katholiſche Taufe empfangen habe. Der Prolog ſagt nicht, daß die Lex Salica unter Chlodovech, aber ebenſo wenig, daß ſie vor Chlodovech entſtanden ſei. Wir ſind daher nicht berechtigt, aus dieſem Grunde die aus dem 47. Titel ſich ergebende Gewißheit, daß dieſer Titel, und die Wahrſcheinlichkeit, daß das ganze Geſetz nach 486 abgefaßt wurde, anzuzweifeln. Den poſitiven Beweis liefert dann aber der Epilog, deſſen älteſte Form, in einer dem Kloſter Weißenburg entſtammten, jetzt zu Wolfenbüttel befindlichen Handſchrift (Heſſels Cod. 2) des 8. Jahrhunderts, folgendermaßen lautet:

[1]) Gens Francorum .... iuxta morum suorum qualitatem desiderans iustitiam .... dictaverunt Salica lege per proceris ipsius gentis, qui tunc tempore eiusdem aderant rectores, electi de pluribus viris quattuor, his nominibus: Wisogastis, Bodogastis, Salegastis et Widogastis, in loca etc. Die Fortſetzung ſ. unten S. 475 Anm. 6.

[2]) Vgl. Waitz, Das alte Recht S. 78; Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands I, S. 279 f.; Grimm, Vorrede zu Merkels Lex Salica S. LXIX.

Explicit lex Saleca, qui vero cunlacio infra hae libros IIII continere viditur. primus rex Francorum statuit a primo titulum usque LXII disposuit iudicare; postmodo (post multum?) autem tempus cum obtimatis suis a LXIII titulum usque ad LXXVIII addedit. sic vero Childebertus rex, post multum autem tempus, pertractavit, quid addere debirit; ita a LXXVIII usque ad LXXXIII perinvenit, quod ibidim digne inposuisse nuscuntur, et sic fratri suo Clotario hec scripta transmisit. post hec vero Clotarius, cum hoc titulus a germano suo seniore gratenter excepit, sic postia cum rignum suum pertractavit, ut quid addere debirit ibidim, quid amplius dibiat construhere, ab LXXXVIIII (?) titolus usque ad LXLIII [1]) statuit permanere; et sic postea fratre suo rescripta direxit, et ita inter eis convinit, ut (i)sta omnia sicut anteriore constructa starent.

Unverkennbar iſt dies nur eine weitere Ausführung der oben angeführten Worte des Prologs über die Ergänzungen der Lex Salica unter Chlodovech, Childebert und Chlothar. Der Prolog muß dem Verfaſſer des Epilogs bereits vorgelegen haben, viel ſpäter kann der letztere aber ebenfalls nicht entſtanden ſein, ſo daß ihm, wenn auch vielleicht nicht in der Angabe der einzelnen Titel, ebenfalls volles Vertrauen geſchenkt werden darf. Die Bezeichnung Chlodovechs als primus rex Francorum ſcheint wörtlich aus dem Prolog herübergenommen zu ſein (rex Francorum Chlodeveus torrens et pulcher et primus), er war ja der erſte König des vereinigten Frankenreiches, zugleich der erſte chriſtliche Frankenkönig; der Hinzufügung des Namens bedurfte es nicht weiter, jeder Franke verſtand, wer gemeint war, wie wenn wir vom „alten Fritz“ oder vom „großen Kurfürſten“ reden. Eben dieſen „erſten König der Franken“ bezeichnet der Epilog aber ausdrücklich als den erſten Urheber der Lex Salica, er hat ſie nicht nur ergänzt, ſondern ſie iſt auch von vorn herein unter ſeiner Regierung entſtanden. Damit erhalten wir eine zuverläſſige Beſtätigung des aus dem 47. Titel Gewonnenen. Auffallend muß es aber doch erſcheinen, daß der Prolog gar nichts davon ſagt, ſondern nur von einem Beſchluſſe der Landesverſammlung ſpricht, was durch den Hinweis auf die

[1]) So iſt mit Waitz (Das alte Recht S. 43) die Zahl LXIII der Handſchrift zu verändern, da der Text der Lex Salica in der Wolfenbütteler Handſchrift 93 Titel hat. Statt LXXXVIIII muß es wohl LXXXIIII heißen.

damals vor dem Volkswillen noch ſtark zurücktretende königliche Gewalt[1]) nicht ausreichend erklärt wird. Der Grund kann nur darin gefunden werden, daß die Lex Salica nicht das Werk eines, ſondern mehrerer Könige geweſen iſt[2]).

Bekanntlich ſtanden die Salier bis zu den letzten Lebensjahren Chlodovechs unter einer größern Zahl von Königen, die wohl ſämmtlich unter einander verwandt und zum Theil durch die in dem Hausrecht der Merowinger vorgeſchriebenen Erbtheilungen in den Beſitz eigener Reiche gekommen ſein mochten[3]). Von dieſen Mitkönigen Chlodovechs werden uns nur zwei ausdrücklich genannt, und zwar bei Gelegenheit des Krieges gegen Syagrius; während Chlodovech vor 486 wahrſcheinlich zu Tournay, wo ſein Vater Childerich begraben lag[4]), Hof hielt, war der Sitz ſeines Vetters und Bundesgenoſſen Ragnachar zu Cambray[5]). Auch Chararich wird in der Nähe des Kriegsſchauplatzes gewohnt haben, da er, von Chlodovech zur Betheiligung an dem Feldzuge aufgefordert, eine zweideutige Haltung einnahm, um den Ausgang abwarten und ſich dann der ſiegreichen Partei anſchließen zu können[6]); wir werden nicht fehl-

[1]) Vgl. Sohm, Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 53 ff., der mit Recht darauf aufmerkſam macht, daß die Lex Salica ſich ſelbſt mehrfach als lex dominica bezeichnet, alſo nicht ohne Mitwirkung der königlichen Gewalt entſtanden ſein kann. Vgl. auch Siegel, Geſchichte des deutſchen Gerichtsverfahrens S. 69. Dagegen nehmen Stobbe a. a. O. S. 37, Beſeler, Die Geſetzeskraft der Capitularien S. 4, v. Sybel, Entſtehung des Königthums S. 105 ff. und Boretius, Beiträge zur Capitularienkritik S. 14 Entſtehung der Lex Salica ohne Mitwirkung der königlichen Gewalt an.

[2]) Zu weit geht W. Sickel, Der deutſche Freiſtaat S. 176 ff., welcher die proceres und rectores des Prologs für die altſaliſchen Gaukönige hält und dieſen die Ernennung der Redaktions-Kommiſſion zuſchreibt, während er die maßgebende Bedeutung der Landesverſammlung und der drei Gerichtsverſammlungen in Abrede ſtellt. Unter den rectores haben wir thungini ('Dinger') zu verſtehen.

[3]) Vgl. Gregor, Hist. Franc. II, c. 41 sq.; Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II², S. 62 f. 103. Daß ſchon die 'gelockten Könige', welche die Salier in Toxandrien, alſo im 4. Jahrhundert, 'nach Bezirken und Gauen' über ſich hatten, ſämmtlich 'aus ihrem erſten und ſo zu ſagen adlichſten Geſchlecht', alſo aus dem Hauſe der Merowinger, entſprungen waren, bezeugt Gregor l. c. II, c. 9.

[4]) Vgl. Waitz a. a. O. II, 29. 47.

[5]) Hist. Franc. II, c. 42. Es ſteht zu vermuthen, daß auch Ragnachars Brüder Richar und Rignomer in derſelben Gegend eigene Reiche beſaßen, doch fehlt es an jedem Anhaltspunkte, um die Lage derſelben zu beſtimmen.

[6]) Hist. Franc. II, c. 41.

gehen, wenn wir ſeinen Sitz auf der andern Seite Chlodovechs in den Küſtengebieten ſuchen [1]). Das von dieſen drei Königen vor 486 beherrſchte Gebiet ſcheint demnach aus den gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts von Chlogio gemachten Eroberungen beſtanden zu haben; vom Kohlenwalde aus, der bis dahin die Südgrenze des ſaliſchen Landes gebildet hatte, war Chlogio nach Tournay, Cambray und ſchließlich bis gegen die Somme vorgedrungen [2]). Das Unternehmen Chlodovechs und Ragnachars gegen Syagrius dehnte dies Gebiet bis zur Loire aus, und dieſe Eroberung gab wohl in erſter Reihe den Anlaß zur Aufzeichnung des ſaliſchen Rechts. Die Verbündeten hielten offenbar auch bei dieſem Friedenswerke zuſammen, denn Tournay und Cambray liegen innerhalb des Gebiets, für welches die Lex Salica zunächſt erlaſſen wurde [3]). Die Berückſichtigung, welche die Lex Salica dem Weinbau zu Theil werden läßt, paßt nur auf das Gebiet ſüdlich des Kohlenwaldes und auf die Moſellande und ſchließt jede Beziehung auf das Land nördlich des Kohlenwaldes aus [4]). Andererſeits nöthigt der Umſtand, daß die älteſte Textform nirgend des Meeres gedenkt [5]), zu der Annahme, daß weder die Küſtenlande nördlich der Somme, die wohl das Reich des Chararich bildeten, noch auch die bald nach 486 von Chlodovech erworbenen Gebiete des aremoricaniſchen Freiſtaates von der Geſetzgebung betroffen wurden. Die von der Landesverſammlung erwählte Redaktions-Kommiſſion hielt ihre Sitzungen an drei verſchiedenen Malſtätten ab [6]). Daß dieſe Malſtätten wirklich

---

[1]) Man hat beſonders an Tarvenna (Thérouanne) im Departement Pas-de-Calais gedacht.

[2]) Zahlreiche Ortsnamen mit der Endung -heim laſſen die ungefähre Ausdehnung der Franken nach dieſer Richtung hin erkennen. Vgl. Waitz, Das alte Recht S. 53 ff.

[3]) Wegen Tournay, das gerade an dem Weſtende der Kohlenwaldlinie gelegen iſt, könnte man zweifelhaft ſein. Waitz, Verfaſſungsg. II, S 106 Anm. 1 hat aber feſtgeſtellt, daß es nicht zu dem altſaliſchen Lande nördlich des Kohlenwaldes gerechnet wurde.

[4]) Näheres hierüber in der unten folgenden Abhandlung über die Ausbreitung des Weinbaues in Gallien, vgl. S. 505 ff.

[5]) Vgl. Waitz, Das alte Recht d. ſal. Franken S. 61 f. Charakteriſtiſch iſt, daß der Münchener Codex (Hefſels Cod. 3) die oben (S. 468) beſprochenen Worte 'citra Ligere aut Carbonariam' umwandelt in 'citra mare aut Carbonaria'.

[6]) Gens Francorum .... dictaverunt Salica lege per proceris ipsius gentis, qui tunc tempore eiusdem aderant rectores, ... in loca nomi-

Saleheim (Salchamae), Bodoheim (Bodochamae) und Widoheim (Widochamae) hießen, hat man neuerdings ohne Grund in Zweifel gezogen [1]); man muß ſie aber nicht wie bisher in dem altſaliſchen Lande nördlich des Kohlenwaldes, am wenigſten an der Yſſel, an der niemals ſaliſche Franken gewohnt haben, ſuchen. Ein Widingaham, das ſprachlich genau dasſelbe wie Widoham bedeutet, iſt in der Nähe der Canche, Departement Pas-de-Calais, nachgewieſen [2]); dasſelbe wird, ſeiner Lage nach, zu dem Reiche von Tournay gehört haben. Ein Sala oder Salae oder Salum im pagus Laudunensis (bei Lâon) begegnet bei Guérard, Polyptique de St. Remi de Reims p. 18; wir befinden uns hier freilich ſchon auf romaniſchem Boden und es muß zweifelhaft erſcheinen, ob dort ſchon ſo bald nach der Eroberung das ſaliſche Element ſo ſtark war, um eine ſo wichtige Gerichtsverſammlung abhalten zu können. Eher iſt anzunehmen, daß einer der beiden andern Orte in dem Reiche von Cambray und einer in den Moſellanden [3]) gelegen habe, indem die Verhandlungen an den drei Malſtätten doch wohl den Zweck hatten, dem im Auftrage der Stammesverſammlung von der Viererkommiſſion verfaßten Geſetzentwurfe in den verſchiedenen Theilen des Geſetzgebungs-Gebiets die Kraft eines Weisthums zu verleihen [4]).

Daß Chlodovechs Geſetzgebung ſich auf das Binnenland zwiſchen

---

nancium Salchamae, Bodochamae, Widochamae, qui per tres mallos convenientes omnes causarum origines sollicite discuciendum tractandis de singulis iudicibus decreverunt hoc modo. Vgl. Sohm, Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 52 f.

[1]) Vgl. Kern, Die Gloſſen in der Lex Salica S. 184. Derſelbe bei Heſſels, Lex Salica S. 561 f. Nur die Namen der vier Richter erſcheinen ſagenhaft und den Namen der Gerichtsorte frei nachgebildet. Vgl. Waitz, Das alte Recht S. 65 f. 68; Sohm a. a. O. S. 52 Anm. 43; Grimm, D. Wörterb. B. IV, Abth. 1, Hälfte 1, S. 1455.

[2]) Waitz, Das alte Recht S. 55. 66; Guérard, Cartulaire de St. Bertin p. 107. 126 (877). 133 (891); Polyptique d'Irminon 403. Ueber die Bedeutung des eingeſchobenen inga vgl. Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch II², S. 905 f.

[3]) Ueber den ſalfränkiſchen Charakter der Moſellande und ihre Zugehörigkeit zu dem Reiche Childerichs I. und Chlodovechs vgl. Forſchungen z. deutſch. Geſchichte XIX, S. 144. 167 ff.; v. Sybels Hiſtor. Zeitſchrift N. F. VII, S. 45 f.

[4]) Dieſe Gerichtsverhandlungen erfolgten natürlich in deutſcher Sprache, das Weisthum wurde aber in lateiniſcher Sprache redigirt, weil die fränkiſche Sprache noch nicht Schriftſprache war. Nichts berechtigt, von einer lateiniſchen Ueberſetzung eines deutſchen Originals zu reden.

Kohlenwald und Loire beſchränkte [1]), erklärt ſich einfach aus dem Umſtande, daß das altſaliſche Gebiet nördlich des Kohlenwaldes damals noch nicht zu ſeinem Reiche gehörte. Man könnte freilich dem entgegenſetzen, daß nach der von Jakob Grimm unternommenen Reconſtruction der malbergiſchen Gloſſe das Geſetz ſich ſelbſt als Seolando eua (Seelandsrecht), Shald eua (Schelderecht), Discoland eua (Toxanderlandsrecht) bezeichne [2]), allein die Unterſuchungen von Kern haben dargethan, daß dieſe Reconſtruction ſprachlich unzuläſſig iſt [3]). Richtig iſt, daß die Gebiete, von denen die ſaliſche Wanderung ausgegangen iſt, auch fernerhin zum größten Theile ſaliſch geblieben ſind und ſaliſches Recht gehabt haben [4]): Nordgrenze der Salier blieb nach wie vor der Niederrhein (ſaliſche Grenzgaue Teſterbant und Batua), wo ſie mit den Weſtfrieſen und den Chamaven zuſammenſtießen, Weſtgrenze der Rhein von Uerdingen bis gegen Emmerich (ſaliſcher Grenzgau der Hattuariergau), dann die Maas und die Ourte (ſaliſche Grenzgaue Maſaland, Hasbania, pagus Condrustinsis). Aber dieſe Gebiete ſtanden gegen Ende des 5. Jahrhunderts noch nicht unter Chlodovech, ſondern hier haben wir die Reiche ſeiner oben erwähnten Mitkönige, die uns größtentheils nicht einmal dem Namen nach bekannt ſind, zu ſuchen. Erſt durch den blutigen Staatsſtreich, der ihm gegen Ende ſeiner Laufbahn die Alleinherrſchaft über die Salier verſchaffte, kam Chlodovech in die Lage, ſein Geſetz auch hier einzuführen. Einer ausdrücklichen Einführung bedurfte es übrigens ſchwerlich, da die Lex Salica in der Hauptſache nur eine Redaktion des bisherigen ſaliſchen Gewohnheitsrechts war und daher nördlich des Kohlenwaldes ebenſo gut recipirt werden konnte, wie in den Gebieten der ſtammverwandten chattiſchen Franken [5]).

[1]) In dieſer Beſchränkung liegt auch der Grund für die ſonſt auffallende Thatſache der verhältnißmäßig bedeutenden Rückſichtnahme der Lex Salica auf das romaniſche Element. Vgl. Roth, Geſchichte des Beneficialweſens S. 80. Hartmann i. d. Forſch. z deutſch. Geſch. XVI, S. 613 f.

[2]) Vgl. Grimm in Merkels Ausgabe der Lex Salica, Vorrede S. LVII ff.

[3]) Vgl. Kern, Die Gloſſen in der Lex Salica S. 21—27. Seiner eigenen frühern Erklärung hat Kern jetzt freilich in Heſſels Lex Salica S. 477 ff. eine andere gegenübergeſtellt.

[4]) Vgl. meine Zuſammenſtellungen in v. Sybels Hiſtor. Zeitſchrift N. F. VII, S. 47 ff.

[5]) Ueber dieſe ſind meine Abhandlungen 'Die Ausbreitung der ſaliſchen Franken' in den Forſchungen z. deutſch. Geſchichte XIX, S. 139—172 und

Das Gebiet zwiſchen Kohlenwald und Loire, dem die Formeln von Angers, die des Markulf und wohl auch alle übrigen ſaliſchen Formelſammlungen angehören, wurde noch auf lange hinaus, wohl in der Erinnerung an den primus rex Francorum, als der eigentliche Kern des Merowingerreiches angeſehen. Hier lagen die Königsſitze Paris, Soiſſons, Reims, Orleans, und bei allen Reichstheilungen galt es als ſelbſtverſtändlich, daß, welche Reiche auch ſonſt dem einzelnen zufielen, jeder Theilhaber auch ein Stück jenes Kernlandes zwiſchen Kohlenwald und Loire erhielt [1]).

Nach Chlodovechs Tode im Jahre 511 kam das altſaliſche Land bis zur Somme oder doch mit Sicherheit das Land zwiſchen Kohlenwald und Somme mit der Hauptſtadt Soiſſons an den jüngſten Sohn, Chlothar I., das Land zwiſchen Somme und Loire mit Paris an Childebert I., während Theoderich die deutſchen Lande (Auſtraſien) und ein Stück des Kernlandes mit Reims, Chlodomer die gothiſchen Lande und das Gebiet von Orleans erhielt. Nach dem Tode Chlodomers im Jahre 524 verbanden ſich ſeine Brüder Childebert und Chlothar zur Beſeitigung ſeiner Söhne und theilten ſein Reich [2]), ſo daß nunmehr mit Ausnahme der Umgegend von Reims und der Moſellande das ganze Gebiet der Lex Salica in ihren Händen vereint war. Dies mag die Veranlaſſung zu der gemeinſamen Geſetzgebung, welche der Epilog als die Fortſetzung der von Chlodovech unternommenen Reviſion der Lex Salica auffaßte, gegeben haben. Wir erfahren, daß jeder der beiden Könige ſich zunächſt mit ſeinem Landtage verſtändigte und darauf dem andern Theile Mittheilung von den gefaßten Beſchlüſſen machte. Das Ergebniß dieſer correſpondirenden geſetzgeberiſchen Thätigkeit liegt uns vor; es iſt kein eigentliches Nachtragsgeſetz zu dem ſaliſchen Volksrecht, kein Capitulare legi addendum, ſondern ein Landfriedensgeſetz, der ſ. g. Pactus pro tenore pacis domnorum Childeberti et Chlotharii regum mit dem dazu

Die Herkunft der Franken' in der Hiſtor. Zeitſchrift N. F. VII, S. 1—65 zu vergleichen.

[1]) Vgl. Roth, Geſchichte des Beneficialweſens S. 55 ff.; Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 105 ff.; Lognon, Géographie de la Gaule p. 90—152; Menkes Nebenkarten zu Spruner-Menkes Hiſt.-geograph. Handatlas, Merowinger-Karolinger Nr. 1.

[2]) Es iſt beſtritten, für unſere Frage aber unerheblich, ob auch Theoderich einen Antheil erhalten hat.

gehörigen ſ. g. Decretum Chlotharii [1]). Allerdings werden dieſe Geſetze vielfach nicht den Brüdern Childebert I. und Chlothar I., ſondern den Vettern Childebert II. und Chlothar II. zugeſchrieben [2]), und es iſt zuzugeben, daß die Bezeichnung der beiden Geſetzgeber als fratres oder germani nicht entſcheidend gegen dieſe Annahme ins Gewicht fällt, da Könige ſich, ſelbſt wenn ſie nicht verwandt waren, Brüder nennen konnten, aber andere Gründe machen die Annahme einer gemeinſamen geſetzgeberiſchen Thätigkeit Childeberts II. und Chlothars II. zur Unmöglichkeit. Der letztere war, als ſein Vetter Childebert II. ſtarb (596), zwölf Jahre alt, wurde alſo eben erſt mündig und kann daher für ſeine Perſon mit jenem keinen gemeinſchaftlichen geſetzgeberiſchen Akt vollzogen haben. Er könnte freilich den Namen zu einem Akte der Regierungsvormundſchaft hergegeben haben, aber die Vormundſchaft war Gegenſtand des Streites; Guntchram, der ſie für ſich in Anſpruch nahm, konnte in den eigentlich ſaliſchen Landestheilen nicht durchdringen, und die von den ſaliſchen Großen, namentlich dem Hausmeier Landerich,

[1]) Vgl. Pardessus, Loi Salique p. 434 sq.; Boretius, Beiträge zur Capitularienkritik S. 22 ff. und in Behrends Ausgabe der Lex Salica S. 100; Waitz, Das alte Recht S. 87; Verfaſſungsgeſchichte II, S. 655 Anm. 3.

[2]) Vgl. Eichhorn, Staats- und Rechtsgeſchichte I, S. 224; Pertz, Mon. Germ. Leg. I, p. 7. 11; v. Bethmann-Hollweg a. a. O. I, S. 462 Anm. 75 (gegen S. 499 Anm. 13); Waitz, Das alte Recht S. 39 f. 88; Gengler, German. Rechtsdenkmäler S. 43; Pardessus, Diplomata t. I. Prologomena p. 366 sq.; Sohm, Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 44. 51. 182. Der letztere macht Zeitſchrift f. Rechtsgeſchichte V, S. 413 f. ſelbſt darauf aufmerkſam, daß die in dem Landfriedensgeſetze c. 1, 2 auf den Diebſtahl geſetzte Todesſtrafe ſchon lange vor Chlothar II. feſtſtand. Den von ihm angeführten Beiſpielen iſt noch hinzuzufügen Gregor, De gloria martyrum c. 73, De miraculis s. Juliani c. 16, De virtutibus s. Martini c. 21. Die richtige Auffaſſung u. a. bei Stobbe, Rechtsquellen I, S. 45 ff.; Boretius, Capitularienkritik S. 24 und bei Behrend S. 100; Türk, Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte III, S. 176; Heſſels, Lex Salica S. 415; Hartmann i. d. Forſchungen z. deutſch. Geſch. XVI, S. 610 f. Der letztere beruft ſich mit Recht darauf, daß c. 12 des Landfriedensgeſetzes in Uebereinſtimmung mit Lex Salica Tit. 40, 9 und 10 einen durch das Edikt Chilperichs c. 7 aufgehobenen Rechtsſatz enthält, alſo vor dieſem entſtanden ſein muß. Vgl. Sohm, Prozeß der Lex Salica S. 130 Anm. 4. Zu beachten iſt auch die Verſchärfung der §§. 2, 5, 17 des Landfriedensgeſetzes durch §§. 7, 9, 10, 11 des Edikts Childeberts II. von 596. Das letztere iſt auch beachtenswerth durch die Einführung der Todesſtrafe für Entführung (§ 4), wodurch Lex Salica Tit. 13, 4 und das erſte merowingiſche Kapitulare c. 6 (Behrend, Lex Salica S. 90) abgeändert wurde.

geführte Vormundſchaft ſtand ſo überwiegend unter dem Einfluſſe der ränkevollen Fredegunde, der Todfeindin Childeberts, daß es bei aller in dem Hauſe der Merowinger geübten Heuchelei doch undenkbar erſcheinen muß, daß der Sohn der Brunichilde gegenüber der Furie ſeines Hauſes von germanitatis caritas und indisruptum vinculum hätte ſprechen ſollen [1]). Bedeutende ſaliſche Gebiete, die ihn zu einer ſaliſchen Geſetzgebung veranlaſſen konnten, beſaß Childebert II. allerdings, aber erſt ſeit 584, indem er nach Chilperichs Tode dem Sproſſen der Fredegunde die Anerkennung verſagte und ſich ſeines Landes zu bemächtigen ſuchte, ſelbſt die Hauptſtadt Soiſſons in ſeinen Beſitz brachte [2]), und dann nach 593, wo Childeberts Streben dahin ging, ſich die ganze Hinterlaſſenſchaft ſeines Oheims Guntchram auf Koſten ſeines Vetters und Miterben Chlothar anzueignen. Wahrlich, zu einem gemeinſamen Akte friedlicher Geſetzgebung Hand in Hand mit Fredegunde und Chlothar hätte kein ſchlechterer Zeitpunkt gewählt werden können! Dagegen beſtand unter Childebert I. und Chlothar I. während der erſten Hälfte ihrer Regierungszeit das beſte Einvernehmen, erſt von 534 an finden wir ſie wiederholt als Gegner [3]). Wir werden ihre gemeinſame geſetzgeberiſche Thätigkeit daher in jene erſte Zeit zu ſetzen haben, vielleicht, wie ſchon oben bemerkt, bald nach 524, wo ihr Bund den Söhnen ihres Bruders Chlodomer Herrſchaft und Leben koſtete [4]). Für eine noch frühere Zeit ſcheint eine Bezugnahme auf das erſte Concil von Orleans vom 10. Juli 511 [5]) zu ſprechen.

---

[1]) Pactus c. 16: quia propiciante Domino inter nos germanitatis caritas, indisruptum vinculum, custoditur, centenarii inter communes provincias licentiam habeant latrones persequere. Ueber die Beziehungen der Höfe Childeberts II. und Chlothars II. zu einander vgl. u. a. Gregors Hist. Franc. VII, c. 7. VIII, c. 28 sq. X, c. 28. Gesta Franc. c. 36.

[2]) Vgl. Gregor, Hist. Franc. IX, c. 36.

[3]) Hist. Franc. III, c. 28. 31. IV, c. 16 sq.

[4]) Ibid. III, c. 18.

[5]) Mansi, Conciliorum collectio VIII (1762), p. 347 sqq. Vgl. Löning, Geſchichte des deutſchen Kirchenrechts II, S. 537 f. Von ſpätern Concilien könnten allenfalls noch das vierte und fünfte von Orleans, von 541 und 549, in Betracht kommen. Die Angabe des Epilogs (S. 473), daß die Geſetzgebung der beiden königlichen Brüder erſt lange nach der ihres Vaters (post multum tempus) ſtattgefunden habe, würde allerdings gegen eine Bezugnahme auf das erſte Concil von Orleans ſprechen.

Pactus pro tenore pacis.	*Concilium Aurelianense I.*
c. 14. Nullus latronem vel quemlibet culpabilem, sicut cum episcopis convenit, de atrio ecclesiae extrahere praesumat. quod si sunt ecclesiae, quibus atria clausa non sunt, ab utrasque partibus parietum terrae spacium aripennis pro atrio observetur.	can. 1. De homicidis, adulteris et furibns, si ad ecclesiam confugerint, id constituimus observandum, quod ecclesiastici canones decreverunt et lex Romana constituit: ut ab ecclesiae atriis vel domo episcopi eos abstrahi omnino non liceat, sed nec aliter consignari, nisi ad evangelia datis sacramentis de morte, de debilitate et omni poenarum genere securi, ita ut ei, cui reus fuerit criminosus, de satisfactione conveniat.
c. 15. Quod si cuiuslibet servus deserens dominum suum ad ecclesiam confugerit, ubi primum dominus eius advenerit, continuo excusatus reddatur.	can. 3. Servus, qui ad ecclesiam pro qualibet culpa confugerit, si a domino pro admissa culpa sacramenta susceperit, statim ad servitium domini sui redire cogatur.

Als nach Clothars I. Tode (561) das vorübergehend in ſeiner Hand vereinigt geweſene Geſammtreich abermals nach den Grundſätzen von 511 getheilt wurde, erhielt ſein Sohn Chilperich dasſelbe Gebiet, welches damals Chlothars Antheil gebildet hatte, während Charibert († 567) das Reich Childeberts I. bekam [1]). Nach Chariberts Tode ſuchte Chilperich gegen den mit ſeinen Brüdern abgeſchloſſenen Vertrag alles an ſich zu reißen, aber erſt nach dem Tode ſeines Bruders Sigibert (575) wurden ſeine Wünſche erfüllt. Von da an bis zu ſeinem 584 erfolgten Tode ſah er ſich im Beſitze faſt des ganzen ſaliſchen Landes von der Schelde bis zu den Pyrenäen [2]), namentlich auch Tours und Poitiers, die zu Sigiberts Theil gehörten und 573 und 574 ſchon einmal vorübergehend in Chilperichs Händen geweſen waren, ſtanden jetzt unter ſeiner Herr-

[1]) Hist. Franc. IV, c. 22.

[2]) Vgl. Lognon l. c. p. 125. 140 sqq.

ſchaft [1]). Das zur Ergänzung der Lex Salica erlaſſene Edikt Chilperichs [2]) kennt dieſen Zuſtand bereits, indem es c. 1 beſtimmt:

Pertractantes in Dei nomen cum viris magnificentissimis obtimatibus vel antrustionibus et omni populo nostro convenit, quia fluvium Caronna hereditas non transiebat, ubi et ubi in regione nostra hereditas detur, sicut et reliqua loca ut et Turrovaninsis hereditatem dare debent et accipere.

Es handelte ſich um die Herausgabe von Erbſchaften an auswärtige Erben. Bisher waren keine Erbſchaften über die Garonne gegangen; das Land zwiſchen der Garonne und den Pyrenäen (Novempopulana) war zwar nach Chariberts Tode größtentheils an Chilperich gekommen und von ihm ſeiner Gemahlin Galſuintha als Witthum und Morgengabe überwieſen worden, aber noch in demſelben Jahre (567) hatte Chilperich durch die Ermordung Galſuinthas das Recht an dem Lande verwirkt und ſein Bruder Sigibert im Namen der Brunichilde Beſitz davon ergriffen [3]). Es war ſicher eine Folge des feindlichen Verhältniſſes zwiſchen den Brüdern, daß Sigibert von dort keine Erbſchaften in das Reich Chilperichs verabfolgen ließ, der letztere aber ſelbſtverſtändlich von dem Rechte der Retorſion Gebrauch machte. Ebenſo war es mit dem viel umſtrittenen Gebiete von Tours und Poitiers, deſſen Bewohner unter den Turrovaninses (entſtellt aus Turoninses) zu verſtehen ſind [4]). Nachdem Chilperich im Jahre 575 beide Gebiete mit ſeinem Reiche vereinigt hatte, ſollte dieſe Abſperrung aufhören; wie in ſeinem ganzen Reiche, ſo ſollte nun auch in den Gebieten um Tours und jenſeits der Garonne volle Erbſchafts-Freizügigkeit gelten [5]).

War dieſe Beſtimmung eine ſolche, wie der König ſie auch kraft eigener Machtvollkommenheit hätte erlaſſen können, ſo ſtellen

---

[1]) Hist. Franc. IV, c. 47 sqq. V, c. 2. 4. 26. 28. 47 sq. VII, c. 12 sqq. IX, c. 6 sq. 30. 40.

[2]) Mon. Germ. Leg. II, p. 10 sq.; Behrends Ausgabe der Lex Salica S. 105 ff.; Heſſels S. 409 f.; Pardessus, Diplomata I, p. 143.

[3]) Vgl. den Vertrag von Andelot, Hist. Franc. IX, c. 20.

[4]) Vgl. Boretius in Behrends Lex Salica S. 105 Anm. 1. Die Erklärung von Pertz aus dem Gau Tervanna iſt unbrauchbar, da dieſer ſtets unbeſtritten unter Chilperich geſtanden hatte.

[5]) Verfehlt iſt die Erklärung unſerer Stelle bei Pardessus, Diplomata I, p. 143 not. 2 u. 3, wonach an die Einführung des ſaliſchen Erbrechts in die bisher dem Weſtgothenrechte unterworfenen Gegenden zu denken wäre.

die c. 2—4, die ebenfalls erbrechtlicher Natur ſind, ſich als wichtige materielle Abänderungen des altſaliſchen Privatrechts heraus. Das Edikt Chilperichs war im Gegenſatze zu dem Landfriedensgeſetze Childeberts I. und Chlotars I. ein wirkliches Capitulare legi addendum [1]). Der König erließ hier Beſtimmungen für „alle ſeine Leute" (omnibus leodibus nostris, c. 2), knüpfte an das Recht an, welches die „Leute ſeines Vaters unter ſich" beobachtet hatten (leodis, qui patri nostro fuerunt, ... intra se, c. 3). Hier waren, während c. 1 alle Einwohner der betreffenden Gebiete, gleichviel welcher Nationalität, im Auge hatte, offenbar die ſpeciellen Landsleute des Königs, die Salier, gemeint, auch nicht bloß die Großen oder die Krongutsbeſitzer, an die man bei dem Worte leudes wohl gedacht hat, ſondern alle, die in dem Reiche Chilperichs nach ſaliſchem Rechte lebten. Leudis beſagt hier dasſelbe wie barbarus Salicus (L. Sal. 14, 1) oder Francus aut barbarus qui legem Salega vivit [2]). Die das Eherecht betreffenden Beſtimmungen c. 2 und 4 laſſen keinen Zweifel darüber [3]), und damit iſt auch der Boden für das berühmte Erbgeſetz c. 3 gegeben [4]). Dasſelbe han-

[1]) Vgl. Boretius, Beiträge zur Capitularienkritik S. 18 Anm. 1; Gierke in der Zeitſchrift für Rechtsgeſchichte XII, S. 438 f.

[2]) Ueber den letztern vgl. Sohm, Reichs- u. Gerichtsverfaſſung I, S. 570 ff. Daß unter leudes in den ſalfränkiſchen Quellen immer nur die Salier verſtanden ſeien, ſoll hier keineswegs behauptet werden. Das Wort war eben vieldeutig wie unſer 'Leute'. Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 273 ff.

[3]) Daß der Reipus, d. h. die bei der Wiederverheirathung einer Wittwe von dem Bräutigam an ihren Vormund zu zahlende Summe von 3 Solidi 1 Denar, und die auf Nichtentrichtung derſelben geſetzte hohe Buße von 62½ Solidi durch c. 2 allgemein und nicht bloß für gewiſſe Klaſſen der Bevölkerung aufgehoben werden ſollte, iſt klar. Daß aber überhaupt an den Reipus und nicht, wie Waitz a. a. O. S. 274 Anm. 2, von der Variante rebus ausgehend, vermuthet, an die Beſitzungen (res) der leudes zu denken, ergibt ſich aus der Bezeichnung der in Frage ſtehenden Einrichtung als modica res, die unmöglich auf herrſchaftlichen Grundbeſitz bezogen werden kann, bei dem Verhältniß zwiſchen dem Betrage des Reipus und dem der Buße aber durchaus angemeſſen erſcheint. Da Chilperichs Edikt außerhalb der Grenzen ſeines Reiches keine Geltung hatte, ſo blieb der von ihm aufgehobene Reipus dort beſtehen. Vgl. meine Geſchichte des ehel. Güterrechts I, S. 56 ff. 63. Eine andere Anſicht über die Bedeutung des Reipus bei Sohm, Das Recht der Eheſchließung S. 63 f. S. auch Roth, Geſch. d. Beneficialweſens S. 285; v. Amira, Erbenfolge und Verwandtſchaftsgliederung S. 32 ff.

[4]) Ueber alles Folgende vgl. meinen Aufſatz die 'Ausbreitung der ſaliſchen Franken. Zugleich ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Feld-

delt von dem in der Gemeindefeldflur belegenen und dem Markgenoſſenrechte unterworfenen Grundbeſitz der „Nachbaren“ (vicinos habens), im Gegenſatze zu den ſelbſtändigen Gutsbezirken oder Herrenhöfen [1]). Die letztern waren den Saliern ſchon in der älteſten Zeit bekannt, wir wiſſen von dem Batavenfürſten Civilis, daß er Villen und Ländereien beſaß [2]); aber ſie werden nur beim Adel vorgekommen ſein [3]), denn an ſich war das Volk und nach dem Uebergange zur Monarchie der König der einzige Grundeigenthümer, von dem aller private Grundbeſitz abgeleitet wurde [4]). So haben wir auch die bei den ſaliſchen Franken vorkommenden Herrenhöfe oder Salgüter [5]) unbedenklich auf königliche Schenkungen

gemeinſchaft' in den Forſchungen zur deutſch. Geſchichte XIX, S. 139—172. Im Weſentlichen ſtimme ich überein mit den Ausführungen Gierkes über das 'Erbrecht und Vicinenrecht im Edikt Chilperichs', Zeitſchrift für Rechtsgeſchichte XII, S. 430 ff., die ich leider früher überſehen habe. Die entgegenſtehende Auffaſſung von Inama-Sternegg, Deutſche Wirthſchaftsgeſchichte Bd. I bedarf, da der Verfaſſer dieſes im übrigen vortrefflichen Werkes von ganz andern Grundanſchauungen ausgeht, einer ausführlichern Widerlegung.

[1]) Vgl. Gierke a. a. O. S. 435 ff.

[2]) Tac. Hist. V, 23: Cerialis insulam Batavorum hostiliter populatus, agros villasque Civilis intactas nota arte ducum sinebat.

[3]) Daß der germaniſche Adel urſprünglich an der regelmäßigen Ackerverlooſung Theil nahm und dabei größere Antheile erhielt, ergibt ſich aus Tac. Germ. c. 26: secundum dignationem partiuntur. Da wird es ſich dann leicht gemacht haben, daß anſehnliche Geſchlechter das Ihrige dauernd behielten, während für Gemeinfreie die Verlooſung noch Jahrhunderte hindurch feſtgehalten wurde. Vgl. de Laveleye, Das Ureigenthum, ins Deutſche überſetzt von Bücher S. 72; Wagner, Allg. Volkswirthſchaftslehre I², S. 668.

[4]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 147 und die daſelbſt Anm. 4 angeführte Literatur; v. Bethmann-Hollweg, Der germaniſch-romaniſche Civilprozeß I, S. 396 Anm. 14; Wenzelburger, Geſchichte der Niederlande I, S. 25. Die franzöſiſchen Könige haben an dieſer Theorie feſtgehalten. Vgl. Laveleye a. a. O. S. 266.

[5]) Forſchungen a. a. O. S. 149 f. Ich muß daran feſthalten, daß der Ausdruck terra salica ganz und gar nichts mit dem Volksnamen der Salier zu thun hat. Auch Chriſtus, 'der Herr', wurde Salicus genannt. Vgl. Du Cange, Glossarium ed. Henschel VI, p. 39. Vgl. auch p. 485 not. 4. Auf die Beſitzer ſolcher Salgüter bezieht ſich c. 12 des Landfriedensgeſetzes Childeberts I. und Chlothars I.: de potentibus .... qui per diversa possedent, vgl. Hartmann a. a. O. S. 610, man nahm wohl an, daß nur ſolche Gutsherren Sklaven haben könnten. Auch der Gegenſatz der meliores und minoflidi in dem erſten fränkiſchen Kapitulare c. 9 (Behrend S. 91) ſcheint die Gutsherren einerſeits, die 'Nachbaren' andererſeits im Auge zu haben.

zurückzuführen. Dieſelben waren freies, vererbliches und veräußerliches Eigenthum [1]) und unterſchieden ſich von den Beſitzungen der Römer nur dadurch, daß ſie nicht wie dieſe der beweglichen und darum der Steuerſchraube unterliegenden Grundſteuer [2]), ſondern einem feſten Zinſe, wahrſcheinlich einem Zehnt (Salzehnt, Königszehnt), unterworfen waren [3]), und daß ſie ſich nur im Mannsſtamme vererbten [4]). Dieſen ſelbſtändigen Gutsbezirken ſtanden die im Gemeindeverbande befindlichen Beſitzungen gegenüber. Auch dieſe gingen auf den König als die Quelle alles privaten Grundbeſitzes zurück, aber das königliche Obereigenthum blieb gewahrt, der König behielt das Recht, jedem Fremden die Niederlaſſung in der Gemeindeflur und die Theilnahme an den Gemeindenutzungen auch wider den Willen der „Nachbaren“ zu geſtatten [5]), und außerdem erhob er von jedem Beſitzer eine Abgabe, beſtehend in einem Schweinezehnt (dehem), Weidegeldern und Ackergeldern [6]). Wie die Franken, wenn ſie römiſche Beſitzungen erwarben, ſich wohl der Grundſteuer unterwerfen mußten [7]), ſo hatten die Römer,

---

[1]) Vgl. Roth, Beneficialweſen S. 204 ff.; Feudalität und Unterthanenverband S. 51 ff.; Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 248 f.

[2]) Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 565 f.; Roth, Beneficialweſen S. 85 ff.

[3]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 150.

[4]) Der berühmte Satz der Lex Salica 59, 5: De terra vera nulla in muliere hereditas non pertinebit, sed ad virilem sexum, qui fratres fuerint, tota terra perteneat, hatte urſprünglich beide Arten des ſalfränkiſchen Grundbeſitzes, die Herrenhöfe wie die Bauerngüter in der Gemeindeflur, im Auge, aber nachdem für die letztern ein erweitertes Erbrecht eingeführt worden war, galt er nur von den erſtern, und die Handſchriften ſchrieben jetzt ſtatt terra vielmehr: terra salica. Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 148 f. Dieſer Zuſatz beginnt in den Handſchriften zu einer Zeit, wo die Beſtimmung nicht mehr auf alle ſaliſchen Beſitzungen Anwendung findet, ein klarer Beweis, daß terra salica nicht terra Salica bedeutet. Anderer Meinung Sohm, Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 45.

[5]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 147.

[6]) Die letztern werden auch 'Königsſcheffel' genannt. Im J. 912 ſchenkte König Konrad I. der Abtei zu Weilburg den Hof Rechtenbach in pago Logenehe (Lahngau) in comitatu Ottonis, nec non in omni comitatu tertiam partem modiorum regis. S. Kremer, Origines Nassoicae II, p. 48 no. 29. Desgl. 913 im Gau Heigera terciam partem modiorum regis in eodem pago vel comitatu. Ibid. II, p. 49 no. 30.

[7]) Vgl. Pardessus, Loi Salique p. 559; v. Sybel, Entſtehung des deut-

wenn ſie ſich in einer ſaliſchen Gemeinde niederließen, die damit verbundenen Laſten zu übernehmen. Dies galt insbeſondere auch von den kirchlichen Beſitzungen, bis Chlothar I. in ſeiner Verordnung vom Jahre 560 c. 11 darauf verzichtete: Agraria, pascuaria vel decimas porcorum ecclesiae pro fidei nostrae devotione concedimus, ita ut actor aut decimator in rebus ecclesiae nullus accedat [1]). Das hatte einen doppelten Sinn: die Befreiung der Kirche hinſichtlich der auf ihre Rechnung bewirthſchafteten Hufen [2]), und das Recht der Kirche, die fiskaliſchen Abgaben ihrerſeits von ihren auf Gemeindeland angeſiedelten Bauern zu erheben [3]). Im übrigen blieben dieſe Abgaben zu Recht beſtehen, erſt im Laufe vieler Jahrhunderte haben ſie zum Theil einen andern Charakter angenommen, indem insbeſondere die Ackergelder bei den in dauernde Kultur und feſtes Privateigenthum übergegangenen Ländereien vielfach erhöht oder in einen feſten Grundzins umgewandelt wurden und nur bei der Einräumung von Rottwaldungen, und da zum Theil bis in unſer Jahrhundert hinein, als „Waldrecht", „Forſtrecht", ius silvaticum in alter Weiſe fortgedauert haben [4]).

ſchen Königthums S. 243. Die Sache iſt allerdings beſtritten. Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 579 ff.

[1]) Mon. Germ. Leg. I, p. 2 sq. Mit Pertz, Pardeſſus (Diplomata I, p. 120 sq.) und Roth (Geſch. d. Beneficialweſens S. 224 Anm. 3) bin ich der Anſicht, daß dies Geſetz von Chlothar I. und nicht, wie u. a. von Eichhorn, Waitz und neuerdings von Boretius (Beitr. z. Capitularienkritik S. 21 f.) angenommen wird, von Chlothar II herrührt. Der letztere konnte von Immunitätsprivilegien, die ſein Bruder ertheilt habe, nicht reden, da er der einzige Sohn Chilperichs war, welcher den Vater überlebte. Daß aber Chlothar I. auch von Immunitätsprivilegien ſeines Großvaters ſpricht, kann bei der bekannten römer- und chriſtenfreundlichen Politik Childerichs keinen Anſtoß erregen. Auch der von Boretius aufgeſtellten Deutung der Verordnung Chlothars als eines nur für die Römer beſtimmten Geſetzes kann ich nicht beitreten. Vgl. Sohm, Reichs- und Gerichtsverfaſſung I, S. 223 f.

[2]) Vgl. Gregor v. Tours, Liber miraculorum II, c. 17.

[3]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 165.

[4]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 165. Pardessus, Diplomata ad res Gallo-Fancicas spectantia I, no. 242 (627): König Dagobert I. ſchenkt an St. Peter zu Worms omne silvaticum in silvis Otenwald, wobei unſere Abgaben offenbar mitbegriffen waren. Ein roderzins wird in einem Vertrage der Herrſchaften Wertheim und Eppſtein über die Zugehörigkeiten des Schloſſes Breuberg erwähnt bei Aſchbach, Geſchichte der Grafen v. Wertheim, Urkb. Nr. 157 (1432).

Die wichtigſte unter den ſaliſchen Grundabgaben war eben das Ackergeld (agrarium, terragium, tiérage, garba, gerbagium, araticum, campipars, champart), welches allmählich auch bei den römiſchen Grundſtücken an Stelle der Grundſteuer Eingang gefunden hat [1]) und ſo zu einer allgemeinen Grundabgabe in dem Reiche der Salier geworden iſt [2]). Während dieſe Abgabe bei den Chatten, wo ſie „Medem" genannt wurde, regelmäßig in der ſiebenten Garbe beſtand [3]), ſcheint in Weſtfranken die fünfte Garbe überwogen zu haben [4]), doch liegen auch beträchtliche Zeugniſſe für den Siebenten vor [5]), und es iſt daher wohl anzunehmen, daß der Fünfte dort, wie mehrfach in Deutſchland, erſt durch eine Erhöhung des Zinſes entſtanden iſt.

---

[1]) Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II, S. 571. 575 f.

[2]) Vgl. Urkunde für das Kloſter Vaucelles bei Cambray, bei Stumpf, Reichskanzler III, S. 183 Nr. 139 (1159): tres carrucatas terrae 45 modiorum cum decima et terragio. Vgl. ebend. III, S. 280 Nr. 200 (1196); Cartulaire de Hainaut (Reifenberg, Monuments pour servir à l'histoire de Namur etc. I) no. 16 (1200). 18 (1209). 70 (1290). 107 (1304); Guérard, Polyptique d'Irminon p. 680 sq.; Polyptique de St. Remi p. 32 sq. 38. 57. 95; Du Cange, Glossar. ed. Henschel II, p. 70. III, p. 477; Warnkönig, Franz. Rechtsgeſchichte I, S. 255. II, S. 401. 420; Lamprecht, Beiträge zur Geſchichte des franz. Wirthſchaftslebens S. 62 f.

[3]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 165 f.

[4]) Vgl. Warnkönig, Flandr. Rechtsgeſchichte III, S. 53; Urkb. S. 35.

[5]) Die in den Forſchungen a. a. O. S. 162 angeführte Urkunde der Abtei Savigny bezieht ſich nicht auf die burgundiſche Abtei dieſes Namens bei Lyon, ſondern auf das normänniſche Kloſter Savigny in der Diözeſe Abrinca (Avranches), gehört alſo ebenſo wie die Loi de Beaumont mit ihren Filialen dem Heimatlande der Lex Salica zwiſchen Kohlenwald und Loire an. In dem Gebiete von Cambray beſtand ein Rottzins von 1 Scheffel Korn und 1 Scheffel Hafer für jeden Pflug Rottlandes, den Pflug zu 15 Scheffeln gerechnet, alſo faſt genau der ſiebente Scheffel. Stumpf, Reichskanzler III, S. 204 Nr. 152 (1171); S. 278 Nr. 199 (1196). Sehr merkwürdig iſt es, daß genau dieſelbe Abgabe den flämiſchen Koloniſten in Preußen an Stelle des Zehnten auferlegt wurde. Kulmer Handfeſte von $\frac{1}{12}\frac{2}{5}\frac{3}{1}\frac{3}{1}$ (Spangenberg, Beitr. z. d. teutſchen Rechten des Mittelalters S. 212): Wir wollen ouch, daz von der vorgenanten burgere gute von iglichem dutschem pfluge ein scheffel weizzes und ein rocken.... jergelich des cranses bischoffe vur cehnden werde vergolden.... Ouch setze wir die maze der huven glich vlemischem siten zu behaldene. So ſcheint wirklich der chattiſche Medem von Heſſen nach Batavia, von dort nach Flandern und von hier in das preußiſche Ordensland gewandert zu ſein. Vgl. meinen Vortrag 'Die Niederländiſchen Kolonien in Norddeutſchland zur Zeit des Mit-

Bevor wir die Stellung Chilperichs zu dieſer Grundabgabe in Betracht ziehen können, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf eine zweite Seite, durch welche ſich der Grundbeſitz der „Nachbaren“ von den Salgütern unterſchied. Während bei dieſen volles Privateigenthum beſtand, herrſchte in der Gemeindeflur noch die ſtrenge Feldgemeinſchaft [1]), ſelbſt Haus und Hof gingen nach dem Tode des Beſitzers nur auf ſeine Söhne oder deren Söhne über [2]); hinterließ er keine männliche Deſcendenz, ſo erloſch ſein Anrecht zu Gunſten der Gemeinde [3]). Erſt Chilperichs Edikt führte hier eine Aenderung herbei: nach c. 3 ſollten von nun an nächſt den Söhnen die Töchter, in Ermangelung von Deſcendenten die Brüder oder Schweſtern des Verſtorbenen zur Succeſſion gelangen, das Recht der Gemeinde, den Hof einzuziehen, alſo auf den Fall beſchränkt werden, wo der Beſitzer weder Deſcendenten, noch Geſchwiſter hinterlaſſen hatte.

An dieſe Beſtimmung ſchließt ſich dann der durch ſeine Dunkelheit berühmt gewordene Schlußſatz an: Det illi vero et convenit singula de terras istas, qui si adveniunt, ut leodis, qui patri nostro fuerunt consuaetudinem qua habuerunt de hac re intra se debeant. Das Edikt Chilperichs iſt uns nur in einer einzigen (Leidener) Handſchrift aus dem 9. Jahrhundert erhalten und hier wie an andern Stellen ohne Conjekturen gar nicht zu verſtehen.

---

telalters' (Virchow und v. Holtzendorff, Samml. gemeinverſtändlicher Vorträge Heft 347) S. 41; Hiſtor. Zeitſchr. N. F. VII, S. 454 f.

[1]) Vgl. Forſchungen a. a. O. S. 145 und die daſelbſt Anm. 1 angeführte Literatur; Laveleye a. a. O. S. 69. Der letztere führt S. 66. 253 ff. noch heute beſtehende Reſte der Feldgemeinſchaft in Belgien an. Vgl. noch Haubergsordnung f. d. Kreis Siegen vom 17. März 1879 (Geſetz-Sammlung für die Preuß. Staaten 1879, S. 228 ff.).

[2]) Sehr gut entwickelt Gierke a. a. O. S. 441 ff. die wahre Bedeutung des Tit. 59 §. 5 der Lex Salica, über deſſen Beſtimmungen hinſichtlich der Salgüter ſchon oben S. 485 geſprochen wurde. Daß, wenn die Söhne geſtorben waren, auch Enkel von Söhnen zugelaſſen wurden, iſt Gierke zuzugeben, obwohl der Wortlaut des Geſetzes nur von Brüdern, d. h. von Söhnen des Erblaſſers ſpricht. Dasſelbe hatte hier ebenſo wenig wie in Betreff der Salgüter die Tendenz erſchöpfender Angabe der Erbberechtigten, es kam ihm nur darauf an, die Ausſchließung der weiblichen Verwandtſchaft feſtzuſtellen. Vgl. Gierke S. 439; v. Amira, Erbenfolge S. 2.

[3]) Die Vermuthung, daß von mehrern Söhnen jeder die Einräumung einer Hofſtelle hätte verlangen können (Forſchungen a. a. O. S. 146), halte ich nicht aufrecht. Vgl. Sickel a. a. O. S. 201 Anm.

Alle Erklärungsverſuche gehen davon aus, daß wir es hier mit einer neuen Beſtimmung, welche ſich aber inhaltlich an das Vorhergehende anſchließt, zu thun haben [1]). Der Eingang Det illi iſt offenbar entſtellt. Die Löſung des Räthſels verdanken wir jetzt einer ebenſo glücklichen wie ſcharfſinnigen Conjektur Kerns (Heſſels Lex Salica S. 409), nach welcher De tilli zu leſen iſt. Tilli fällt ſprachlich wie ſachlich zuſammen mit ahd. und mhd. zelga, zelge, altfrieſ. til, das Gut, das Pflugland (von einer weitern, abgeleiteten Bedeutung wird unten zu reden ſein), von agſ. tilian, tillan, teolian, altſächſ. tilian, altfrieſ. tilia, fläm. tuylen, teulen, mittel-nd. und ndl. telen, engl. till, erzeugen, bebauen, pflügen [2]). Das et vor convenit ſcheint verſchoben und aus ut entſtellt, falls nicht sic convenit geleſen werden muß. Jedenfalls iſt nach dem Vorbilde der meiſten Kapitelanfänge des Edikts hinter convenit ein ut einzuſchieben; das ut vor leodis iſt gleich sicut zu nehmen. So ergibt ſich eine vollſtändige Parallele zu dem Schlußkapitel (c. 10) des Edikts:

De tilli vero convenit, ut singula de terras istas, qui si (l. si qui oder qui sic) adveniunt, ut leodis qui patri nostro fuerunt consuaetudinem [qua] habuerunt de hac re intra se, debeant.

c. 10. De trotinia vero si (l. sic) convenit observare, ut, sicut antea consuaetudo fuit sub temporibus patri vel genitoris nostri, sic sequatur, et mali hominis reprimantur.

[1]) Von den zahlreichen Erklärungsverſuchen ſei hier nur des von Gierke S. 432 ff. gedacht, welcher De illis . . . singulis leſen will und dies auf die leudes Chlothars I. bezieht er verſteht unter dieſen die Empfänger von Krongütern, denen im Gegenſatze zu dem Vicinenbeſitze das bisherige Erbrecht gewährleiſtet werde. Allein abgeſehen davon, daß ſeine Erklärung zu gewaltſame Aenderungen vorausſetzt, iſt auch die Beziehung des Wortes leudes auf die Krongutsbeſitzer nicht ſtichhaltig; und wenn ſie es wäre, müßte man ſich wundern, warum denn nicht für Chilperichs eigene Schenkungen (er war doch ſchon mindeſtens 14 Jahre an der Regierung) der gleiche Vorbehalt gemacht wurde.

[2]) Vgl. Schmeller, Glossarium Saxonicum p. 118; v. Richthofen, Altfrieſ. WB. 1085; Bosworth, Anglosaxon and english dictionary 223; Schiller u. Lübben, Mittelniederdeutſch. WB. IV, S. 522 f.; Hoffmann v. Fallersleben, Horae Belgicae VII, S. 104; Lexer, Mittelhochd. WB. III, 1052; Schmeller, Bayer. WB. II, 1117 (1. Aufl. IV, S. 255); Schmid, Geſetze d. Angelſachſen [2] S. 662; v. Inama-Sternegg, Deutſche Wirthſchaftsgeſchichte I, S. 400 f.; L. v. Maurer, Einleitung zur Geſch. der Markverfaſſung S. 74; Thudichum, Gau- u. Markverfaſſung S. 160; Waitz, Die altdeutſche Hufe S. 25.

Beide Beſtimmungen enthalten eine feierliche Beſtätigung gewohnheitsrechtlicher Einrichtungen aus der Zeit Chlothars I. Die zweite bezieht ſich, wie man das Wort trotinia auch deuten möge, unverkennbar auf Einrichtungen aus dem Gebiete der Sicherheitspolizei, während die erſte anſcheinend eine Abgabe (debeant) von Grund und Boden, und zwar von den im Vorhergehenden beſprochenen bäuerlichen Gütern (terras istas) im Auge hat. In ſpäterer Zeit wird das Wort consuetudo urkundlich geradezu für obſervanzmäßige Abgaben gebraucht, ſo Cartulaire de St. Père de Chartres I, p. 190 (v. 1049): tres quartarios vineae absque ulla consuetudine, und p. 222 (v. 1080): unam masuram terrae liberam ab omni exactione et consuetudine [1]). Die Worte qui patri nostro fuerunt auf consuaetudinem zu beziehen, erſcheint gezwungen, es bezieht ſich auf leodis und bezeichnet die Unterthanen Chlothars I. fränkiſcher Nationalität; dann muß aber das qua hinter consuaetudinem geſtrichen werden. Das intra se ziehe ich nicht zu debeant [2]), ſondern zu habuerunt, und nehme es in dem oben (S. 483) entwickelten Sinne von intra barbaros. Demnach überſetze ich: „Ueber die Zelge aber wurde beſtimmt, daß ſie (die vicini) von jenen Grundſtücken, welche ihnen zukommen [3]), das einzelne ſo zu entrichten haben (debeant), wie die Leute, die unſerm Vater unterthan waren, in dieſer Beziehung nach ihrem Rechte gewohnt geweſen ſind.“ An Einzelheiten in dieſer Ueberſetzung mag man modeln, in der Grundauffaſſung der Beſtimmung aber kann, meine ich, kein Zweifel beſtehen: Chilperich ſtellt die unter ſeinem Vater üblichen Grundabgaben des bäuerlichen Beſitzes, die oben (S. 487) beſprochenen Ackergelder, den chattiſchen Medem, wieder her. Ja es wäre nicht unmöglich, daß tilli die Grundabgabe ſelbſt bedeutete, daß alſo agrarium und araticum nur die lateiniſche Ueberſetzung des fränkiſchen tilli wären. Damit hätten wir neben medem und garba einen dritten deutſchen Ausdruck für dieſe wichtige Abgabe gefunden. Eine beſondere Beleuchtung aber erhält

---

[1]) Vgl. Du Cange, Glossarium (ed. Henschel) II, p. 558 sq.

[2]) v. Amira a. a. O. S. 16 nimmt intra se zu debeant und bezieht dies auf gegenſeitige Rechte und Verbindlichkeiten der Dorfbewohner.

[3]) Daß qui für quae ſteht, kann nicht weiter auffallen. Vgl. Lex Salica Tit. 27 §. 23: screona qui. Das erſte ſaliſche Kapitulare c. 5 (Behrend, Lex Salica S. 89): mulier qui.

unſere Beſtimmung durch einen Bericht des Gregor von Tours zum Jahre 579 oder 580 (Hist. Franc. V, c. 28. 34. Vgl. Waitz a. a. O. II, S. 567), nach welchem Chilperich in ſeinem ganzen Reiche neue drückende Steuern, zumal Grundſteuern, ausgeſchrieben und dadurch allgemeine Erbitterung erregt hatte; als dann aber ſeine beiden mit Fredegunde erzeugten Söhne auf den Tod erkrankten, mahnte Fredegunde zur Umkehr: „Incendamus“, ſagte ſie zu ihrem Gemahl, „omnes descriptiones iniquas, sufficiatque fisco nostro *quod suffecit patri regique Chlothachario.*“ Unſere Beſtimmung des Edikts ſcheint dieſer Sinnesänderung des Königs ihre Entſtehung zu verdanken. Das Edikt dürfte alſo in die letzten vier Regierungsjahre Chilperichs zu ſetzen ſein.

Den Verfaſſern des längern Prologs und des Epilogs war die Geſetzgebung Chilperichs noch unbekannt. Hätten ſie erſt unter Chlothar II. geſchrieben, ſo hätten ſie von dem bedeutenden Edikt ſeines Vaters nicht ſchweigen können. Daß ſie es thun, iſt ein ſchwerwiegender Beweis mehr für unſere Annahme, daß der Bericht von der correſpondirenden Geſetzgebung Childeberts und Chlothars auf die erſten Träger dieſes Namens zu beziehen iſt. Uebrigens trägt der Schlußſatz des Prologs (Vivat qui Francos diligit) einen andern Charakter, er ſcheint erſt ſpäter angefügt zu ſein [1]). Die Worte: „post agnitionem baptismi sanctorum martyrum corpora, quae Romani igne cremaverant vel ferro truncaverant vel bestiis lacerandum proiecerant, Franci super eos aurum et lapides praetiosos ornaverunt“ ſcheinen auf das Martyrium der thebaiſchen Legion [2]) und auf die gegen Ende des 6. Jahrhunderts vielgerühmte St. Gereonskirche in Köln anzuſpielen, von welcher Gregor (Liber miraculor. I, c. 62) berichtet: Est apud Agrippinensem urbem basilica, in qua dicuntur quinquaginta viri ex illa legione sacra Thebaeorum pro Christi nomine martyrium consummasse. et quia admirabili opere ex musivo quodam modo deaurata resplendet, Sanctos Aureos ipsam basilicam incolae vocitare voluerunt. Als Erbauer derſelben nennt Venantius Fortunatus ſeinen Zeitgenoſſen, den Biſchof Charentinus von Köln, dem er (Miscellan. III, c. 19) folgende Verſe widmet:

[1]) Vgl. Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen [3] I, S. 73.

[2]) Vgl. Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands I, S. 102.

Aurea templa novas pretioso fulta decore,
Tu nites, unde Dei fulget honore domus.

Gibt man dieſe Beziehung zu, ſo kann der Schlußſatz des Prologs nicht vor Ende des 6. Jahrhunderts entſtanden ſein.

Es ergibt ſich nunmehr für die Abfaſſungszeiten der Lex Salica und der Zuſätze zu derſelben aus der Merowingerzeit folgende Reihenfolge:

I. 486—496, näher an 486, Abfaſſung der Lex Salica unter Chlodovech und Ragnachar;
II. 496—511 Nachtragsgeſetze Chlodovechs [1]);
III. 511—558, näher an 524, das Landfriedensgeſetz Childeberts I. und Chlothars I.;
IV. der längere Prolog mit Ausnahme des Schlußſatzes;
V. der Epilog;
VI. 575—584, wahrſcheinlich 580—584, das Edikt Chilperichs;
VII. der Schlußſatz des längern Prologs.

II. Die Heimat der Lex Chamavorum.

Das von Baluze in ſeiner Kapitularienſammlung herausgegebene vermeintliche dritte Achener Kapitulare von 813 gilt, ſeit Pertz ſeinen Charakter als fränkiſches Gaurecht aufgedeckt [2]) und Gaupp die Heimat desſelben feſtgeſtellt hat [3]), allgemein als ein die

[1]) Ueber die namenloſen merowingiſchen Kapitularien I, II, III und VI (nach der Ausgabe von Boretius in Behrends Lex Salica) läßt ſich nur ſo viel mit Beſtimmtheit ſagen, daß das erſte (wegen c. 7, 8) und das zweite (wegen c. 8) vor dem Edikt Chilperichs (c. 2, 4, 7) entſtanden ſind, und daß wiederum das erſte (wegen c. 2 u. 3) älter als das zweite (wegen c. 10) iſt. Vgl. Hartmann a. a. O. S. 609. 617; Sohm, Prozeß der Lex Salica S. 187, 10. 203 ff.; Brunner, Das Gerichtszeugniß u. die fränk. Königsurkunde, in den Feſtgaben für Heffter S. 165. Die Auctorität des Epilogs macht es wohl unzweifelhaft, daß das erſte Kapitulare Chlodovech zuzuſchreiben iſt.

[2]) Pertz, Ueber das Xantener Recht, in den Abh. der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften von 1846, S. 411—423.

[3]) Gaupp, Lex Francorum Chamavorum oder das vermeintliche Xantener Gaurecht, Breslau 1855. Schon vor ihm hatten auf das Hamaland verwieſen Snouck-Hurgronje, De iure circa aggerum aquarumque curam in insula Walacriae constituto, Utrecht 1837; ſodann Beucker-Andreä, De origine iuris municipalis Frisici, 1840; endlich Jakob Grimm in der Vorrede zu Merkels Lex Salica S. LIX Anm. 1; Pardessus, Loi Salique p. XXVI dachte an einen Ort Ameren (Emmerich?).

beiden fränkiſchen Volksrechte ergänzendes Gaurecht der chamaviſchen Franken in dem Gau Hamaland [1]). Die durch neuere Unterſuchungen [2]) genau ermittelte Lage des letztern erſtreckte ſich von Elten und Emmerich [3]), zwiſchen dem Niederrhein und der Yſſel im Weſten und der Utrecht-Münſterer Diözeſangrenze im Oſten, nördlich bis etwas über Deventer hinaus, wo das Hamaland an die Gaue Salland und Twente grenzte; nur auf eine kurze Strecke griff die weſtliche Grenzlinie über die Yſſel in das Gebiet des Gaues Felwe (Veluwe) hinüber. Bekanntlich wird das Hamaland von manchen zu Sachſen gerechnet [4]), allein was man dafür angeführt hat, beruht auf Mißverſtändniſſen [5]). Nur ſo viel iſt zuzugeben, daß

[1]) Vgl. beſonders die ausführliche Recenſion von Zöpfl über Gaupps Abhandlung in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1856, S. 337—390, 481—499 (auch geſondert erſchienen u. d. T. Die Ewa Chamavorum, ein Beitrag zur Kritik und Erläuterung ihres Textes, 1856); Stobbe, Geſch. d. deutſch. Rechtsquellen I, S. 200 ff.; Waitz, Verfaſſungsgeſch. III, S. 516.

[2]) Vgl. Menkes vortreffliche Gaukarte in Spruner-Menkes Hiſt.-geogr. Handatlas; van den Bergh, Handboek der middelnederl. geographie [2] p. 182 sqq.

[3]) In Emmerich (Embricum, Embrica) wurde 828 die öffentliche Auflaſſung zahlreicher im Hamalande gelegenen Beſitzungen vollzogen (Sloet, Oorkondenb. der grafsch. Gelre en Zutphen no. 29), es iſt daher zu vermuthen, daß auch Emmerich noch zum Hamalande gerechnet wurde.

[4]) Vgl. van den Bergh l. c. p. 116. 182. Waitz, Verfaſſungsgeſch. III, S. 112. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 336. Ueber einen ſächſiſchen Gau Amerland oder Ammeri vgl. Hiſtor. Zeitſchr. N. F. VII, S. 57; Wilmans, Kaiſerurkunden der Prov. Weſtfalen Nr. 102. 104. 107; Paulini, Gaeographia curiosa seu de pagis antiquae Germaniae commentarius (Frankfurt 1699) p. 9 sq.

[5]) Man beruft ſich beſonders auf die Angabe Sigiberts von Gembloux (Mitte des 11. Jahrh.) in ſeiner Lebensbeſchreibung des Biſchofs Dietrich von Metz (Mon. Germ. Scr. IV, p. 464): Deodericum ex pago Saxoniae Hamalant oriundum, comite Everardo patre et Amalrada matre accipimus progenitum, aber dem Verfaſſer konnte ein Mißverſtändniß in Betreff des an der ſächſiſchen Grenze belegenen Hamalandes um ſo leichter begegnen, als er ſelbſt ein Wallone und den niederrheiniſchen Verhältniſſen völlig fremd, Dietrichs Mutter, Amalrada, aber einem erlauchten ſächſiſchen Geſchlechte (Schweſter der Königin Mathilde, aus dem Geſchlechte des Herzogs Widukind) entſtammt war. Vgl. Wilmans, Kaiſerurkunden der Provinz Weſtfalen I, S. 434 Anm. 1. Der Vater Eberhard war gar nicht Graf in unſerm Hamalande (vgl. S. 499), ſondern in Thrianta (Sloet no. 87 v. 944: in pago Thriente vocato, quod est in comitatu Everhardi) nebſt dem Sallande (ibid. no. 95 v. 956: Tunegurum in comitatu Everhardi comitis, das heutige Tongeren im Sallande, ſüdl. von Zwolle). Als Grafen im Hamalande lernen wir um dieſelbe Zeit einen Grafen Wichmann

die fränkiſchen Grenzlande öſtlich der Yſſel und Zuiderzee unter dem Einfluſſe ihrer heidniſchen Nachbaren noch bis in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts im Heidenthume ſteckten [1]), und daß es auch ſonſt an nachbarlichen Berührungen und Miſchungen mit den Sachſen nicht fehlte [2]); ein Theil des öſtlichen Grenzgebiets mag in ſpäterer Zeit auch an Sachſen übergegangen ſein [3]). Aber entſcheidend für den fränkiſchen Charakter des Landes iſt, daß dasſelbe von der nach der Unterwerfung der Sachſen und Oſtfrieſen hergeſtellten kirchlichen Organiſation der eroberten Gebiete ganz unberührt blieb; während die Weſtfalen zu

kennen (Sloet no. 94 v. 953: in loco Davindre . . . in pago qui dicitur Hamalant, in comitatu Wigmanni; ibid. no. 95 v. 956: Daventria . . . in comitatu Wicmanni), den bekannten Gegner Balderichs und der berüchtigten Adela, und nicht zu verwechſeln mit dem andern Grafen Wichmann, dem Stifter von Elten und Vater Adelas; der letztere war ſächſiſcher Herkunft und im Hamalande reich begütert, aber nicht Graf daſelbſt. Wenn es endlich in Altfrieds Leben Liudgers (Mon. Germ. Scr. II, p. 408) von Lebuin heißt, Gott habe ihn berufen, ut in confinio Francorum atque Saxonum, secus fluvium Isla plebi in doctrina prodesse deberet, ſo iſt in dieſer wie in einer ihr nachgebildeten Stelle der Vita Lebuini (ibid. II, p. 361), wie ſchon Sloet (zu no. 8) richtig bemerkt, nicht die Yſſel als Grenzfluß, ſondern die Umgebung der Yſſel als Grenzland bezeichnet.

[1]) Heidniſche Sachſen zerſtörten die von Lebuin erbaute Kirche zu Deventer. Vgl. Rettberg, Kirchengeſchichte Deutſchlands II, S. 536 f. Ueber das Heidenthum in Thrianta vgl. ebd. II, S. 537 f.; v. Richthofen, Zur Lex Saxonum S. 158. Hatte doch auch in Flandern noch im 7. Jahrhundert und in Heſſen ſogar bis auf Bonifaz das Heidenthum ſich feſt behauptet. Vgl. Waitz, Verfaſſungsgeſchichte II [2], S. 85; Rettberg a. a. O. I, S. 299. 311. 325 ff.; II, S. 506 ff.

[2]) Vgl. Lacomblet, Urkb. I, Nr. 2 Anm. 1 über den zwiſchen Bidningahem und Bidningahuſen, alſo der fränkiſchen und der ſächſiſchen Form, ſchwankenden Namen eines Ortes bei Doornſpyk im nordöſtlichen Veluwe. Im Jahre 834 (Sloet no. 30) wurde von den Salmannen des Wikbert oder Wibrath, des Sohnes des Sachſenhelden Widukind, eine von ihm und ſeinem Sohne gemachte Schenkung von Todes wegen, betreffend Güter in Oſtbac (Oosterbeek weſtlich von Arnheim) und in Praſt (gegenüber von Arnheim auf der batavischen Seite), omne quod sub lege Francorum in eorum erat dominio, vollzogen; die Auflaſſung geſchah in Oſtbac (im Gau Felwe), und zwar unter Zuziehung von zehn ſächſiſchen Zeugen. So läßt die Urkunde in bemerkenswerther Weiſe den Kampf des Territorialprincips mit dem der perſönlichen Rechte erkennen.

[3]) Die Emmericher Auflaſſung von 828 (S. 493 Anm. 3) betraf u. a. Hellenwich und Aladna, die auf der Menkeſchen Gaukarte in dem weſtfäliſchen Nordgau verzeichnet ſind.

Köln, Münſter und Osnabrück, die Oſtfrieſen zu Münſter und Bremen kamen, blieben Hamaland, Salland, Twente und Thrianta in der fränkiſch-frieſiſchen Diözeſe Utrecht, der ſie von Anfang an zugehört hatten [1]). Noch entſcheidender ſind die rechtlichen Verhältniſſe, wenn es uns gelingt, das volle Geltungsgebiet des fränkiſch-chamaviſchen Rechtes feſtzuſtellen. Man hat in dieſer Beziehung bisher viel zu enge Grenzen angenommen. Das mächtige Volk der Chamaven, das den Römern ſo viel zu ſchaffen gemacht hat [2]), kann ſein Ende nicht in dem kleinen Hamalande gefunden haben, auch iſt es kaum denkbar, daß man unter Karl d. Gr. für nöthig erachtet haben ſollte, einem ſo kleinen Stücke Landes eine eigene Rechtsaufzeichnung zu gewähren. Wo bleiben zudem die frieſiſchen Nachbaren, von denen die Lex Chamavorum ſpricht, wenn wir dieſelbe allein auf den Gau Hamaland beziehen?

Den Schlüſſel für unſere Frage gewährt die berühmte Schenkungsurkunde Folkers von 855 für das Stift Werden [3]). Dieſelbe kann erſt richtig verſtanden werden, nachdem Richthofen [4]) den Nachweis geführt hat, daß ſie aus zwei Urkunden, von denen die eine die fränkiſchen, die andere die frieſiſchen Beſitzungen des Schenkers zum Gegenſtande hatte, in ungeſchickteſter Weiſe compilirt iſt. Die fränkiſchen Beſitzungen lagen in pago Hamulande in comitatu Wigmanni, nec non et in Batuve in comitatu Ansfridi, das Verzeichniß der einzelnen Güter [5]) nennt aber 1. in pago qui dicitur Felva den Fronhof zu Putten mit drei Salhufen und zahlreichen in dem nordweſtlichen Winkel des Gaues belegenen Zinsgütern, 2. in pago qui dicitur Flethetti den Fronhof zu Lara (Hlara) bei Rhenen mit zwei Salhufen und verſchiedenen in der Nähe des Rheins belegenen Zinsgütern, 3. in insula Batue einen ungenannten Fronhof mit drei Salhufen und mehrern Zinsgütern auf der bataviſchen Inſel. Schon hieraus erhellt, daß die

[1]) Vgl. Rettberg a. a. O. II, S. 528 ff. 536. Ueber die kirchliche Organiſation bei den Weſtfalen und Oſtfrieſen vgl. ebd. II, S. 419 ff. 425 ff. 435 ff. 451 ff. 539; v. Richthofen, Zur Lex Saxonum S. 149 ff. 163 ff.

[2]) Vgl. meinen S. 478 Anm. angeführten Aufſatz 'Die Herkunft der Franken' S. 56 ff.

[3]) Lacomblet, Urkb. I, Nr. 65.

[4]) Mon. Germ. Leg. III, p. 639 not. 17.

[5]) Die Ortsangaben der Urkunde ſind erklärt bei Lacomblet I, Nr. 65, Sloet l. c. no. 45 und van den Bergh l. c. p. 190 sq. 193. 197.

Gaue Felwe und Flethetti zum Hamalande und der Grafſchaft Wichmanns gerechnet wurden [1]). Beſtätigt wird dies durch die Art der Auflaſſung, welche an zwei Stellen vollzogen wurde, nämlich 1. auf dem rechten Rheinufer (in orientali ripa Hreni) zu Lara im Gau Flethetti, 2. drei Tage ſpäter zu Legilo auf der Inſel. Die Auflaſſungen erfolgten secundum legem Ripuariam et Salicam, und zwar die auf dem rechten Rheinufer secundum legem Ripuariorum und folgeweiſe die auf der Inſel, auf der ohnehin ſaliſches Recht galt [2]), secundum legem Salicam. Es ergibt ſich, daß im Hamalande, abgeſehen von den in der Lex Chamavorum niedergelegten partikularrechtlichen Eigenthümlichkeiten, ribuariſches Recht galt. Zugleich ergibt ſich, daß man auch außergerichtliche Auflaſſungen nur in dem Rechtsgebiete, dem das zu veräußernde Grundſtück angehörte, vorzunehmen pflegte.

Die hamaländiſchen Gaue Felwe und Flethetti waren bloße Untergaue der Grafſchaft Wichmanns, ſo daß die in Flethetti vorgenommene Auflaſſung auch für die in Felwe gelegenen Beſitzungen ausreichte. Auch der nachmalige Gau Hamaland kann damals nur einen Theil dieſer Grafſchaft ausgemacht haben, weshalb 801 zu Wichmond und 838 zu Duiven in Hamaland die Auflaſſung zahlreicher Beſitzungen aus dem pagus Felum oder Felua vollzogen werden konnte [3]). Außer den Gauen Hamaland, Felwe und Flethetti muß auch der Gau Nardincland an der Mündung der Vecht [4]), der keine eigene Grafſchaft gebildet haben kann, zu dieſer Grafſchaft gehört haben, bis dieſelbe im Laufe des 10. Jahrhunderts getheilt wurde [5]). Daß auch der weſtliche Theil dieſer

[1]) Vgl. Heinzel, Geſchichte der niederfränkiſchen Geſchäftsſprache S. 91.

[2]) Vgl. meine 'Herkunft der Franken' S. 49.

[3]) Vgl. Sloet l. c. no. 22. 23; Lacomblet, Urkb. I, Nr. 22. In Wichmond handelte es ſich um die villa Englandi (weſtl. von Zütphen) und den Wald Braclog, zu Duiven (ſüdöſtl. von Arnheim) neben hamaländiſchen Beſitzungen um Loenen und Zilven (weſtl. von Zütphen), Wageningen und Werdupa, ſämmtlich aus dem pagus Felua, ſodann aus dem pagus Hintingoe (einer Hundertſchaft von Felwe) um Hierden bei Harderwyk, Uttel (öſtl. von Putten), Thullere (Twello bei Deventer) und den ſchon erwähnten Wald Braclog oder Bracola (Bracalo).

[4]) Vgl. van den Bergh, Handboek p. 194.

[5]) Ueber die Auftheilung der Grafſchaften, durch welche bisherige Untergaue zu Grafſchaften erhoben wurden, vgl. Sohm a. a. O. I, S. 201 ff. Um die Mitte des 10. Jahrh. beſtehen neben einander der comitatus Liugeri (ſo ſtatt Lingeri) in pago Velue, Sloet no. 91 (950), der comitatus Wigmanni

Grafſchaft ebenſo wohl wie der Gau Hamaland im Oſten Anſpruch darauf hat, zu der terra Amore gerechnet zu werden, ergeben Ortsnamen wie Amersforde (Amersfoort) an der Eem [1]), Amerungon (heute Amerongen) öſtlich von Wyk by Duurſtede [2]), Hamersveld und den Ham bei Amersfoort.

Aber das Amoreland der Lex Chamavorum, deren Abfaſſung auch wir mit dem Achener Reichstage von 802 in Verbindung bringen [3]), umfaßte ſchon damals mehrere Grafſchaften [4]). Die eine finde ich in dem Gau Twente [5]), der 797 Northtuianti, 799 Northtueanti, von da an nur noch Thuehenti, Tuenta, Tuente, Twente, Thuente genannt wird. Tuianti ſteht nach J. Grimm [6]) für Tui-banti, Doppelgau, und da Nordtwente auf ein Südtwente ſchließen läßt, ſo nehme ich an, daß das Land der Chamaven urſprünglich nur dieſe beiden Gaue, die eben daher ihren Namen empfingen, gehabt hat. Südtwente kann nach der geographiſchen Lage nichts anderes geweſen ſein, als die Grafſchaft Hamaland (Hamaland, Felwe, Flethetti, Nardincland); je mehr der Landesname zum bloßen Gaunamen für den Südgau wurde, deſto unpaſſender erſchien es, für den Nordgau den Namen „Nordtwente" feſtzuhalten, ſeit dem 9. Jahrhundert ſagte man nur noch „Twente". Der Nordgau hatte aber inzwiſchen ſchon eine Verkleinerung erfahren, indem eine dritte Grafſchaft von ihm abgezweigt worden

in pago qui dicitur Hamalant, ibid. no. 94 (953). 95 (956), und der comitatus Nerdincklant, ibid. no. 103 (968). Eine vierte Grafſchaft in Flethetti möchte ſich auch noch nachweiſen laſſen. Eine weitere Theilung der Grafſchaft Hamaland erfolgte 1046 durch König Heinrich III., welcher den nördlichen Theil zu einer eigenen Grafſchaft machte und an den Biſchof von Utrecht übertrug.

[1]) Vgl. van den Bergh, Oorkondenboek van Holland en Zeeland I, no. 80 (1028). 83 (1046).

[2]) Vgl. ibid. I, no. 250 (1216); Sloet l. c. no. 244 (1126).

[3]) Dies iſt die allgemeine Anſicht. Ob das Weisthum ſofort auf dem Reichstage publicirt, oder, wie die Capitula legibus addenda und die Capitula in lege Ribuaria mittenda, erſt im Anſchluſſe an den Reichstag ausgearbeitet und dann im folgenden Jahre publicirt wurde, muß dahingeſtellt bleiben. Vgl. Stobbe, Rechtsquellen I, S. 20 f. 202; Boretius, Die Capitularien im Langobardenreich S. 75 ff.

[4]) Vgl. Gaupp, Lex Franc. Cham. S. 20. 40.

[5]) Vgl. van den Bergh, Handb. p. 175 sqq.; Förſtemann, Altd. Namenb. II [2], S. 1485. In Twente begegnen Ortsnamen wie Amaloh (ſchon im 9. Jahrhundert, heute Almelo), den Ham, das Hammer Vlier und der Hammer Bach.

[6]) Grimm, Geſchichte der deutſchen Sprache [3] S. 412.

war. Lex Chamavorum c. 44 bewilligte dem wegen irgend einer Sache angeſchuldigten Liten eine vierfach verſchiedene Friſt für die Stellung ſeines Herrn zum Zwecke ſeiner gerichtlichen Vertretung, je nachdem der letztere in ipso comitatu, oder in alio comitatu, oder in tertio comitatu, oder endlich in alio ducatu weilte [1]). Daraus ergibt ſich, daß das Amoreland als ein Herzogthum (ducatus) aufgefaßt wurde und drei Grafſchaften hatte [2]). Dieſe dritte Grafſchaft kann nur der Gau Thrianta (9. Jahrhundert Threant, Thrianta, 10. Jahrhundert Thriente, 11. Jahrhundert Thrente, Trente) geweſen ſein [3]), deſſen Name ſich aus Thri-banta erklären dürfte [4]). Als Untergaue davon erſcheinen der pagus Forestensis und das vielberufene Salland [5]), das man irrthümlicher Weiſe mit den Saliern in Verbindung gebracht hat. Alle dieſe Gaue gehörten weder zu Sachſen [6]), noch zu Friesland [7]), ſondern ſie waren fränkiſch, wurden aber bei den Reichstheilungen von 837 und 839 ebenſo wenig wie Felwe und Flethetti genannt, ſondern mit dieſen unter dem Geſammtnamen des Hamalandes zuſammengefaßt [8]). Salland und Thrianta waren um die Mitte des 10.

[1]) Das Vorbild für dieſe Beſtimmung ſcheint Ed. Chilperici c. 7 und Lex Ribuaria Tit. 30 geweſen zu ſein. Vgl. auch S. 468 f.

[2]) Die drei Grafſchaften ſind auch von Gaupp a. a. O. S. 40 bemerkt worden, den ducatus aber hat er S. 21 und 41 nicht verſtanden; er denkt an das Herzogthum Ribuarien, und andere ſind ihm darin gefolgt.

[3]) Ueber dieſen vgl. van den Bergh, Handboek p. 171 sqq.; Förſtemann a. a. O. S. 480.

[4]) Vgl. S. 497 Anm. 6.

[5]) Vgl. van den Bergh, l. c. p. 173 sq. 177 sqq.

[6]) Vgl. oben S. 493 f. Anderer Meinung van den Bergh l. c. p. 115 sq. 171 sqq.

[7]) Vgl. v. Richthofen, Mon. Germ. Leg. III, p. 638; van den Bergh p. 115.

[8]) Annal. Prudentii zu 837 (Mon. Germ. Scr. I, p. 431): Karl erhält am Niederrhein maximam Belgarum partem, id est a mari per fines Saxoniae usque ad fines Ribuariorum totam Frisiam et per fines Ribuariorum comitatus Moilla, Batua, Hammelant, Mosagao, alſo alles Land zwiſchen dem Meere einerſeits, der ribuariſchen und der ſächſiſchen Grenze andererſeits. Wörtlich übereinſtimmend Nithard, Hist. I, 6, nur daß er am Schluſſe Haettra ſtatt Batua nennt, was einzig und allein auf einem laxen Sprachgebrauche des 9. Jahrh. beruht, der die bataviſche Inſel und den Hattuariergau bald unter dem Namen der erſtern, bald unter dem des letztern zuſammenzufaſſen liebte. Vgl. meine 'Herkunft der Franken' S. 19 f. Unter dem Mosagao des Vertrages von 837 kann doch nicht, wie ich früher vermuthet, der frieſiſche, ſondern nur der fränkiſche Maasgau verſtanden ſein, da nur der letztere per fines Ribuariorum lag. Von der Theilung von 839 berichtet Prudentius (l. c. p. 434),

Jahrhunderts in der Hand des Grafen Eberhard vereinigt, um dieſelbe Zeit, wo Felwe zu der Grafſchaft des Linger oder Liuger, Hamaland zu der des Grafen Wichmann gehörte; gleichwohl heißt es von Eberhards Sohne, dem Biſchof Dietrich von Metz, er ſei aus dem Hamalande geweſen, offenbar weil man Thrianta als einen Theil desſelben anſah [1]). Ein halbes Jahrhundert ſpäter war der berüchtigte Balderich, der Gemahl der ſächſiſchen Adela, Graf von Thrianta [2]). Ob das Salland damals noch ein Untergau von Thrianta war, läßt ſich nicht entſcheiden; dagegen wird der Gau Twente um dieſe Zeit zum erſten Male als ſelbſtändige Grafſchaft erwähnt [3]), obwohl nicht zu bezweifeln iſt, daß er dieſe Stellung ſchon in alter Zeit eingenommen hat.

Hiermit haben wir für die Lex Chamavorum ein weit größeres Geltungsgebiet, als man bisher angenommen hat, gewonnen. Dasſelbe umfaßte die Zuiderzee im Süden und Oſten, von der frieſiſchen Grenze bei Naarden bis zu der bei Kuinder, und wurde im Süden durch den Niederrhein von dem ſaliſchen Batua (Betuwe), im Oſten durch die Utrechter Diözeſangrenze von Weſtfalen geſchieden; von den heutigen niederländiſchen Provinzen gehörten demnach zum Hamalande: Drenthe nebſt der Stadt Groningen, Overyſſel, Gelderland bis zum Rhein, Utrecht bis zum Krummen Rhein und der Vecht, von der preußiſchen Rheinprovinz aber Emmerich und Elten.

Von großem Intereſſe ſind die nachbarlichen Verhältniſſe, welche in der Lex Chamavorum berührt werden. Was in Amore geſtohlen wird, ſoll nach c. 26 zwiefach erſetzt werden (in duos geldos componere faciat), außerdem erhält der Beſtohlene eine Ueberführungsbuße (wirdira), der Richter den geſetzlichen Fredus. Wir haben dieſe Beſtimmung auf den von einem Chamaven begangenen Diebſtahl zu beſchränken, denn wenn der Dieb einem andern Stamme angehörte, ſo hatte er in Gemäßheit der L. Ribuaria Tit. 31, 3, 4, die auch im Hamalande platzgriff, nach dem Rechte ſeines Stammes zu büßen. Damit iſt zugleich die Richtſchnur für die Aus-

daß Lothar empfangen habe den ducatus Ribuariorum, ferner regnum Saxoniae cum marchis suis, ducatum Fresiae usque Mosam, comitatum Hamarlant, comitatum Batavorum, comitatum Testrabenticum, Dorestado.

[1]) Vgl. S. 493 Anm. 5.

[2]) Sloet no. 131 (1006): in pago Thrente nominato, quod est in comitatu Balderici.

[3]) Vgl. van den Bergh l. c. p. 176.

legung der Kapitel 27—29 gegeben, auch ſie handeln von Diebſtählen, die ein Chamave begangen hat: ſtiehlt er in Mashau, ſo trifft ihn dieſelbe Strafe wie in Amore, beſtiehlt er dagegen einen Frieſen oder Sachſen [1]), ſo kommt die wirdira in Wegfall. Dieſe Ueberführungsbuße (wirdira, dilatura) war eben eine Eigenthümlichkeit des fränkiſchen Rechts [2]), des ſaliſchen wie des ribuariſchen, fand ſich aber im übrigen nur bei den Thüringern, während ſie allen andern Stämmen, namentlich auch den Frieſen und Sachſen unbekannt war. In den Kapiteln 28 und 29 liegt ganz deutlich ein Akt der Retorſion vor: was die ſächſiſchen und frieſiſchen Gerichte dem beſtohlenen Chamaven verweigerten, das ſollten auch die chamaviſchen Gerichte dem beſtohlenen Sachſen oder Frieſen nicht gewähren, während die Bewohner des Mashau den Chamaven offenbar nur aus dem Grunde gleichgeſtellt wurden, weil ihr Recht dem Beſtohlenen ebenfalls wirdira zuſprach. Die herrſchende Meinung verſteht unter Mashau den fränkiſchen Maasgau (die heutige niederländiſche Provinz Limburg), der ſich von Maaſtricht bis über Kuyk hinaus erſtreckte und weſtlich von Toxandrien, öſtlich vom Hattuariergau und dem Gau Moilla begrenzt wurde [3]). Dieſer Gau wurde auf der linken Seite der Maas von ſaliſchen, auf der rechten von ribuariſchen Franken bewohnt [4]) und dem entſprechend durch den Meerſener Vertrag von 870 auf der linken Seite dem Reiche Karls des Kahlen, auf der rechten dem Reiche Ludwigs des Deutſchen zugewieſen [5]). Daß in beiden Theilen des Gaues das Recht der wirdira anerkannt war, unterliegt keinem Zweifel, aber trotzdem tragen wir billig Bedenken, die Beſtimmung der Lex Chamavorum auf dieſen Gau zu beziehen, da auch die den Chamaven unmittelbar benachbarten Gaue Teſterbant, Batua und der Hattuariergau fränkiſch, und zwar ſalfränkiſch waren [6]). Wollte man ausdrücken, daß den übrigen Franken gegenüber das Recht der wirdira aufrecht erhalten werden ſolle, ſo mußte man den Fresiones (c. 28) und

[1]) c. 28 iſt wohl in Amore zu ſtreichen und dafür ad zu leſen, oder doch ein ad vor Fresiones einzuſchieben, vgl. Zöpfl a. a. O. S. 378 f., oder man muß mit der Navarrer Handſchrift Fresionis (d. i. Fresionibus) leſen. Vgl. Gaupp a. a. O. S. 75.

[2]) Vgl. Gaupp a. a. O. S. 73 ff.

[3]) Ueber dieſen vgl. van den Bergh Handboek p. 208 sqq.

[4]) Vgl. 'Herkunft der Franken' S. 49. 52 f.

[5]) Mon. Germ. Scr. I, p. 488. Vgl. van den Bergh l. c. p. 209.

[6]) Vgl. 'Herkunft der Franken' S. 49 f.; van den Bergh l. c. p. 195—204.

Saxones (c. 29) die ceteri Franci oder die Salii et Ribuarii oder, wenn man einer landſchaftlichen Beziehung den Vorzug gab, die fränkiſchen Nachbargaue gegenüberſtellen; es ſcheint doch kaum denkbar, daß man ſtatt deſſen auf den hinter dieſen liegenden, lang nach Süden erſtreckten Maasgau verfallen ſein ſollte. Ich halte es daher für gewiß, daß hier unter Mashau nicht der fränkiſche, ſondern der *frieſiſche* Maasgau (Masaland, pagus Marsum), die Grafſchaft Flardingen, verſtanden iſt, der in einer Urkunde von 986 zum Unterſchied von dem obern (fränkiſchen) Maasgau als Masland inferior bezeichnet wurde [1]).

Ich habe früher die Anſicht vertreten, daß die Beſtimmung des Meerſener Vertrags über die Theilung des Masau superior und subterior ebenfalls auf den Gegenſatz des obern (fränkiſchen) und des untern (frieſiſchen) Maasgaues und nicht auf einen Ober- und einen Untergau des erſtern zu beziehen ſei. Dieſe Auffaſſung läßt ſich jedoch angeſichts der Beſtimmung über die Theilung Frieslands, von welchem Ludwig zwei Theile (alſo die Mittel- und die Oſtfrieſen) und Karl einen Theil (die Weſtfrieſen) bekommen ſollte, nicht aufrecht erhalten, da hiernach der ganze frieſiſche Maasgau zu Karls Antheil gehörte. Es ergibt ſich dann aber, daß der fränkiſche Maasgau ſich in ſeinem untern Theile nicht auf das linke Ufer der Maas beſchränkte, ſondern daß man auch das Gebiet von Nimwegen (zwiſchen Maas und Waal) dazu rechnete.

Zwiſchen dem Alten Rhein und der Mündung der Maas hatten einſt die ſaliſchen Cannenefaten gewohnt, und nachdem ſich dieſe in Folge der ſaliſchen Wanderung größtentheils nach Süden gezogen hatten, waren die nachrückenden Frieſen mit den im Lande gebliebenen, jedenfalls nicht unbedeutenden fränkiſchen Reſten verſchmolzen. Hier hatten die Merowinger ſchon vor der Unterwerfung der Weſtfrieſen feſten Fuß gefaßt [2]); hier galt zum Theil noch der ſaliſche Mündigkeitstermin von zwölf Jahren [3]), obgleich das frieſiſche Recht

[1]) Vgl. van den Bergh p. 157 sqq.

[2]) Dauernd wurden die Weſtfrieſen erſt 689 durch Pippin von Heriſtal unterworfen, aber ſchon Dagobert I. (622—638) hatte in oder bei Utrecht eine Kirche gebaut, die freilich von den Frieſen wieder zerſtört wurde. Vgl. v. Richthofen, Mon. Germ. Leg. III, p. 611.

[3]) Vgl. Schiedsſpruch von 1387 für Montfort im Gau Lake und Isla (ſüdweſtl. von Utrecht): sullen alle die gene, die binnen Montfoerde beseten hebben gewest, die uiten gestichte syn ende twalef jaar olt syn, bloots

übereinſtimmend mit dem ribuariſchen fünfzehn Jahre verlangte [1]; hier hatte ſich auch, wie wir nun aus der Lex Chamavorum lernen, die fränkiſche wirdira oder dilatura erhalten, während umgekehrt die poena dupli als Diebſtahlsbuße aus dem frieſiſchen Rechte [2] in das des Hamalands übergegangen war.

Die Ausbreitung des Weinbaues in Gallien bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts [3].

Von Richard Schröder.

Die erſte Nachricht über galliſchen Weinbau verdanken wir Strabo, welcher im IV. Buche (Ausg. v. Falconer S. 284) von den galliſchen Ligurern, den Bewohnern der Provence, berichtet, daß ſie vorwiegend italiſchen Wein importirten, da ſie ſelbſt nur wenig und zwar nach Pech ſchmeckenden Wein bauten. Dazu ſtimmt eine Bemerkung Martials (Epigr. XIII, 123) über den rauchigen Wein von Marſeille: Fumea Massiliae ponere vina potes, und über den nach Pech ſchmeckenden Wein von Vienne (ibid. XIII, 107):

Haec de vitifera venisse picata Vienna
Ne dubites, misit Romulus ipse mihi.

Columella (De re rustica III, c. 2 §§. 16, 19, 25, 26, 28; c. 7 §. 1; c. 21 §. 3) zählt drei Klaſſen galliſcher Weine auf: an erſter Stelle nennt er die vites Allobrogicae, quarum vini iucunditas cum regione mutatur, an zweiter (secundae notae) den Wein der Bituriger, dem iucunditas und Traubenfülle nachgerühmt wird, an dritter (tertium gradum) die in drei verſchiedene Arten zerfallenden vites Helvenaciae, quae foecunditate

hoofts uit komen, ende vallen den bisschop te voete, ende bitten hem vergiffenisse. Haltaus, Glossar. p. 1001.

[1]) Vgl. Noordewier, Nederduitsche regtsoudheden p. 174 sq.; Landrecht von Seeland (vor 1258) §. 33 (van den Bergh, Oorkondenboek van Holland en Zeeland II, p. 21): Anni discretionis masculi sunt 15 anni, anni vero discretionis domicelle sunt 12 anni. Vgl. Landrecht von 1290 §. 110 (ibid. II, p. 342).

[2]) Dies war wenigſtens das Recht der Weſt- und Mittelfrieſen. Vgl. L. Fris. III, 1—4; v. Richthofen, Mon. Germ. Leg. III, p. 960 not. 39; Sohm, Zeitſchr. f. Rechtsgeſchichte V, S. 411.

[3]) Vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen u. Hausthiere [2] S. 75 f.; Marquardt, Römiſche Privatalterthümer Abth. II, S. 57 f.; Rheiniſcher Antiquarius Abth. 2, Bd. XVIII, S. 357 ff.; Kiepert, Lehrb. d. alten Geographie S. 503.

sola commendantur. Aehnlich ſpricht ſich drei Luſtren ſpäter (zwiſchen 77 und 79 n. Chr.) der ältere Plinius aus. Auch dieſer kennt die vites Allobrogicae, die aber nur in ihrem heimatlichen Boden als nobiles bezeichnet werden können, während ſie, verpflanzt, bonitatis vice copiam praestant (Natur. hist. XIV, 26), ſodann die von ihm als ignobilis erwähnte vitis Biturigiaca (XIV, 27), vorzüglich aber rühmt er (XIV, 18) den Wein von Vienna, Viennensem agrum nobilitans, der in ſeinen drei Arten (Arverno Sequanoque et Helvico generibus) erſt neuerdings berühmt geworden ſei (dem Vergil ſei er noch unbekannt geweſen); eine Art der vitis Helvia habe ſich bei der Stadt Alba durch ihre überaus kurze Blütezeit (uno die deflorescens) ganz beſonders empfohlen und werde jetzt unter dem Namen Narbonica in der ganzen provincia Narbonensis gebauet (XIV, 43). Bei allen dieſen Weinen, mit Ausnahme des Biturigers, gedenkt er ihres eigenthümlichen Pechgeſchmacks (XIV, 18. 26. 57), den ſie nicht etwa von den Fäſſern annahmen, ſondern von Natur beſaßen (vitis per se picem resipiens). Es war unverkennbar dieſelbe Art, die Strabo als liguriſchen Wein kennen gelernt hatte, auch reichte der von Columella, Plinius und Martial erwähnte Weinbau im Rhonegebiet offenbar noch in die Zeit Strabos zurück, da Plinius von dem Vienner Weine rühmt, daß er je älter deſto werthvoller werde (XIV, 57). Dagegen durfte in der Zeit der Republik, jedoch wohl abgeſehen von den Beſitzungen der Maſſalioten, in den transalpinen Ländern kein Weinbau getrieben werden, um dem italiſchen Weine keine Konkurrenz zu machen (Cicero, De re publica III, 9, 16). Im Laufe des 1. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung hatte ſich der galliſche Weinbau dann über Languedoc (Cettewein), die Provence, Dauphiné, Franche Comté und den ſüdlichen Theil von Burgund ausgedehnt; den Biturigerwein haben wir wohl bei den Bituriges Vivisci (Bordeaux) und nicht bei den Bituriges Cubi (Berry) zu ſuchen. Eine weitere Ausdehnung des Biturigerweins und des Burgunders bezeugt ein gewöhnlich dem Eumenius zugeſchriebener Panegyricus an Conſtantin d. Gr., deſſen Verfaſſer, ein Bewohner der Aeduerſtadt Auguſtodunum (Autun), über den Rückgang des Weinbaues in ſeinem Heimatlande klagt. Das ganze Unterland des pagus Arebrignus, bis zum Arar (Saône) hin, ſei vitium cultura praecipua, aber die aus unvordenklicher Zeit herrührenden Rebſtöcke

(quarum iam nescimus aetatem) ſeien verwildert und vermöchten nur noch dem Unkundigen zu imponiren (vineae, quas mirantur ignari, ita vetustate senuerunt, ut culturam iam paene non sentiant), und neue Weinanlagen, ut Aquitanis aliisque provinciis familiare est, verböten ſich hier durch die Beſchaffenheit des Geländes. Derartige Neuanlagen waren freilich erſt ſeit kurzem wieder geſtattet, nachdem Kaiſer Probus (276—282) den provinzialen Weinbau unter Aufhebung des Verbotes Domitians (81—96) wieder freigegeben hatte [1]), aber der Weinbau im Aeduerlande datirte offenbar noch aus der Zeit vor Probus. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird auch der Weinbau bei Paris, ferner an der Moſel und, nunmehr mit voller Sicherheit, der bei Bordeaux bezeugt. Von Paris erzählt Kaiſer Julian in ſeinem Miſopogon: φύεται παρ' αὐτοῖς ἄμπελος ἀγαθή [2]), und der Sänger der Moſel, Auſonius, begrüßt in ſeiner gegen 368 abgefaßten Mosella [3]) den Fluß, den er bei Nivomagus (Neumagen) unterhalb Trier zuerſt erblickt, als das Abbild ſeiner Heimat Bordeaux (V. 18 ff.):

Da wie das Bild und die Zier Burdigalas, meiner geſchmückten
Heimat, alles mich traf mit holdeinſchmeichelndem Anblick:
Ragende Villen hier, auf hängenden Ufern gegründet,
Dort die Hügel, vom Bacchus umgrünt, anmuthige Strömung
Dort, in murmelndem Laufe gemach hingleitend, Moſellas.
Sei mir gegrüßet, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
Dem die Belgen die Stadt, die des Thrones gewürdigte, danken,
Strom, des Hügel umher bepflanzt mit duftendem Bacchus.

Und daß ſich hierin auch nach der Einnahme des Moſellandes durch die Franken nichts geändert hatte, der Weinbau vielmehr von den neuen Anſiedlern mit derſelben Sorgfalt weiterbetrieben wurde, bezeugen die Gedichte des Venantius Fortunatus (Ende des

[1]) Vgl. Sueton, Domitianus c. 7: Ad summam quondam ubertatem vini frumenti vero inopiam existimans nimio vinearum studio neglegi arva, edixit, ne quis in Italia novellaret, utque in provinciis vineta succiderentur, relicta ubi plurimum dimidia parte; nec exequi rem perseveravit. Flavius Vopiscus, Probus c. 18: Gallis omnibus et Hispanis ac Britannis hinc permisit, ut vites haberent vinumque conficerent. Sextus Aurelius Victor, De Caesaribus c. 37: (Probus) Galliam Pannoniasque et Moesorum colles vinetis replevit. Vgl. Eutropius, Breviarium IX, 17.

[2]) Hertlein, Juliani imperatoris quae supersunt omnia (Lipsiae 1875) p. 438.

[3]) Ausgabe und Ueberſetzung von E. Böcking.

6. Jahrh.), der nicht müde wird, die traubenreiche (uvifera) Moſel zu preiſen; ſchon bei Metz hat er ſeine Freude an den Weinbergen (Miscellanea III, c. 14), beſonders aber begeiſtert ihn die Gegend unterhalb Trier zu folgender Schilderung (ibid. X, c. 10. de navigio suo):

Rebenumkleidet erſchaueſt du die Flur, wohin du dich wendeſt;
Weinlaub ſchmückt das Gehäng', leiſe vom Winde bewegt.
Reihe an Reihe gedrängt, von ſpitzigen Felſen durchbrochen,
Zieht ſich's vom Thale hinauf, klimmt bis zu ſchwindelnder Höh'.
Oft zwiſchen ſtarrendem Fels ſchuf menſchlicher Fleiß ihr den Boden,
Röthlich ſchimmert die Reb', grüßend aus grauem Geſtein.

Die Fortdauer des Weinbaues in Burgund und Aquitanien unter deutſcher Herrſchaft bezeugt die Lex Burgundionum (herausgeg. v. Bluhme) Tit. 23, 27, 31, 89, 103, 106 und die Lex Romana Burgundionum Tit. 11 §. 5, womit man Gregors Geſchichte der Franken III, c. 19. IV, c. 36 und V, c. 5 vergleichen mag. Weinberge bei Avignon bezeugt derſelbe II, c. 32 und IV, c. 42, bei Nîmes VIII, c. 30, in der Auvergne II, c. 36, bei Bourges VI, c. 31, bei Limoges X, c. 29, in der Gascogne IX, c. 7, bei Nantes V, c. 31 und IX, c. 18, 24, bei Tours in der Schrift De virtutibus s. Martini I, c. 34 und De gloria confessorum c. 18.

Von beſonderer Bedeutung für die Geſchichte der fränkiſchen Volksrechte iſt es, die Ausbreitung des Weinbaues nördlich der Loire feſtzuſtellen. Weinberge bei Rennes (Bretagne) finden ſich Geſchichte der Franken V, c. 31 und IX, c. 24, bei Lizieux (Normandie) VI, c. 36, im pagus Cenomanicus (Maine) bei Pardessus, Diplomata no. 179 (v. J. 572), im pagus Parisiorum ebenda no. 163 (v. J. 558), im pagus Melidunensis (Meaux, öſtl. von Paris) no. 162 (v. J. 558) und bei Venantius Fortunatus, Miscell. III, 34, im territorium Viromandense (Picardie) in desſelben Vita s. Medardi c. 4. Viele dieſer Weinberge mögen erſt im Laufe des 6. Jahrhunderts angelegt ſein, daß aber ſchon zu Chlodovechs Zeiten in den Ländern nördlich der Loire ein nicht unbedeutender Weinbau getrieben wurde, geht, abgeſehen von dem angeführten Berichte Julians, mit Sicherheit aus dem Teſtamente des Biſchofs Remigius von Reims hervor, durch den Chlodovech bekanntlich im Jahre 496 die Taufe empfing. In ſeinem Teſtamente (Pardessus l. c. no. 118) verfügt er über Weinberge bei

Laon und bei Reims, und wenn die Urkunde auch erſt gegen ſein Lebensende (wahrſcheinlich 533) abgefaßt iſt, ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß alle dieſe Anlagen erſt neueſten Datums waren [1]). Zu dieſen Verhältniſſen in dem 486 neu eroberten Lande, ganz beſonders aber zu dem lebhaften Weinbau an der Moſel ſtimmt es, wenn die Lex Salica dem Schutze der Weinberge und der unfreien Weinbauern mehrere Beſtimmungen widmet [2]). In dem Gebiete zwiſchen Kohlenwald und Leye, das man gewöhnlich als die Heimat des ſaliſchen Volksrechts anſieht, können derartige Beſtimmungen nicht entſtanden ſein. Dorthin iſt der Weinbau erſt ſpät, in karolingiſcher und nachkarolingiſcher Zeit vorgedrungen [3]). Denn während die in Frankreich entſtandenen Formelſammlungen bei der Aufzählung des Zubehörs eines Landguts regelmäßig der vineae gedenken [4]), wird in den Urkunden nördlich des Kohlenwaldes bis zum 8. Jahrhundert kein Weinbau erwähnt [5]), worauf

[1]) Bei einigen gibt er ſelbſt an, daß er ſie erſt angelegt habe.

[2]) L. Sal. 27 §. 12: Si quis vinea aliena in furtum vindemiaverit, et inventus fuerit, 600 dinarios qui faciunt sol. 15 culpabilis iudicetur. §. 13: Si vero vino ad domum suam exinde duxerit et discarecaverit (abgeladen hat), 1800 dinarios qui faciunt sol. 45 culpabilis iudicetur. 35 §. 6: Si quis vasso ad ministerium, aut fabrum ferrarium, vel aurifice aut porcario vel vinitorem aut stratorem furaverit aut occiderit, cui fuerit adprobatum, 1200 dinarios qui faciunt sol. 30 culpabilis iudicetur. Die erſten beiden Stellen finden ſich in ſämmtlichen Handſchriften, gehören alſo unzweifelhaft dem Chlodovechiſchen Texte an, ebenſo die dritte Stelle, obwohl einige jüngere Handſchriften venatorem ſtatt vinitorem geben. Einige Handſchriften enthalten noch zwei weitere Beſtimmungen über Beſchädigung einer vinea aliena (L. Sal. Tit. 7, Zuſatz 8 u. 9, Tit. 9, Zuſatz 2, Ausg. v. Behrend), auf die hier aber kein Gewicht gelegt werden ſoll.

[3]) Vgl. v. Inama-Sternegg, Deutſche Wirthſchaftsgeſchichte S. 171 f. 413 f.; Lamprecht, Beitr. z. Geſch. d. franz. Wirthſchaftslebens im 11. Jahrhundert S. 23 f.; de Lavelaye, Essai sur l'économie rurale de la Belgique (Paris 1875) p. 131. 170 sq. 272. 276 sq.; Warnkönig, Flandriſche Rechtsgeſchichte I, S. 240.

[4]) Vgl. de Rozière, Recueil général des formules no. 117. 125. 127 sq. 132 sq. 135. 147. 158. 161. 166 sq. 171. 195. 197 sq. 203. 212—216. 220. 222. 225—228. 231. 241. 243. 245—247. 258. 267 sq. 270 sq. 279. 288. 298. 302. 304 sq. 339. 342. 345. 358. 374 sq. 414. 473. 488.

[5]) Keine Weinberge in Güterkomplexen der Gaue Toxandria (Pardessus, Dipl. no. 474. 476. 481. 483. 485), Hasbania (ibid. no. 325), Arduenna (no. 409. 426), Condrustinsis (no. 588), Hainau (no. 266 sq. 339), Tornacensis Gandensis Rodanensis (no. 457), Cameracensis (no. 290. Cartulaire de St. Bertin p. 29 sq.), Mempiscus (ibid. p. 49), Tervannensis (ibid. p. 18. 38. 49).

um ſo mehr Gewicht zu legen iſt, als man ſich bei Abfaſſung der Urkunden offenbar derſelben Formeln wie in Frankreich bediente, die regelmäßige Auslaſſung der vineae alſo eine bewußte war. Als die nördlichſten Gebiete, welche der Weinbau im Laufe des 6. und 7. Jahrhunderts erreicht hat, laſſen ſich feſtſtellen: pagus Virdunensis (Pardessus, Dipl. no. 475) und Wabrensis (ibid. no. 415. 464. 469) an Maas und Chiers, pagus Laudunensis (ibid. no. 340. 350. 365) zwiſchen Aisne und Oiſe, pagus Noviomensis (Pardessus no. 470; Cartulaire de St. Bertin p. 40) an der Oiſe, pagus Vermandensis (ibid.) und Ambianensis (Pardessus no. 336) an der Somme, pagus Atrebatensis (ibid. no. 336) an der Scarpe, endlich im pagus Fanomartensis (ibid. no. 466) das Krongut Solemio, das heutige Solesme an der Selle, öſtlich von Cambray.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts begegnen wir zum erſten Male auch dem Rheinwein. Venantius Fortunatus [1]) erzählt von den ausgedehnten Weinbergen bei Andernach, die nach den örtlichen Verhältniſſen nur auf dem rechten Rheinufer, bei Leutesdorf im Engersgau, geſucht werden können. Hier wie bei den wenig ſpäter bezeugten Pfälzer Weinbergen [2]) befinden wir uns noch auf chattiſch-ſaliſchem Gebiet [3]). Die Lex Alamannorum Chlothars II. weiß noch nichts vom Weinbau, wohl aber beſtätigt eine dem Ende des 6. Jahrhunderts angehörige Beſtimmung der Lex Ribuaria [4]), daß derſelbe um dieſe Zeit auch das ribuariſche Gebiet (Bonngau und Auelgau) erreicht hatte [5]). Immerhin konnte der Weinbau

[1]) In dem S. 505 angeführten Reiſeberichte.

[2]) Vgl. Pardessus, Diplomata no. 242 (Weinbau in Laudemburg, d. h. Lobedunburg am untern Neckar, im J. 627). Ibid. additam. no. 3 (im pagus Spirensis, im J. 653).

[3]) Vgl. Forſchungen z. deutſch. Geſch. XIX, S. 143 f. 166 ff. Meine 'Herkunft der Franken' (v. Sybels, Hiſt. Zeitſchrift N. F. VII) S. 60. 64 f.

[4]) L. Rib. 60, 1: Si quis villam aut vineam vel quamlibet possessiunculam ab alio comparavit etc. Die Titel 57—62 der Lex Rib. ſind ein königliches Geſetz aus dem Ende des 6. Jahrhunderts und rühren wahrſcheinlich von Childebert II. her. Vgl. Sohm in der Zeitſchrift f. Rechtsgeſchichte V, S. 386 f. 440 ff.

[5]) Daß die vom Weinbau handelnden Beſtimmungen der Lex Salica nicht in die Lex Ribuaria übergegangen ſind, darf freilich gegen ein höheres Alter des ribuariſchen Weinbaues nicht geltend gemacht werden, da die Nichtaufnahme jener Beſtimmungen andere Gründe hatte. Vgl. Sohm a. a. O. S. 405. 409 ff.

am Rhein ſich noch nicht entfernt mit dem an der Moſel vergleichen. Nur die Moſel bezeichnet Venantius Fortunatus (Misc. VII, c. 4) als die uvifera, der Rhein iſt ihm nur der ſalmenreiche, die Maas rühmt er wegen ihrer Kähne, Vögel und Fiſche, die Aisne (Axona) wegen der Weiden, Wieſen und Saaten an ihren Ufern, und Isara, Sara, Chares, Schaldis, Saba, Somena, Sura und Salia (Seille) erhalten überhaupt kein beſonderes Prädikat.

Antiquariſche Miscellen.

Von J. Schneider.

II.

1. An der vom Rhein bei Unkel über Unkelbach und Birresdorf führenden Römerſtraße wurde kurz vor Unkelbach (Kr. Ahrweiler) ein römiſches Grab aufgedeckt, welches aus mehrern im Viereck geſtellten Ziegelplatten beſtand und oben mit einer ſolchen Platte gedeckt war. Es fanden ſich darin, außer Aſche, zwei Kännchen, ein Schüſſelchen, ein Salbfläſchchen und eine römiſche Münze.

2. Auf dem Kirchhofe von Ahſen (Kr. Recklinghauſen), wo die Römerſtraße des linken Lippeufers vorbeigeht, wurde eine Urne aus gelblichem Thon mit Aſche gefunden.

3. In Hohenbudberg (Kr. Krefeld) wurde nach Ausſage der Bewohner, außer Mauerwerk, auch ein „Kiesweg“ neben der Kirche, 1 m tief im Boden gefunden.

4. Zwiſchen Hohenbudberg und dem Borgſchen Hofe ſind die Landleute an verſchiedenen Stellen auf den Kiesdamm der römiſchen Rheinſtraße im Boden geſtoßen.

5. Bei Spellen (Kr. Duisburg) wurden beim Abtragen eines Sandhügels mehrere Urnen, ein Glas, ein Schwert und runde Steinchen (wie es ſcheint, zum Spielen) gefunden; die Gegenſtände wurden bei Hrn. Pfarrer Schündelen in Spellen aufbewahrt.

6. In der Bauerſchaft Weſterode (Landkr. Münſter) läuft eine Landwehr vom Hanhof in der Richtung von Oſten nach Weſten bis zum Rohlings-Venn.

7. Im Hochwald nördlich von Meisborn (Kr. St. Goar) liegt ein beiderſeits von einem Graben begleiteter Wall, der in nordöſtlicher Richtung nach dem Rhein zu läuft, und ſich weſtlich

bis Caſtellaun erſtrecken ſoll. Er hat eine Höhe von 2,2 bis 2,8 m und eine obere Breite von 3,7 m, die Sohle des öſtlichen Grabens iſt 1 m, die des weſtlichen 1,6 m breit. In der Generalſtabskarte iſt er an zwei Stellen unter dem Namen „Römerwall" eingezeichnet. Seine Conſtruktion ſtimmt mit derjenigen unſerer Grenzwehren nicht überein, und ſeine Beſtimmung iſt unbekannt.

8. Oeſtlich von Swalmen an der Maas (Holland) zieht eine Landwehr durch die Heide von Norden nach Süden; ſie hat nördlich der Chauſſee nach Brüggen noch zwei Wälle, von denen der eine eine Höhe von 1,4 m bei einer obern Breite von 2,8 m, der andere eine Höhe von 0,5 m bei einer obern Breite von 2,2 m hat; die Wälle wechſeln mit je einem Graben ab; ſüdlich der Chauſſee iſt nur mehr ein Wall von 2,2 m Höhe und 1,9 m oberer Breite vorhanden.

9. In Schalkenbach (Kr. Ahrweiler) wurden im Garten des Wirthes Rochert ein kleiner Steinſarg und einige Glasſachen an der vorbeiführenden Römerſtraße gefunden.

10. Bei der Windmühle öſtlich von Mehr (Kr. Rees) wurde über 1 m tief im Boden eine römiſche Amphora von 1 m Höhe und 1,03 m im Umfang gefunden, die ganz mit Erde gefüllt war.

11. Ueber den „Buvegraav" (Bubengraben) bei Schinveldt (Holland) geht in der Umgegend die Sage, derſelbe ſei von einem fremden Volke, „den Buven", aufgeworfen worden, und zwar in einem Kriege, den jene mit den „Houvermännekes" gehabt hätten.

12. Die Kirche zu Stoppenberg (Kr. Eſſen) liegt auf einem künſtlichen Erdaufwurf, der ſich auf einem natürlichen Hügel erhebt, und deſſen obere Fläche die Form eines Rechtecks von 60 Schritt Länge und 30 Schritt Breite hat. Der Sage nach iſt derſelbe von den Heiden aufgefahren worden und die Kirche ſoll ein Heidentempel geweſen ſein. Die ganze Anhöhe war von einem 10 Schritt breiten Graben umgeben, deſſen Reſte beſonders an der Nordweſtſeite ſichtbar ſind.

13. Ein Diſtrikt bei Dernbach (Heſſen-Naſſau) heißt „im Wehrholz".

14. Die Alteburg bei Hardenberg (Kr. Elberfeld) iſt ein auf einem hohen Bergkegel aufgeworfener Erdhügel, auf welchem ſich noch die Reſte eines mittelalterlichen Thurmes finden; der Fuß des Kegels iſt von einem tiefen Graben umſchloſſen. Nach der

Sage ſoll von hier ein unterirdiſcher Gang nach dem unten gelegenen Schloſſe Hardenberg geführt haben. Wahrſcheinlich war der Aufwurf urſprünglich ein Warthügel an der daran vorbeiführenden Landwehr, deren Reſte noch deutlich erkennbar ſind.

15. Einige Minuten ſüdlich von Beek (Holland) liegt eine Quelle am Berghange, welche von einem ſtarken Erdwalle kreisförmig (40 Schritt Radius) umgeben iſt. Die Sage läßt von hier einen Kanal nach der Yſſel gehn. Auf dem benachbarten Hertenhügel ſoll in alten Zeiten ein hölzerner Thurm geſtanden haben; hier führt auch ein römiſcher Heerweg vorbei.

16. Auf dem Jaberge (Kr. Solingen) findet ſich ein kleiner Erdaufwurf von faſt 1 m Höhe und 30 Schritt Umfang an der Baſis; der Fuß des Berges iſt mit drei Wällen, abwechſelnd mit vier Gräben, umſchloſſen, die beſonders an der Süd- und Nordſeite erhalten ſind. Der kleine Aufwurf war wohl eine Warte an dem dort vorbeiführenden römiſchen Heerwege; auch wurde hier ein römiſcher Siegelring von Gold mit kunſtvoll geſchnittenem Onyx gefunden.

17. Im Mühlenwinkel bei Kaldenhauſen (Kr. Krefeld), wo die römiſche Anſiedelung Calone gelegen, wurde eine Kiesſtraße im Boden gefunden. Man hat neuerlich die Poſition Calone im Mühlenwinkel aus dem Grunde beſtritten, weil im Itinerar unter der Zahl XVIII nicht plötzlich Millien ſtatt Leugen gemeint ſein können. Das haben wir freilich auch gewußt, aber die Sache hat einen andern Hintergrund. Bekanntlich beſitzen wir das Itinerar nur in verſtümmelter Form und zu dieſen Verſtümmelungen gehört hauptſächlich die, daß von den urſprünglich nebeneinander geſtandenen, und theilweiſe noch vorkommenden beiden Maß- und Zahlenangaben bald die eine, bald die andere weggefallen und dadurch eine ſcheinbare Verwechſelung bald in den Zahlenangaben, bald in den Maßbezeichnungen eingetreten iſt. So z. B. ſind auf der vorliegenden Strecke meiſtens die Leugenbezeichnungen und die Millienzahlen fortgefallen, dagegen die Millienbezeichnungen und Leugenzahlen geblieben. In unſerm Falle aber ſind nicht bloß die Leugenbezeichnungen, ſondern auch die Leugenzahlen weggefallen, dagegen die Millienbezeichnungen mit den Millienzahlen geblieben. Da nun die Millienzahlen des Itinerars mit den wirklichen Entfernungen völlig genau übereinſtimmen, ſo liegt kein

Grund vor, die Angaben des Itinerars für unrichtig zu erklären, und durch willkürliche Veränderungen der Zahlen den Ort Calone an einer andern Stelle zu ſuchen, als wo ihn die Zahlenangaben des Itinerars, ſowohl die auf- wie abwärts, genau fixiren, und wo zugleich durch Auffindung zahlreicher Alterthümer das Vorhandenſein einer römiſchen Anſiedelung nachgewieſen iſt, nämlich im Mühlenwinkel bei Kaldenhauſen.

18. Es iſt von großem Intereſſe zu erfahren, in welcher Erſtreckung die aus vier Wällen (1 Gebückwall, 2 Grabenwällen, 1 Banquetwall) beſtehenden Landwehren dies- und jenſeits des Rheines vorkommen, und ob ſich, außer dieſen und den Paliſſadengräben, noch Grenzwehren in Deutſchland vorfinden, welche eine andere Conſtruktion aufweiſen. Während das Vorkommen der Paliſſadengräben an dem römiſchen Limes im Allgemeinen bekannt iſt, bleibt die Ausdehnung der Gebückgräben noch völlig unbeſtimmt: wir haben dieſelben auf der rechten Rheinſeite unſerer Provinz kennen gelernt von Holland aufwärts bis zur Lahn, ſowie abwärts eine geraume Strecke durch Holland, und in Weſtfalen vom Rhein bis zur Weſer; ferner in Heſſen-Naſſau und Oberheſſen rheinaufwärts bis zum Main; endlich auf der linken Rheinſeite zwiſchen Maas und Rhein. Auch die Paliſſadengräben kommen nicht bloß an dem Limes vor, ſondern wir haben dieſelben vom Siebengebirge an bis zum Main hinauf gefunden. Es bleibt daher zu beſtimmen, wie weit ſich das Vorkommen der Gebückgräben, wovon wir ſogar aus Schleſien Nachrichten haben, überhaupt durch Deutſchland erſtreckt, und wo ſich, außer am Limes und in den genannten Gegenden, das Vorkommen von Paliſſadengräben nachweiſen läßt. Auch gibt es noch, außer den Gebück- und Paliſſadengräben, Meilen weit ſich erſtreckende Wall- und Grabenanlagen, wie z. B. der Römerwall auf dem Hunsrücken und der Bubengraben in Holland, deren Unterſuchung nicht minder wichtig iſt, und es fragt ſich, ob ſolche Wall- und Grabenlinien, die in ihrer Conſtruktion von den obengenannten abweichen, ſich auch in andern Gegenden vorfinden und in welchen Richtungen dieſelben verlaufen. Endlich iſt die Erforſchung der ausgedehnten Mauerlinien zu beachten, wovon uns bis jetzt, außer der Lang- oder Landmauer, nur noch wenig bekannt iſt. Wir kennen dieſelben nördlich der Langmauer bis in die hohe Eifel hinauf, und weſtlich bis zur Our, ohne daß wir wiſſen, wo dieſe

Mauerlinien aufhören und die Wall- und Grabenanlagen beginnen, oder ob vielleicht beide zugleich in gewiſſen Gegenden auftreten. Mögen die vorſtehenden Bemerkungen dazu dienen, die Aufmerkſamkeit der Forſcher auf alle dieſe für unſere älteſte Geſchichte ſo wichtigen Denkmälerreſte zu lenken und zu deren Erforſchung anzuregen.

Größere Funde von Römermünzen im Landdroſteibezirk Osnabrück der Provinz Hannover.

Von Herm. Hartmann.

Die Provinz Hannover iſt gegenüber der großen Menge germaniſcher Alterthümer, welche theils die Muſeen dieſes Landes füllen, theils noch fortwährend hier aufgefunden werden, arm an Gegenſtänden römiſchen Urſprungs. Verhältnißmäßig am reichſten an ſolchen iſt der Landdroſtei-(Regierungs-)Bezirk Osnabrück, was darin ſeinen Grund haben mag, daß durch ihn verſchiedene Handelswege von der Ems zur Weſer führten und, wie ich früher an dieſer Stelle [1]) nachgewieſen zu haben glaube, auch Germanicus auf dem Zuge nach dem Campus Idistavisus über den Hümmling (Amt Meppen), durch die Aemter Fürſtenau und Vörden und am nördlichen Abhang des Wiehengebirges (Weſtfüntel) entlang durch die Aemter Hunteburg und Wittlage ſeinen Weg nahm. Aus den übrigen Landdroſteibezirken der Provinz ſind nur folgende Funde römiſchen Urſprungs bekannt: Im Jahre 1823 wurde im Mulſumer Moor im Gericht Dorum, Landdroſtei Stade, ein goldener Halsſchmuck nebſt 5 Goldmünzen der Kaiſer Valentinian und Anaſtaſius entdeckt und in neuerer Zeit ein größerer Fund von römiſchen Silbermünzen, 344 an der Zahl, worunter 221 Varietäten, die ſich von Nero bis Marc Aurel vertheilen, im Amte Neuhaus a. d. Oſte, ebenfalls Landdroſtei Stade, gemacht. Außerdem ſind die Funde eines römiſchen Feldkeſſels bei Börry, Landdroſtei Hannover, und einer römiſchen Patella bei Salzhauſen, Landdroſtei Lüneburg, verzeichnet. Der bedeutendſte iſt der Hildesheimer Silberfund im Jahre 1868 [2]).

[1]) Monatsſchrift IV, S. 57: 'Welchen Weg nahm Germanicus von der Ems nach der Weſer?'

[2]) Ob die im Katalog der diesjährigen anthrop. Ausſtellung in Berlin unter Hannover S. 159 angegebenen Funde von Goldgefäßen bei Terheide,

Was nun speciell den Landdrosteibezirk Osnabrück betrifft, so sind hier an ältern Funden römischer Alterthümer folgende notirt: J. Möser [1]) erwähnt, daß bei Vörden in einem Grabmal römischer Kaufleute ein Mercur und um denselben verschiedene Aschenkrüge gefunden worden. Er läßt einen Heerweg, den auch die römischen Kaufleute verfolgten, von der Ems über Kloppenburg, Quakenbrück und Vörden sich abzweigen. „Vörden", sagt er, „sind Wege, die zuerst mit Holz belegt gewesen (also Knüppeldämme); und unser jetzige Flecken Vörden ist ein alter Grenzpaß." Demgemäß scheint Möser den Namen von dem niedersächsischen Wort „fören", fahren, vehere, abzuleiten, wonach über Vörden ein fahrbarer Weg gegangen wäre.

Nach einer Mittheilung Wächters [2]) wurden im Amte Meppen in einem Grabhügel mehrere Silbermünzen des Kaisers Augustus und der Kaiserin Faustina gefunden und in der Grafschaft Bentheim in einer Urne Goldmünzen aus der Zeit der Constantine und ein goldenes Gefäß. In der Ausstellung zu Münster im Juni 1879 war ein 29 cm großer Apollo mit der Hirtenflöte von Bronze, eine gut erhaltene, ausgezeichnete Arbeit, welche bei Klein-Fullen im Amte Meppen gefunden wurde. Wächter erwähnt ferner, daß im Kirchspiel Ankum, Amt Versenbrück, mehrere Römermünzen gefunden worden, ohne sie indessen näher zu bestimmen. Auch Fr. Hahn bemerkt in seiner Schrift über den Fund von Lengerich (s. unten), daß man im Osnabrückischen eine Anzahl römischer Goldmünzen aufgefunden habe, die der spätern Kaiserzeit nach Constantius (?) angehörten [3]). Weiterer Münzfunde aus dem hierher gehörigen Bezirk gedenkt Wächter in seiner „Statistik" mit folgenden Worten: „Im Jahre 1840 hat der Kolon Wiegmann zu Haltern, Kirchspiels Belm, an der Seite eines großen Steins, der inmitten eines vor ihm angelegten Fischteiches gelegen, eine goldene

---

Amt Esens, bei Gölenkamp, Amt Neuenhaus, und eines goldenen Armrings bei Salzhausen römischen Ursprungs sind, ist nicht angegeben. Von dem bei Gölenkamp, Amt Neuenhaus, gefundenen Goldgefäß vermuthet dieses Wächter.

[1]) Osnabrückische Geschichte I, S. 133.

[2]) Statistik der im Königreich Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler S. 139.

[3]) Auch Wächter erwähnt in seiner Statistik S. 132 einer kleinen römischen Goldmünze, die im Bentheimschen gefunden wurde und aus dem Zeitalter der Constantine herstammen soll.

Münze vom Kaiſer Honorius und mehrere römiſche Kupfermünzen gefunden. Die goldene Münze hat ein Goldarbeiter in Osnabrück erworben, die Kupfermünzen ſind als Spielzeuge der Kinder des Finders verloren gegangen. Von der goldenen Münze habe ich durch die Güte des Forſtſecretärs Wehrkamp einen Abdruck erhalten. Avers: D. N. Honorius P. P. Aug. Revers: Der Kaiſer tritt den hingeſtreckten Feind mit dem Fuße und hält in der Rechten eine Fahne (?), in der Linken die Siegesgöttin. Umſchrift: Victoria Aug. g. g., unter dem Stabe: comob. und zur Seite die Buchſtaben N. D. Römiſche Münzen werden häufig gefunden, ſogar in der Umgegend von Hannover, nirgends aber mehr als im Osnabrückiſchen; ich beſitze ſelber zwei, die hier gefunden ſind, eine von Juſtinian und die andere auch von Honorius [1]." „In dem Amte Wittlage-Hunteburg ſind ebenfalls viele römiſche goldene Münzen gefunden worden. Der Vater des Forſtſecretärs (ſ. oben) hat an die 15—20 Stück und ein Kolon Namens Holtkamp bei Venne 8—12 derſelben beſeſſen, die ſämmtlich in Gräbern und Heiden der Kirchſpiele Venne und Hunteburg gefunden worden. Zwei Gold- und einige Kupfermünzen wurden in ſeiner Gegenwart in Urnen gefunden, die aus den nicht unbedeutenden mit Steinen bedeckten Grabmälern zu Driehauſen, Kirchſpiels Oſtercappeln, herausgegraben wurden. Die Münzen ſind mit dem Verzeichniß der Kaiſer, von welchen ſie geprägt, verloren gegangen [2]."

In meinem oben erwähnten Aufſatz habe ich auf die maſſenhaften Einzelfunde von Römermünzen aus der letzten Zeit der Republik und dem Anfange der Kaiſerzeit in der Nähe des Gutes Barenau zwiſchen dem Großen Moor und dem Wiehengebirge, bezw. dem hier vorliegenden Vorgebirge aufmerkſam gemacht. Da Münzfunde aus jener Zeit in unſerer Provinz ſehr ſelten vorkommen, ſo ſind dieſe um ſo intereſſanter; aber auch um ſo merkwürdiger iſt, daß ſie bis dahin, trotzdem bereits Möſer a. a. O. darauf aufmerkſam gemacht hat [3], den eifrigen Forſchern der

[1]) A. a. O. S. 110. [2]) A. a. O. S. 111. Sie werden, da ſie in der Nähe von Barenau gefunden wurden, ebenfalls aus der Zeit des Auguſtus geweſen ſein.

[3]) 'Von den römiſchen Münzen befindet ſich ein guter Theil (127) bei dem Grafen von Bar zu Barenau; die Bauern finden dergleichen noch beim Plaggenmähen; keine von dieſen Münzen überſteigt das Zeitalter dieſer Periode (des Auguſtus); ich habe ſie desfalls durchgeſehen und Lodtmann (Mon. Osnabr. p. 34) beruft ſich auf mein Zeugniß.'

Römerzüge der frühern Periode unbekannt geblieben sind. Selbst Hahn behauptet in der angegebenen Schrift, daß bis jetzt noch kein Fund von Bedeutung aus jener Zeit zu Tage gekommen sei und Grotefend erwähnt in den „Nachträgen“ zu obiger Schrift nur zweier römischer Goldmünzen aus der Augusteischen Periode, die im Venner Moor unfern Barenau gefunden worden seien. Bei den verschiedenen Hypothesen, welche man über Wege und Schlachtfelder des Varus und Germanicus aufstellt, hat man, um diese zu stützen, sich bis dahin vergebens nach nennenswerthen Münzfunden aus der Zeit des Augustus umgeschaut. Hier, wo man sie mit Händen greifen kann, bekümmert sich Niemand darum.

Auf S. 61 meines Aufsatzes befindet sich eine irrthümliche Angabe, die an dieser Stelle berichtigt werden mag. Derjenige Goldsolidus des Kaisers Augustus, welcher auf der Titelvignette der Beschreibung und Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums Osnabrück von Dr. J. E. Stüve abgebildet steht, ist im Besitz der Gräfin Münster zu Langelage, dagegen besitzt den auf dem Venner Moor gefundenen Goldsolidus des Aquillius Florus nicht diese, sondern der Archivrath Sudendorf zu Hannover. Die Goldmünze des Aquillius Florus ist nach Grotefend sehr selten. Riccio führt sie unter Nr. 5 der Gens Aquillia an: Caesar Augustus. Caput laur. dextr. Rev. L. Aquillius Florus III. Vir. Flos.

Eine Goldmünze des Kaisers Theodosius I. wurde im Jahre 1872 in der Nähe des Amtssitzes Wittlage an der Osnabrück-Mindener Chaussee aufgefunden. Nach Grotefend lassen sich die Buchstaben auf dem Revers folgendermaßen deuten: TR = TReviris. OB, griechische Zahl = XXII. Diese Münze ging in meinen Besitz über. In der Münzsammlung des verstorbenen Geh. Archivrath Grotefend zu Hannover befand sich ein Goldsolidus des Kaisers Valens, welcher gleichfalls im Osnabrückischen gefunden war.

Auf einer Heide in der Nähe des Gutes Schlichthorst im Amte Fürstenau kam vor einigen Jahren ein geschnittener Carneol zu Tage, der das Brustbild der Victoria, in der rechten Hand eine Rüstung tragend, zeigt.

Gehen wir von diesen einzelnen Funden römischer Alterthümer, bezw. Münzen, welche theils in Gräbern niedergelegt, theils auf den alten Heerwegen, dann auch auf den römischen Kriegszügen, bei Barenau jedenfalls in einer Schlacht oder auf einem flucht-

artigen Rückzuge, verloren gegangen ſind, zu denjenigen Funden über, welche durch die Größe, den Ort und die geſchichtlichen Aufſchlüſſe, die ſie gewähren, von Wichtigkeit ſind, ſo werden zwei derſelben die Alterthums- und Geſchichtsforſcher vorzugsweiſe intereſſiren. An erſter Stelle ſteht hier der berühmte Fund von Lengerich, welchen Fr. Hahn in ſeiner 1854 erſchienenen Schrift: „Der Fund von Lengerich im Königreich Hannover. Goldſchmuck und römiſche Münzen“ unter Beigabe von 2 Tafeln beſchrieben hat. Vielleicht iſt dieſe intereſſante Schrift nicht allen Leſern der Monatsſchrift bekannt, weshalb es mir vergönnt ſein mag, das Thatſächliche dieſes Fundes und die Aufſchlüſſe, welche er dem Verfaſſer bietet, hier kurz wiederzugeben.

Im Frühjahr 1847 fand ein Ackersmann zu Süderweh im Kirchſpiel Lengerich, Amt Freren, auf einer Anhöhe, welche die Wallage heißt, unter großen Feldſteinen, ſ. g. Findlingen oder erratiſchen Blöcken, die zu anderweitiger Verwendung fortgeſchafft werden ſollten, und zwar unter dem erſten eine größere Quantität, ca. 1100 ſchon ſtark curſirte Silbermünzen aus der Zeit der Antonine von 96—211 n. Chr., unter dem zweiten höchſt werthvolle goldene Schmuckſachen und 10 Stück vortrefflich conſervirte Goldmünzen von Conſtantin dem Großen und deſſen Söhnen, bis zum Jahre 361 n. Chr. gehend, und unter dem dritten Steine 70 und einige Silbermünzen des Uſurpators Magnentius. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die chronologiſch ſtreng geſchiedenen Funde zu zwei verſchiedenen Zeitpunkten und zwar zuerſt die Antoniniſchen Münzen und dann bedeutend ſpäter die Goldſachen mit den Goldmünzen aus der Zeit des Conſtantin und dann die Silbermünzen des Magnentius unter zwei verſchiedenen Steinen, aber dennoch zu gleicher Zeit auf dieſem vielleicht als ein Heiligthum ausgezeichneten Platze geborgen wurden. Für die Annahme eines Heiligthums ſpricht der Name Wallage, welcher an Walhalla und Walküren erinnert und ſich vielleicht wie letztere von dem altnordiſchen val = todt ableiten läßt, alſo Todtenfeld bedeuten würde [1]). Dieſer außerordentlich reiche Fund wurde von einem

[1]) Daß die Wallage in alter Zeit eine große Bedeutung gehabt habe, geht auch daraus hervor, daß das ½ Stunde davon entfernt liegende Dorf Lengerich von dieſer jetzt ſchmuckloſen, an einer Seite durch ein Tannengehölz abgeſchloſſenen Anhöhe ſeinen Namen hat — Lengerich an der Wallage.

Sammler zu rechter Zeit geborgen. Leider hatte aber der Goldschmuck, der aus einem Halsschmuck, einer großen Fibula, zwei Armringen, verschiedenen Fingerringen und mehrern Knöpfchen bestand, sein bestes Stück, den Halsschmuck, schon vorher an den Schmelztiegel abgeben müssen. Das Uebrige ist nach Hannover ins Welfenmuseum gekommen und bildet augenblicklich die Hauptzierde dieser Sammlung. Der Fund von Silberdenaren aus der Zeit der Antonine gibt weiter keine geschichtliche Aufklärung, da Versuche dazu lediglich auf leere Hypothesen hinauslaufen. Da die Denare der Jahre 193 und 194 nur in einzelnen Exemplaren vorkommen, während die Münzen der frühern Jahre sehr zahlreich vorhanden sind, so vermuthet Hahn, daß der Schatz im Anfang der Regierung des Septimius Severus, also ums Jahr 200 n. Chr., verborgen wurde. Interessanter ist die zweite Abtheilung des Fundes, da sie zu dem Versuche auffordert, die Zeit und die Weise der Erwerbung und Niederlegung genauer zu ergründen. Jedenfalls müssen wir annehmen, daß die derselben Zeitperiode angehörenden Goldsachen, Gold- und Silbermünzen, wenn auch unter zwei verschiedenen Steinen, von einer und derselben Hand und zwar, da die Magnentius-Münzen so völlig scharfes Gepräge haben und vollkommen intact sind, bald darauf, nachdem sie unter dem Prägestempel hervorgegangen waren, geborgen wurden. Hahn hält die Münzen für den Sold eines sächsischen Häuptlings, der mit demselben vom Usurpator Magnentius sozusagen praenumerando für seinen Krieg gegen den vom Orient heranrückenden Kaiser Constantius angeworben worden war, die Schmucksachen aber für ein Geschenk (Verehrung) desselben an dessen Frau und Töchter [1]). Wir wissen durch den römischen Schriftsteller Zosimus, daß in den Heeren des Magnentius sich Franken und Sachsen, deren hier zum ersten Male in der Geschichte Erwähnung geschieht, als geworbene Hülfstruppen befanden. Der sächsische Häuptling, welcher nach dem damaligen Gebrauch mit Weib und Kind, begleitet von seinem Gefolge und Anhange, zu den Heeren des Magnentius nach Gallien zog, wird keinen passendern Ort, der als eine geheiligte Stätte

[1]) Die Schmucksachen sind mit einer so ausgebildeten Technik gearbeitet, daß sie nur aus den Händen sehr geschickter römischer Künstler hervorgegangen sein können. Daß sie aber für Frauen bestimmt waren, ergeben die kleinen Dimensionen der Arm- und Fingerringe. Hahn a. a. O. S. 36.

unter dem Schutze einer Gottheit ſtand, haben finden können, als dieſen, um ihm ſeinen Schatz anzuvertrauen. Die Zeit der Bergung müſſen wir zu Anfang der Regierung des Magnentius, füglich im Jahre 350 annehmen. Er zog dann weiter mit den Schaaren ſeines Kriegsherrn bis Pannonien, wo er in der heißen Schlacht von Murſa (351) wahrſcheinlich mit den Seinen den Untergang fand, ſo daß Keiner übrig blieb, der um den Schatz in der fernen Heimat gewußt hätte und es einem friedlichen Ackersmann vorbehalten war, ihn nach 1500 Jahren wiederum an das Tageslicht zu fördern. Auch Wächter ſagt S. 114 ſeiner Statiſtik: „So können die vielen goldenen Münzen aus dem Zeitalter der Kaiſer Juſtinian, Honorius weiter nichts als der Ueberſchuß der Gage ſein, die die deutſchen Soldaten in der römiſchen Armee mit nach Hauſe nahmen, ſo wie die Schweizer die Louisd'or mit nach Hauſe brachten."

Aus einer nicht viel ſpätern Zeit ſtammt ein Fund von 99 Goldmünzen des Kaiſers Valens, welcher in den dreißiger Jahren von dem damaligen Pächter der Schäferei des Gutes Krietenſtein an dem weſtlichen Abhang des Vorgebirges des Weſtſüntels (Wiehengebirge) in der Nähe von Lintorf, Amt Wittlage, bei Urbarmachung einer Heideſläche gehoben wurde. Die Pflugſchar hatte einen Topf, mit dem jene Münzen eingegraben waren, aus dem Boden gehoben und zerbrochen. Leider waren die Münzen ſogleich nach der Auffindung an einen jüdiſchen Händler verkauft worden, und dem Verfaſſer dieſes, welcher erſt nach Verlauf von 30 Jahren von jenem Funde hörte und ſich vergebens nach dem Schickſal obiger Münzen erkundigte, gelang es zufällig, das ſ. g. Probenſtück von einem Bruder des damaligen Käufers zu erhalten. Die Münze war in der Mitte durchgeſchnitten und zeigte eine ſilberne Fütterung mit ſehr geſchickt aufgelötheten goldenen Platten. Der Geh. Archivrath Groteſend in Hannover, welchem die Münze überſandt wurde, erklärte ſie für eine Goldmünze des Kaiſers Valens, die, obgleich gefälſcht, dennoch unzweifelhaft aus der kaiſerlichen Präge hervorgegangen ſei.

Wenn Hahn bei der 2. Abtheilung des Lengericher Fundes es als ſehr wahrſcheinlich annimmt, daß er der Sold eines für die Kriegsdienſte des Kaiſers Magnentius angeworbenen ſächſiſchen Häuptlings geweſen und von dieſem an dem benannten Orte ge-

borgen ſei, ſo kann man dies mit gleicher Wahrſcheinlichkeit von dem Krietenſteiner Funde vermuthen. Es iſt bekannt, daß der Kaiſer Valens, welcher am 28. März 364 n. Chr. von ſeinem Bruder Valentinian I. zum Mitregenten erhoben wurde und den Oſten als ſeine Herrſchaft erhielt, mit Procopius, mit dem weſtgothiſchen Fürſten Athanarich, mit dem perſiſchen König Sapores und zuletzt mit den durch die Hunnen verdrängten Gothen kämpfte, gegen welche er in der Schlacht bei Adrianopel am 9. Aug. 378 fiel, zur Führung ſeiner Kriege, wie es ſchon ſeit längerer Zeit bei den römiſchen Kaiſern Gebrauch war, barbariſche Hülfstruppen in ſeinen Sold nahm. Unter dieſen werden auch Sachſen geweſen ſein. Ein ſächſiſcher Häuptling wird die gefütterten kaiſerlichen Goldmünzen bona fide als echte angenommen und ſeinen Schatz, bevor er mit Weib und Kind nebſt Gefolge und Anhang zu ſeinem neuen Kriegsherrn zog, an einem ſichern Platze der Erde anvertraut haben. Auch er wird nicht in ſeine Heimat zurückgekehrt ſein und Niemand um den von ihm geborgenen Schatz gewußt haben. Vielleicht befand ſich auch hier ein heiliger Hain, und ein großer Stein mochte überdies den Schatz decken. Dieſer iſt, wie auf der Wallage, behufs anderweitiger Verwendung entfernt worden, aber die Entdeckung des darunter verborgenen Schatzes nicht ſofort erfolgt, ſondern erſt ſpäter der kultivirenden Pflugſchar gelungen.

Zum Schluß und zur Vervollſtändigung dieſes Artikels möge es mir geſtattet ſein, noch einige intereſſante Römerfunde aus dem benachbarten Oldenburgiſchen anzuführen, welche deutlich beweiſen, wie lebhaft von jeher die Handelsbeziehungen zwiſchen Römern (Etruriern) und Germanen von der Küſte aus bis ins Innere Norddeutſchlands waren. In der Nähe des oben erwähnten Fleckens Vörden in der Bauerſchaft Ihorſt des oldenburgiſchen Amtes Damme wurde vor mehrern Jahren in einem Grabe (römiſch?) ein Carneol, auf welchem ein Kuhgeſpann ſehr niedlich eingravirt war, gefunden. Noch bedeutender war ein Fund, welchen im Jahre 1875 ein oldenburgiſcher Landmann in Marren bei Kloppenburg an dem uralten Straßenzuge, dem ſ. g. Folkwege, der von der Ems über den Hümmling und Kloppenburg ging, ſüdlich von Wildeshauſen bei Bühren (Buribruk) die Hunte überbrückte und dann über Twiſtringen, Neuenkirchen, Staffhorſt, der nördlichen Grenze des ſpäter Mindenſchen Enterigaus entlang nach

Nienburg an der Weſer führte. Beim Einebnen des Bodens fand er in einem von Kieſelſteinen gebildeten Kreiſe von 50 cm Durchmeſſer zwei Bronzefiguren des Kriegsgottes Mars von etwa 12 cm Höhe, die eine 185, die andere 249 gr ſchwer. Der Gott iſt das eine Mal völlig nackt mit reichverziertem Helm, das andere Mal in voller Panzerrüſtung mit Helm und Beinſchienen dargeſtellt. Außerdem befand ſich bei dem Funde ein kleines Piedeſtal von Bronze mit Inſchrift und ein hohlgegoſſener Gröfenkopf von Bronze, 138 gr ſchwer. Die Mähnen, wie alle haarigen Partien, ſind ciſelirt, auch die dicken Locken am Halſe, wie auch die Augen, nicht nachgearbeitet.

Ueber das munimentum Traiani.

Von Karl von Becker.

Wenn ich es unternehme, dem Aufſatze des Hrn. K. Chriſt über das munimentum Traiani, welches er mit Recht ein verwunſchenes Schloß nennt und in der Guſtavsburg gefunden zu haben glaubt, entgegenzutreten, bezw. denſelben zu modificiren, ſo kann ich es nicht unterlaſſen, dem Hrn. Verfaſſer öffentlich meinen Dank auszuſprechen, daß er das intereſſante Thema wieder zur Sprache gebracht hat. Wer wäre auch berufener dazu geweſen als er, der durch eine glückliche Verbindung von Umſtänden, wie ſie bei deutſchen Gelehrten leider ſo ſelten iſt, ſeine ganze Zeit, ſeine ganzen Kräfte der Erforſchung der älteſten vaterländiſchen Geſchichte widmen kann. Seit einem Jahrzehnt iſt keinem Leſer der Heidelberger Jahrbücher, der Bonner Jahrbücher, der Pickſchen Monatsſchrift, des Darmſtädter Correſpondenzblattes und anderer gelehrten Zeitſchriften der Name des noch jungen Mannes unbekannt geblieben, welcher mit unermüdlichem Eifer, großer Beleſenheit und gründlicher Gelehrſamkeit bald die Spuren der Römerzeit in dem Boden des ſüdweſtlichen Deutſchlands aufſuchte, bald die Inſchriften unſerer Muſeen einer neuen Prüfung unterwarf oder neu entdeckte erklärte und bekannt machte, bald unbekannt gebliebene Stellen der alten Klaſſiker herbeizog oder bisher falſch verſtandene berichtigte, um die Urzeit unſerer Geſchichte neu zu beleuchten. So möge denn der Verfaſſer ſelbſt es mir verzeihen, wenn ich es unternehme, ſeinen letzten Aufſatz in Nr. 9 des Darmſtädter Correſpondenzblattes

des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, vom September 1880, einer eingehenden, aber wohlwollenden Kritik zu unterwerfen. Ich werde mich dabei bemühen, zu vergessen, daß Mannert das Kastell des Trajan zu Kellen im Cleviſchen, Scriba in Pfungstadt, Steiner in Darmstadt[1]), Lehne in Höchst, Stark in Ladenburg und Andere anderswo suchten, die meisten offenbar aus Lokalpatriotismus, zumal da Forbiger es schon ganz richtig an der Mainmündung bestimmt hatte, ohne sich jedoch für das rechte Ufer (Kastel) oder das linke (Gustavsburg) zu entscheiden. Ich werde im Gegentheil mich möglichst genau an den Text des Ammian halten, wie schon Hr. Christ gethan hat; freilich findet er die Darstellung dunkel und kommt durch einige eingeschobene Zusätze auf das linke Ufer nach Gustavsburg. Ich meine jedoch, daß die Erzählung des Ammian, welcher sich selbst l. 31, c. 16 „als alter Soldat und geborener Grieche“ wegen seines mangelhaften Stils entschuldigt, für Kriegsgeschichte im Allgemeinen, sowie auch in diesem Falle verständlich genug ist, wenn man nur nichts hineinträgt und zusetzt, und lasse deshalb eine wörtliche, nur etwas abgekürzte Uebersetzung der berühmten Stelle folgen.

Ammianus Marcellinus XVII, 1, §. 1—2: Als nach der Schlacht bei Straßburg (im Sommer 357) der Rhein (Oberrhein) gegen feindliche Einbrüche gesichert war, .. beschloß der Cäsar Julian, mit dem Heere nach Mainz zu gehen, dort eine Brücke zu schlagen und die Barbaren in ihrer Heimat aufzusuchen, da keiner von ihnen in unserm Gebiete (links vom Rhein) übrig geblieben war. . . Bald darauf kam er in Mainz an, schlug eine Schiffbrücke und besetzte das feindliche Gebiet (bei Kastel). §. 3: Aber die Barbaren, überrascht durch das großartige Unternehmen, da sie einen solchen Angriff nicht für möglich gehalten hatten, befürchteten ein gleiches Schicksal wie das der übrigen (Alamannen bei Straßburg) und baten heuchlerisch um Frieden, um dem ersten Schrecken des Angriffs auszuweichen, indem sie durch Gesandte mit glatten Worten sich bereit erklärten, einen Freundschaftsbund abzuschließen.

---

[1]) Der älteste urkundliche Name von Darmstadt lautete Darmundestat, also Mündung der Darm. Steiner sagt darüber in seinem: System der römischen Wehren . . wo jetzt Darmstadt liegt . . 1858, S. 11: Der Name Darmund wurde von Einigen aus Traiani munimentum auf folgende Art herausgefunden: Tramunt, sodann durch Metathesis: Tarmunt — Darmund.

Aber bald ſiegte bei ihnen ein anderer Beſchluß und durch Andere, welche (vom Südufer des Mains?) zu ſchleuniger Hülfe herbeigezogen waren, drohten ſie den Unſrigen den grimmigſten Krieg, wenn ſie ihr Gebiet nicht verließen. §. 4: Sobald der Cäſar gewiſſe Nachricht hierüber hatte, ſchiffte er bei der erſten Nachtruhe 800 Soldaten auf mittlern und ſchnellen Schiffen ein, welche mit größter Anſtrengung ſtromaufwärts[1]) (rheinaufwärts bis Tribur oder Ginsheim?) fahren, dort landen und Alles, was ſie finden könnten, mit Feuer und Schwert verwüſten ſollten. §. 5: Nachdem dieſe Anordnung ausgeführt war, und man bei Sonnenaufgang die Barbaren auf der Höhe der Berge (Vorberge des Taunus) erblickte, ließ ſich das Heer ſchon muthiger zu den Anhöhen (Hofheim zu) führen und als es keinen Feind fand, denn dieſer hatte dies (Julians Vorrücken) erwartet und ſich ſchleunig zurückgezogen, wurden in der Ferne (etwa bei Großgerau) ungeheure Rauchwolken ſichtbar, welche anzeigten, daß die Unſrigen dort eingebrochen ſeien und das feindliche Gebiet verwüſteten. § 6: Dies verſetzte die Germanen in Schrecken; ſie verließen den Hinterhalt, den ſie unſerer Armee auf ihrem engen und an Schlupfwinkeln reichen Wege geſtellt hatten und gingen eiligſt über einen Fluß mit Namen Main, um ihren Blutsfreunden Hülfe zu bringen. §. 7: Denn wie es bei zweifelhaften und verwirrten Gefechten zu geſchehen pflegt, da ſie von hier (nördlich vom Main) durch unſere Reiter angegriffen wurden und von dort (ſüdlich vom Main) durch den plötzlichen Angriff der zu Schiffe gekommenen Soldaten, ſo faßten ſie ſchnell den Entſchluß, ſich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen, indem ſie die Oertlichkeiten genau kannten; darauf drang unſer Heer (immer miles, nämlich nördlich vom Main) unbehindert vor, plünderte die an Vieh und Getreide reichen Höfe (villas) und metzelte Alles nieder; Gefangene wurden fortgeführt und alle ganz ordentlich nach römiſcher Art erbauten Gebäude ver-

[1]) Der alte Ueberſetzer Wagner, Frankfurt 1792, ſowie der neueſte: Dr. Coſte im 2. Bande von Pertz' Geſchichtſchreibern der deutſchen Vorzeit, Auszüge aus Ammianus Marcellinus, überſetzen gegen Sinn und Wortlaut: ut vi ingenti *sursum versum decurso* .... durch: ſtromaufwärts und -abwärts; aber *decurso* iſt ein allerdings harter Ablativus absolutus und bedeutet: Nachdem durchlaufen (nicht: herabgelaufen) wäre, nämlich: eine Strecke aufwärts, und iſt das Zeitwort zu dem Adverbium: sursum versum, welches ſonſt in der Luft ſtehen würde.

brannt. §. 8: So wurden nach ungefährer Schätzung zehn Meilensteine (2—3 Meilen, je nachdem man zehn römische Millien oder zehn gallische Leugen rechnet) zurückgelegt, bis man an einen schrecklichen und finstern Wald kam (an der Nidda?); dort stand man lange zaudernd, da man durch einen Ueberläufer erfahren hatte, daß sehr zahlreiche Feinde in unterirdischen Verstecken und vielfachen Gräben lauerten, um bei günstiger Gelegenheit hervorzubrechen. §. 9: Gleichwohl war das ganze Heer (omnes) entschlossen vorzudringen, aber als es die Wege mit gefällten Eichen, Eschen und ungeheuren Tannen unzugänglich gemacht fand, beschloß man, vorsichtig marschirend wieder umzukehren, indem alle trostlos darüber waren, daß sie nur durch lange und rauhe Umwege an den Feind kommen konnten. §. 10: Und weil bei dem einbrechenden Winter bei höchster Gefahr doch Alles vergeblich gewesen wäre, denn Berge und Felder waren schon mit Schnee bedeckt, so schritt man zu einem andern, nicht minder denkwürdigen Werke. §. 11: Ohne von den Feinden belästigt zu werden, stellte man das Kastell (munimentum), welches einst Trajan (auf dem Boden der Alamannen angelegt) nach seinem Namen benannt hatte und welches schon oft heftig belagert war, in Eile einigermaßen wieder her; es wurden eine hinlängliche Besatzung hineingelegt und Vorräthe aus dem Innern des Barbarenlandes zusammengebracht.

. . . Darauf schließt Julian ein Bündniß auf 10 Monate mit drei ganz wilden (immanissimi) alamannischen Königen, daß sie das munimentum nicht angreifen, im Gegentheil es noch mit Lebensmitteln versehen würden, was sie dann auch „mehr aus Furcht als aus Redlichkeit" treulich hielten. Julian dagegen machte das Kastell während dieser Zeit durch Mauergeschütze und alle Mittel der Kunst uneinnehmbar!

Ganz ähnlich und überall richtig hat auch Hr. Christ die Hauptstellen des Ammian übersetzt und dennoch kommt er zu zwei Resultaten, welche ich glaube bekämpfen zu müssen, 1) daß Julian seine Diversion nicht rheinaufwärts, sondern mainaufwärts angeordnet habe und 2) daß zuerst die Reiterei und später ein Theil des Hauptheeres auf das linke Mainufer übergesetzt sei.

Die Vermuthung, daß Julian eine Abtheilung Soldaten dem Feinde, welcher auf den Höhen des rechten Mainufers eine sehr feste Stellung einnahm, in den Rücken geschickt habe, um die Ala-

mannen aus ihrer Hauptſtellung herauszumanövriren, iſt ganz der modernen Kriegführung entſprechend; allein ich hoffe, weiter unten beweiſen zu können, daß nicht Kampf und Krieg, ſondern Brand und Plünderung von den Römern beabſichtigt wurden. Der Hauptgrund, welcher für den Rhein und nicht für den Main ſpricht, iſt aber der Text des Ammian ſelbſt; dieſer hatte immer vorher nur von dem Rhein geſprochen und kann auch §. 4 mit sursum versum nur den Rhein gemeint haben, denn er erwähnt erſt §. 6 „einen Fluß mit Namen Main“, was unwiderleglich beweiſt, daß er vorher nicht den Main gemeint habe. Auch befiehlt er §. 4 ſeinen 800 Soldaten, Alles mit Feuer und Schwert zu vernichten, „was ſie finden könnten“, wodurch eine Umgehung und ein Angriff im Rücken der Hauptarmee ausgeſchloſſen iſt. Auch heißt es §. 5, daß das Heer (das Hauptheer des Julian und nicht die Abtheilung in den Schiffen) durch die angeordnete Diverſion mehr Muth bekommen habe, gegen die Anhöhen vorzurücken und daß das Heer der Alamannen dies Vorrücken erwartet und ſich (weiter nach Oſten) zurückgezogen habe. Erſt ſpäter ſehen die Germanen in der Ferne den Rauch (ſüdlich vom Main) und gehen (wohl die alii compulsi, §. 3) eilig über dieſen Fluß, um ihren Blutsfreunden Hülfe zu bringen, was ihnen wohl nicht möglich geweſen wäre, wenn eine römiſche Flottille auf dem Main geweſen wäre. — Uebrigens iſt die Frage, ob die römiſche Diverſion auf dem Main oder rheinaufwärts ſtattgefunden habe, nur nebenſächlich dafür, ob Kaſtel oder Guſtavsburg das munimentum Traiani geweſen ſei, und der Beweis des Hrn. Chriſt, daß letzteres ſich nicht anderswo, ſondern an der Mainmündung befunden habe, ſei es nun ſüdlich oder nördlich von derſelben, bleibt der Wiſſenſchaft dauernd erworben.

Der Hauptpunkt dagegen, ob die Armee des Julian oder ein Theil derſelben auf das ſüdliche Ufer übergeſetzt und auf demſelben nach Mainz zurückgekehrt ſei, iſt entſcheidend dafür, ob das Kaſtell des Trajan ſich nördlich oder ſüdlich von der Mainmündung befunden habe. Wenn es mir gelingt, zu beweiſen, daß Julian mit ſeinem Heere auf dem nördlichen Ufer geblieben iſt, ſo wird auch Hr. Chriſt wohl zugeben müſſen, daß nur Kaſtel das munimentum Traiani ſein kann.

Es herrſcht kein Zweifel darüber, daß Julian bei Kaſtel ſeine Schiffbrücke geſchlagen habe; ſeine erſte Aufgabe mußte es ſein,

dort ein befeſtigtes Lager aufzuführen oder ſich in dem vorgefundenen zerſtörten, frühern Brückenkopfe zu befeſtigen. Freilich erwähnt Ammian nichts davon, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er dieſe denkwürdige Handlung ſeines Lieblingshelden bis an das Ende ſeiner Erzählung von dem kühnen Rheinübergange aufgeſpart habe, um das eigentlich erfolglos gebliebene Unternehmen mit einem glücklichen Erfolge zu beſchließen. Erſt §. 5 entſchließt ſich das Hauptheer zu einem Vorrücken in das feindliche Land, welches mit Recht nach Hrn. Chriſt nur auf der Römerſtraße nach Hofheim geſchehen ſein kann. Der Geſchichtſchreiber bleibt nun im Geiſte immer bei dieſem Hauptheere (miles); §. 7 ſagt er ausdrücklich, daß die Feinde von hier (hinc) durch die Reiterei angegriffen wurden und von dort (inde) durch die zu Schiffe gekommenen Soldaten und daß ſie ſich (auf beiden Ufern) in das unzugängliche Innere zurückgezogen haben. Freilich ſagt Hr. Chriſt S. 68 b, „durch das bisher von Ammian verſchwiegene Eingreifen der römiſchen Reiterei in die Aktion wird nun Alles klar. Offenbar war dieſelbe bei der Mündung des Mains über dieſen Fluß geſetzt.“ Ich ziehe es aber vor, den Ammian ſo zu verſtehen, wie er geſchrieben hat und meine, die Reiterei wird bei der Hauptarmee (hinc) geblieben ſein und nicht bei den Diverſionstruppen (inde); auch müßte es den Reitern wohl ſchwer geworden ſein, ſchwimmend über den Main zu ſetzen; einen ſo wichtigen Umſtand hätte ein alter Soldat wie Ammian gewiß nicht verſchwiegen. Weiter unten ſagt Hr. Chriſt: „Nun mag auch ein Theil der Fußtruppen den auf das ſüdliche Ufer fliehenden (Ammian ſpricht nur von hülfebringenden) Barbaren gefolgt ſein, um dort der Reiterei beizuſtehen.“ S. 70 a heißt es dann wieder: „Wahrſcheinlich war ein Theil der Truppen von Kaſtel aus auf das ſüdliche Ufer übergegangen, um die Wiedererbauung (des munimentum Traiani) auf dem Delta (von Guſtavsburg) vorzunehmen.“ Dieſen Hauptpunkt kann ich auf ſolche Gründe hin nimmermehr zugeben. Da wir für die ganze Unterſuchung nur einen Quellenſchriftſteller haben, ſo müſſen wir demſelben auch folgen und dürfen deſſen kurze und bündige Erzählung nicht durch „wahrſcheinlich“ und „offenbar“ modificiren, um einen Theil des Heeres auf das ſüdliche Ufer zu bringen, um auf demſelben die Guſtavsburg reconſtruiren zu laſſen. Es iſt im höchſten Grade wahrſcheinlich,

daß Julian mit ſeinem Hauptheere zu ſeiner Schiffbrücke und ſeinem Brückenkopfe zurückgekehrt iſt, wohin auch die 800 Soldaten mit ihrer Beute zu Schiff den Rückweg werden gefunden haben.

Aber für die Wiederherſtellung des Brückenkopfes in Kaſtel ſprechen auch die wichtigſten militäriſchen Gründe. In der guten Zeit des römiſchen Kaiſerthums, etwa bis auf Alexander Severus, beſaß Mainz zwei detachirte Forts in dem jetzigen Kaſtel und wohl auch in Guſtavsburg — das wird durch Inſchriften beſtätigt. Beide dienten nicht bloß zur Beherrſchung des Rheins, ſondern auch zur Sicherung der jenſeitigen Straßen. Am rechten Mittel- und Niederrhein beſaßen die Römer ein ſchmales Vorland, welches von Weſel bis zur Wetterau reichte und von Guſtavsburg ging ohne Zweifel eine Straße zur Mümlings- und Neckarlinie, welche Trajan befeſtigte [1]) und ſeit Hadrian und Antonin bis zum limes rhaeticus [2]). Zur Zeit Julians waren beide Vorländer des römiſchen Reiches ſchon längſt verloren gegangen, ſelbſt die kräftigſten Kaiſer wie Probus und Julian konnten nicht mehr thun, als die Barbaren aus den Provinzen ſüdlich von Rhein und Donau vertreiben und ſie durch einzelne Einfälle und Rachezüge in Schrecken ſetzen. Denſelben Zweck hatte der Einfall Julians in das Land der rechtsmainiſchen Alamannen, nachdem die des Oberrheins bei Straßburg aufs Haupt geſchlagen waren. In der ganzen Erzählung des Ammian hören wir kein Wort von Kämpfen, nur von Brandlegung, Ermordung Ueberfallener, Plünderung.

Welchen Zweck konnte jetzt die Wiederherſtellung eines Kaſtells des Trajan auf dem rechten Rheinufer haben und welches entſprach dieſem am Beſten, Kaſtel oder Guſtavsburg? Von einer Wiedereroberung der verlorenen Vorländer konnte im Jahre 357 keine Rede ſein, höchſtens konnte Julian hoffen, die römiſchen Provinzen zu ſchützen, indem er die Herrſchaft über den Grenzſtrom wiedergewann; den Strom beherrſcht aber nur derjenige, der außer den Feſtungen des linken Ufers auch Brückenköpfe auf dem rechten beſitzt. Einen ſolchen hatte Köln in Deutz, wo kürzlich das alte Kaſtell Tuitium oder Duitium wieder aufgedeckt wurde. So lange Breiſach in den Händen der Franzoſen war, beherrſchten ſie auch

[1]) Dies hoffe ich nachweiſen zu können, ſobald die Unterſuchungen der Hrn. Chriſt und Conrady beendigt ſein werden.

[2]) So und nicht limes transrhenanus hieß die Strecke von Miltenberg bis Schwäbiſch-Hall.

Südweſtdeutſchland, und hätten ſie Kehl bei Straßburg inne gehabt, ſo hätte der letzte Krieg eine andere Wendung genommen und wäre vielleicht nicht von Anfang an auf feindlichem Gebiete ausgefochten worden.

Welches von den beiden rechtsrheiniſchen detachirten Forts bei Mainz erfüllte alſo jenen Zweck beſſer? Offenbar Kaſtel, denn es liegt Mainz gerade gegenüber und der Strom iſt dort nur 740 Schritt breit. Guſtavsburg dagegen liegt $^3/_4$ Stunden von Mainz entfernt und außerdem *ſtromaufwärts*. Auch lehrt eine tauſendjährige Geſchichte die Bedeutung von Kaſtel; *nur einmal* im Laufe der Geſchichte (1631) hatte ein *von Norden* kommendes Heer ein Intereſſe am Beſitze von Guſtavsburg. Aus militäriſchen Gründen, und für dieſe hatten die Römer einen untrüglichen Blick, hatte alſo nur Kaſtel für den Kaiſer Julian und für Mainz eine hohe Bedeutung.

Hr. Chriſt verlangt ja ſelbſt S. 67a, daß das munimentum des Trajan in unmittelbarſter Nähe von Mainz gelegen und S. 67b, daß es kein obſkurer Ort, ſondern nur eine altberühmte größere Feſtung geweſen ſei; dieſen Anforderungen aber entſprach nur Kaſtel, nicht Guſtavsburg.

Nur in einem einzigen Falle könnte die Guſtavsburg das munimentum Traiani geweſen ſein, wenn nämlich nach der Annahme Steiners der Main zur Römerzeit ſich nicht bei Mainz, ſondern bei Tribur in den Rhein ergoſſen hätte. Wenn dies jedoch in einer frühern geologiſchen Periode wohl möglich geweſen iſt, ſo war es ſicherlich nicht der Fall ſeit dem Beſtehen der Stadt Mainz, Moguntiacum [1]), welche von dem ſich dort ergießenden Nebenfluſſe Main, altgalliſch Moguns? ihren Namen hatte [2]).

Jeder Leſer wird ſich und mich nun wohl fragen: Wenn dem wirklich ſo iſt, daß Julians Heer auf dem rechten Mainufer blieb und nur der wichtige Brückenkopf Kaſtel der Bedeutung eines nach Trajan benannten und von Julian erneuerten Kaſtells entſpricht, — weshalb haben nicht ſchon L. Wörner und Frank, welche im Darmſtädter Correſpondenzblatt und im Heſſiſchen Archiv ſich

[1]) Wenn mehrere Gelehrte dieſen Namen von einem Vangioniſchen Gotte Mogon ableiten, und zwar auf Grund von Inſchriften, ſo möchte ich nur daran erinnern, ob dieſer fragliche Gott nicht vielleicht der genius loci war, welchen ſich ſpäter die deutſchen Vangionen nach römiſcher Sitte aus dem altgalliſchen Namen Mogontiacum abſtrahirten?

[2]) Der Main hatte früher eine zweite Mündung ganz nahe bei Kaſtel.

bereits für die rechte Mainſeite ausſprachen, dennoch das allbekannte Kaſtel nicht für das munimentum Traiani erklärt, weshalb beſonders auch Hr. Chriſt nicht, welcher die Forſchungen ſeiner Vorgänger ſo lichtvoll zuſammenfaßte? — Der Grund liegt ohne Zweifel nicht in der Dunkelheit der Erzählung des Ammian und nicht in dem Mangel an geſchichtlichen Beweiſen und römiſchen Monumenten für den Brückenkopf Kaſtel, ſondern nur in dem Umſtande, daß es niemals castellum Ulpium, ſondern Mattiacorum genannt wird und daß ſich vortrajaniſche Monumente in demſelben vorgefunden haben. Dies iſt der unausgeſprochene Grund, weshalb jene ausgezeichneten und gewiſſenhaften Forſcher ſich der Evidenz des rechten Mainufers und des naheliegenden Kaſtels widerſetzt haben. Außerdem nennt es unſer Hauptgewährsmann Ammian: quod in Alamannorum solo *conditum* Traianus suo nomine voluit appellari, — wer könnte da noch zweifeln, daß wir dasſelbe an einer andern Stelle zwiſchen Biebrich und Nidda zu ſuchen haben?

Ich will nicht einmal Gewicht darauf legen, daß nach dem Wortlaute Trajan nicht eigentlich als Gründer genannt wird und hoffe dennoch jene Einwände durch gute Gründe entkräften zu können.

Zuerſt wird mir Hr. Chriſt wohl zugeben, daß auch das Kaſtell Guſtavsburg auf der ſüdlichen Mainſpitze niemals den Namen des Trajan trug und daß es ebenfalls vortrajaniſche Monumente einſchloß, wie Hr. Direktor Haug in Konſtanz (Röm. Denkſteine in Mannheim S. 40) ſchon nachgewieſen hat, indem die 22. Legion dort nur primigenia und noch nicht pia fidelis genannt wird. Demnach könnte Trajan es ebenſo wenig gegründet und nach ſeinem Namen genannt haben. Aber auch der an Wichtigkeit nur mit Kaſtel vergleichbare Brückenkopf von Köln wird nie von den Römern erwähnt [1]) und erſt in der neueſten Zeit hat man

[1]) Erſt im Mittelalter wird er oft erwähnt und heißt gewöhnlich Tuitium, früher hieß er Diuitium, welches aber wohl nur die anlatiniſirte Entſtellung von Duitium iſt (vgl. die milites Diuitenses, Ammian. 26, 7, 13. 14. 27, 1, 2, wo auch ihr deutſcher Kriegsgeſang, barritus, erwähnt wird). Den Namen Tuitium mag es von der römerfreundlichen deutſchen Beſatzung der Ubier erhalten haben, zu Ehren ihres mythiſchen Stammvaters Tuito, dem Vater des Mannus, Tac. Germ. 2; denn Tuito und nicht Teuto, wie der Name in der letzten kritiſchen Ausgabe des Dr. Holder lautet, muß man nach dem Stutt-

dort Inſchriften aus der Zeit des Markomannenkrieges entdeckt. Noch bis vor Kurzem hätte man alſo ſeine Exiſtenz mindeſtens vor Conſtantin beſtreiten müſſen. Und doch mußten die Römer ebenſo wie bei dem Hauptwaffenplatze Mainz in Obergermanien auch bei Köln den Flußübergang durch einen mächtigen Brückenkopf ſichern und das rechtsrheiniſche Vorland durch eine ſtarke Feſtung beherrſchen. Und das thaten ſie in vollem Maße, wie Hr. Oberſt Wolf (Bonner Jahrbücher LXVIII) dargethan hat, durch ein mächtiges Kaſtell mit achzehn Thürmen, deren Dicke beweiſt, daß ſie Mauergeſchütz und andere Kriegsmaſchinen darauf aufgeſtellt hatten, wiederum ganz wie im munimentum Traiani, von welchem Ammian ausdrücklich ſagt, daß Julian es mit tormentis muralibus et apparatu valido verſehen habe; hoffentlich wird man in Kaſtel noch dieſe einſt mächtigen Thürme im Boden entdecken, wie kürzlich in Deutz.

Sodann haben wir ein unbezweifeltes Beiſpiel von einem Kaſtell, welches nicht von Trajan gegründet war und doch nach ihm benannt wurde. Ladenburg am Neckar, zwiſchen Heidelberg und Mannheim gelegen und Lopodunum oder Lupodunum genannt, war der Hauptort der rechtsrheiniſchen deutſchen Nemeter und ſpäter des Lobdengaus. Durch Inſchriften iſt bezeugt, daß dieſer zur Römerzeit civitas Ulpia Nemetum und ſpäter civitas Severiana Nemetum hieß. Dadurch erſt iſt alſo der Beweis erbracht, daß eine längſt beſtehende Stadt, die von Trajan nur wiederhergeſtellt wurde (Eutrop. 8, 2; Orosius 7, 12), dennoch ihm zu Ehren Ulpia hieß, Hr. Chriſt [1]) meint bei Gelegenheit ſeiner Adoption durch Nerva im Oktober 97, ich ſelbſt meine bei ſeiner Ernennung zum Auguſtus Anfangs 98, wie auf dem gleichzeitigen

garter Codex leſen, wo über der erſten Hälfte des Wortes Tris | tonem die Buchſtaben Tui übergeſchrieben ſind.

[1]) Wenn Hr. Chriſt das Wort Loupo-dunum als arx Loupi verſteht, ſo kann ich nicht umhin, bei dem echt deutſchen Volke der Nemeter, vielleicht ſogar der frühern helvetiſchen Einwohner, an den deutſchen Fluß Luppia (Lippe) und das engliſche town, holl. tûn, deutſch Zaun, zu denken und es durch Lippſtadt zu erklären. Der Fluß hätte alſo früher Loupa geheißen und erſt die Sueben hätten ihn Neckar genannt, althochdeutſch Nichus: der Nix, nordiſch Nöck, bei den Römern Nicer mit Erinnerung an das lateiniſche niger. — Die Wörter dunum und Taunus, beide in der Bedeutung: Berg, wie ſie meiſt verſtanden werden, ſcheinen mir verſchiedene Bedeutung zu haben, und zwar verſtehe ich dunum als Stadt oder Feſtung, und Taunus (touns) als Höhe.

Denkſtein in Baden-Baden. Bei einer ſpätern Erneuerung durch einen Severus erhielt ſie dann den Namen Severiana. Nicht anders machen auch wir es jetzt, wenn wir die in dem ruhmvollen Jahre 1870 erworbenen Veſten bei Metz und Straßburg nach dem Namen unſerer großen Heerführer umbenennen.

Ueber die Geſchichte des römiſchen Brückenkopfes in Kaſtel, welcher ſeit alter Zeit oft heftig belagert wurde (nach Ammian 17, 1, 11: dudum violentius oppugnatum), iſt mir nur wenig bekannt; auch iſt mir die lokale Literatur hier ſchwer zugänglich, doch hoffe ich, daß die Lokalforſcher meine Daten für dieſen wichtigen Punkt ihrer Geſchichte zu berichtigen nicht unterlaſſen werden. Als die Römer am Ausgange des 1. Jahrhunderts v. Chr. Mainz befeſtigten, müſſen ſie auch bald den rechtsrheiniſchen Brückenkopf, ſowie bekanntlich die Saalburg angelegt haben [1]), denn von dort unternahm wahrſcheinlich ſchon Druſus ſeine Feldzüge gegen die Chatten in den Jahren 10 und 9. Neben dem von den Römern gegründeten Kaſtelle mochte ſich gleich anfangs eine Niederlaſſung der Mattiaker (vicus Mattiacorum) befunden haben, wie bei Deutz. Germanicus ſtellte im J. 15 die Saalburg (bei Homburg), welche ſein Vater angelegt hatte, wieder her und natürlich auch den (im J. 9 zerſtörten?) Brückenkopf von Mainz, denn er unternahm von dort aus einen Feldzug gegen die Chatten und verbrannte ihre Hauptſtadt Mattium (an der Eder?). Gleichzeitig ſchickte er den Caecina gegen die Marſen und Cheruſker, ich vermuthe von einem andern Rheinübergange weiter abwärts; ebenſo zog er im J. 16 gegen die Marſen bei Aliſo an der Lippe und ſchickte zugleich den C. Silius (über Kaſtel) gegen die Chatten. Ganz ſicher gebrauchten die Römer alſo zwei Hauptübergänge bei Köln und bei Mainz; wie viel andere ſie noch während der Zeit ihres Beſitzes auf dem rechten Rheinufer von Trajan bis ums J. 256 beſaßen, iſt die Aufgabe der Lokalforſcher zu unterſuchen. Wahrſcheinlich auch zerſtörten die Chatten jedesmal Kaſtel, wenn ſie ſiegreich waren,

[1]) Obwohl die meiſten Forſcher unter dem castellum Mattiacorum die Saalburg verſtehen, ſo wäre ich doch geneigt, die Worte des Caſſius Dio 54, 33, Druſus habe ein Kaſtell im Chattenlande am Rheine ſelbſt erbaut, nur auf den Brückenkopf Kaſtel zu beziehen. Es wäre dies zum Schutze der den Römern freundlich geſinnten und verbündeten Mattiaker geſchehen (in eodem obsequio et Mattiacorum gens, Germ. 29), wie in Deutz für die Ubier, einen Stamm der befreundeten Ubier.

vielleicht bei ihrem Einfall im J. 50 oder bei ihrer Belagerung von Mainz im J. 70, möglicher Weiſe auch die Sueben im J. 97. Sicher iſt, daß Trajan, als er die von Domitian begonnenen limites des Oſtens (Linie am Mümling und Neckar) und Weſtens (am Niederrhein) zu vereinigen ſuchte, die rechtsrheiniſchen Feſtungen wieder herſtellte und Beſatzungen hineinlegte (Tac. Germ. 29); er hielt dies für ſo wichtig, daß er nach ſeiner Ernennung zum Auguſtus im Anfang 98 zu dieſem Zwecke noch ein ganzes Jahr in Deutſchland blieb, ehe er nach Rom ging. In dieſer Zeit muß er das „munimentum Traiani gegründet", nach meiner Anſicht den Brückenkopf in Kaſtel neu befeſtigt und nach ſeinem Namen genannt haben castellum Ulpium oder castellum Ulpium Mattiacorum; vielleicht legte er auch die Veteranenkolonie hinein, welche ſich nach Mommſen in Kaſtel (nicht in Mainz, wo die Inſchrift gefunden wurde) befand. Möglich iſt, daß die Chatten Kaſtel im Markomannenkriege 162 zerſtörten, allein dann folgte eine Zeit langen ungeſtörten Beſitzes und hoher Blüte für unſern Ort; wir haben aus Kaſtel datirte römiſche Inſchriften aus den J. 170, 197, 208, 215, 225, 230, 236, 242 und 246 (vgl. J. Becker, Katalog des Mainzer Muſeums); Alexander Severus und Maximin gingen dort über den Rhein gegen die Alamannen; (es gibt eine Medaille, welche Mainz und Kaſtel ca. 300 durch eine Brücke [1]) verbunden zeigt, Naſſauiſche Annalen IX, 5.) Sicher zerſtörten die Alamannen Kaſtel um die Mitte des 3. Jahrhunderts, als ſie unter Gallienus die rechtsrheiniſchen Vorländer eroberten und häufig genug auch Gallien und nicht ſelten Italien überfluteten. Alamannen hatten es zerſtört, gegen Alamannen richtete Julian es wieder auf, alſo hatte Ammian nicht ſo unrecht, wenn er ſagte: in Alamannorum solo conditum, mögen nun die Mattiaker ca. 235 verdrängt oder in den Alamannenbund eingetreten ſein. — Indem aber Julian den Brückenkopf, nach meiner Anſicht das castellum Ulpium Mattiacorum wieder herſtellte (auch ſeine Brücke beſtand noch zwei Jahre ſpäter, Ammian. 18, 2, 7), ſo that er nur, was alle ſeine Vorgänger als nothwendig erkannt hatten. Er beherrſchte nochmals den Grenzſtrom und überſchritt ihn ſogar (bei Speier?), ſowie auch etwas ſpäter Valentinian (bei Mannheim, Altripp?).

Dies Wenige, was ich über die Geſchichte von Mainz, bezw.

[1]) Die Rundbogen dieſer Brücke können nur von Stein geweſen ſein und ihre Pfeilergründe dienten wohl bei der Brücke Karls d. Gr.

von Kaſtel wußte, hatte ich geſchrieben, als ich von befreundeter Hand das 67. Heft der Bonner Jahrbücher mit dem höchſt intereſſanten Aufſatze des berühmten Jak. Becker über Mainz, Kaſtel und Heddernheim (Artaunum) erhielt; die hieſige Landesbibliothek beſitzt dieſe wichtige Zeitſchrift nur bis zum J. 1873, ſo ſparſam werden ihr von der Zweiten Kammer die Mittel zugemeſſen! Der größte Kenner der Mainziſchen Urzeit ſagt nun allerdings nichts vom munimentum Traiani, und doch ſcheint es mir, daß ſeine Forſchungsreſultate meiner Annahme nicht nur nicht widerſprechen, ſondern ſie ſogar glaublicher machen. Auch ich beklage mit Hrn. Prof. Becker, daß wir bis jetzt keine Geſchichte der Chatten beſitzen, hoffe aber feſt, daß er ſelbſt uns eine ſolche zu geben beabſichtigt. — Das wichtigſte Reſultat der Arbeiten von Hrn. J. Becker ſcheint mir das zu ſein, daß die civitas Mattiacorum (Kaſtel) mehr als ein Brückenkopf, daß ſie eine bedeutende, handeltreibende Stadt war. Schon Ptolemäus, welcher uns ca. 90 Städtenamen aus Deutſchland im Anfange des 2. Jahrhunderts meldet, nennt von Weſten anfangend: Aleiſon, Budoris, Mattiakon, Artaunon, Nuaeſion ꝛc.; er verſtand unter Mattiakon offenbar nicht das Kaſtell bei der Bäderſtadt Wiesbaden, noch auch die Hauptſtadt Mattium der nicht unterworfenen, wilden Chatten (Maden an der Eder?), ſondern einen bedeutenden Handelsplatz; denn wenn ich auch nicht mit Hrn. Rieſe annehme, daß er nur Handelsſtädte gekannt habe, ſo meine ich doch, daß nur Kriegsleute oder Kaufleute ihm die Namen der Stationsorte an den damaligen, ſeltenen Kriegs- und Handelsſtraßen mittheilen konnten. Und an der Bedeutung der civitas Mattiacorum und Taunensium (Kaſtel und Heddernheim) als blühender Gemeinden innerhalb des römiſchen Grenzwalles iſt jetzt nicht mehr zu zweifeln. Auch Hr. Jak. Becker nimmt die Gründung dieſer beiden civitates durch Trajan an, wenngleich beide erſt ſeit dem Ende des 2. Jahrh. durch zahlreichere Inſchriften als blühend und mächtig gekennzeichnet werden, ganz beſonders aber ſeit der Zeit des Caracalla. Kaſtel ſcheint nicht bloß eine wichtige Ortſchaft geweſen zu ſein, ſondern in bürgerlicher Beziehung war es wichtiger als Wiesbaden, ja ſogar als Mainz [1]),

[1]) Nach J. Becker blühte Mainz als bürgerliche Gemeinde, civitas Mogontiacensium, erſt unter Diocletian auf, alſo erſt dann, als die civitas Mattiacorum ſchon zerſtört war. Kaſtel blühte alſo im 2. und 3., Mainz im 4. Jahrhundert.

denn in den Inſchriften zu Kaſtel überwiegen auffallend (80 %) die bürgerlichen und prieſterlichen Beamten, ſowie in jenen Städten die militäriſchen. Im J. 170 kommt dann ſogar eine zweite Vorſtadt von Kaufleuten bei Kaſtel vor, der vicus novus Meloniorum, ganz wie bei Artaunon in der reichen civitas Taunensium.

Erſcheint es jetzt wohl noch zu kühn anzunehmen, daß Trajan etwa im J. 98 den Brückenkopf wieder hergeſtellt, eine Kolonie von Veteranen und vielleicht die legio XXX *Ulpia* victrix hineingelegt und dasſelbe nach ſeinem Namen castellum Ulpium Mattiacorum genannt habe? Und dürfte man ſich darüber wundern, wenn die bürgerliche Gemeinde der civitas Mattiacorum neben dieſem Kaſtelle, welche binnen der anderthalb Jahrhunderte nach Trajan immer größer und blühender wurde, dem Ganzen allmählich ihren Namen gab? Der Name des großen Kaiſers, welchen das Standlager trug, wäre nach und nach, bei den ruhigen Zeiten und während der geſicherten Römerherrſchaft im Vorlande bis zum Grenzwalle des Taunus, immer ſeltener genannt und in den Inſchriften der betriebſamen Bürger der civitas Mattiacorum nicht mehr gebraucht worden. Dies iſt die Hypotheſe, welche ich den Hrn. K. Chriſt und J. Becker zur wohlwollenden Prüfung empfehle.

Nach dem glänzenden Ergebniſſe der Ausgrabungen in Deutz muß es den Lokalforſchern in Mainz, Wiesbaden und Frankfurt überlaſſen bleiben, die im Boden verborgenen Ueberreſte des römiſchen Brückenkopfes in Kaſtel wieder aufzudecken; es kann dies nicht ſchwierig für ſie ſein, wenn ſie ſich der Beobachtungen des Oberſt Wolf in Deutz erinnern, daß dort zwiſchen dem Brückenkopfe und dem Fluſſe ſich eine Straße befand [1]), daß darum die Seitenthore in dem castrum fehlten [2]), daß eine große Zahl (18) Mauerthürme ſo ſtark ſein mußte, um Mauergeſchütz tragen zu können, daß ein nur einfacher Graben das Kaſtell umgab ꝛc. Gleiche Verhältniſſe müſſen in Kaſtel gleiche Erſcheinungen wie in Deutz hervorgerufen haben und welch ein Triumph wäre es für die Wiſſenſchaft, wenn auch in Kaſtel einſt Inſchriften aus der Zeit des Trajan oder der Alamannenkriege und vielleicht ſogar des Julian dem Boden entſtiegen!

---

[1]) Auf der Medaille vom J. 300 befindet ſich an der Seite von Kaſtel ein trockener Brückenbogen und das aufhörende Geländer läßt Platz für eine Landſtraße.

[2]) So auf der Medaille und in Deutz.

Populäre Vorträge über einzelne Gegenstände der Kulturgeschichte.

Von Alexander Kaufmann.

II. Scherzando über das Trinken der Frauen [1]).

Verehrte Anwesende! Nicht ohne einiges Zagen trete ich heute auf das Katheder und fürchte vor Allem, meine liebenswürdigen Zuhörerinnen könnten am Gegenstande des heutigen Vortrags Anstoß nehmen — ich hoffe jedoch, sie verstehen einen Spaß und sind keine Philisterinnen, die über jede Neckerei außer sich gerathen. Mit einem Huttenschen: „Ich hab's gewagt" oder mit Cäsars „Iacta est alea" will ich also getrost meinen Vortrag beginnen.

Wie manches sonst liebe und gefügige Weiblein ist in hellen Zorn ausgebrochen, wenn der Ehegemahl, von einem Abendschmaus oder einem Rendezvous mit alten Universitätsfreunden heimkehrend, nicht einen Rausch, denn ein solcher ist unter allen Umständen ekelhaft, sondern nur ein gemüthliches Zöpfchen mitgebracht hat! Welch ein Redeschwall gegen die Verführer des sonst so eingezogenen, soliden Mannes, gegen das Wirthshauslaufen und schließlich gegen das vom Erzvater Noah herrührende, in der Männerwelt nicht auszurottende Uebel der Schwelgerei und Trunksucht! In der Regel pflegt sich der so mit kaltem Wasser begossene Ehemann entnüchtert und beschämt in seine Gemächer zurückzuziehen oder, wenn er solche nicht besitzt, hinter der Bettdecke zu verkriechen; aber am Morgen geht der Lärm von Neuem los, und manches Weibchen schmollt oft Tage und Wochen lang.

Ich sehe aus den zustimmenden Blicken meiner Herren Zuhörer, daß ich hier einen wunden Fleck im ehelichen Leben richtig getroffen habe. Um nun aber die armen Ehemänner für Kämpfe solcher Art mit Waffen zu versehen, damit sie wenigstens gegen den einen Vorwurf, das Trinken sei ein Erbübel der Männer, gerüstet seien, habe ich eine Reihe von Zeugnissen zusammengestellt, die den unumstößlichen Beweis liefern, daß auch das schöne, zarte, ästhetische Geschlecht der verführerischen Gabe des Dionysos durchaus nicht

[1]) Durch einen unangenehmen Zufall ist mir eine Reihe von Belegstellen abhanden gekommen, und bitte ich, das Fehlen derselben, bezw. die Dürftigkeit mancher Citate gütigst entschuldigen zu wollen. Einzelnes in diesem Vortrag wird den Lesern der Berliner 'Frauenzeitung' durch einen von mir herrührenden ähnlichen, aber weit kürzern Scherz: 'Ein Kapitel, zu dem der Verfasser die Ueberschrift nicht finden kann' (Jahrg. 1875, Nr. 14) bekannt sein.

ſo abhold war und iſt, als die entrüſteten Gattinnen behaupten. Die Geſchichte, dieſe untrügliche Zeugin für alle Wahrheit, trete ein in ihr altes Recht und bewaffne uns Geſchmähte zunächſt mit einigen Beweiſen aus dem Alterthum.

Da begegnet uns denn zuerſt in den Ruinen Thebens ein höchſt bedenkliches Wandgemälde, das ein Zechgelage darſtellt: Unter den Zechenden befindet ſich auch eine vornehme Aegyptierin, welche ſtark berauſcht iſt und auf die Hülfe einer Zofe wartet, die mit einem für ſolche Fälle bereit gehaltenen Apparate herbeieilt. Auch der ſchönen Cleopatra werden wir durch die Annahme, daß ſie in ihren Gelagen mit dem ſchwelgeriſchen Antonius nicht immer nüchtern geblieben, keine Injurie nachſagen.

Für das Trinken der Hebräerinnen bietet uns Sirach XXVI, 11 ein unabweisbares Zeugniß: „Ein trunkenes Weib", heißt es dort, „iſt eine große Plage" (Luther), oder nach Allioli: „Ein betrunkenes Weib iſt etwas ſehr Aergerliches". Sirach müſſen alſo jedenfalls Beiſpiele ſolcher Plagen und Aergerniſſe vorgekommen ſein.

Von den griechiſchen Mänaden und Bacchantinnen wollen wir Umgang nehmen, dagegen den Geſchichtſchreiber Diodor uns berichten laſſen, daß in den Geſetzen des Lokrers Zaleukos den Frauen verboten geweſen, ſich beim Ausgehen von mehr als einer Sklavin begleiten zu laſſen, ausgenommen wenn ſie etwa betrunken wären. Auch die Kunſtgeſchichte bietet uns einen Beleg: „Von jenem Myron," ſagt Plinius, „welcher ſich in Erz auszeichnete, befindet ſich zu Smyrna eine überaus berühmte trunkene Alte" (in Marmor).

Adonisfeier und Panvigilien boten vielfach Veranlaſſungen zu Räuſchchen der griechiſchen Damen; ſo ladet bei Alciphron eine Schöne eine andere zur Adonisfeier mit dem Bemerken ein, ſie wollten im Hauſe eines Verehrers ſpeiſen und ſich bezechen [1]). Iphikrates erzählt von der „glänzenden" Hetäre Lais, ſie verbringe den Tag mit Nichtsthun, die Trinkſchale in der Hand.

In der mittlern griechiſchen Komödie gehörten trinkluſtige alte Weiber zu den verſpotteten Figuren [2]), und in des Pherekrates Luſtſpiel „Tyrannis" führen die Frauen das Regiment und trinken

[1]) Vgl. hierzu Scholz, Götzendienſt und Zauberweſen bei den alten Hebräern S. 227.

[2]) Bode, Geſch. d. hell. Dichtkunſt B. III, Th. 2, S. 397.

aus weit größern Bechern, als die Männer [1]). Ja, der Komiker Antiphanes ging ſo weit, zu behaupten, nur in einem Lande, in dem kein Wein wachſe, ſei es gerathen, zu heirathen. Eine Ausnahme in dieſer Beziehung bildeten jedoch die ſittenſtrengen Spartanerinnen.

Berühmt gleich dieſen durch ihre große Mäßigkeit waren die Römerinnen in den ſtrengen Zeiten der alten Republik: „Nur Waſſer tranken einſt die Römerinnen", rühmt ihnen noch Dante im Purgatorio nach. Die Entdeckung, eine Ehefrau trinke nur gewöhnlichen Wein, berechtigte zur Eheſcheidung, und ein gewiſſer Mecennius tödtete ſeine Frau, weil ſie Wein aus dem Faſſe getrunken. Domitius verurtheilte eine Dame zum Verluſte ihrer Mitgift als Strafe dafür, daß ſie mehr Wein getrunken, als zur Erhaltung der Geſundheit nöthig geweſen; und Cato meint, der römiſche Mann habe nur deshalb die Erlaubniß erhalten, ſeine weiblichen Verwandten zu küſſen, damit er ſich von ihrer Enthaltſamkeit im Weintrinken überzeugen könne [2]), worauf noch Properz einmal anſpielt, wenn er der Cynthia vorwirft, ſie erheuchele falſche Verwandte, um mehr Küſſe zu empfangen.

Aber das änderte ſich in den Zeiten der ſpätern Republik und der Cäſarenperiode. Wir erinnern an die entſetzlichen Bacchanalien, welche Livius ſo lebendig geſchildert hat [3]), und Horaz erwähnt öfter das Trinken junger und alter Frauenzimmer ſeiner Zeit. So heißt es in der Ode an Neobule:

> O wie elend iſt die Jungfrau, die dem Amor nicht ſein Spiel gönnt
> Und das Herzweh nicht mit Wein bannt;

und der alternden Coquette Lyce ruft er zu:

> Götter haben erhört meine Gebete; ja,
> Haben ſie mir erhört, Lyce: du alterſt und
> Willſt doch reizend erſcheinen,
> Zechſt und ſchäkerſt noch unverſchämt,
> Und mit zitterndem Sang reizeſt du weinbenetzt
> Amors Sprödigkeit.

Als dem Trunke beſonders ergeben galten die ſaubern Lenae, und Marcus Argentarius erzählt von einer ſolchen den Schwank, ſie habe, im Hades angelangt, brennenden Durſt empfunden und aus

[1]) Bode a. a. O. S. 60.

[2]) Plin. Hist. nat. XIV, 14, 2.

[3]) Ueber das gräßliche Saufen der Römer in der Cäſarenperiode ſ. beſonders Plinius l. c. XIV, 8.

Sehnſucht nach dem Faſſe ſich ein Plätzchen bei den Danaiden ausgebeten [1]).

Die römiſchen Damen pflegten auch Gaſthäuſer und Schenken zu beſuchen. Unter den Wirthshausſcenen auf pompejaniſchen Bildern ſehen wir zwei jüngere Frauenzimmer in einer Kneipe; eine Kellnerin wartet mit Getränken auf. „Hoe?“ (Soll das für mich ſein?) fragt das eine Jüngferchen. „Non mia est“ (Es iſt nicht für mich), erwiedert das andere, welchem Streit die Kellnerin in der reſoluten Art ihres Berufes ein Ende macht: „Qui vol, sumat, oceane veni bibe“ (Wer es will, nehm' es. Oceane, komm und trink!) [2]).

Wir könnten noch manche Züge dieſer und ähnlicher Art aus dem griechiſchen und römiſchen Alterthum beibringen, müſſen uns jedoch beſchränken, um auf das Mittelalter zu kommen, das uns für längere Zeit beſchäftigen wird. Hören wir zunächſt das Urtheil eines der bedeutendſten Kenner desſelben, das Urtheil Weinholds, der in ſeinem trefflichen Buche über die deutſchen Frauen des Mittelalters ſich folgendermaßen ausſpricht:

„In Skandinavien nahmen die Frauen faſt allgemein und in früher Jugend an den Gaſtgeboten Theil; dabei ſaßen ſie faſt immer gepaart und tranken mit ihren Genoſſen aus einem Becher [3]). Bei einem großen Gaſtmahl, das König Sigmund, der Jeruſalemfahrer, in Drontheim hält, ſitzen bei ihm ſein Anverwandter Sigurd Hranaſon mit ſeiner Frau Skialdvör und ſeine eigene Schweſter Sigrid. Die Frauen trinken tüchtig und halten mit dem König bis zuletzt aus. Bei den Gaſtlichkeiten der höfiſchen Zeit ſaßen auch in Deutſchland die Geſchlechter gewöhnlich gepaart, und auch hier thaten die Frauen den Männern guten Beſcheid. Auch wenn ſie allein aßen, verſchmähten ſie den Wein nicht, der nach deutſcher und franzöſiſcher

[1]) Jacobs, Blumenleſe der röm. Dichter VI, S. 232. Man vgl. unten den Schwank des deutſchen Dichters Triller.

[2]) Ich habe dieſe Notiz einer Beſprechung von Preſuhns 'Pompeji' in der Lit. Rundſchau 1879, Nr. 4 entnommen.

[3]) Wobei wohl auch die Dame den Wein credenzte — ein Brauch, der ſchon bei den Alten üblich war. So heißt es z. B. in des Longus Hirtengeſchichten III, 8: 'Sie (Chloe) ſtellte ſich ungehalten, weil er (Daphnis) habe weggehen wollen, ohne ſie zu ſehen. Dann nippte ſie erſt, ehe ſie ihm den Becher reichte.' Bei Dunlop-Liebrecht, Geſch. d. Proſadichtungen S. 34 findet ſich eine Reihe zum Theil weit älterer Zeugniſſe für dieſen Brauch.

Toilettenlehre die Geſichtsfarbe verſchönerte. So kam es, daß Bruder Berthold auch gegen die Trunkſucht der Frauen zu eifern hatte, die oft den Schleier vom Haupte vertränken, während der Mann das Schwert verzechte."

Jene Toilettenlehre war nach Wolframs Parzival auch der Königin Ginevra bekannt, von welcher es dort 726, 1—4 heißt:

Für die küngîn man do truoc
daz trinken, trunken si genuoc,
die ritter und die frouwen gar,
sie wurden deste baz gevar;

und ein jüngeres Lied bei der Hätzlerin[1]) ſingt:

Trink, gut Kätterlein!
Machſt rothe Wängelein —

ein Mittel, das, zu häufig angewendet, wohl auch zu Karfunkelnaſen führen könnte und gewiß das Antlitz mancher alten Käthe mit einer ſolchen verziert hat.

Dieſer Glaube, der Wein verſchönere den Teint, hat ſich lange erhalten, und noch im 16. Jahrhundert lobt der engliſche Dichter Lylie in ſeinem berühmten Roman Euphues die engliſchen Damen, weil ſie nicht gleich den Italienerinnen vor dem Aufſtehen Wein tränken, um ihre Farbe zu erhöhen[2]).

Die muntern Franzöſinnen des Mittelalters ſcheinen beſondere Verehrerinnen des Weines geweſen zu ſein, den ihr Vaterland für

---

[1]) Liederb. herausg. von Haltaus S. 66.

[2]) England hieß im Mittelalter Anglia potatrix. Eine heitere Kneipſcene der Engländer vor der Schlacht bei Haſtings ſchildert Robert Wace im Roman von Rollo, überſ. von Gaudy S. 265 f.:

Man ſagte mir, daß jene Nacht,
Die vorherging dem Tag der Schlacht,
Von Britten jubelnd ward verbracht,
Und daß ſie froh gejauchzt, gelacht.
Geſchmauſt, gezecht ward immerzu,
Und Keiner legte ſich zur Ruh.
Seht ſie die Nacht in Luſt verbringen,
Seht, wie ſie hüpfen, tanzen, ſingen;
Sie ſchreien: Bublie und weissel
Und laticome und drincheheil,
Drinc Hindrewart und Drintome,
Drinc Helf und drinc tome.

Eine Erklärung dieſer Trinkſprüche findet ſich a. a. O. S. 266 f.

den damaligen Geſchmack ſo trefflich und in reichſter Fülle darbot [1]). Sie haben freilich des Guten zu viel gethan und ſich dadurch die Rüge der Dichter zugezogen. So leſen wir z. B. im Chastiement des Dames) [2]:

Courtoisie, biauté, savoir
ne peut Dame yvre en soi avoir;
Höfiſches Weſen, Schönheit, Wiſſen,
Wird man bei trunknem Weib vermiſſen;

oder:

Fi de la Dame qui s'enyvre,
elle n'est pas digne de vivre;
Pfui über's Weib, dem Trunk ergeben,
Sie iſt nicht würdig, mehr zu leben.

Morgens, bevor ſie zu Markt oder in die Kirche gehen, trippeln ſie zur Trinkſtube und unterhalten ſich über die herzerquickende Qualität der Weine, doch meint ein Satyriker des 15. Jahrhunderts, man ſolle ihnen in Gottes Namen Wein geben, denn wenn ſie tränken, könnten ſie nicht ſo viel plaudern.

Auch von den Wienerinnen erzählt Heinrich von Neuenſtatt (um 1300) in ſeinem Gedicht „Von Gottes Zukunft", ehe ſie zur Kirche gingen, tränken ſie ein engstel [3]) und äßen wohl auch ein Huhn dazu. Bei demſelben Dichter heißt es:

Frâzheit hat genomen überhant
und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat
ist manig man in Winer stat,
und etlich frauwe auch aldâ.

Es begreift ſich nun ſchon das bekannte Carmen Buranum:

Bibit *hera*, bibit herus
. . . . . .
bibet ille, bibit *illa*,
bibit servus cum *ancilla*,
bibit *soror*, bibit frater,
bibit *anus*, bibit *mater*.

Man glaubt vielleicht, die feinen und im Mittelalter bereits höher gebildeten Italienerinnen hätten weniger dem Genuſſe des Weines gefröhnt, als Franzöſinnen und deutſche Frauen, aber auch

[1]) Ueber die franzöſiſchen Weine des Mittelalters ſ. Springer, Paris im dreizehnten Jahrhundert S. 33. 34. 120. 121.

[2]) Im Recueil des Contes etc. ed. Méon p. 194.

[3]) S. Lexer s. v. angster.

ſie können wir nicht ganz ungerupft vorbeigehen laſſen. Ihr Landsmann Franzeſco de Barberino, Rechtsgelehrter aus Florenz († 1348) zählt in ſeinem Gedicht Del reggimento et de' costumi delle donne — eine ſehr anziehende Schilderung des Frauenlebens im Mittelalter — unter den ſiebenzehn Feinden des Weibes auch die holde Bacchusgabe auf, und in einem venetianiſchen Volksliede [1]), von dem ich freilich nicht angeben kann, ob es aus dem Mittelalter ſtammt, heißt es: „Wenn Ihr wüßtet, was die Weiber thun, ſobald ihre Männer ausgegangen ſind! Sie zapfen ein Faß guten Weines an und machen ſich ein Krankenſüppchen. Kommt der Mann nach Haus, ſo heißt es: „„Liebſter, ich habe ſchlimme Neuigkeiten für dich: Der Wein iſt aus dem Faß gelaufen.““ Der arme Teufel glaubt es! Sein Weib iſt betrunken, und er merkt es nicht.“

Daß in den deutſchen Volksbräuchen auch für das weibliche Geſchlecht vielfach Gelegenheit zu Ausartungen im Trunk gegeben war — wir erinnern an die Weiberfaſtnacht, an die verſchiedenen Zechen, an welchen nur die Frauen Antheil nahmen, an die Kindtaufſchmäuſe [2]) ꝛc. —, liegt auf der Hand, und wir erwähnen nur des Strickers Schwank Sente Martînes naht, wo es heißt:

Sîn sinne und sînes wîbes
und der andern alle gmeine
die wurden des nahtes kleine.

Zur Zeit Holbeins kam es in Augsburg bei öffentlichen Feſten in Folge des Trinkens oft zu Thätlichkeiten, und fiel es ſogar vor, daß Weiber uneins wurden und ſich mit Meſſern verwundeten [3]).

In der Periode der Reformation, in welche wir mit Holbein

---

[1]) Bei Rubieri, Geſch. d. ital. Volksgeſangs. Ich habe die Stelle einer Anzeige dieſes Werkes im New Quaterly Magazine Nr. 21, Oct. 1878, S. 653. 654 entnommen. Der Schluß lautet im Original:

El povaro mincion che tutto el crede,
La donna xe imbriaga e no l'a vede.

[2]) Im Speieriſchen pflegten die Weiber bei den Kindtaufen ſo unmäßig zu trinken, daß Biſchof Matthias von Rammung (1464—78) durch eine Verordnung dagegen einſchreiten mußte. Remling, Geſch. d. Biſch. v. Speier II, 152. — Ueber die Weiberzechen vgl. Simrock, Handb. d. deutſch. Myth.[3] S. 531. — Weibertrunk zu Weilheim (bei Tübingen), E. Meier, S. a. Schwaben II, 379. 380; die 'Schöne' oder 'Hübſche' trinken am Pfingſtmontag, a. a. O. S. 402. 403; Weiberzeche zu Mülheim am Bach, Birlinger, Aus Schwaben II, 528 ꝛc.

[3]) A. Woltmann, Holbein[2] S. 34.

bereits eingetreten ſind, häufen ſich die Zeugniſſe, die uns oft in einer Ausdrucksweiſe zugekommen ſind, für deren Derbheit ich im Voraus um Verzeihung bitte. So leſen wir z. B. in der Chronik der Herren von Zimmern (III, 143), die „Mägde“ der Gräfin Barbara von Wertheim hätten „feindlich geſoffen“; und der intereſſante fahrende Humaniſt Johann Butzbach [1]) berichtet in ſeinem Wanderbüchlein, in Küſtengegenden am Meer, namentlich in Holland, wären Frauen, die zu dreien oder vieren binnen einem Tage und ſelbſt in noch kürzerer Friſt eine ganze Tonne Bier zu vertilgen verſtünden; das würde heut zu Tage kaum den Bayerinnen möglich ſein. Gar heiter aber klingt folgende Geſchichte, welche Herolds Chronik von Schwäbiſch-Hall [2]) mit der Ueberſchrift „Drei wohlbeſoffene Weiber“ folgendermaßen erzählt: „Anno 1532 ſind drei adeliche Geſchwiſtrig, die Friderichin genannt, von Eltershofen bürtig, nach Johannis tag im Sommer gen Untermünckheim von Hall in des Mühl-Michels hauß kommen, allda des beſten Weins 32 Maas ohn die Koſt ausgetrunken, die zech bezahlt und ſein ruhig vor Nachts wider mit einander gen Hall gangen.“ Welche drei Kneipbrüder heutiger Zeit würden es dieſen „wohlbeſoffenen“ Schweſtern von Eltershofen gleich thun?

Trinkſtuben und Rathskeller wurden an vielen Orten nicht bloß von Männern, ſondern auch von Perſonen weiblichen Geſchlechts beſucht, welche, das Angeſicht in Schleiern bergend, ein liebes Weinſtübchen aufſuchten, wo ihrer neben Bacchus auch Amor gewartet haben ſoll — eine böſe Nachrede, unter der beſonders die Lübeckerinnen zu leiden hatten.

In ziemlich übelm Ruf ſcheinen auch die Kölnerinnen geſtanden zu haben, wofür das Sprichwort zeugt: „Watt der Mann verdeent, verſüff dat Wif“, und der Humoriſt Fiſchart [3]) ſchildert uns, wie die Kölniſchen Frauen, wenn der Mann ins Wirthshaus ging, daheim beim Zapfen ſaßen. Die Mutter des Hermann

---

[1]) Ueberſ. von Becker S. 84. 85.

[2]) Schönhuth, Gutenbergs-Archiv Nr. IV, 7.

[3]) Geſchichtkl. herausg. von Scheible S. 120: ‘Ja, ſie (sc. die Ehefrau) wird zuletzt gar ihn jhren Ehgejochten verwandelt, gehet er auß zum Wein, ſo bleibt ſie wie die Cöllniſche Weiber vnd jene vom Zapffloſen Mann erſchlagene Römerin beym Zapffen daheim.’ Letzteres Anſpielung auf die Frau des Mecennius.

Weinsberg, eine ſolide mäßige Frau, trank doch Abends ihr Quantum Bier und Wein [1]); als ſie aber, ſo wird ſpäter naiv beigefügt, „jeſuitiſch“ geworden, trank ſie weniger [2]). In das elterliche Haus Weinsbergs kam einmal, als darin Wein geſchenkt wurde, eine Frau und trank auf einen Sitz 13 Pintchen [3]).

Daß auch die Damen an den Höfen tüchtig tranken, beweiſt die Heinrich IV. von Frankreich zugeſchriebene Aeußerung, er könne ſich nicht entſchließen, eine deutſche Fürſtentochter zu heirathen; er würde immer glauben, eine Weinkanne um ſich zu haben.

Zu dieſen vornehmen Damen, welche ſich aufs Kneipen verſtanden, gehörte auch die ſchöne Philippine Welſerin: Sie wußte ihr gewaltiges, mit Rothwein gefülltes Paßglas kräftig zu leeren, zum Entzücken ihrer Verehrer, wenn man das rothe Getränk durch die zarte Haut ihres ſchneeigen Halſes durchſchimmern ſah. „In dem Trinkbuch von Schloß Ambras in Tyrol“, leſen wir bei Weinhold a. a. O. S. 348, „eröffnet Philippine Welſerin 1567 die Reihe der Frauen, und bis 1577 folgen nicht wenige nach, welche den drei Maß haltenden Humpen des Einſchreibens werth handhabten.“ Daher iſt es nicht zu verwundern, daß in den zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Sigmund von Dietrichſtein errichteten Mäßigkeitsverein auch Frauen aufgenommen wurden.

Zu dem Jubiläum der hochgebildeten, trefflichen Charitas Pirkheimerin in Nürnberg ſpendete ihr Bruder, der berühmte Willibald Pirkheimer, ein Fäßlein Wein; andere Gaben Rebenſaft kamen von weitern Verwandten, und die Damen wußten in zwei Tagen damit fertig zu werden, ohne eine andere Wirkung, als eine gemüthliche Heiterkeit, die uns Katharina Pirkheimer in einem Brief an ihren Vater anmuthig geſchildert hat [4]).

Nicht immer aber trug der Genuß der edeln Gottesgabe einen ſo in den Schranken der Sitte und des Anſtands bleibenden Charakter, wofür wir nur an die Gemahlin Wilhelms von Oranien, Anna von Sachſen, oder die Frauen der Profeſſoren Cruſius und Hamberger in Tübingen erinnern, von welchen es erwieſen iſt, daß

---

[1]) Nach Ennens Mittheilung in Müllers Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. I, 617.

[2]) A. a. O. S. 768 heißt es: 'Meine Schweſter ... und die zwei Jungfern ſind jeſuitiſch und trinken nicht viel.'

[3]) A. a. O. III, 49 (zum Jahre 1528).

[4]) S. Näheres in Franz Binders Charitas Pirkheimerin.

ſie geradezu dem Laſter der Trunkenheit ergeben geweſen ſind [1]). Nicht umſonſt warnt deshalb ein humoriſtiſches Lied „Von den Koſten des Haushalts“ [2]):

Mit Wein verſih ſie (die Hausfrau) wol,
biß ſie ſich trinket vol,
ſo wird ſie dich hoch preyſen,
dir allen Dienſt beweyſen,
aber der ſchwer
Beuttel wird lehr,
und mußt alle Jar haben
vmb hundert Gulden mehr.

Die „Hoftrinkordnung“ Ernſt des Frommen von Sachſen-Gotha aus dem Jahre 1648 zeugt uns in ihrem 9. Paragraphen, welches Quantum Bier norddeutſche Frauenzimmer zu vertilgen wußten. „Zum Untertrunck“, heißt es daſelbſt, „von unſer Gemahlin ſoll an Bier und Wein, ſoviel dieſelbe begehren wird, gefolget werden; vors gräffliche und adlige Frauenzimmer aber 4 Maß Bier und des Abends zum Abſchencken 3 Maß Bier; vor die Frau Hofmeiſterin und zwo Jungfern und vor die Mädgen wird gegeben von Oſtern bis Michaelis Vormittags um 9 Uhr auf jede Perſon 1 Maß Bier und Nachmittags um 4 Uhr ebenſo viel.“

Bilder von Malern aus dieſer Zeit, wie Rubens, Breughel u. A. zeigen nicht ſelten trunkene Weiber, deren Anblick nicht eben lieblich iſt; manche dieſer Darſtellungen ſind geradezu ekelhaft und treiben den Naturalismus über die Grenzen des Erlaubten hinaus, ſo die Trunkene im Bacchanal des Rubens (Pinakothek zu München), wogegen Peter Breughels des Aeltern „Trunkene Weiber“ (Stich von Hondius) bei aller rückſichtsloſen Naturwahrheit eine urwüchſige Komik an den Tag legen.

Junge Frauenzimmer pflegten auch wohl an Kneipereien von Studenten Antheil zu nehmen. In einer gelehrten Diſputation zu Ehren des Bacchus aus dem 18. Jahrhundert wird die Frage, ob, wenn Jemand nicht Floricos zu trinken verſtehe, eine neben ihm ſitzende Jungfrau ihm beiſtehen dürfe, mit Ja beantwortet. „Floricos heißt ſoviel, als den Rand des Gefäßes mit den Lefzen

[1]) Näheres bei Klüpfel, Geſch. d. Univerſität Tübingen.

[2]) Bei Müller, Zeitſchr. f. d. Kulturgeſch. III, S. 513 (mitgetheilt von A. Schönbach).

des Mundes ringsherum umgeben und mit einem Sturm das Getränk in die Gurgel ſchütten, daher denn aus Wiedertrieb des Athems kleine Bläschen auffahren, welche die Unſern Flores, zu deutſch Blümlein, nennen [1])."

Das eben genannte Jahrhundert bringt uns gleich bei ſeinem Beginne ein Paar unwiderſprechliche Zeugniſſe für unſern Satz; zunächſt eine Verordnung des Raths von Heilbronn, worin es heißt, dem Trunk ergebene Weiber ſollten vom Stadtknecht „herumgedingelt", und ihnen an den Kopf ein Zettel geheftet werden mit den Worten darauf: „Verſoffene Krugurſchel!"; ſodann eine Stelle aus einem 1722 verfaßten „Schutzgeſpräch" zwiſchen Bacchus dem Wein und Thetis dem Waſſer, ein Gedicht, welches von dem bekannten Abt Knüttel im (jetzt würtembergiſchen) Kloſter Schönthal, alſo von dem angeblichen Pathen der Knittelverſe, herrührt. Darin ſagt Bacchus zur Thetis:

Beim Frauenzimmer meld dich an!

worauf Thetis, alſo das Waſſer, erwidert:

Nicht allen ich gefalle,
Denn Manche trinkt trotz einem Mann,
Daß ſie zu Boden falle.

Aber auch ein norddeutſcher Dichter, der Sachſe Daniel Wilhelm Triller, hat in ſeinen 1740 erſchienenen „Neuen Aeſopiſchen Fabeln" die Trunkenheit der Weiber in einer nicht unwitzigen, volksthümlich derben Weiſe gegeißelt; und ein Gelehrter ſchrieb um dieſelbe Zeit (1737) eine in Halle gedruckte Abhandlung De ebrietate mulierum.

Die Idee in Trillers Gedicht erinnert an den oben erwähnten Schwank von der Lena im Hades: Einer Trinkerin wird weis gemacht, ſie ſei geſtorben und befinde ſich im Todtenreich; man reicht ihr

ein gräulich Eſſen,
Das voller Salz und Wermuth war,
In einem ſchwarzen Topfe dar;

worauf ſie die Frage thut:

Ihr Kinderchen in jener Welt,
Habt ihr nicht auch etwas zu trinken?

Aus der gleichen Periode mag folgender Schwank herrühren, den wir in Daumers Umarbeitung (Polydora II, 198) mittheilen:

---

[1]) Schultze, Geſch. des Weins und der Trinkgelage S. 174.

War eine Frau, die pflegt' aus einem Becher,
Auf deſſen Grunde Gott der Herr gebildet,
Zu zechen häufigſt ohne Mäßigung;
Und ſchalt darob ihr Mann, ſo ſagte ſie:
'Den Herrn vor Augen haben immerdar
Kann keine Sünde ſein; es iſt geboten.'
Da nahm der Mann den frommen Becher weg
Und ſetzet' einen andern an die Stelle,
Auf deſſen Grunde Satanas zu ſehen.
Die Frau jedoch, ſie zechte wie zuvor,
Und ſchalt der Mann, ſo gab ſie den Beſcheid:
'Abbruch zu thun dem Böſen immerdar
Iſt eine heilige Pflicht; ich übe ſie,
Indem ich ihm dies edle Naß entſchlürfe.'

Wir können uns in Bezug auf das vorige Jahrhundert nicht in allzu weitläufige Details einlaſſen — ich bemerke nur noch, daß die Damen am glänzendſten Hofe damaliger Zeit, am franzöſiſchen, ſich durchaus nicht durch beſondere Mäßigkeit auszeichneten; namentlich waren Liqueure oft mehr als gebührlich und zuträglich ein Lieblingsgetränk des weiblichen Geſchlechts geworden; ſie forderten auch wohl ein unglückliches Opfer, das ſo gefährliche Genüſſe mit Krankheit oder gar dem Tode büßen mußte. So leſen wir z. B. in den Memoiren von Maurepas, Marianne von Bourbon, Gemahlin des Herzogs Louis Henry von Bourbon, ſei in Folge zu vielen Genuſſes von Liqueuren geſtorben, bezw. ſie habe in Folge desſelben nicht vermocht, die Blattern zu überſtehen. Natürlich fröhnten auch Perſonen minder hohen Ranges der Leidenſchaft des Trunkes; der Dichter Scarren pflegte von ſeinen Schweſtern zu ſagen, que l'une aimoit le vin et l'autre les hommes: und wie Viele mögen beide miteinander geliebt haben! Nicht umſonſt nannten ſchon die Alten den Wein den „Diener der Venus" oder die „Milch der Aphrodite".

Zu welchen Scenen entſetzlichſter Art in England der Genuß des Branntweins führte, wiſſen wir durch ein berühmtes Blatt von Hogarth. Daß die „Semiramis des Nordens" gebrannten Waſſern nicht abhold geweſen, iſt eine bekannte Thatſache.

Wir dürfen, wie geſagt, die Beiſpiele nicht häufen — ich erwähne deshalb nur noch, daß auch am Hofe des luſtigen Kölniſchen Kurfürſten Joſeph Clemens bisweilen ein Damenräuſchchen vorkam. So heißt es im Tagebuch über ſeinen Landaufenthalt zu Raimes

bei Valenciennes [1]) im Jahre 1712 zum 28. Juli: „Hat der Herr von Rechberg die Madame Sucre vnd Frau Jungin ſambt der Madame Constanz tractirt ihm Lager, welche erſtere ganz voller zu Nachts auf Raimes kommen [2])."

Unter den Zeugniſſen, welche ich mir für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts geſammelt habe, finde ich auch die bekannte Schilderung des Gelages in Goethes Wilhelm Meiſter (Ausg. von 1831, XV, S. 107. 108), wo es von Philine heißt, man habe ihr ihren Rauſch nicht angeſehen, während die andern Mädchen — verzeihen Sie den naturaliſtiſchen Zug! — „nicht in den anſtändigſten Stellungen auf dem Canapé lagen". Jene Schilderung bietet aber auch einen kulturgeſchichtlichen Zug, über den ich, von meinem eigentlichen Gegenſtande abſchweifend, einige Bemerkungen einflechten möchte.

„Da der zweite Punſchnapf geleert war, und Mitternacht herannahte, ſchwur Laertes hoch und theuer, es ſey kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheuerung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus [3]). Die übrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch unheiliges Getränke nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen."

Sie denken, verehrte Anweſende, ſofort an den mittelhochdeutſchen Schwank von der Wiener Meerfahrt; unbekannt aber iſt Ihnen wohl, was die Chronik der Herren von Zimmern (II, 400) zum Jahre 1525 Verwandtes berichtet hat: Sie brachten der zeit (bei Gaſtereien) ain manier uf, so man nampt *maislen*, das solte ain kurzweil sein. Das war, so man allen hausrath im haus hin und wider warf, verderbt und verwustet, auch ain-

[1]) Herausgeg. von L. Kaufmann in den Annalen d. hiſt. Vereins f. d. Niederrhein XXIV, S. 1—69. [2]) A. a. O. S. 52.

[3]) Beim Hochzeitladen auf dem Heideboden in Ungarn wird zu Ehren der Brautleute ein Glas Wein getrunken, dann aber in Scherben geworfen, Sztachovics, Braut-Sprüche und Braut-Lieder S. 9. Die Hochzeitsbräuche auf dem Heideboden ſind durch Deutſche eingeführt worden, und wird in einem der Sprüche (S. 14) auch Köln erwähnt: 'Da haben wir ein Glas mit Wein, Welcher iſt gewachſen zu Cöln am Rhein; Iſt er nicht gewachſen zu Cöln am Rhein, So iſt er gewachſen bei Sonn- und Mondenſchein!'

andern mit kuchenfetzen warf, mit unsauberm wasser beschutt und dergleichen, was insonderhait der Johann Ul, fiscal, uf hette gebracht, und tribe das, wa er merthails hin kame. Welcher in wenig jharen hernach geen Straszburg zoge; daselbst überkam er von rath ein procuratur, die er auch etlich jar versahe. Von ime konte man zu Straszburg das maislen auch lernen, es wardt nit maislen, sonder *ulisirt* genannt. Und S. 410 a. a. O. heißt es von einem Gelag in Mößkirch: (es) kam dahin, das sie maisleten, becher und anders zum fenster hinausz warfen.

Etwas weniger als hundert Jahre ſpäter, am 5. Auguſt 1618, veranſtaltete Herzog Chriſtian von Braunſchweig-Lüneburg, der bekannte Biſchof von Halberſtadt, zu Padua ein großes Banquet, bei welchem ſchließlich der Uebermuth ſo groß ward, daß man die Fenſter einſchlug und wie bei der Wiener Meerfahrt oder dem Uliſiren Teller, Schüſſeln, das feinſte Glas von Murano ꝛc. ins Waſſer warf [1]). Ob aber in dieſen und den früher erwähnten Fällen der Brauch motivirt wurde wie bei Goethe, iſt nirgendwo geſagt [2]).

Kehren wir jedoch nach dieſer Abſchweifung zu unſerm Gegenſtande zurück. Wir hatten oben Goethe genannt — er erinnert uns an das geniale rheiniſche „Kind", an Bettine. „Ein rheiniſch Mädchen", habe ich einmal in einem Gedichte geſagt,

Ein rheiniſch Mädchen iſt kein ſchwacher Zecher;

---

[1]) S. meine Abhandlung: 'Deutſche Soldtruppen im Dienſt der Republik Venedig' (nach dem handſchriftlichen 'Reyſe Büchlein' des Johannes Chunius, 'Feldtpredigers zue Waßer vndt Landt') in Müllers Zeitſchrift f. d. Kulturgeſch. II, S. 674—692. Die bezügliche Stelle findet ſich S. 687 f.

[2]) Ein ähnlicher Brauch beſteht am Niederrhein bei Neubau eines Hauſes. Wenn letzteres gerichtet, d. h. der Dachſtuhl aufgeſetzt iſt, wird ein mit buntem Papier, Bändern ꝛc. gezierter 'Mai' aufgeſteckt und der redegewandteſte Geſelle des Zimmermanns oder dieſer ſelbſt hält die ſ. g. Baupredigt. Hierbei wirft er ein Glas rücklings über den Kopf, das, je nachdem es unverſehrt bleibt oder zerbricht, als gute oder ſchlimme Vorbedeutung gilt. — Ein eigenthümlicher Hochzeitsgebrauch ſoll noch jetzt in Birten am untern Niederrhein in Uebung ſein. Beim Feſtmahl, wenn die Suppe vorüber iſt, ſpringt die Braut auf einen am Boden ſtehenden Teller, ſo daß dieſer in Stücke bricht. Hierauf tanzt ſie mit einem der Brautführer. Was mag der Sinn dieſer ſeltſamen Sitte ſein? D. Red.

auch Bettina hat einen guten Trunk zu thun verſtanden, wenn es nicht Erfindung iſt, was ſie in ihrem Briefwechſel (I, 341) erzählt: „In allem war ich zwölf Stunden unterwegs geweſen und durchaus nicht ermüdet. Ich ſtieg in ein Bad, das mir bereitet war, und ſetzte eine Flaſche Rheinwein an und ließ es ſo lange herunterglucken, bis ich den Boden ſah. Die Zoſe ſchrie und dachte, es könne mir ſchaden im heißen Bad, allein ich ließ mir nicht wehren; ſie mußte mich in's Bett tragen."

Dieſer Schluß klingt etwas verdächtig und könnte man daraus folgern, Bettine ſei, trotzdem daß ſie im weinſeligen Rheingau aufgewachſen, denn doch keine beſondere Zecherin geweſen.

Mit dieſer duftenden, bisweilen auch narkotiſch duftenden Blume des Rheinlandes erlaube ich mir, dieſe Blumenleſe verwunderlicher Art ihrem Feliciter explicit zuzuführen.

Urkundliche Beiträge zur Geſchichte von Rheinland und Weſtfalen.

Von Ernſt Friedlaender.

I.

Stadt Duisburg.

In einer kürzlich in das Geheime Staatsarchiv zu Berlin gelangten Siegelſammlung befindet ſich eine große Anzahl von Urkunden, welche meiſt den Rheinlanden und zum Theil Weſtfalen angehören und nach und nach in dieſer Monatsſchrift theils in vollſtändigen Abdrücken, theils in Regeſtenform veröffentlicht werden ſollen.

Wir beginnen mit den Urkunden der Stadt Duisburg, und zunächſt mit dem Abdruck von drei Fragmenten von Duisburger Kämmereirechnungen aus dem 15. Jahrhundert. Zwar iſt nirgends in den Bruchſtücken ausdrücklich geſagt, daß es Duisburger Rechnungen ſind, aber für die unzweifelhaft richtige Zuweiſung dürften zwei Gründe ſprechen, einmal ein negativer: es kommt nämlich unter den vielen niederrheiniſchen und cleviſchen Ortſchaften, welche in den Rechnungen häufig genannt werden, niemals die bedeutende Stadt Duisburg vor, und dann, und dies gilt mir als poſitiver Beweis, beſitzt, ſo viel ich ſehe, keine niederrheiniſche Stadt außer Duisburg eine St. Salvatorkirche, und eine ſolche ſpielt in

den nachfolgenden Rechnungen eine große Rolle. Auch die Namen der Thore dürften zum Beweiſe dienen, doch vermag ich dieſelben bei mangelnder Lokalkenntniß nicht zu konſtatiren und der Kupferſtich bei Merian [1]) läßt leider eine Erklärung vermiſſen, während dieſes Kupferwerk ſonſt faſt ausnahmslos den Städteanſichten reiche Erläuterungen hinzufügt.

Die erwähnten Bruchſtücke ſind auf Pergamentrollen geſchrieben. Das erſte Fragment von 1438 iſt 1,36 m lang und 18 cm breit, das zweite von 1467 nur ganz klein, nämlich 24 cm lang und gleich dem dritten 19 cm breit, und das dritte undatirte iſt das größte, nämlich 1,79 m lang. Dieſes ſcheint der Schrift nach die Fortſetzung des zweiten zu ſein. Ein glückliches Zuſammentreffen iſt es, daß das dritte Bruchſtück ungefähr da beginnt, wo das erſte aufhört, ſo daß wir in den Fragmenten doch ein annähernd vollſtändiges Ganzes vor uns haben. Der Schluß der Rechnung ſcheint allerdings zu fehlen, denn das dritte Stück endet an ſeinem untern Rande nicht glatt abgeſchnitten, ſondern iſt abgeriſſen, ſo daß immerhin noch weitere Ausgabepoſten dort gefolgt ſein mögen. Ganz am Anfang jeder Rechnung findet ſich nach der Anrufung Gottes eine Notiz über den Werth der Münzen, wie ihn die Bürgermeiſter für ihr Rechnungsjahr feſtgeſtellt haben, es folgen dann die Namen der abtretenden Bürgermeiſter und hierauf die Jahresrechnung ſelbſt, zuerſt die Einnahmen, dann die Ausgaben.

(a. Erſtes Bruchſtück.) 29. September 1438.

In nomine Domini. Amen.

Toe weten, dat dysse burgermester hebben gerekent eynen schild vur 41 albus 7 oirt, eynen gulden vur 32 albus ind eynen gulden an schellincgen vur 26 schellincge 8 oirt. —

Rekenschap Dierix van Volden ind Dierix Gelreman, burgermesteren int yaer onss Heren duysent vyerhondert acht ind dyertich, op sanct Mychaels dag, in oren affgancg.

Opboren.

Irst van den alden burgermeistern opgeboirt 34 albus.

Item van alder schold.

„ van der wyntzijse 248 gulden.

„ van den kelre 20 gulden.

---

[1]) Topographia Westphaliae (1647) p. 20.

Item malmazie [1]) ind romanyen [2]) 12 gulden.

„ van der maeltzijse 200 g.

„ van der biertzijse 81 g.

„ int gruythus 34 g. 5 o.

„ van der kleyne tzijse 40 g.

„ van der vleystzijse 10½ g.

„ van der wantzijse 8 g.

„ van der kremertzijse 1 g. 26 alb. 8 o.

„ van der nedervairt 226 g. 14 alb. 9 o.

„ van den schaet van ytlich hondert gulden eyn oirt ind t'hoifft 3 alb.

Summa 396 gulden 26 alb. 5 o.

Item van tegelsteyn 77 gulden 4 alb.

„ scholtzampt 25 gulden.

„ alz malch tor urklocken t' maken gegeven hefft 2½ gulden.

„ die stad van Duyrsten gekofft 20 gulden erffrenthen op applaize vur 300 gulden, ind hyrvan hefft Henrich Frentz de joncger 100 gulden nae uitwisincge alsulcher brieve an beiden syden dairop gegeven, ind soe blyfft dysser burgermestern hyr opboren dairvan 200 gulden.

Item Herman Vogel gekofft uter maeltzijse op Wendelen syner dochter oir lyff 10 gulden, ind Stynkin syner dochter op oir lyff 10 gulden, den pennyncg omb 10 pennyncg, beloipt dairvan summa 200 gulden.

Summa 1784 gulden 10 alb. 2 oirt.

Opgeboirt van gelienden gelde.

Item Geryt van Volden ton voirgancg 4 gulden ind ter reyze toe Lobede 1 gulden.

Item Johan Kolner ter betalincg Druydkin Voitz 4 gulden.

„ Sweder van de Peddenberg ter betailincg Druydkens 2 gulden.

„ Timan Ruysken tor selffn betailincg 3 gulden 30 albus.

„ Wymmair van Staide ock dairtoe gelient 4 gulden myn 14 o., ind van romenyen, de hen geschencket, 2 gulden 4 alb.

Item Wilhelm Kremer ter betalincg Druydkens 5 gulden ind noch gelient 3 gulden 17 alb.

Item Johan Horst ter betailincg Hillen van Volden 25 gulden, noch ter Lobedeschen reyze 2 gulden.

Item Geryt Stroyffe ter Estinschen reyze 4 gulden 15 alb.

„ Johan van Menenschieden 2 gulden.

„ Henrich Frentz ton voirgancg 10 gulden.

„ Sander Tack, Sanders soen, ton voirgancg 2 gulden 24 alb.

„ Otto Vogel ind syn gezelschap 3½ gulden.

---

[1]) So ſtatt malvasie.

[2]) Ueber die beiden ausländiſchen Weinſorten Malvasier und Romany vgl. Kriegk, Deutſches Bürgerthum I, S. 306 ff.

Item Gobel Fliege ton tegeloven van holth t' voiren 15 gulden 14 alb.
„ Syvard Nigenhaiffe 3 gulden.
Summa 97 gulden 22 alb. 4 o.

Opboren van der stad renthen.

Item van den Spyck 18 gulden.
„ Johan Andreis van den Polre 4 gulden 1 oirt.
„ Friederich Keirlkin van Rotger Zeyartz wyger was 2 g. 1 ort.
„ Friederich Keirlken ind Hanss Scherr van den vysscherie lanx den mynrebruederen 5 gulden.
„ Aleff Tack van der beke 3 gulden 1 oirt.
„ van der vysscherie oppen Schrickelincg 9 gulden.
„ van der vysscherie onder den walde 26 alb.
„ Henrich Frantz van der vysscherie achter Huygen toern 2 gulden 1 oirt.

Item van der vysscherie van Zwailpoirten bytz des vurscreven Henrix wyger Henrix Frentz 1 gulden ind Heyn Kunnelbyn 3 oirt van eynen gulden.

Item Hanss Erwyn von Franckenkuyle 1½ malder rocgen, facit 3 gulden.
„ van den wantsnyderen van der halle nichil.
„ van den beckeren 5 lichte mar(k).
„ van den vleischouwern van den scharnen 5 guede mar.
„ van den schomekeren 24 alb.
„ Hans Kock van den aversten scharnzolre 19 guede schellincge [1]).
„ noch Hans Kock van den stalle achter den scharnen 4 guede s.
„ de olde Hille Berndes van oirrer kynderen hus 2 guede mar.
„ Ewerd Welcher van synen hus 1 gulden.
„ Dyerich van Volden van synen huyse 20 gueden s.
„ Wymmar Pypkin van synen twen huysen 5 gueden s.
„ Dyerich Weckarze van synen huyse 2 gueden s.
„ van den huyse an der rossmoilen 29½ alb.
„ Johann Dornbusch van den huyse by den toern 20 gueden s.
„ van den tynse opper schupkuylen inde anderen kleynen tynse 23 guede s., 2 guede d.

Item noch Everd Vysscher van den huyse achter der hallen 2 guede s. ind van 11 jair versethen 22 guede s.

Item Spell van den huyse tgegen dye kyrcktoern sanct Salvatoir gekofft van Hillen Bernds 2 guede s., 2 d. guede, ind van vurtynse 2 guede s., 2 d. guede.

Item Wilhem Roschoifft van 2 baighen 3½ alb. ind van verseth 5½ alb.
„ drie dir stad varren verkofft vur 7 gulden 22 alb.
„ van tweilen verkofft 10 alb.
„ van Talien verkofft 18 alb.
„ van schantzen lanx den Ryn verkofft 1½ gulden.

[1]) Im Original ſteht nur s.

Item van waldbroiken, veldbroiken ind ander broiken 6 gulden 18 alb. 3 o.

Summa 86 gulden 18 albus 9 o., 19 gueden mar. 7 s., facit 95 gulden 12 alb. 9 o.

Summa summarum van allen opboren 1977 gulden 13 albus 3 oirt.

Utgegeven.

Irst den lyfftuchteren van bynnen.

Item Ewald Tack 10 gulden ind van verseth 2 g. 4 o.

„ Elskin, Johans Tacken dochter, 7 g.

„ Alheit, Otten huusfrouwe van Staiden, 25 g.

„ Griethen Zeyartz, nonne toe Duyssern, 5 g. ind van verseth 1 gulden 7½ o.

Item hern Johanne Ganss 22 g. ind van verseth 3 g. 5 alb. 4½ o.

„ Johan Tibus ind nae tyt syns leves .....[1]) 2 g. 19 alb.

„ Druyde Wuysten 8 g. ind van verseth 2 g. 5 alb. 11½ o.

„ Druydken Wismot 6 g. ind van verseth 11 o.

„ Druydken Kruyzen 10 g.

„ Mynchen, Sanders Tackn huysfrouwe, 10 g.

„ Neze Frentze 8 g.

„ Druyde, Dierix Gyzen dochter, 10 g. ind van verseth 6 g. 8 alb.

„ Lancge Styn 15 g.

„ Elskin Spechtz 5 g.

„ Styn Voigels 9 g.

„ Friederich Tack, Coenraids soen, 32 g.

„ Elskin, syn huysfrouwe, 10 g.

„ Druydkin, Alards Tackn huysfrouwe, 20 g.

„ Johans van Hasselt synen kynderen 13 gulden.

„ mester Jacop 18 g.

„ Bruen leydecker 13 g.

„ Elsikin, syner huysfrouwe, 13 g. ind van verseth 2 g. 28 alb. 7 o.

„ Hermans Vogels dochteren 13 g., nae beloipe oirre tyt.

„ Elskin, Sanders Tacken dochter, 3 gulden.

„ den mynrebruederen 3½ gulden.

„ Elskin, Johans Pauls huysfrouwe, 8 gulden.

„ Johan Berck, Arnds soen, 16 g., noch 13 g.

„ Elskin, syner huysfrouwe, 13 gulden.

Summa 356 gulden 1 alb. 9½ o.

Utgegeven den lyfftuchtern van buythen.

Item dem abt van Hamborn van synre twyer nychten wegen, Lyzebeth van den Loe, gehieten van Hasselt, 12 gulden, ind Eymsen Poidkes 24 g. ind van verseth 7 g.

Item Hillen, Coenraids huysfrouwe van Volden, 25 g. ind van verseth 76 gulden.

---

[1]) Unleſerlicher Name; die ganze Zeile iſt durchſtrichen.

Es folgen acht unleſerliche Zeilen. Das Pergament iſt durch Feuchtigkeit zerknittert und die Schrift faſt erloſchen.

Summa . . . . . 25½ alb.

Utgegeven manleen.

Item Schefferdt van Meroide 12 gulden.
„ joncher Wilhem van Lymborch 10 g.
„ joncher Dier. van Lymborch 10 g.
„ heren Johan van Rede 10 g. ind van verseth 10 g.
„ Herman van Hugenpot 10 g.

(b. Zweites Bruchſtück.) 15. Auguſt 1467.

In nomine Domini. Amen.

Toe weten, dat disse burgermeester hebn gerekent eynen swaeren Rynssche gulden vur 24 albus Kolsch, ind an schellyngen vur 24 schillinge, facit vier ende twyntich albus Kolsch. —

Rekenscapp Johans Berck, Arntz zoen, ind Symon Gym, burgermeestern, int jair onss Heren duysent vierhondert seven ende tzestich, opp unsser liever Vrouwen dach assumpcionis, in oeren affganghe.

Oppboren.

Item oppgeboert van den alden burgermeestern Johan Berck, Dericx zoen, ind Symons van Wolden vur ghereiden geld.

Item oppgebort van alder scholt.
„ van der wijntziesen 174 gulden.
„ van der wijnkelre 20 „
„ van den romenyen tziesen 15 gulden.
„ van den maeltziesen ende biertziesen 535 g.
„ van den kleynre tziesen 36 g.
„ van den vleisch tziesen 11 g.
„ van den kremer tziesen 3 g.
„ van den wolltziesen ende wantziesen 8 g. 13 albus 4 d., dier stad deill.

Item van der nedervart 171 gulden 10 albus ende 11 d.
„ van berngelt.
„ van talyengeld.
„ van holt verkofft 5 gulden 15 albus.
„ van thuen holt verkofft 3 g. 5 alb.
„ van Gert Oylman van den huyss vur Stapellpoirt 2½ g.
„ van broeken 28 albus.
„ van daerden verkofft 2 g. 8 alb. ende 4 d.

(c. Drittes Bruchſtück.) (1467.)

Uithgegeven van manleen.

Item her Goessen Stecken 12 gulden.
„ Reynken van Huegenport 10 gulden.

Summa 22 gulden.

Uithgegeven dier stad dienre.

Item meester Jacob Luydger syn loen ende drinckgelt 3 gulden.

„ Gruyter syn baedampt 7 g., ind vur syn cleydongh 3 g.

„ Sander tenegieter syn baedampt 7 g., ind van versethe ½ g. ind 3 gulden an synre cleydonge.

Item Oestervelt syn baedampt 7 g. ind syn cleydonghe 3 g., ind vur eyn paer lersen eynen gulden.

Item Johan Wynter syn cleydonghe 3 g.

„ den armberstiere syn cleydonghe 2½ g.

„ meester Plonys Smytt syn cleydonge 2½ g.

„ Post syn cleydonghe 2½ g.

„ meester Heynrich, leydecker, syn loen 1½ g., ind vur decknegell ende anders 14½ albus ind syn kogell 6 albus.

Item acht kogelen den loipenden baeden myt Berckmans kogell, ylker kogell 6 albus, facit tsamen 2 gulden.

Item meester Johan, schoelmeester, van gerichtz scriven 2 gulden.

„ Meyer vur syn loen 5 gulden.

„ Gotschalk Weckhaess, vorster, vur syn loen 4 gulden.

„ Heyn Allekircken, vorster, vur syn loen 4 gulden.

„ Hannes Erwyn, vorster, vur syn loen 4 g.

„ Aleff, tornwechter, syn loen nae beloipp dier tijt 9 gulden 14 alb.

„ Johan opp den Pall, Stapellpoirtener, 2½ g.

„ Bernt, Koepoertener, 2½ g.

„ Johan Herbort, Meryenpoirtener, 2½ g.

„ Johan Korff, Swaelenpoirtener, 2½ g. Noch Johan Korff nae beloipp der tijt van sunte Anthoniusdach (17. Jan.) an bitz dat he starff 20 albus.

Item Gaedken van Walshem, Swaelenpoirt gehuet in der sterfft 16 albus.

„ drie kosteren vur oir schuen 9 albus.

„ van den twen vyrklocken toe scellen nae aentaell der tijt, facit tsamen 20 albus.

Item van baedloen tsamen 8 g. 13 albus 2 d.

Summa 99 gulden 4 albus 8 d.

Uithgegeven pieperen ende eralden ende gueder luyde baeden.

Item mynss heren baeden van Cleve baerscapp gebracht, dar die veede gevreet was, 1 gulden in den wynhus gegulden 2 quarten, facit 3 albus 4 d.

Item eynen baed van Moers 16 d.

„ twe baeden van Cleve, ellich 20 d., facit 3 albus 4 d.

„ onss gnedigen heren baed van Cleve brieff gebracht van den vreed 4 quarten, facit 6 albus ende 8 d., woe men sich in den vreden halden solde.

Item Claesken, den sprenger, 4 alb. 10 d.

„ opp sunte Blasiusdach [1]) onssen baeden toe verdrincken 1 alb.

[1]) 3. Februar.

Item onss gnedigen heren baed van Cleve die zoenbrieve gebracht 1 g., ind in den wijnhus vur hen gegulden ind in der herbergen vertert 7 alb.

Item Herman, onss gnedigen joncheren van Cleeff pieper plach toe wesen, 2 alb.

Item den pieperen van Wezell 8 alb.

„ des keysers eralt [1]) ind baed hier gewesen myt 2 perden, ende brieff gebracht van den keyser, eme gegeven 1 g., ind in der herbergen vertert 13 alb.

Item Jutten van Ruytenberch oir baede 3 alb.

„ eynen baed van Berck ende eyn baed van Werden, warnebrieff gebracht, 5 alb.

Item der stad baed van Deventer 3 alb. 8 d.

„ noch eynen baed van Werden 16 d.

„ der stad pieperen van Zoest 9 alb.

Summa 6 gulden 6 d.

Uithgegeven van verschencken.

Die quarten 20 d.

Item opp unsser leven Vrouwen dach assumpcionis [2]) in der groten kirchen 1 quart, sunte Merten ½ qu., ind in gen [3]) orde eyn pynt, facit 2 alb. 11 d.

Item van wynckopp dier stad deill van der wijntziesen 1 g. 16 alb.

„ den richter van Orsoy ende Nyenhus geschenckt 2 quarten.

„ do men die tziesen verkofft burgermeester, raide, scriver, dienre, ellich 1 quarte, facit 20 quarten.

Item die rentmeester van Dynslaken Henrich Tack, rentmeester toe Wezell Ryngenberch, Kirstken Kaeck, oir knecht, ende geselscopp toe 10 tho, ylker 2 alb., facit tsamen 20 albus.

Item doe dat hospitaell den Moddenkamp kofft van Ewolt Tacken kynderen burgermeester, ende eyn deill van den raid ende dienren dair geweest ende dat beseen, vertert 1 gulden 7 alb. 2 d.

Item den coster van Collen in den mynrebrodercloister geschenct 4 quarten.

Item opp unsser liever Vrouwen dach [4]) in die groite kirche eyn pynt.

„ onss heren rede van den Berge ende onss joncheren rede van Moirs toe 21 tho, eyn ygelich 2 alb. ende ½ quart nae, facit 43 alb. ende 8 d.

Item Johan van Raissvelt ende synen knecht 3 alb. ende 8 d.

„ her Wilhem van Lymborch ende Huegenport myt yeren knechten hier geweest, van der stad wegen vur sy gegulden 22 alb. 10 d.

Item die pastoir van Wesell 2 alb. 5 d.

„ doe onss gnedigen heren van Cleve syn rede toe Berck dedingeden umb die zoen, oen geschenct ½ aem ende 2 veirden wijns, facit 4 gulden.

---

[1]) = Ehrenholt, Herold. [2]) 15. Auguſt 1466. [3]) = dem. [4]) Wohl nativitas Mariae = 8. Sept.

Item Alrehilgen daghe [1]) in ger groiten kirchen 2 quarten, sunte Meryen 3 pynten, ind in gen orde eynen pynt, facit tsamen 3 quarten.

Item die kommelduer van Weelhem 23 d.

„ doe men dat huess vur Stapelpoirt toe erfftyns verdede Gerit in ger Olen der stad deell toe wynckopp 23 alb.

Item eyn obvervant hier geweest 3 daghe, des daghes geschenct 4 quarten, facit 12 quarten ind eynen groiten snoick [2]) 3 alb.

Item opp unsser lieven Vrouwen dach concepcionis [3]) in ger groter kirchen 1 pynt.

Item toe mydwynter [4]) in sunte Salvatoreskirche 6 quarten, toe sunte Meryen 3 quarten, ind in ger orden 1 pynt.

Item die kommelduer van Welhem ende eyn ander heer van Monster 3½ alb.

Item Johan van der Horst hier gekomen, doe he uith Brabant quam ende unssen vrunden dair vruntscapp gedaen had, eyn gelaech eme geschenct 2 gulden 20 alb.

Item den drossen van Orsoy ende synen knechten 3 quarten.

„ Derich van der Horst myt synen knechten hier geweest, ende vur oen gegulden 6 quarten.

Item burgermeester ende raide by eme gebleven, van der stat wegen vertert 20 alb. 8 d.

Item Granss stratensteen affgekofft, toe wynckopp 2 quarten.

„ opp unsser liever Vrouwen dach purificacionis [5]) in der groiter kircken 1 pynt, ind toe sunte Meryen eyn pynt.

Item doe men myt Ott Vogell eyns wart van synen perde, dat vorderfft was, ter stad gegulden 15 alb. ende 8 d.

Item den praest van Werden geschenct 4 quarten.

„ her Gerit van Lynteren ende Hartmans soen geschenct 2 quarten.

„ myn heren van Gheemen 6 quarten.

„ Bartholt opp der Loeven eyn gelaech geschenct 1 gulden 20 alb. 4 d.

Item Bruen van Beck ende synen soenen 3 quarten 8 d.

„ die burgermeester ende eyn deill van den raide dienren ende meyer die bussen besien, vertert 17 alb.

Item opp den mendeldach [6]) in sunte Salvatoreskirche 3 quarten, sunte Johan 1 quart, inde in ger orden 1 pynt.

Item opp Paeschavent [7]) in sunte Salvatoreskirche 2 quarten, ind sunte Johan 1 quart.

Item opp den Paeschdach [8]) in sunte Salvatoreskirche 7 quarten, sunte Johan 4½ quarten, in gen orde eyn pynt.

Item den kelleren van Angermont hier baed gesant, van der stad wegen eme ende synre geselscopp eyn gelaech geschenct van 2 gulden.

Item Henrich Tack, van Wezell rentmeister, vur eme gegulten 3 alb. 2 d.

---

[1]) 1. Nov. [2]) = Hecht. [3]) 8. Dez. [4]) 25. Dez. [5]) 2. Februar 1467. [6]) Gründonnerstag, 26. März. [7]) 28. März. [8]) 29. März.

Item meester Johan van Dorpman synen knecht ind Oestervelt vertert 4½ alb.

Item doe die stoer gevangen was, burgermeester ind raid ind anderen in den wijnhus vortert 12 quarten.

Item den lantkommelduer ende syn dienren 2 quarten.

„ her Goesse Steck hier baed gesant, van der stad wegen eme eyn gelaech geschenckt 33 quarten 3 d., noch an vleisch, an hammen [1]) ende kruyt 28 alb.

Item noch her Goessen Steck opp denselven dach eyn gelaech geschenct des avenss 61 quarten 8 d., an vleisch 10 alb. ende 4 d., noch den drossen in syn herberghe gebracht des aventz 11 quarten, noch 3 quarten romenyen, facit 7½ alb., noch vur Henrich Presen 3 alb.

Item den klockengieter van Venloe hier baed gesandt ende vur eme gegulden 13 quarten 7 d.

Item noch den kellener van Angermont des derden dages doe he ewech reyt, vur eme gegulden 21 alb.

Item die pastoiren hier gewest des maendages nae Paesschen [2]) van desser dekenyen, oene geschenct in der herberghen 12 quarten, omme dat sye solden vorkondigen die heilge dracht sunte Salvatoirs.

Item die klockegieter van Xancten hier geweest, eyn gelaech eme geschenct ende toe verdrincken gegeven 1 gulden 8 alb.

Item her Arnt van Hoemen, borchgreeff toe Oydenkirchen, geschenct 8 quarten.

Item opp onss Heren hemelvartzdach [3]) in sunte Salvatoirs kirche 1 pynt.

„ opp den Pinxtdach [4]) in sunte Salvatoirs kirche 3 quarten, sunte Johan 1½ quarten, ind in ger orden 1 pynt.

Item opp des heilgen Sacramentz dach [5]) den mynnebroderen 8 quarten, den schoilmester 1 quart, den undermeester ½ quart, den 3 baeden, ylker 1 quart, den 3 kosteren ylken ½ quart, facit 14 quarten.

Item 12 van der gemeynthe by den burgermeesteren toe Ruyroirt geweest ende eyn deyll van den raide umb rait, theby [6]) van der stad wegen vertert 6 quarten 4 d.

Item doe men die tziesen vorkofft, had burgermeister, raide ind gemeynthe verdroncken under der schoelen 5½ gulden 4 d.

Item 21 uithgeweest van unssen burgheren toe Dusseren, doe men wiedbusch vynge, ylker ½ quart, facit 10½ quarten.

Item burgermeester ind raide toe wynckopp opp alle tziesen 35 quarten.

„ opp sunte Laurentiusdach [7]) doe men die nye burgermeester koer ende die rentmeester, burgermeister, raide, rentmeester ind gemeynthe verdroncken in den wijnhuyss 5 gulden 17 albus 2 d.

Item noch den nye burgermeester toe Ruyroirt gesant 7 quarten wijns ind 8 d. toe dragen.

Item den rentmeester van Moers ind ander vrunde myns joncheren van Moers myt oeren knechten hier geweest van der stad wegen vertert 19 alb. 4 d.

---

[1]) Schinken. [2]) 30. März. [3]) 7. Mai. [4]) 17. Mai. [5]) 28. Mai. [6]) = dabei. [7]) 10. Auguſt.

Item die burgermeester ind raide by eyn gebleven bis toe naemyddage, van der stad wegen vertert 26 alb.

Item burgermeester ind raide van Ruyroirt an gen dam by eyn gekomen, ind die raide van her bynnen myt eyn deill van der gemeynthe oen tegen gekomen ende dair spracke gehalden van der stad saken, ind die van Ruyroirt $5\frac{1}{2}$ quarten myt oen gedragen ind die her bynnen bleven ylker 1 quart, facit tsamen 8 quarten.

Item Sander, tenemeker, van water gebaeden ende anderen dienst 8 quarten.

Item Oestervelt ende Johan Wynter van dyenst 2 quarten.

„ noch Oestervelt opp die lantwer gesant toe besien ende anders gereden, dair des noit was, 8 quarten.

Item den meyer ende Gots(alk) [1]) Weckhaese uithgesant oick umb sulcher saken will, 4 quarten.

Item meester Johan, schoelmeester, ende Sander, tenemeker, in der stad dienst geweest $3\frac{1}{2}$ q.

Item den richter van Molhem hier baed gesant, vur hem ende syne geselscopp gegulden 9 albus.

Item den rentmeester van Dynslaken, vur hen gegulden 29 d.

„ Henrich Tijbus, rentmeester van Wesell, vur hen gegulden 7 albus 7 d.

Item Henrich Piesen, richter toe Meyderich, her bade gesant, vur hen gegulden 3 albus 3 d.

Item doe men mytten scholtet sprack omme dat gericht opp toestellen umb der veden will, vertert 18 albus 3 d., noch ten anderen maell 15 albus.

Item burgermeester ende eyn deill van den raide farren gekofft ende anders der stat behueff, toe wynckopp vertert 11 alb. 5 d.

Item in Derich Gelremans huys vertert opp sunte Servaesdach [2]) 11 alb. 11 d.

Item in des pastoirs hus den lantkommelduer geschenct 4 quarten.

„ Oestervelt ende Johan Wynter van der stad wegen 2 quarten.

„ Rutger Herbort, Derich Gelreman, Peter Verynck by den burgermeestern geweest in Kasselerveld, vertert 4 quarten.

Item Oestervelt, soe he van der stad wegen gereden had vur ende nae, ind van der stad wegen beveell had gehadt nae uithwijsonge eynre cedelen, he rekenden 23 quarten.

Item die wynckopp van der vetter tziesen 6 alb.

„ doe [3]) Symon van Volden ind Johan Berck, Dericx zoen, burgermeester [4]), rekenden den rac [5]), burgermeester, raide, scriver ind dienre ylker 1 quart, der gemeynthe ylker $\frac{1}{2}$ quart, die quart 22 d., facit an gelde 7 gulden ind 6 alb. ende 5 d.

---

[1]) Es ſteht nur da Gots, das s iſt mit Abkürzungszeichen verſehen. [2]) 13. Mai. [3]) Von hier an mit anderer Hand. [4]) Wohl die neuen Bürgermeiſter. [5]) = die Richtigkeit. Das c iſt jedoch nicht ganz ſicher, es ſieht mehr wie i aus; doch gibt das Wort dann keinen Sinn.

Item toe gaidzwijn [1]) 7 gulden.

„ heren Wilhem van Lymborch, joncher Henrich syn broder ende myn joncher van Stierhem [3]) eyn gelaech geschenct 1 gulden 18 albus.

Summa 86 gulden 3 alb. 5 d.

Uithgegeven van der stad saken toe berieden.

Item Johan Berck nae den drosten gereden toe Dynslaken myt 2 perden ende 2 daghe uithgeweest, vertert 1 gulden 2 albus.

Item noch Johan Berck gereden nae unsses heren reden toe Orsoy 2 daghe uithgeweest myt 2 perden, vertert 1 g. 5 alb.

Item Johan Berck gereden nahe den drosten myt 2 perden toe Dynslaken ind voirt an gen Testerberch, vertert 11 alb.

Item noch Johan Berck toe Berck gereden myt 2 perden nae unsses gnedigen heren rede van Cleve ende 2 daghe uithgeweest, vertert 1 gulden 8 albus.

Item Johan Berck, Frederich Tijbus ind Johan Goltsmyt myt 7 perden toe Wesell gereden van begerthe der stad van Wezell umb Kornelis Gruyter will, doe burgermeester ind raide dier stad van Wezell oir eyde deden, die onsse burgermeester stedigen moist in der saken van Roitwielre [3]) ende 3 nacht uithgeweest, vertert 2 gulden 13 albus.

Item Johan Berck und Johan Goltsmyt myt 7 perden gereden toe Broeck nae mynen heren van Lymborch umb Huegenportz will, vertert 1 gulten 21 albus.

Item Berck toe Berck gereden nae onss gnedigen heren rede, vertert 11 alb.

Item Oestervelt gereden nae den droste, vertert 16 alb.

Item noch Oestervelt gereden van der stat wegen, vertert 4 albus.

Item noch Johan Berck gereden myt 2 perden toe Dynslaken, 2 daghe uithgeweest, vertert 25 alb.

Item Johan Berck, Henrich Tijbus myt 4 perde toe Cleve gereden ende 7 dage uithgeweest, vertert 11 gulden 2 albus 8 d., ind van perdehuer 2 gulden 8 alb.

Item Jokan Berck, Henrich Tijbus und Johan Goltsmyt toe Dynslaken gereden nae den drosten myt 7 perden, van Kornelys Gruyters wegen, ende 2 nacht uithgeweest, vertert 3 gulden 5½ alb., ind van perdehuer 1 gulden 8 alb.

Item noch Johan Berck gereden toe onssen gnedigen heren toe Orsoy ende voirt toe Buederich myt twe perden, van den klocken wegen, ende 3 daghe uithgeweest, vertert 1 gulden 19 alb.

Item Johan Berck, Otto Vogell, Johan Goltsmyt gereden myt 5 perden toe Dynslaken, toe Oestervelt, toe Walshem, toe Hamberen, ind toe Beck, die klacken ende dat klackwerck toe besien, vertert ende drinckgelt gegeven 23 alb. ende 10 d.

Item Johan Berck gereden myt 2 perden toe Hamberen, vertert 6 alb.

---

[1]) Ob Gotteswein? = Abendmahlswein. [2]) Styrum. [3]) In Rottweil war ein Hofgericht.

Item Johan Berck gereden myt 2 perden toe Wesell, van den Hansen wegen, 4 dage uithgeweest, vertert 3 gulden ende 8 alb.

Item Johan Berck ende Johan Goltsmyt toe Buederich gereden myt 2 perden nae unssen gnedigen heren van Cleve, van den klocken wegen, ende 2 nacht uithgeweest, vertert 2 gulden 21 albus.

Item Johan Berck, Henrich Tijbus, Rutger Herbort toe Ruyroirt gedaget mytten Moersschen, vertert in den wijnhus 6 alb.

Item Johan Berck, Symon Gym toe Buederich gereden myt 3 perden nae onssen gnedigen heren, als wy dair verscreven waren van unsser stad wegen, vertert 2 gulden 11 albus.

Item Derich Gelreman, toe he onss gerechent hefft van der reysen opp gen Goy by der alder burgermeester tijt, vertert 35 alb.

Item scholtet Frederich Tijbus, Johan Goltsmyt, Johan Berck, Dericx soen, van der stad wegen uithgewesst, vertert 10 alb.

Item Johan Goltsmyt ende Oestervelt gereden van der stad wegen, vertert 28 d.

Item Oestervelt gereden van der stad wegen, vertert 21 d.

„ die meyer Sievert van Redinchaven, Oestervelt, Arnt Vowynckell geleyt myns heren scriver van Cleve dor den walt, vertert 7 alb. 4 d.

Item die scholtet Frederich Tijbus, Johan Berck, Johan Goltsmyt, Henrich Frenss ind Oestervelt, gededingt mytten Moersschen opp gen Rien, 6 quarten, facit 10 alb.

Item Johan Berck, Simon Gym ind Oestervelt mytten Moersschen gespraken, 3 quarten, facit 5 albus.

Summa . . . . . .

Ueber den Bau und die Einrichtung von Provinzial-Muſeen.

Von A. von Cohauſen.

(Mit Abbildung.)

Die Vaterlandsliebe erwächſt nicht aus dem Behagen an der Gegenwart allein, ſie hat ihre Wurzeln in dem mehr oder weniger klaren Bewußtſein der Schickſale und Zuſtände, welche unſere Vorfahren, welche das Land durchlebt haben, in der Freude und dem Stolz an dem, wozu wir ſoweit an uns mitgewirkt, und in der Hoffnung und dem Beſtreben, auch unſererſeits dazu beizutragen, daß auch die Zukunft ſich glücklich und glücklicher geſtalten möge.

Die frühern Zuſtände, an welchen der Einzelne mehr als an den Ereigniſſen theilnimmt, werden uns aber deutlicher als durch Bücher vor das ſinnliche Auge gebracht durch die Gegenſtände ſelbſt, welche unſere Vorfahren umgaben, und welche ſie geſchaffen. Es iſt daher recht und würdig, dieſe zu ſammeln und durch ſie belehrend auf das Publikum zu wirken.

Wenn es dem Staate zukommt, in der Hauptſtadt durch reich dotirte Muſeen nicht nur für die große Maſſe des Volkes, ſondern namentlich auch für den Gelehrten und den Künſtler den Gang, welchen die Kultur über den Erdkreis genommen, zur Anſchauung zu bringen, der ägyptiſchen, griechiſchen, römiſchen, mittelalterlichen Kunſt beſondere Sammelplätze zu bereiten: ſo iſt es die nicht minder lohnende Aufgabe der Provinz, die Belegſtücke *ihrer* Kulturgeſchichte zuſammenzuſtellen und, ſo viel als nöthig, um deren Stellung in der allgemeinen Kulturgeſchichte zu zeigen, aus dieſer herüberzuziehen. Können jene Muſeen ſich die hohe Kunſt zum Studium und Ziele ſtellen, ſo werden die Provinzialſammlungen, indem ſie die Alterthümer aller Zeiten ihres Landes vereinigen, ſich mehr die Geſchichte der Gewerbe und der Kunſtgewerbe zur Aufgabe zu ſetzen haben.

Dieſem Zweck werden meiſtens Räume zur Verfügung geſtellt, welche urſprünglich ganz andere Beſtimmungen hatten, Räume, deren Größe, Ueberſichtlichkeit, Beleuchtung keineswegs der Aufgabe entſprechen, ſondern eine geordnete Aufſtellung, Beſichtigung und Beaufſichtigung in jeder Weiſe erſchweren.

Ein Muſeum iſt kein ein für allemal daſtehendes Werk, wie ein Monument, wie eine Kirche, ſondern ein Organismus, der ſich erweitert und umbildet. Wenn eine gewiſſe räumliche Abtheilung auch für die ſyſtematiſche Aufſtellung der Gegenſtände förderlich iſt, ſo muß ſie doch weder eine ſtarre in vier Mauern eingeſchloſſene ſein, ſondern je nach dem Zuwachs dieſer oder jener Gruppe von Alterthümern erweitert werden können; noch darf ſie vor allem die raſche Auffindung und noch weniger die Beaufſichtigung erſchweren. Beide werden weſentlich erleichtert, in je weniger Räumen die Sammlung vertheilt iſt. Da eigentlich ein Aufſeher nur *einen* Raum überſehen kann, dieſer eine Mann aber, wenn der Andrang des Publikums nicht ſehr groß iſt, — und dies pflegt bei Alterthumsmuſeen nicht der Fall zu ſein — auch für den größten Saal genügt, und ein ſolcher Saal kaum zu groß ſein kann; bedenkt man, daß der Jahresgehalt eines Aufſehers oder Muſeumsdieners nicht wohl unter 1000 *M.* beträgt, ſo repräſentirt dies ein Kapital von 25,000 *M.*, eine Summe, die es ſchon verlohnt, die bauliche Anlage danach zu richten, oder aber dieſe ſo einzurichten, daß dadurch ein zweiter Aufſeher erſpart wird und 25,000 *M.* mehr auf den Bau verwendet werden können.

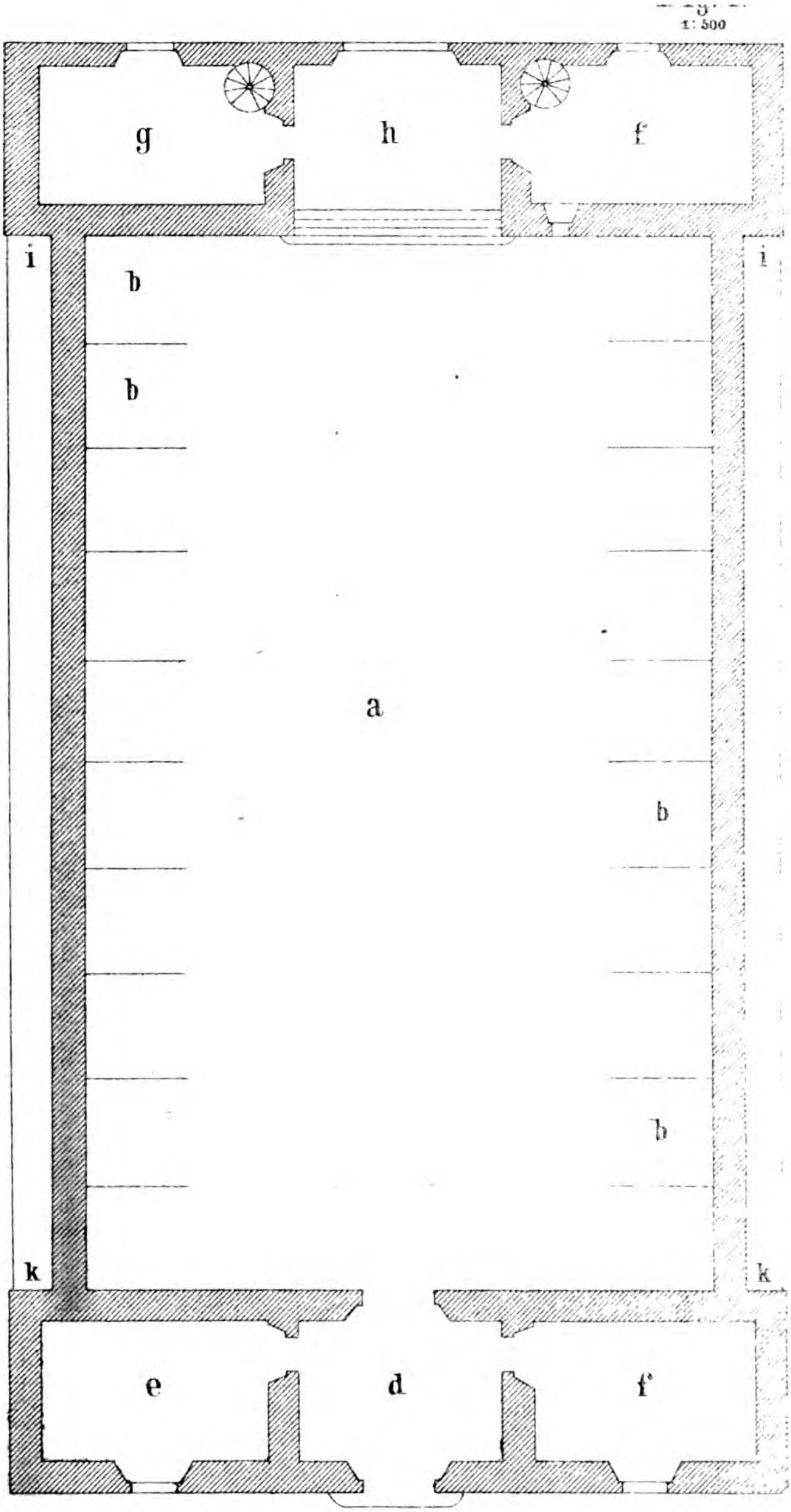
Um den daran zu knüpfenden Betrachtungen eine faßliche Grundlage zu geben, wählen wir das Alterthumsmuſeum von Wiesbaden als Anhalt. Trotzdem, daß dasſelbe zu klein, in zu viele Räume vertheilt und ſchlecht beleuchtet iſt, gewährt es uns doch das nöthige ſtatiſtiſche Material.

Es umfaßt, wenn wir vorläufig die Münz- und Siegel- und eine ethnographiſche Sammlung ausſchließen, 12,000 Nummern, welche auf einem leider in acht Räume vertheilten Flächenraum von 357 □m oder rund 360 □m und dabei auf einer Wandentwicklung von 170 lauf. m bis zu einer Höhe von 1,80 m Platz finden.

Es iſt anderweitig im Detail nachgewieſen, daß dieſer Raum um 190 □m zu klein iſt und es alſo für die Maſſe von Gegenſtänden eines Flächenraumes von 550 □m und einer Wandentwicklung von mindeſtens 180 lauf. m bedürfte.

Dem entſprechend haben wir in Fig. 1 einen Saal A von 30 m Länge und 18 m Breite dargeſtellt, welcher dieſem Bedürfniß entſpricht und welchem durch die zu beiden Seiten angeordneten Zellen B, B, B eine Wandentwicklung von etwas mehr als 180 lauf. m gegeben iſt. In Fig. 2 iſt ſein Querprofil gegeben; die als zweites Stockwerk umherlaufende Gallerie C iſt hierbei nicht mit eingerechnet, ſondern als eine Erweiterung anzuſehen, welche erſt, wenn ſie nöthig wird, zur Ausführung zu kommen hat.

Die zwanzig vorne offenen Zellen ſind aus 3 m langen, 1,25 m hohen und 3 m von einander entfernten Bretterwänden gebildet. Längs der Wände ſind die Fig. 3 dargeſtellten Geſtelle befeſtigt, ſo daß ſie wohl auch abgehangen werden können. Dieſelben tragen bewegliche Kaſten a mit Glasrahmen für Alterthümer, die ſich hierzu eignen und ſind durch Eiſenzungen gehalten, damit ſie nicht abrutſchen. Darüber ſind Tafeln b, c aus weichem Holz mit gelblichem Papier überzogen, auf welche die Gegenſtände ſo befeſtigt ſind, wie man es auf Pappe zu thun pflegt; ſie ſind ſo hoch, daß ſie leicht zwiſchen die vorſtehenden Leiſten geſchoben werden, dann aber nicht herausfallen können. Statt einfacher Bretttafeln können auch hier flache Glaskaſten, deren vorſtehende Böden ſich gegen die Leiſten lehnen, angebracht werden. Die Leiſten bilden eine von zwei Rundſtäben begränzte Fläche, zwiſchen denen ſteife Papierſtreifen mit der Namensbezeichnung der betreffenden Gegen-


1:500
g
h
f
i
i
b
b
a
b
b
k
k
e
d
f

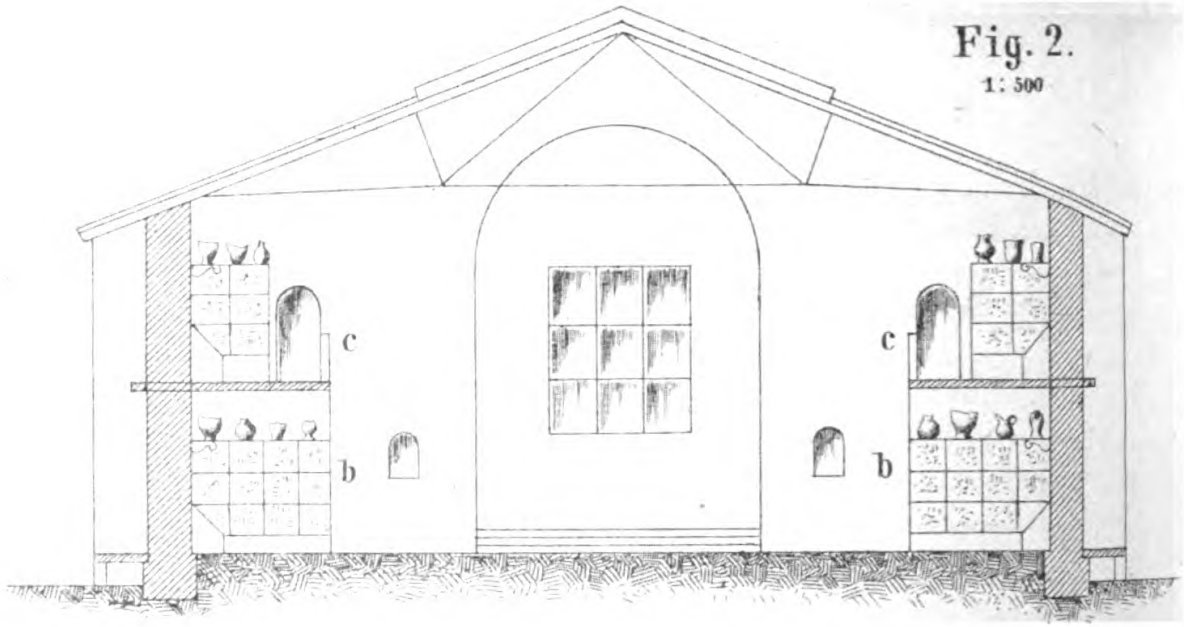


Fig. 2.
1 : 500

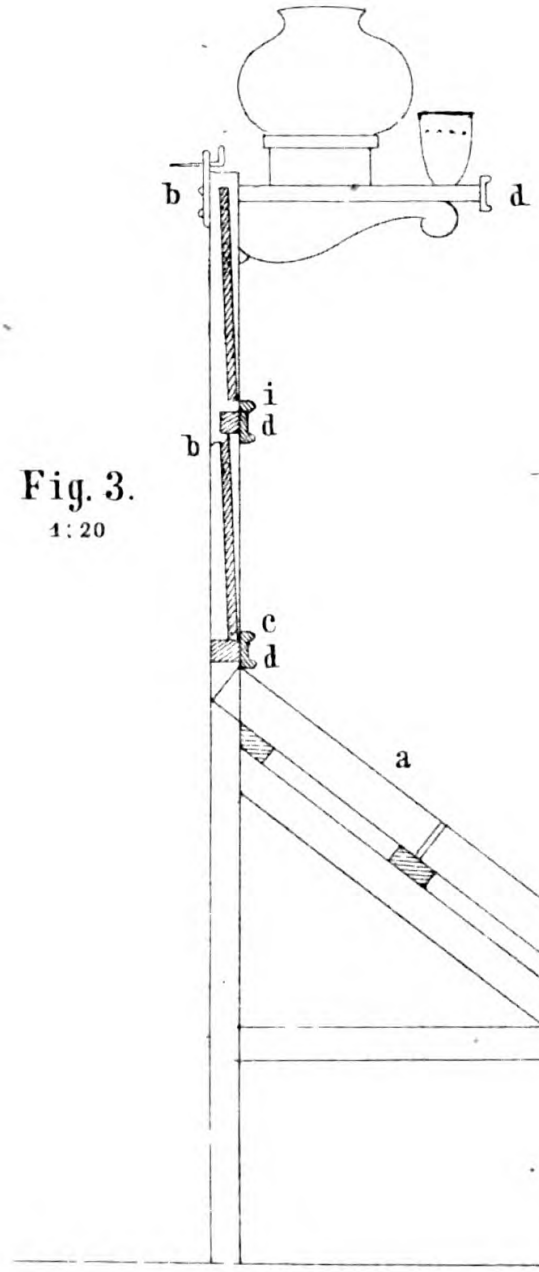


Fig. 3.
1 : 20

ſtände eingeſchoben oder ſonſt befeſtigt werden können. Auch das obere Simsbrett iſt mit einer ſolchen Leiſte zum ſelben Zwecke verſehen. — Auf dem Simsbrett ſtehen, höher, als daß man ſie ohne Weiteres erreichen könnte, die Urnen, Schädel und ſonſt geeignete Gegenſtände, wo nöthig auf kleinen Schemeln über und hinter einander. Hierdurch und durch die ſenkrechte Stellung der Tafeln b c, b a, die pultartige Anordnung der Schaukaſten a, a werden die daran angebrachten Stücke vom Augenpunkt x aus in bequemer Entfernung und ziemlich rechtwinklich getroffen. Hinter und unter den Pulten kann man noch mancherlei aufbewahren, was ſich zwar nicht zur Ausſtellung eignet, was man aber als Belege zu einem Ausgrabungsbericht oder dergleichen und als Material zu Detailunterſuchungen nicht gern entbehren möchte.

Die Zellen können durch vorgeſetzte, mit Drahtnetzen überſpannte Rahmen abgeſperrt werden, ſowohl um dahinter ungeſtört etwaige Ordnungsarbeiten vornehmen zu können, als auch zum beſſern Schutz der ausgeſtellten Gegenſtände bei einem größern Andrang des Publikums, wie er bei Vorträgen ꝛc. ſtattfindet. Wir erwähnen hier öffentliche Vorträge, wozu der Saal zu benutzen ſein wird, weil wir ſtets den Lehrzweck des Muſeums im Auge haben, und es als die Beſtimmung der geſammelten Gegenſtände anſehen, als Belege und Beiſpiele bei Vorleſungen zu dienen, um den Vortragenden wie ſeine Zuhörer auf dem realen Boden der Anſchauung zu halten, vor oratoriſchen Uebungen und vor der Verdunſtung in Schönrednerei zu bewahren. Es liegt hierin auch ein Grund, weshalb die Schaukaſten und Tafeln leicht beweglich ſind, um zur Demonſtration vor den Redner geſtellt werden zu können. Die Gitterrahmen finden ihre gewöhnliche Aufbewahrung in den Räumen, in welchen der Muſeumsdiener waltet.

Ein Theil des Saals bietet Raum für die Aufſtellung von Tiſchen mit Glaskaſten, für Modelle und freiſtehende Steinmonumente, ſowie der Fußboden Gelegenheit zur Einlage von Moſaik und Bodenplatten gibt. Die andere Hälfte des Saals wird zu den angedeuteten Vorträgen zu benutzen ſein; denn nur durch dieſe in unmittelbarer Verbindung mit dem Muſeum kann dasſelbe ſeine Aufgabe erfüllen und Früchte tragen.

Der Saal iſt nur durch Fenſter im Dach erhellt; ihre Größe beträgt wie bei den Pariſer Ausſtellungsgebäuden etwa die Hälfte

der zu beleuchtenden Grundfläche. Ihre Conſtruktion, die zeitweilige Dämpfung des Lichtes, die Ventilation wird die Aufgabe des Architekten ſein.

An den Saal ſchließen ſich einerſeits und zunächſt des Eingangs D die Räume für den Muſeumsdiener E, E, andrerſeits die des Conſervators oder Direktors F, G an.

Die erſtern E, E beſtehen aus einer Werkſtätte für die Reinigung, Herſtellung, Abformung der Alterthümer, einer Garderobe, Packraum und Treppe, welche zum obern Stock der Wohnung des Dieners führt.

Am andern Ende des Saals führen einige Stufen zu einem chorartigen Raum H, in welchem etwaige bevorzugte Alterthümer aufgeſtellt ſind (in Wiesbaden würde das Mithräum hier Platz finden). Der Raum iſt durch ein großes Fenſter beleuchtet, vor welches an einer Reihe geſpannter Dräthe die vorhandenen Glasmalereien, ſowie ein Vorhang vor- oder zurückgezogen werden können.

Von dem Chor führen Thüren einerſeits in die Arbeitsſtube F des Conſervators, welche auch einen beſondern Ausgang ins Freie hat, und über welchem ſich ſeine Handbibliothek befindet, andrerſeits zum Münzkabinet, der Gemmen- und Siegelſammlung G.

Die Räume an beiden Enden des Saals treten außen etwas vor die Seitenmauern desſelben vor. Der Sockel zwiſchen beiden Riſalits wird durch eine etwa 1 m breite Steinbank I, K eingenommen, und durch das weit überhängende Dach geſchützt. Auf derſelben ſtehen an die Wand gelehnt und befeſtigt die größern Steinmonumente, Grab- und Inſchriftſteine, und kann für ſolche auch noch durch Tragſteine weiterer Platz an der fenſterloſen Wand geſchaffen werden. Die Steinbank wird auch als Sitz noch genügenden Platz bieten.

Wir denken uns das Muſeum von einer Gartenanlage umgeben, worin Steindenkmäler, die durch Witterungseinflüſſe keinen Schaden leiden, vertheilt aufgeſtellt ſind, und worin Theile alter Bauwerke, Hypokauſten, Steingräber, welche nicht an Ort und Stelle bleiben konnten, wieder aufgeſtellt ſind.

Die Einfriedigungsmauer der Anlage iſt dazu zu benutzen, an ihr die charakteriſtiſchen Mauerverbände zur belehrenden Anſchauung zu bringen; man wird, wenn auch nur vorgeblendet, die maſſigen Steine von cyclopiſchen Mauern, von römiſchen und von mittel-

alterlichen Boſſenquadern vor ſich zu haben glauben, ſowie die römiſchen und mittelalterlichen Stein- und Ziegelverbände, das opus reticulatum und spicatum und andere dem Lande und ſeinem Steinmaterial eigene Werkweiſen in wirklicher Ausführung kennen lernen, und in angelehnten Dächern die Deckmaterialien und Methoden verſchiedener Zeiten vorführen. Ueberhaupt kann der Garten und die Mauer je nach dem Sinn und Bedürfniß des Conſervators und des Publikums zu mancherlei Schauſtellungen und Verſuchen benutzt werden.

Wir haben bisher nur von den Anſprüchen geredet, welche man an ein Muſeum zu machen pflegt oder machen kann, welches Gegenſtände aus der älteſten Zeit bis zu einer mehr oder minder an uns heranreichenden Periode aufzubewahren beſtimmt iſt. Manche Muſeen halten es nicht für angemeſſen, das Mittelalter oder die Zeit der Renaiſſance zu überſchreiten, indem ſie aus der Spätzeit höchſtens und nur verſchämt einige als Geſchenke eingedrungene Kurioſitäten bewahren. Uns ſcheint auch hierin eine ehrliche Entſcheidung, wie weit gegangen werden ſoll, geboten und wir möchten das, was wir an einer andern Stelle über dieſen Gegenſtand geſagt, hier anfügen. Wenn die Entſcheidung in unſerm Sinne fallen wird, ſo, hoffen wir, werden auch die angelegten Planſkizzen und ihre Erweiterung durch eine zweite Stockwerksgallerie C ſich als geeignet erweiſen. Vor deren Geländer iſt Raum zu Tragſteinen für mancherlei Gypsabgüſſe und das Geländer ſelbſt kann zum Aufhängen von Geweben benutzt oder ſtellenweiſe durch kunſtreiche alte Eiſenarbeiten erſetzt werden.

Wir haben in den Planſkizzen nur das Programm des Bedürfniſſes vorlegen wollen und alle conſtruktive und dekorative Ausbildung des Bauwerks dem Architekten vorbehalten; ſeine Aufgabe wird es ſein, das nunmehr als zweckmäßig Feſtgeſtellte mit der Solidität und der Schönheit zu vereinen.

Schon die flüchtige Durchmuſterung einer Folge eigenartiger Alterthumsgegenſtände wird das Publikum anregen, nicht nur über Schönheit, Form, Charakter, Stil, Verwandtſchaft äſthetiſch-kunſtphiloſophiſche Betrachtungen anzuſtellen, wie ſie jedem halbweg Gebildeten geläufig ſind und durch Kunſtſchriften mundgerecht gemacht werden, ſondern auch etwas näher auf die Art und Weiſe der Anfertigung, auf die Technik, die in ihr überwundenen Schwie-

rigkeiten und Reſultate einzugehen. Man wird ſich bewußt, und unſere Art der Aufſtellung kann viel dazu beitragen — man wird ſich bewußt, zugleich vor einer Gewerbeſammlung zu ſtehen. Unſere Sammlung wird daher nicht nur dem Alterthumsfreunde, ſondern auch manchem nüchternen Techniker, der ſonſt achſelzuckend vorüberginge, Beachtung abgewinnen. Ja, es wird merkwürdig ſein, wie der ſchlichte Handwerker den Kunſtarchäologen durch Fragen auf Dinge aufmerkſam macht, die weder ungeahnt zwiſchen Himmel und Erde, noch zwiſchen Athen und Rom ſchweben, ſondern handgreiflich vor ihm ſtehen und ihm erſtaunlichere Einblicke in das Leben, in die Kenntniſſe und Handelsbezüge des Alterthums geben, als die hochintereſſanteſten mythologiſchen Vaſenbilder.

Der Kunſtgelehrte wie der Techniker, ſie werden beide aus dieſer Berührung den Vortheil nach Hauſe tragen.

Die Archäologie, wie ſie von Philologen und Kunſtphiloſophen nur zu häufig betrieben wird, bedarf gar ſehr der realen Anſchauung auch jener Dinge des alltäglichen Lebens, an denen unſere Provinzial-Muſeen reich ſind, der Archäologe, wenn er in unſerm Lande nicht den Boden unter den Füßen verlieren will, wenn er einen Sinn hat für die Zwecke unſerer Muſeen und ein Herz für die Kulturentwicklung des Vaterlandes, ſo bedarf er der Anſchauung dieſer alltäglichen Dinge, die nicht kennen gelernt werden aus Götterſtatuen und Bildwerken, und für welche Poeten und Proſaiker nicht ausreichen. Auch er muß um das, was er ſeine Wiſſenſchaft par excellence nenne, ganz zu umfaſſen, Einblick zu gewinnen ſuchen in das Handwerkliche jener Schöpfungen, in die zahlreichen Hülfsmittel, die uns oft als Nothbehelfe erſcheinen, in die Bezugsquellen und den Handelsverkehr, die ſie in Thätigkeit geſetzt haben müſſen. Nur die Kenntniß der neuern Induſtrie eröffnet uns die Perſpektive auf die alte.

Die Kunſt iſt ſchön überall, wo ſie erſcheint; ſie iſt am liebenswürdigſten, wenn wir ſehen, wie ſie das ganze Leben der Vorzeit zu durchdringen ſich herabgelaſſen hat, ſelbſt auf die Gebrauchsſtücke des Hauſes, und es muß, ſollten wir glauben, auch dem excluſivſten Kunſtenthuſiaſten als eine würdige Aufgabe einleuchten, an den Gegenſtänden unſerer beſcheidenen Sammlungen hinzuleiten auf jene Werke, die wir nicht — oder von welchen wir vielleicht nur wenige Abbildungen oder Abgüſſe — beſitzen, auf jene Werke,

in welchen ſich die Kunſt glücklicher Perioden in idealer Selbſtändigkeit entfalten konnte — auf Statuen, Reliefs, architektoniſche Ornamente.

Dieſe ſollten daher in einer Auswahl von Nachbildungen den Gegenſtänden des Muſeums zur Seite ſtehen und überall da eingereiht ſein, wo es gilt, Lücken auszufüllen und Uebergänge verſtändlich zu machen. Es wird hierzu nicht einer ſehr großen Anzahl von Stücken bedürfen, es wird ausreichen, wenn eine ſelbſt beſchränktere Folge von typiſchen Ornamenten, Reliefs und Rundgeſtalten, wie ſie den Text eines kunſthiſtoriſchen Handbuchs zieren, in der Sammlung vertreten iſt.

So unterſtützt von körperlichen Gegenſtänden, welche man vor Augen und unter den Händen hat und drehen und wenden kann, hat die Betrachtung von Zeichnungen und Kupferwerken eine verdeutlichende Kraft, durch welche dann mündliche Vorträge, ſowie eigene Lektüre nicht mehr zur vorübergehenden Unterhaltung, ſondern zur Verbreitung wirklicher Bildung wirken. Denn unſere Kunſtſchriften wie unſere Kunſtredner ſind nur zu oft in der Lage, Gegenſtände, welche ſie nicht körperlich und ſelbſt nicht in Abbildungen vorzeigen können, zu beſchreiben und oft recht ungenießbar philoſophiſch, genetiſch, komparativ zu entwickeln und gerathen dadurch in die Gefahr einer Schönrednerei, welche die Seitenzahl des Werkes, nicht aber die Kenntniß des Leſers vermehrt. Naturhiſtoriſche und techniſche Werke ſprechen daher eine ganz andere, präciſere, unzweideutige Sprache klar und nüchtern, weil ſie ſich auf Gegenſtände beziehen, welche die Leſer in beſtehenden Sammlungen ſelbſt oder in ähnlichen Stücken vor Augen haben oder ſich leicht vor Augen bringen können; ſie haben die Bilder, die den Vortrag oder den gedruckten Text bekräftigen und ergänzen, vor der Seele. Sie halten, wenn man ſo ſagen darf, Autor und Leſer bei der Stange.

Allein um eine Kunſtperiode zu ſchildern, reicht es nicht aus zu ſagen, was ihr vorausgegangen, wie ſie entſtanden und was ſie geſtaltet, man muß auch ſagen, welche Kräfte in ihr lagen, welche Früchte ſie getragen, was aus ihr geworden; man darf nicht abbrechen mit irgend einer Zeit, auch mit der nächſten Vergangenheit nicht; um ſo weniger, weil wir in ihr zu Hauſe ſind und in ihr den Standpunkt zu Rückblicken auf die alte Zeit haben.

Auch ſie weiſt den Archäologen hin auf Fragen, die er ſich zu ſtellen hat.

Wenn in dem Geſagten die Vortheile angedeutet ſind, welche die Kenntniß der Vorzeit im Allgemeinen und der Künſte insbeſondere ſchöpfen kann aus einer Alterthumsſammlung, deren Zweige und Lücken in Richtung auf jene Zeit durch Nachbildungen ergänzt ſind und die zugleich auch in Richtung auf die Neuzeit mit deren Erzeugniſſen fortgeführt iſt — ſo ergibt ſich nicht minder groß der Nutzen, welchen die Künſte und Gewerbe der Gegenwart aus einer ſolchen Sammlung ziehen werden.

Unſere Kunſtanſchauungen, unſere Vorliebe wie unſer Urtheil fußen auf den griechiſch-römiſchen Ueberlieferungen. Sie haben ſich durch die Schöpfungen des Mittelalters hindurchgearbeitet, haben in neueſter Zeit etwas Orientalismus aufgenommen und ſind ſo gelangt zu dem Standpunkt, den wir einnehmen, und das, was wir daraus in uns aufgenommen haben, beſtimmt das, was wir unſern Geſchmack nennen. Er iſt kein neuer, urſprünglicher aus unſern Jupiter-Häuptern entſprungener, ſondern das Erzeugniß deſſen, was in unſerer Erinnerung beiſammen lag. Das nun wieder zu theilen und im Einzelnen uns bewußt zu machen, iſt eine Aufgabe der Kunſtgeſchichte, ein Zweck unſerer Muſeen, und dieſer wird um ſo vollkommener erreicht, je mehr er ein Ganzes, einen ganzen Kurſus in ſich begreift, je weniger es nur abgeriſſene Brocken ſind, die uns vorgeworfen werden, ſondern ein Band aneinander ſchließender, aufeinander hinweiſender Bilder. Seitdem uns die paradieſiſche Unſchuld, die Naivität früherer Kunſtperioden durch Erkenntniß abhanden gekommen, müſſen wir ſie erſetzen durch Kenntniß, durch das Bewußtſein des Standpunktes, auf dem wir ſtehen, und des Weges, auf dem wir dahin gelangt ſind. Das iſt der Zweck alles Kunſtſtudiums, aller Kunſtmuſeen. — Der Zweck des Lernens iſt aber nicht das Wiſſen, ſondern das Können. Es genügt nicht, das Alterthum zu kennen, wir müſſen ſein Beſtes ins Leben zurückführen, Nutzen aus ihm für die Gegenwart ziehen.

So arm unſere Alterthumsſammlungen an hohen Kunſtwerken ſind, ſo reich ſind ſie an Werken der Kleinkünſte, in denen mehr noch als in jenen aufgeſpeichert liegt eine Fülle techniſcher Erfahrungen und Fertigkeiten, eigenthümlicher Werkweiſen, ſinnreicher Behelfe, gelöſter Schwierigkeiten, geſtellter Fragen, zu ſuchender

Antworten. Die Thon-, Glas- und Metallinduſtrie der alten Zeit, welche in den mannigfaltigſten Produkten hier vertreten ſind, harren — nicht der Philologen — ſondern auch ihrer eigenen Fachmänner, damit ſie ihnen die Ehre anthuen, von der jene ſich weislich fern gehalten, damit ſie die Fragen beantworten, die ſie uns entgegenbringen. Die kleinen verachteten Bruchſtücke in den letzten Schubfächern der Sammlung — ſie werden ſich dankbar beweiſen, ſie werden jenen Männern der Neuzeit gar viel Neues lehren, manche Räthſel aufgeben und über dem Rathen neue Erfindungen erwecken. Wie hat man das Steinbeil gebohrt? wie den harten Diorit in ſo feine Platten geſägt? wie die mächtige Säule gedrechſelt? wie die Maſſen bewegt? wie war es möglich, den Raum zu heizen, das Waſſer zu wärmen und den Rauch abzuführen? möglich — nach nüchternen techniſchen Begriffen. Wie hat man den Thon gefärbt und mit ſo zartem, mit metalliſchem Glanz überzogen, und wie die Verzierung darauf geritzt und geſpritzt? Wie konnte man das Glas ſo fein ausblaſen und reifeln, ihm Henkel ſo zierlich anheften, als ſeien ſie nur ſo kalligraphiſch in die Luft gezogen, und ſie dabei mit Stützen und Rippen ſteifen, als wären ſie Maſchinenbauer-Arbeit? Wie ſind die Mille fioris und gebänderten Gläſer zu Stande gekommen, klar ohne Ueberfang, mit dieſer Formen- und Farbenfreiheit? Warum iſt dieſe Bronze ſo ſcharf und ſchneidig? warum ihre Patina ſo prächtiger Malachit unſern Bronze-Kaminfegern gegenüber? Warum hat ſich dieſe Metallmiſchung blank wie Platina erhalten? und jene iſt nach anderthalbtauſend Jahren, die ſie im Schlamm gelegen, faſt zu Gold geworden? Wie hat das Eiſen die Silbertauſchirung ſo unverrückt erhalten, trotzdem daneben das Oxyd hoch aufgewuchert? Wie war es möglich, dieſen Schmelz mit der Zeichnung mikroſkopiſcher Bäumchen zu durchdringen, und die bunten Farben ſo ſcharf nebeneinander zu ſetzen? Wer könnte Alles fragen, was dieſe elenden, aufgeleſenen Bruchſtücke fragen, und wer könnte ſagen, zu welchen Goldſchätzen das Schlüſſelloch führt, das ſie noch geſchloſſen halten?

Aber ſelbſt wenn unſere Sammlungen dies, was ſie dem feinen Beobachter in reichem Maße geben, nicht gäben, bieten ſie nicht ein großes Stück der Gewerbegeſchichte? Iſt nicht jeder Stand, nicht jedes Gewerbe ſich ſelbſt ſchuldig, ſeine Stellung zu überſchauen, ſeine Geſchichte zu kennen? Seine Geſchichte, die ſein Adelsdiplom

iſt, ſeine Leiſtungen im Lauf der Zeiten, die ſeine Ahnen ſind, und welcher Stammbaum vergliche ſich zum Beiſpiel mit dem der Thoninduſtrie, der Stammmutter aller Künſte?

Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbracht,
Das iſt es, was den Menſchen zieret
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand.

Erſt das adelt die Arbeit, erſt das macht ſie menſchenwürdig. Deshalb ſind ihre Produkte in unſern Muſeen aufgehäuft, nicht für die Gelehrten allein, ſondern auch für die rührigen der Gegenwart lebenden Geiſter, für die rauhe, werkthätige Hand. Erſt ſo werden ſie Blüten und kernvolle Früchte treiben, eben da, wo ſie ihre Wurzeln haben.

Denn ſo ſchön und löblich es iſt, ſ. g. allgemeine Bildung in allen Schichten zu verbreiten, ſo mag man ſich vorſehen, die rechte Pflanze ins rechte Beet zu pflanzen; jedem das, was er treibt, in ſeinen und den Augen ſeiner Mitmenſchen zur Geltung und zur Steigerung zu bringen.

Wenn wir den Töpfer oder überhaupt Jeden, welcher einen Zweig der keramiſchen Künſte betreibt, hinführen vor die lange Reihe der Erzeugniſſe ſeiner Kunſt von den erſten rohen Scherben aus Höhlen und Pfahlbauten bis zu den Fabrikaten, welche unſere Weltausſtellungen verherrlichen, ſo hat er fürwahr alle Urſache, ſtolz zu ſein auf den ergriffenen Beruf.

Dem Architekten und Maurer, dem wir etwa an der Hofmauer unſeres Muſeums die charakteriſtiſchen Mauerverbände aller Zeiten, Gegenden und Völker in wirklicher Ausführung vor Augen bringen, wird das, was er am Sonntag darüber gehört und ſelbſt geurtheilt hat, die Werktagsarbeit lieber machen und ſeiner Arbeit nicht zum Schaden ſein.

Es bedarf keiner weitern Beiſpiele, um zu beweiſen, wie viel wohler wir thuen, wenn wir dem Manne, ſtatt ihn auf ferne Ideale und Utopien hinzuweiſen, die er nicht erhaſchen kann, zeigen, was ſeine Vorgänger im Laufe der Zeiten geleiſtet haben, und ihm nahe, wohl zu erreichende Ziele ſtecken, ihm die Würde und Schönheit deſſen zeigen, was er iſt und kann; wenn wir davon ausgehen, was ſein Beſitz iſt, worin er etwas geleiſtet und ſich ſicher

fühlt und das anerkennen und zu ſteigern bereit ſind, ſo werden wir in ihm einen freudigen Schüler finden, den das, was er von da aus lernt, erhebt und beglückt.

Wenn das ſchon wahr iſt für alle Gewerbe und für den, der ſie übt, ſo liegt es in noch höherm Grade klar und überzeugend vor Augen für die Kunſtgewerbe, die nicht gedacht werden können ohne die Geſchichte der Wandelungen von Stil und Werkweiſe.

Faſſen wir noch einmal zuſammen, was wir wollen, ſo iſt es die Ausdehnung unſerer Provinzial-Alterthumsſammlungen nach zwei Seiten: Erweiterung und Ergänzung durch Abgüſſe klaſſiſcher Kunſtwerke und — Fortführung der Sammlung bis zu den Kunſtgewerben der Gegenwart.

Ideale ſind nicht ohne weiters zu erreichen, wohl aber ſtückweiſe zu erſtreben und ſo aus kleinen Anfängen Großes zu gewinnen. Die Alterthumsſammlungen ſind nichts als ein Stück nur des Beweismaterials unſerer Kulturgeſchichte, ein Stück nur deſſen, worauf unſere Fortſchritte fußen. Das Alte iſt nicht da, um todt daliegen zu bleiben und etwa nur bewundert zu werden, ſondern dazu, daß es die Grundlage und Anregung gebe, Neues zu ſchaffen. — Das Neue aber kann nicht frei aus ſich geſchaffen werden, ſondern findet ſeine Keime im Alten und gedeiht nicht, wenn nicht das Feld vorbereitet iſt in dem Geiſte und wenn man will, ſelbſt auch in dem Vorurtheil der Menſchen. Daher:

Durch das Alte zum Neuen.

Kleinere Mittheilungen.

1. Klage über den Verluſt Lothringens 1670.

Es iſt eine bekannte Sache, daß Ludwig XIV. im Spätſommer 1670 den Herzog Karl von Lothringen mitten im Frieden in deſſen eigenem Lande plötzlich aufzuheben gedachte, um im bevorſtehenden Reichskriege von dieſer Seite nicht behindert zu ſein. Am 26. Auguſt nächtlicherweile waren dazu die Königl. franzöſiſchen Völker aus den drei Bisthümern Metz, Toul und Verdun aufgebrochen, und poſtirten ſich unter dem Vorwand einer Muſterung 2 Meilen von Nancy. Zwei Tage zuvor hatten ſich die Generäle und der Intendant daſelbſthin begeben, um „Ihrer hochfürſtlichen Durchlaucht große Ehre und affection

zu erweiſen und dadurch ihre ſchöne manier zu handeln und Vorhaben zu verdecken". Indem ſie jetzt in vollem Galopp auf die Stadt losſtürmten, gelang es dem Herzog noch eben in eine Kapelle zu flüchten, aus der er unbemerkt entkam bei „15 oder 20 ſtund geſchwinder retirade durch ohngewöhnliche weeg". Seine Gemahlin, welche in Pont à Mouſſon gerade das Sauerwaſſer gebrauchte, wurde dort avec tout de rudesse et indignité, qu'ils luy ont pris son carosse et ses chevaux, desarmé son escuyer etc. behandelt. Die herzogliche Leibgarde wurde gefangen gemacht, die Artillerie wurde aus dem Arſenal zu Nancy weggeführt, der Palaſt erbrochen; ja man begann die Mauern aller Städte und feſten Plätze einzureißen, das platte Land zu verwüſten. Et pour monstrer comme l'on veut absolument abolir et du tout anéantir la serénissime maison de Lorraine, ließ der Marſchall Créqui und der General Fourille alle Briefe und Papiere, ſowohl vom Trésor des Chartres als von der Chambre des Contes in 27 Karren nach Metz auf- und davonführen, qui est le dernier affront et la plus haute indignité qu'on puisse faire à un Prince et à sa maison. Dieſe Klagen und die ganze Schilderung des franzöſiſchen „Attentats" auf das Reichsland ſind ſeitens des lothringiſchen Bevollmächtigten Johann Moret von Reinnenberg an den hohen Reichstag zu Regensburg gerichtet, da „an Conservation dieſes uhralten Hertzogthumbs als einer Vormauer ſoviel gelegen, daß wenn ſelbiges unterdrückt und in frembden gevalt gebracht werden ſollte, die benachbarte Reichslanden bald würden folgen müſſen". Ludwig ſelbſt aber glaubte in einem brüsquen Schreiben vom 31. Aug. d. d. St. Germain en Laye nicht zweifeln zu dürfen, que la plus grande partie des Deputéz qui composent vostre assemblée, ne louent beaucoup cette résolution, que jai prise, indem er dem Herzog vorwirft, Spanien und die Tripel-Allianz zum Bruch des Aachener Friedens haben verleiten zu wollen. Bei dieſen in copia im Staatsarchiv zu Schleswig befindlichen Akten (Relatt. 3) findet ſich auch folgender anonymer poetiſcher Erguß, der ſehr reich an hiſtoriſchen Reminiscenzen iſt, in dem indeſſen ein beſtimmtes Versmaß nicht zu entdecken iſt:

Non omnium dierum vesper occubuit
Duci Lotharingo oppresso. 1670.
Quia machinatio in Hungaria non successit contra Austriacos [1]),
Alius laedi debuit prope Caesarem, ut Caesar laederetur,

[1]) Geht auf die beabſichtigte Verbindung Ludwigs mit den aufſtändiſchen Ungarn und den Türken.

Parata pro Ungaris arma in Lotharingiam mutato consilio
Conversa [1]),
Quia Carolus Lotharingus Junior in Muram [2]) consilia Gallica
Detexit, ut erubescerent Galli.
O misera Lotharingia!
Nonne verum experiris, Gallum amicum habe, non vicinum,
Quod Graecia artium magistra pridem agnovit,
Sed excaccata auro Germania
Nondum capit.
Dubites merito an majori malitia Gallicae
Quam culpa Lotharingiae tragoedias nunc agi,
Ante biennium occupata per vim Burgundia a Gallis
Lotharingius per Vaudemontium fuit spectator et actor
Et gemuerunt Hispani.
Nunc versa fortunae alea,
Lotharingus spectator est tragoediae
Quae in Lotharingia exhibetur.
Imo ne esset spectator, necessaria fuga salutem quaesivit,
Hinc jam gemunt Lotharingi.
Inde Ratisbona plena negotiis et consiliis
Utinam sit fortunae Lotharingiae
Bona ratis [3]).
Dicebat, credo, in suo casu Burgundia
Ad vicinam suam Lotharingiam:
Hodie mihi cras tibi,
Ut olim Franciscus primus Madritti parieti inscripsit.
Augurium praecedere Lotharingiae casum non potuit,
Quia confixae jaculo tres aves Lotharingiae [4])
Pridem canere desierunt.
Inhiant, ut toti orbi, ita Lotharingiae Galli,
Quia Lotharius rex Galliae illi nomen dedit,
Nam prae aliis ipsam terris incoluit.
Sed nomina non dant jura,
Nisi via facti et violentiae, ut jam
A Gallis Lotharii successores legitimi pelluntur Lotharingia.
Sed adverte Lotharingos pelli inermes non armatos,
Contra armatos nihil evincunt Galli, uti in Cundia (?) visum,
Terram in Lotharingia Galli occupant,
Sed factus computus sine hospite,
Sagitta adhuc super est Lotharingia.
Haec quia tres aves confixit Jerosolymis,
Poterit plures Parisiis: qui Galli sunt aves

[1]) scil. sunt. [2]) Mura, Maure = Türke?
[3]) Wortſpiel mit Ratisbona, bona ratis heißt gutes Floß.
[4]) Im lothringiſchen Wappen befinden ſich 3 Vögel, ſ. Siebmacher II.

Sturnorum more in Lotharingiam illatae,
Nunc impinguantur in Lotharingia,
Certiori ut ictu sterni possint.
Si vetus sagitta Bullionii longo aevo interiit,
Novas collegit dux Carolus Caesari militans
Contra Tartaros, Turcos et Ungaros.
Non semel sub sagittarum umbra pugnavit
Proditurus utique ex umbra in lucem aliquando
Ex quo jam illum victoriae illustrare coeperunt.
Quid si jam ille Austriaci gentilitii clypei purpuram [1])
Candori liliorum superfunderet?
Et stillare sanguine lilia doceret!
Magni sanguinis Princeps,
Si dicas, vana sine viribus ira,
Repono, scarabaeus aquilae nidum evertit, ova perforavit,
Omnia DEO possibilia.
An non pastorissa [2]) Anglorum vires in Gallia fregit?
Et quidem Lotharinga puella.
Fidite Lotharingi apud quos virgines victorias pariundi [3]),
Sed ubi nunc in rerum natura gratitudo Gallorum?
Sceptrum et coronam Gallicam conservavit Lotharingia etc.
Jam vero per petulantiam Lotharingus regione exuitur.
Saepe DEUS oppressionibus innocentium exasperatus
Deposuit potentes de sede,
Lotharingi bipennibus Helvetiorum Carolum audacem
Ad Nancaeum confecerunt,
An non poterunt Ludovicum audacem?
Audax ille qui orbis monarchiam totus aspirat
Qui omnia regna inversa et respublicas capit,
Qui liberrimae nationi Germaniae leges dictator praescribit.
Expectemus patienter, exitus acta probat.

Ueber die durch den Frieden von Nymwegen im J. 1678 erfolgte, ſehr bedingte Reſtitution des Nachfolgers Lothars, Gottfrieds von Bouillon und Karls des Kühnen — um im Tone des Gedichts zu reden — vgl. Ranke, Franzöſ. Geſch. vornehmlich im 16. und 17 Jahrhundert Bd. III.

Düſſeldorf. R. Goecke.

---

[1]) Die öſterreichiſche Hausfarbe war bekanntlich roth, vgl. Häberlin, Staatsrecht I, S. 240.

[2]) Jungfrau von Orleans.

[3]) scil. est? Aufgabe zu gebären?

2. Zur Reichskammergerichts-Frage 1692.

Im J. 1692 am 16./26. September wurde auf die Tafel des Regensburger Rathssaales nachfolgend mitgetheiltes Dictatum durch Churmainz niedergelegt und „des Heyl. Röm. Reichs Churfürsten, Fürsten und Ständten zu gegenwärttiger allgemeiner Reichs Verſamblung verordneten Hochanſehnl. Herren Räthen, Bottſchafften und Geſandten" unterbreitet. Seit dem J. 1688 nämlich war die Lage des „Kay. und Heyl. Reichß Cammergerichts" zu Speier unmöglich geworden. Präſident und Beiſitzer deſſelben hatten es nach ſtattgefundenem Einzug „einiger Königl. Franzöſiſcher Kriegsvölkher" und Aufſtellung einer Wache vor ihrem „Rathhof" am 18./28. September, für dringend nothwendig gehalten, mit der ſchon längſt von ihnen beantragten Translokation, etwa nach Frankfurt, vorzugehen. In zwei Schreiben vom 5./25. Oktober und 26./16. Oktober hatte man es dem Kaiſer und ebenſo dem Reichstage (unterm erſten Datum) höchſtbeweglich zu erkennen gegeben, „dieſes Gericht durch ein Gütliches Securitätsmittell zu conſerviren und außer Gefahr zu ſetzen",. der es inmitten „Hungersnoth, Krankheiten und und vieler anderer zue befahren habendter höchſtbeſchwehrlicher Begegnuſſen" ausgeſetzt ſei. Selbſt die einzelnen Reichsfürſten, oder wenigſtens die bedeutendern, wie den König von Dänemark, als Herzog von Holſtein, ging man an „umb Salvirung dieſes nun von etlichen seculis hero auch in verſchiedenen ſich erhobenen ſchweren und langwürigen Kriegsempörungen ſo heilſamblich conſervirt gebliebenes höchſten Reichs Gerichts", ſpeciell auch um „erſprießliche Mittell bey der Cron Frankreich" in dieſem Sinne. Und darauf war denn auch, wie man weiß, die proviſoriſche Verlegung nach Wetzlar im folgenden Jahre zu Stande gekommen. Jedenfalls war damals manche Reichsſtadt darauf begierig geweſen, „ermeltes Gericht ſampt deſſen Acten und allen denen Cameral Perſohnen deren Familien und Zuegehörigen mobilien" in ihre Mauern zu bekommen, weil damit Ehre und Verdienſt verbunden war. Am naivſten aber geben dem „geſambte Bürger in des Heyligen Röm. Reichs Stadt Dünckelſpiel" [1]) Ausdruck in einem Schreiben an den Reichstag, welches unter Anfangs genanntem Datum den verſammelten

[1]) Dinkelsbühl, jetzt ein bairiſch-fränkiſches Landſtädtchen, hatte ehemals Sitz und Stimme auf der ſchwäbiſchen Städtebank. Vgl. darüber Daniel, Handbuch der Geographie Bd. IV, an der betr. Stelle.

Ständen mitgetheilt worden ist, woher es in copia in die Relationen des fürstlich-Gottorfischen Abgesandten Glaser und jetzt ins Staatsarchiv zu Schleswig gelangt ist. Man ersieht daraus, daß „vor einem Jahr ungefehr" (also 1691) die in ihrer Ehre gekränkte Stadt schon einmal „mit einem Memorial bey noch dießen fürwehrenden hochansehnl. Reichs-Convent unterthänig eingekommen und gebetten, daß das pro interim nacher Wetzlar verlegte Kayſ. und des Heyl. Röm. Reichs Cammer Gericht anhero und in unsere Stadt verlegt werden mögte". Man nimmt auch an, daß dieses „Ew. Excell. Hochwürd. Gnd. HochEdlen Gestrengen und Magnificenz sonder allen Zweiffel in annoch unentfallenen Andenken ruhet". Aber die Stadt Dinkelsbühl ist inzwischen „auff solches unser demühtigstes Memorial noch mit keiner Resolution begnadiget und erfreut worden". Da jedoch Materia translocationis Camerae Imperialis nächstens wieder in Deliberation gezogen werden dürfte, hat die Gelegenheit günstig geschienen und „so haben wir hiermit unser vorige Bitt nochmahls repetiren und Uns zu reception von höchsterwehnten Cammer Gerichts anerbietig machen wollen, der Hoffnung gelebend, daß, gleichwie Reichskündiger massen die Stadt Wetzlar dergestalt beschaffen, daß Sie nimmermehr und in Ewigkeit zu einem würdigen Tabernaculo der höchsten justiz qualificirt gemacht, herentgegen aber unsere Stadt zu einem solchen beständigen Wohnsitz in gar kurtzer Zeit und zwar mit gar geringen Spesen und Kosten reparirt werden kan, wie es der Splendor und die Hoheit des höchsten Reichstribunals und eines solchen unschätzbahren und Edlen Kleinods erfordert, — also auch ex parte dießes höchstansehnlichen Reichs-Convents darauffhin etwa reflexion machen und Unsere Stadt vor obberührten Wetzlar in Vorschlag gnädig kommen lassen werden; zumahlen, da Unser (der Reichsstadt Dinkelsbühl) innerer Magistrat seinen Consens zur reception des Cammer Gerichts in soweit allbereits ehedessen schon von sich ertheilet, daß Er das gantze Werck der Röm. Kay. Mt. und des Heyl. Röm. Reichs allergnädigster Verordnung lediglich anheim gestellt." Nach einer so ungeschminkten Bezeugung der Ehrfurcht vor den höchsten Reichsinstitutionen ließ sich das beste von Regensburg erwarten. Aber die Herren dort schienen nicht ein gleiches Vertrauen zu hegen, es findet sich nicht einmal, daß sie geantwortet hätten.

Düsseldorf. R. Goecke.

3. Nochmals die Schildbürger.

Der von uns in der Monatsschrift V, S. 219 und 642, VI, S. 335 bestimmte Begriff Schildbürger[1]) als eine Art von Patrizieradel erhält durch eine Notiz in der germanistischen Zeitschrift „Germania“ 1880, S. 360 eine Erweiterung in einem andern Sinne, dem von Tod, ohne daß jedoch unsere Artikel (erwähnt in „Germania“ S. 463) benutzt wurden, was bei der Frage nach der Bedeutung des Wortes, auch für diesen speciellen Fall von Wichtigkeit gewesen wäre. Hr. R. Köhler citirt nämlich eine Notiz aus dem 17. Jahrh., worin „Schiltebürger“ als Name des Todes aufgeführt wird, der weder Helm noch Schild schone. Eine Erklärung wird von Hrn. Köhler nicht beigefügt und dürfte es daher angezeigt sein, wenn wir hier eine solche kurz angeben. Wie nämlich die Hauptangriffswaffen der Ritter das Schwert und die lange Stoßlanze waren (zum Unterschied von dem Wurfspieß des Fußvolkes), so sind Schild und Helm die Hauptschutzwaffen gewesen. Der Verlust des Schildes im Kampf war der größte Schimpf (um so mehr als im Schilde auch das Wappen gemalt war), und Derjenige, welcher einen Andern in dieser Weise schutzwaffenlos gemacht, also völlig überwunden hatte, wurde als mit höherer Macht begabt betrachtet. (Vgl. den Ausdruck „Etwas im Schilde führen“.)

Wer aber ist ein stärkerer Entwaffner als jener dürre Sensenritter, der uns alle in den Sand streckt, als der Tod, der selbst als der einzig unverletzliche Ritter gedacht wurde, dessen Schild Allem widersteht? Als nun zudem die von uns charakterisirten Schildbürger, eine Klasse von Magistratspersonen und Rittern in den Städten zu neckischen, spöttischen Gestalten herabsanken, war es um so leichter, daß ihr Name ähnlich wie der Freund Hein (eigentlich Heinrich) und sonstige Bezeichnungen auch für den heimtückischen Tod gebraucht wurde.

Endlich kam dazu noch der Gebrauch, daß man auf Schilden ursprünglich auch die Todten transportirte und jene den Rittern mit ins Grab legte, woraus später die Sitte entstand, den Schild in der Kirche aufzuhängen, was die Bezeichnung Todtenschilde (die

---

[1]) Es ist im Allgemeinen auch das Werk von Schultz: 'Höfisches Leben' zu vergleichen, worin I, S. 148 über die Ritterwürde gehandelt ist. Ob derselbe mit Recht II, S. 21 und 177 der Ritterlanze nicht nur die Pike, d. h. die lange Infanterielanze, sondern auch die Gleve (altfranzös. glaive) gegenüberstellt und davon wieder die glavie als Lanzenspitze scheidet, ist zweifelhaft.

hölzernen Wappenbilder des 15. und 16. Jahrhunderts) veranlaßte (vgl. Lindenſchmit, Deutſche Alterthumskunde I, S. 249; Schultz II, S. 75 und 265).

Heidelberg. Karl Chriſt.

Allerlei.

[Zur Volksetymologie[1].] 7. Siebenbürgen. Gelegentlich der Frage 1, Jahrg. IV, S. 375 wurde im Jahrg. V, S. 112 der Name von Siebenbürgen richtig gedeutet, welcher früher volksetymologiſch nach der Art des Siebengebirges erklärt wurde, womit er aber nichts zu thun hat. Mit dem deutſchen Worte 'ſieben' (alt sibun) zuſammengeſetzte Ortsnamen wie 'Sibeneich', 'Sibenbrunnen' zählt Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch II², 1328 auf. Hinſichtlich des in Deutſchland noch ſehr verbreiteten Flurnamens 'Siebeneichen' meint derſelbe, hier müſſe eine beſondere Sitte verborgen liegen, wodurch etwa eine Gerichts- oder Begräbnißſtätte (?) bezeichnet würde. Es iſt hiermit der Name des alten Reichsforſtes Drei-Eich ſüdlich von Frankfurt, alt Trî-eich, Drî-eich zu vergleichen (Förſtemann a. a. O. S. 480), wie wir dies bereits Monatsſchrift V, S. 337 und 345 ſagten. Allein auf den Namen von Siebenbürgen hat ſolches, wie bemerkt, keinen Bezug, indem er, wie dies jetzt auch in Prof. G. vom Raths 'Siebenbürgen' (Heidelberg 1880) conſtatirt wird, vom Cibinfluß genannt iſt. Der Fluß, von dakiſch-thrakiſchen Völkern benannt, gab zunächſt der Stadt Cibinium den römiſchen Namen, woher dann die rumäniſche Bezeichnung Sibiu, die ungariſche Nagy-Szeben (nicht, wie es in der Monatsſchrift V, S. 112 heißt, Syeben) und deutſche Cibinburg, Sibinburg (das jetzige Hermannſtadt), ſowie von dieſem wieder der Name des ganzen Landes ſtammen. Vgl. auch Hunfalvy im 'Ausland' 1880, Nr. 52.

Der mittelalterliche Name des Landes, der in alle romaniſche Sprachen übergegangen iſt, Transsilvania kommt daher, daß es ſich für Ungarn jenſeits des großen ſiebenbürgiſch-ungariſchen Waldgebirges ausdehnt, 'trans, ultra Silvas'.

Das Haupt der Siebenbürger Sachſenſtädte war außer dem genannten Hermannſtadt das altberühmte Kronſtadt, deſſen Name, romaniſch Corona, man von der Gebirgskrone ableiten will, welche die Stadt umringt, oder volksetymologiſch von der Krone eines Königs, welcher dieſelbe, zur Flucht gezwungen, in der Gegend des jetzigen 'Hangeſteins', der noch die Eindrücke von den Hufen ſeines Roſſes zeige, niedergelegt habe. Solche 'hängende Steine' oder 'Hangſteine' gibt es aber, nebenbei geſagt, öfters in alten Grenzbeſchreibungen (es ſind einfach überhängende Felſen), wie auch ſolche mit angeblichen Eindrücken von Hufeiſen, die durch nichts Anderes als durch Ausſchwitzungen des Geſteins entſtanden ſind, häufig vorkommen. Gewöhnlich knüpfen ſich allerhand Sagen daran.

Ein dritter Mittelpunkt deutſchen Volksthums in Siebenbürgen bildet Schäßburg, über deſſen Namen bereits in der Monatsſchrift V, S. 112 f. und

[1]) S. Monatsſchrift VI, S. 218 ff.

254 gehandelt ist. Es ist zuzufügen, daß im Distrikt von Schäßburg auch ein deutscher Ort Namens Schaaß liegt. Die Etymologie dieser Namen ist bei dem Mangel alturkundlicher Formen nicht wohl festzustellen. Ueber altnordisch skagi (Vorgebirge) ist, wie ja auch Förstemann zugibt, an den bekannten Ortsnamen 'Schachen' zu erinnern, der in oberdeutschen Mundarten mit der Bedeutung Wald oder Gebüsch vorkommt (altnordisch skog, Wald). Außerdem bietet sich aber auch das altfriesische skâk und altdeutsche scâch, schâch, der Raub, dar, also = Raubburg. Zusammensetzung mit einem Personennamen, dem dieses Wort zu Grunde liegt, wäre gleichfalls möglich, so daß Schäßburg etwa einem alten Scâcheresburg entspräche, genannt von einem räuberischen Ansiedler, einem Schächer, Räuber (altdeutsch scâchari, später schâchaere, Schächer) oder auch mit zusammengesetztem Namen schâchbalt = kühner Beutemacher. Hiernach stände Schäßburg für Schachsburg, Schächsburg, ähnlich wie z. B. Linz am Rhein bei Neuwied für Linchs eingetreten ist (vgl. Förstemann).

Das ursprünglich auslautende s des ersten Theiles des Namens wäre das genetivische -s elliptischer Ortsnamen, kein eigentliches Suffix, wie es besonders in Flußnamen vorkommt (vgl. Förstemann a. a. O. S. 1273).

8. Schadeck d. h. Scheideck bei Neckarsteinach. Bei diesem Orte liegen die vier Burgen der alten Herren von Steinach und zwar, um dem Lauf des Neckars zu folgen, 1) die Vorderburg, 2) die wiederhergestellte Mittelburg, wobei die große Linde steht, 3) die Hinterburg, 4) das Schwalbennest, jetzt hessische Domäne. — Die in rheinischen Ortsnamen so häufige Endung -scheid oder -scheit, mittelhochd. der scheit = die Scheide, Scheidung (vom Verbum scheiden) nicht sowohl mit der Bedeutung Grenzscheide, als vielmehr in der häufigern von Wasserscheide, überhaupt Scheitel, Gebirgskamm (vgl. Förstemann II², 1307 f., mit urkundlichem Beleg dieser Bedeutung: dorsum tumentis terrae), hat sich nun im Namen der dritten, nicht vierten dieser Burgen (Schadeck) mit der in Ortsnamen, besonders in solchen von auf steilen Bergen gelegenen Burgen (wie z. B. Horneck) nicht minder zahlreichen Bezeichnung die Ecke, das Eck (Spitze, Kante, Schneide, Winkel, vgl. ebenda S. 511) als erstes Glied der Zusammensetzung verbunden, so daß also die Lage der betreffenden Burg als auf einem scharfen Höhenrücken, einem Grate (wie die verschiedenen Paßhöhen 'Scheideck' im Berner Oberland) gelegen bezeichnet wird, was mit der Wirklichkeit trefflich übereinstimmt. Hiernach ist aber die Schadeck ursprünglich nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, das s. g. Schwalbennest, sondern die von uns in der Monatsschrift V, S. 456 und 458 geschilderte, vom Volk als Lindenschmidtsburg bezeichnete s. g. Hinterburg (durch welche jetzt der Eisenbahntunnel geht). Der alte Name der Burg hat sich in dem dahinter ansteigenden Bergwalde, 'Schattich' genannt (urkundlich aber die Burghalde), erhalten. Hier war offenbar auch der älteste Hauptsitz der Herren von Landschaden, deren Name bloß volksetymologische Entstellung aus dem Namen Scheideck ist, das nach Pfälzer Art Schadeck ausgesprochen wurde, was zu der irrigen Vorstellung von dem Lande schadenden Raubrittern Veranlassung gab [1]). Dieselbe Burg heißt daher auch Raubschloß, bezw. nach

[1]) Ebenso verhält es sich mit der 'Schadburg' am Brienzersee auf steiler Höhe. Vgl. Osenbrüggen, Berner Oberland S. 39.

Pfälzer Aussprache Raabenschloß, wiewohl hierunter gewöhnlich das erwähnte Schwalbennest verstanden wird. Da dieses nun aber nicht auf der 'Scheide' liegt, d. h. der schmalen Bergzunge, welche dem Schadeck seinen Namen gegeben hat, so kann es auch Schadeck ursprünglich nicht gewesen sein. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Christ zu Heidelberg.]

[Zum Aprilschicken [1].] Die Sitte des in den April Schickens soll nach einer landläufigen Annahme ins graue Alterthum zurückgehen und wird von Einigen mit der Mythe von Kronos und der Rhea, welche ihren Gemahl täuschte, indem sie ihm statt des neugeborenen Zeus einen Stein zu verschlingen gab, in Verbindung gebracht. Doch damit ist es sicher nichts. Im Uebrigen ist auf den Artikel in der 'Illustrirten Zeitung' 1880, Nr. 1396, S. 247 zu verweisen. In der 'Gartenlaube' 1880, Nr. 14 wird diese Sitte als ein altes heidnisches Frühlingsfest aufgefaßt, wenn auch anerkannt wird, daß sich in der germanischen Mythologie nichts Bestimmtes darüber findet. Als Ausdruck überschäumender Lustigkeit bei aller derartigen heidnischen Frühlingsfeier soll aber einer bestimmten Figur dabei sehr übel aufgespielt worden sein, welche eben der Aprilnarr wäre. Auf diese Weise käme dieser Brauch schließlich überein mit dem s. g. Wintervertreiben vieler Gegenden, wobei der Winter, durch eine Figur symbolisirt, im Kampfe besiegt, verspottet, vernichtet oder aber verstoßen und verjagt wird. Ueber den Ursprung dieses scherzhaften Brauches verlautet indessen auch Folgendes: Auf dem Reichstag zu Augsburg im J. 1530, wo man Religionsstreite schlichten und vieles Andere, was unterblieb, thun wollte, beabsichtigte man auch das Münzwesen zu ordnen. Aber wegen so vieler anderer wichtiger Angelegenheiten kam man nicht dazu, setzte aber einen besondern Münztag auf den nächsten 1. April aus. Dieser 1. April wurde nun das Ziel vieler und bedeutender Spekulationen, die aber alle ins Wasser fielen, weil man eben des Münztages nicht gedachte. Die den Schaden hatten, brauchten für den Spott nicht zu sorgen, und so entstand denn der Ausdruck 'in den April schicken' in jener Bedeutung, die sich bis auf den heutigen Tag in ganz Deutschland erhalten hat. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Christ zu Heidelberg.]

[Alter Maibrauch.] Die 'Papenburger Zeitung' bringt folgende recht hübsche Geschichte, die an längst vergangene Zeiten erinnert. In dem nahe gelegenen Dorfe Tunxdorf hat sich bis auf den heutigen Tag die Sitte fortgeerbt, daß sich am ersten Sonntag im Mai die jungen Mädchen im Dorfe vereinigen und in corpore in diejenigen Häuser treten, wo sich eine junge Frau befindet, die sich im Laufe des Jahres verheirathet hat. Nachdem die Mädchen sich, einen Grünzweig in der Hand haltend, in zwei Reihen aufgestellt, macht eine derselben die Honneurs und erkundigt sich dabei nach dem Befinden der jungen Frau. Diese stellt sich hierauf vor, dankt für die ihr erwiesene Ehre und schreitet sodann durch das von den Mädchen gebildete Spalier. Hier wird ihr von einer Jeden mit den vorhin erwähnten Zweigen ein sanfter Schlag versetzt, gleichsam als Strafe dafür, daß sie ihnen untreu geworden ist. Nach Beendigung dieser Ceremonie verabreicht die junge Frau der Führerin ein Geldgeschenk, worauf die Mädchen abziehen und diesen Vor-

[1] Vgl. Monatsschrift V, S. 493.

gang ſo oft wiederholen, als ſich junge Frauen von der erwähnten Eigenſchaft im Orte befinden. Selbſtverſtändlich muß das ſo erworbene Geld auch wieder in möglichſt angenehmer Weiſe verausgabt werden, und ſo laden denn die Mädchen an einem von ihnen feſtgeſetzten Tage die erwachſene männliche Jugend zu einem Tanze ein. Die Koſten dieſes Vergnügens, einſchließlich der gemachten Zeche, werden von den Mädchen beſtritten. Dafür haben dieſe aber das Recht, die Herren zum Tanze zu engagiren, wovon ſie denn auch den weitgehendſten Gebrauch machen.

An eine ähnliche alte Sitte knüpft ein altes Wetterauer Tanzlied an. In der 'Gartenlaube' 1880, Nr. 7 und 14 wird nämlich über ein Wetterauer Frühlingslied geſprochen, welches den aufmunternden Begleitgeſang zum Tanz zweier Hauptperſonen bildet, um welche die Andern wieder einen Reigentanz aufführen. Daſelbſt wird zugleich conſtatirt, daß ſolche öffentliche Reigentänze, zu welchen volksthümliche Tanzlieder geſungen werden, durch ganz Norddeutſchland zu Oſtern beim Volke noch vielfach üblich ſind.

Die bekannte Grundlage ſo vieler Frühlingsmythen ſcheint nun allerdings auch hierin zu walten, die Vorſtellung, daß die Erde, welche von ihrem Geliebten, dem Frühlings- oder Sonnengott, durch den Winter getrennt war, jetzt dem Winter abſagt und von dem im bunten Rock, dem Frühling, erlöſt oder mit ihm vereinigt wird. So ſicher es nun aber auch iſt, daß in dieſer Art Frühlingsfeier oder Oſterſpiel im Allgemeinen ein uralter Reſt vorchriſtlichen Volksthums vorliegt, ſo unzulänglich ſind die Deutungsverſuche der Worte, wie ſie in der 'Gartenlaube' verſucht werden im Speciellen. Freilich iſt bei der ohne jedwede Rückſichtnahme auf die dialektiſche Phonetik wiedergegebenen Textgeſtaltung des Wetterauer Liedes eine volle Deutung, zumal ohne genaue Kenntniß des betreffenden Ortsdialektes, nicht möglich, allein ſoviel iſt doch klar, daß man zuerſt eine reale Erklärung der ſcheinbar unverſtändlichen, offenbar erſt in ſpäterer Zeit entſtandenen Worte zu geben verſuchen muß, wie ſie dem einfachen Volksſinn entſpricht. Man wird dann finden, daß von einem Lobgeſang auf die Oſtara u. dergl. keine Rede ſein kann.

Der Satz 'Saxen Krämer, ja, ja!' kann offenbar nichts Anderes bedeuten wie 'ſag's dem Krämer'. Ein Krämer, d. h. Kaufmann wird aber genannt, weil derſelbe im Dorfe eine der Honoratioren bildet, mit welchem ein Tanz den Mädchen zur Ehre gereicht.

Wenn es weiter heißt in derſelben nüchternſten Bauernpoeſie:

Haule geh, haule geh, ſaxen hieß mein Vater,
Hat dich denn der Paff gebracht unter die Soldaten?

ſo bedeutet dies geh' holen! oder auch heulen gehn (mittelhochd. hiulen, mitteldeutſch hûlen, ſpäter haulen, engliſch howl, ſprich haul), ſag' es ihm (nämlich dem Krämer), hieß mich mein Vater. Es ſcheint alſo, daß einer der Tänzer oder Freier auf Betreiben eines Pfaffen unter die Soldaten gebracht worden iſt und ſich beim Handelsmann des Ortes darüber auf Geheiß ſeines Vaters beklagen ſoll, weil er fortan nicht mehr am Tanz theilnehmen kann. — Aus den übrigen Worten des Liedes iſt ſo lange kein genügender Sinn herauszubringen, bis ſich der Veröffentlicher entſchließt, eine genauere Darſtellung der Ausſprache der betreffenden Worte zu geben. Einſtweilen

noch ſoviel, daß der Vers: 'Heriſolls, Kapp (auch Kopp, d. h. Kopf) verloren; Heridot, Antimot' vielleicht mit 'gehören ſoll es', 'hör' ich ſoll es' oder '(hier)her ſoll es' beginnt, oder das zweimal wiederkehrende heri bedeutet Herr (alt hérre), alſo Heridot etwa 'der Herr todt'. In Antimot kann nicht das Wort 'ander' enthalten ſein, wie man gemeint hat, denn dieſes lautet mittel- und niederdeutſch allgemein anner, mit Aſſimilation des d. Eher könnte man auflöſen 'An die Mad' (mitteldeutſch für Magd), oder Andi iſt das volksthümliche 'Einem And thun', d. h. einem Leid thun (mittelhd. ande, ant, ſchmerzlich, unleidlich, übel zu Muth; anden, ſeinen Zorn über etwas beſtätigen, rügen, rächen, ahnden). 'Mot' kann aus niederdeutſchen Gegenden aufwärts gedrungen ſein und demnach 'muß' bedeuten (niederſächſ. möten = müſſen). Vielleicht iſt einer der Leſer im Stande, nähern Aufſchluß zu geben. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Zu den Hausinſchriften.] Auf S. 397 und 398, Jahrg. VI der Monatsſchrift erwähnt Hr. Prof. Crecelius auch Heidelberg, wo im Mittelalter viele Hausſprüche an den Gebäuden zu leſen waren, die freilich außer dem berühmten Hauſe 'Zum Ritter' und wenigen andern in Folge des Stadtbrandes am Ende des 17. Jahrh. durch die Franzoſen zu Grunde gegangen ſind. Dasſelbe Loos traf auch die übrigen Orte der Pfalz und ſo iſt die Ausbeute hier außerordentlich gering. Vorläufig mag nur eine bloß abſchriftlich erhaltene Art Mahntafel eines ehemaligen Hauſes zu Neuenheim gegenüber Heidelberg erwähnt ſein. Es hieß darauf (ähnlich wie Nr. 5 bei Crecelius):

Wer mich ausricht'
Gedenkt ſein nicht:
Gedächt er ſein
Vergäß er mein!

Der Sinn iſt klar und eine Variation des bekannten Gleichniſſes von dem, der ſelbſt in einem gläſernen Hauſe wohnend, nicht mit Steinen nach dem ſeines Nachbarn werfen ſoll. — Das Zeitwort 'ausrichten' im Sinne von tadeln, zurechtweiſen iſt hier zu Lande noch allgemein üblich. Viel beſſer hat ſich das Alterthum conſervirt im Schwarzwalde, wo noch eine Menge alter Häuſer mit Inſchriften vorhanden iſt. Hier wollen wir noch eine beſonders ſinnige, und zwar eine ſolche herausgreifen, welche die Nr. 21 bei Crecelius (die auch Pohl, Jahrg. V, S. 575 ff. mehrfach mittheilt) in viel vollkommenerer Geſtalt, und zwar im Schwarzwälder Dialekt gibt. Sie ſteht auf einer Holztafel am Waiſenhaus zu Oberkirch im Renchthal und lautet:

Dis Hüsli ſtoht in Gottes Hand,
Drum b'wahr's, o Herr vor Für und Brand,
Vor Füers- wie vor Waſſersnoth;
Mit einem Wort: laß's ſtohn wie's ſtoht!

[Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Zur Erklärung des Lokalnamens Lee.] 1) In einem intereſſanten Beitrage zur Topographie Emmerichs von Dederich in Jahrg. V, S. 243 f. (vgl. auch Pohl S. 472 und 484) der Monatsſchrift wird die dortige (und Linzer) Ortsbezeichnung 'Zum Löwen' Leewport (Löwenpforte) mit vollem Recht als volksetymologiſch

umgedeutet aus dem alten Dativ lêwe angenommen und in Folge deſſen erklärt 'zu dem Hügel'. Bei der dativiſchen Form der meiſten alten Ortsnamen muß das w des Stammes des mhochd. Masc. lê (Gen. lêwes) allerdings zum Vorſchein kommen, ganz abgeſehen davon, daß auch eine mhd. Nebenform 'der lêwer' = Hügel vorkommt, noch heute bairiſch 'der Leber', in althochd. Ortsnamen lêwir. Fälle, daß der Volksmund mißverſtändlich in Orts- und Flurnamen Löwen ſubſtituirte ſtatt des erwähnten Ausdrucks, ließen ſich aus ganz Deutſchland aufzählen. Schade, daß das ſchöne alte Wort, das Walther in dem von Dederich citirten berühmten Verſe 'ich saz uf eime grüenen lê' anwendet, nicht mehr gebräuchlich iſt! — Aeltere Ortsnamen laſſen dagegen ihren Urſprung noch deutlich erkennen, wie die von Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch II ², S. 811 aufgeführten Beiſpiele beweiſen. Die älteſte germaniſche Form des betreffenden Wortes liegt vor in gothiſch hlaiv, worunter zunächſt ein Grabhügel (tumulus) verſtanden wurde, während der allgemeine Begriff von Hügel in dem damit verwandten goth. hlains liegt, allein im althochdeutſchen und altſächſiſchen hlêo (collis), angelſächſ. hlâv, hlaeve, ſowie in dem erwähnten mittelhochd. lê tritt derſelbe ebenfalls zu Tage in Verbindung mit dem vom 'hochliegenden freien Platz'. Ob dagegen ein norwegiſches Wort Klev = Felswand, Felsſchlucht hierher gehört, iſt nicht zu ſagen, da dasſelbe, entgegen der germaniſchen Lautverſchiebung, welche die Wurzel KLI (Urform KAR) 'beugen, lehnen' zu HLI verſchob, noch unverſchobenen Anlaut zeigt, der indeſſen auch einer ſpätern Verhärtung zugeſchrieben werden könnte. Ein ſüdtiroliſches gleichbedeutendes Wort Kleif (auch Gleif geſchrieben) iſt ebenſo anzuſehen, wenn dasſelbe nicht direkt aus dem lat. clîvus (Hügel) entlehnt iſt. Ueber letzteres, ſowie über die fernern Verwandten, wie *κλίνειν* etc. vgl. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie ⁵ S. 150, mit Nachtrag auf S. 738.

2) Einer andern Wurzel gehört dagegen der niederdeutſche, holländiſche und engliſche Schifferausdruck 'das Lee' an, womit die geſchützte Seite des Schiffes (Leebord) bezeichnet wird, d. h. die, wenn der Wind von einer der beiden Flanken des Schiffes herweht, vom Winde abgewendete Seite, auch die 'unter dem Wind' genannt. Auch ſonſtige Gegenſtände, welche ſich 'unter dem Wind' (= hinter Wind) befinden, liegen 'im Lee'. Den Gegenſatz zur Leeſeite bildet die Luvſeite des Schiffes, die vom Winde getroffen wird, die Seite, woher derſelbe kommt oder die 'über dem Wind' liegt (luvwärts = gegen den Wind). Wenn nun Heyne im 'Deutſchen Wörterbuch' unter 'Lee' ſagt, dies ſei bei den Seeſchiffern die Gegend, nach welcher der Wind hinweht, ſo iſt dem zuzufügen, 'in ſofern ſich dort ein Schutz vor dem Winde befindet'; in ſeiner Uebertragung auf die Richtung des Windes im Allgemeinen wäre ſonſt dieſer Ausdruck mindeſtens zweideutig, da er ja zunächſt von der Schiffſeite genommen iſt. Kommt der Wind z. B. von der andern Seite her, weht er alſo nach links, ſo iſt die linke hinter Wind, d. i. die demſelben nicht ausgeſetzte, alſo geſchützte Seite, Leebord, im Gegenſatz zur rechten, die in dieſem Falle die Luv- oder Windſeite bildet. Die Etymologie entſpricht denn auch vollkommen der Bedeutung: altſächſiſch hleo, hlea, angelſächſ. hleóv, altnordiſch hlê = Schutz, Schirm und daher in der Nautik die geſchützte Seite des Schiffes. Vgl. hierüber auch Monatsſchrift V. S. 251.

3) Ein drittes an gleicher Stelle der Monatsſchrift von uns aufgeführtes Wort iſt 'die Lei' (auch Leige in Ortsnamen, altſächſ. lêia, Fels, Felsplatte, vgl. Förſtemann II ², 980) = Stein, Schiefer (beſonders im Rheinlande). Mit dem griech. λᾶας (Curtius ⁵ S. 362 und 553) von Stamm lâva dürfte Verwandtſchaft beſtehen; dagegen wohl nicht mit iriſch lia, Genet. liac (lapis, cos) aus Stamm lîc; lêc, noch mit iriſch lecc, Flieſenſtein und kymriſch llech, flachliegender Stein = mhd. lîchstein, Polierſtein. (Vgl. übrigens Curtius S. 165.)

4) Ortsnamen, die zu altgermaniſch (altſächſ. und angelſ.) lagu (altnordiſch lögr) = aqua, mare gehören, führt Förſtemann II ², 956 auf; ſie miſchen ſich mit ſolchen, die ein niederdeutſches Adjektiv läg, alth. lâgi, mittelhd. laege, niedrig, flach (ein 'läger' = tiefliegender Ort) enthalten (ebend. 958), auch mit 'Lache' (953), das neben den ſchon aufgezählten Worten ebenfalls zu berückſichtigen iſt, wenn es ſich darum handelt, Flurnamen wie lee, lei, Leg ꝛc. zu deuten, die in der Monatsſchrift V, S. 269 durch campus erklärt werden. Bei genauerer Unterſuchung wird man aber finden, daß ſich die verſchiedenſten hier aufgezählten Stämme (wozu auch noch der V, S. 225 und der S. 620 beſprochene kommen) durchkreuzen, deren Sichtung im einzelnen Fall nicht leicht möglich iſt. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Zur Etymologie von Metz.] Ich würde nicht abermals auf dieſe Frage zurückkommen, wenn nicht Hr. Pfarrer Alt (Jahrg. VI, S. 453) meine Beantwortung (vgl. auch S. 454) mißverſtanden hätte. Nirgends iſt geſagt, daß aus medio nicht auch Metten werden könnte, vielmehr wird dies auf mehr niederdeutſchem Gebiet geradezu Regel ſein, während die hochdeutſchen, d. h. oberdeutſchen Mundarten das i behalten, welches ſchon in gothiſch midja (mitten) erſcheint. Sagen doch die Nieder-, ja ſogar auch die gebildeten Norddeutſchen ſtatt 'mit' regelmäßig 'met' und ſo in allen analogen Fällen! Das e in dieſen Worten iſt alſo nur niederdeutſche dialektiſche Eigenthümlichkeit für hochdeutſches i. Hochdeutſche Ortsnamen, welche 'mitten' als erſtes Compoſitionsglied enthalten, lauten folglich unter niederdeutſchem Einfluß mit 'metten' an. Allein kann denn dieſes überhaupt fraglich ſein, war denn überhaupt von einer vokaliſchen Lautverſchiebung die Rede? Vielmehr habe ich lediglich von der gewöhnlich mit dieſem Namen bezeichneten conſonantiſchen Lautverſchiebung, ſpeciell von den Dental-Conſonanten geſprochen und das hochdeutſche t (alſo z. B. in 'mitten') auf älteres d (gothiſch midja), das hochdeutſche z auf älteres t zurückgeführt, alſo eine allbekannte Thatſache regiſtrirt. Hiernach, habe ich ausgeführt, kann der Name der Stadt Metz nicht aus dem erſten Gliede medio-, ſondern nur aus dem zweiten Matrici entſtanden ſein. Ebenſo wenig kann aber auch der Metzenberg bei Furſchweiler auf das Thema medio zurückgehen und in Folge deſſen als Mittelberg gedeutet worden, vielmehr iſt derſelbe mittelſt eines zu Metz gekürzten Perſonennamens zuſammengeſetzt, wie ja Hr. Pfarrer Alt ſelbſt mit Recht den Namen Matthias zu Metz gekürzt ſein läßt, ebenſo Machthilt (Mathilde, auch in Tilde gekürzt, engliſch in Tillie) zu Metze. Es gibt aber auch ſchon einen altdeutſchen Mannsnamen Mazzo, wovon eben die vielen Matzenbach, Metzenbach, Metzenberg, Metzingen ꝛc. herkommen, die alle nichts mit den alten keltiſchen oder auch germaniſchen Mediomatrikern zu ſchaffen haben. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Zuſätze zu 'Wasgau' und 'Limburg'.] 1. Ueber die Waſichenburg (Monatsſchrift VI, S. 224) vgl. auch die Germania von Bartſch Bd. 25, S. 333. — Was die Vascones betrifft, d. h. cohortes Vasconum, ſo dienten ſie auch im römiſchen Heere. Kaiſer Galba hatte ſie, als er Statthalter von Spanien war, ausgehoben (vgl. Wilmanns, Exempla inscr. no. 1625 und 2203). Der Legat Germaniens, Hordeonius Flaccus, berief ſie durch Briefe zum bataviſchen Kriege an den Niederrhein (Tac. Hist. IV, 33), von wo ſie nach England gingen. — Ebenſo kommen als Hülfstruppen der Römer am Rhein Aquitanier aus dem ſüdlichen Frankreich vor. Fünf ſolche Kohorten werden aufgezählt im Diplom Veſpaſians vom J. 74 (Wilmanns no. 2865). Nach den vielen Denkmälern, welche die aquitaniſchen Kohorten in den Rheingegenden hinterlaſſen haben, hatten ſie hier lange ihre Standquartiere. Sie kommen beſonders im Heſſiſchen, dem Odenwald und den Maingegenden vor (vgl. außer Brambach auch Bonner Jahrbücher LXII, S. 47). — Ueber den von den Aquitaniern geſprochenen baskiſch-iberiſchen Dialekt vgl. auch die durchaus wiſſenſchaftlich gehaltenen Arbeiten von Luchaire (Revue Critique 1877, Sem. II und Revue Critique vom 5. April 1880). Hinſichtlich der altſpaniſchen Stadt Osqua (jetzt el cerro de Leon) iſt noch zu bemerken, daß ſie auch inſchriftlich erwähnt wird bei Wilmanns no. 1279. — Was die beſprochenen Auxiliartruppen betrifft, ſo iſt über dieſe noch die Schrift von Hartung zu vergleichen (Würzburg 1870) I, S. 29—35; II (1875), S. 18 f.

2. Zum Namen Limburg (Monatsſchrift V, 486—90[1]); VI, 213 ff.). Nach einer Limburg am Oberrhein bei Sasbach am Kaiſerſtuhl nannten ſich die erſten Markgrafen von Baden Herren von 'Lintburg' (ſo urkundlich 1074 und 1100 erwähnt; vgl. Joſ. Bader, Wahrer Urſprung Badens, Karlsruhe 1849, S. 22, 23 und 62). — Zur Illuſtration ſeiner Herleitung von Limburg aus latein. lîme(t)s führt Mehlis auch das mittelrheiniſch-pfälziſche Wort Wingertſtifel (d. h. Rahmenſchenkel, hölzerne Stütze für den Weinſtock) auf, das entlehnt ſein ſoll aus latein. stîpe(t)s, Stamm, Stock. Wäre daraus aber ein deutſches Lehnwort gebildet, ſo müßte dies mit Uebergang von latein. î in neuhochdeutſches ei und von t in tz, jetzt Steipetz oder Steifetz lauten. Dagegen iſt das deutſche nicht mit dem gleichlautenden Stiefel = Fußbekleidung zu verwechſelnde Wort urverwandt mit dem lateiniſchen, dem aber der Form nach in dieſer Verwandtſchaft doch lat. stîpula, Halm, mit kurzem Vokal, wie in Stifel (vulgo Stiffel, auch mittelhochd. stîvel, stîbel), ſowie altſlaviſch stîblo, Stengel näher liegen. Langen Vokal wie latein. stîpe(t)s zeigt dagegen das deutſche Steiper (Stützholz), alt stîper, ſteipern, alt stîpern, welches Weigand auf ein anzuſetzendes altſächſiſches Wurzelverbum stîpan, althochd. stîfan, ſtützen zurückführen möchte. (Vgl. auch Curtius, Grundzüge[5] S. 214 und 216.) Was nun aber den eigentlichen römiſch-techniſchen Ausdruck für Wingertſtifel anbelangt, ſo war derſelbe pedamentum, statumen und ridica. Vgl. Mone, Bad. Urgeſchichte I, S. 60, den gewiß der Vorwurf nicht trifft, daß er zu wenig

[1]) In Bartſchs Literaturüberſicht, Germania Bd. 25, S. 445 mit unrichtiger Autorenbezeichnung aufgeführt.

Weinbergsausdrücke aus dem Lateiniſchen geleitet hat. Selbſt ihm fällt es aber nicht ein, Wingertſtifel aus dem Lateiniſchen leiten zu wollen, als Wort, das ſeit den Römerzeiten her im Munde der Gebirgsbauern lebe. Was aber gar das von Mehlis gleichfalls auf dieſe Weiſe erklärte, von den Maurern gebrauchte, ganz moderne Lehnwort 'oblong' betrifft, ſo iſt es geradezu unerklärlich, wie man hierbei einen Ueberreſt aus der Römerzeit erblicken kann. Gerade ſo verhält es ſich auch mit dem ſchon erwähnten pfälziſchen Ausdruck 'aut oder naut'. [Mitgetheilt von Hrn. Karl Chriſt zu Heidelberg.]

[Steinaxt aus dem Süderland.] Bei der Urbarmachung einer Waldparzelle in der Nähe von Altena wurde von einem Arbeiter ein durchbohrter und eigenthümlich geſtalteter Stein gefunden, den er der Seltenheit wegen mit nach Hauſe nahm. Durch Zufall gelangte die Nachricht von dieſem Fund, der im Laufe dieſes Sommers gemacht war, an den Vorſtand des Muſeums in Altena, und ſtellte es ſich nunmehr heraus, daß der aufgefundene Stein ein Artefakt, und zwar eine ſteinerne Streitaxt iſt. Dieſer Fund iſt deshalb von außerordentlichem Intereſſe, weil bisher, ſo viel in Erfahrung gebracht werden konnte, ein derartiges Geräth im 'Süderland', dem alten Wohnſitz der Sigambrer und dem ſüdlichſten Sitze des eingedrungenen Stammes der Sachſen, nicht gefunden oder aufbewahrt iſt. Die Axt gehört nach der Art ihrer Bearbeitung der jüngern Steinzeit an, reicht möglicherweiſe aber noch in die Zeit der Kämpfe der Sachſen gegen die Franken unter Widukind, eine Annahme, die wenigſtens zuläſſig erſcheint, wenn man gewahrt, daß die 'Steinzeit' in dortiger Gegend bis in unſere Tage in Geſtalt der ſ. g. 'Gewichtſteine' hineinragt. Auf manchem Waſſerwerk der einſamen Thäler daſelbſt wird nämlich noch heute oder wurde bis vor Kurzem der gezogene Drat oder das geſchmiedete Eiſen mit Gewichtſtücken gewogen, die aus einem Stein zurechtgeſchlagen ſind. [Aus der Kölniſchen Zeitung 1880, Nr. 284.]

[Die Ausgrabungen auf Ruine 'Schloßeck' bei Dürkheim[1]).] (Erſter Bericht. April 1880.) Da die Ausgrabungen an dieſer neu entdeckten Ruine der Pfalz bereits ſo weit gediehen ſind, daß die Ergebniſſe einen befriedigenden Schluß auf Kultur und Bauanlage geſtatten, dürfte es zweckmäßig ſein, einen vorläufigen kurzen Bericht hier zu geben. Die Hauptaufgabe für die Ausgrabungen auf dieſem von Trümmern und Schutt faſt ganz verdeckten Platze war, die Umfaſſungsmauer der Burg in ihrer ganzen Ausdehnung bloßzulegen. Und dieſe wegen der Terrainſchwierigkeiten nicht leichte Aufgabe iſt vollſtändig gelungen. Darnach iſt auf dem Felſengrund in einer eiförmig geſtalteten Ellipſe, deren breiterer Theil dem Bergrücken nach Norden zugekehrt iſt, eine Mauerwand gezogen, welche auf der Oſtſeite, der Südſpitze und der Weſtſeite 4—6 noch wohlerhaltene Quaderſchichten aufweiſt. Die einzelnen Quadern ſind am Rande in einer Breite von 3—4 cm abgeſpitzt, ſo, daß in der Mitte die ſ. g. Boſſe geblieben iſt, und wir ſomit die auch in der neueſten Architektur als Fundamentſteine angewandten Boſſenquadern vor uns haben. Die Quadern haben im Durchſchnitt eine Länge von 3/4 m, eine Breite von

[1]) Vgl. Monatsſchrift V, S. 40—47.

1 m und eine Höhe von 35—40 cm; ſie ſind gut gelagert, gefugt und durch einen Cementmörtel verbunden, der faſt nur Kalk enthält. Im Ganzen folgt dieſer Mauerzug den natürlichen Hebungen und Senkungen des Bergrückens, ſo daß von einer vorherigen Planirung des Terrains keine Rede ſein kann. Wie der Rand des Bergplateaus ſich oben hinzog, ſo ſetzten die Werkleute auf den Felſen ihre zugearbeiteten Quadern ein, ſo daß die Zinne derſelben, deren Höhe ſich aus 10—12 Quaderreihen bilden mochte, bald ſtieg oder fiel, je nachdem die Fläche des Bodens ſich zog. An den Ecken der geſammten Mauer ſind die Quadern in reinern Linien gearbeitet, ſo daß nirgends ein aus- oder einſpringender Mauerwinkel entſteht. An einer Stelle der Weſtſeite, dort, wo innerhalb der Mauerfront der kellerartige Raum längs der Außenmauer angebracht iſt, ſind die Außenquadern abgeſpitzt und hier wurde auch eine ganze Sammlung von aufgeſchlagenen Knochen und abgefallenen Zähnen gefunden, welche dem Rind und Wildſchwein angehören. Darunter lagen mehrere Scherben und zwar Randſtücke. Letztere tragen den Einfluß des Feuers an ſich, ſind offenbar auf der Drehſcheibe gearbeitet und zeigen frühmittelalterlichen Typus in Form und Material. Ein Scherbenſtück trägt unterhalb des Randes ein liegendes, jedenfalls von dem Töpfer angebrachtes Kreuz. Dieſer Fund, Verbindung mit einem ähnlichen innerhalb der Burg, der in Gegenwart von Prof. Virchow letzten Herbſt gemacht wurde, und aus einem Unterkiefer vom Rind, einem becherförmigen Gefäß und mehrern Wandbewurfſtücken beſteht, läßt ſowohl auf das Alter der Burg, wie auf die Bewohntheit derſelben einen ziemlich ſichern Schluß zu. Auffallend iſt der Mangel an Ziegelſtücken, die man als Bedeckung der Außenmauern hätte vermuthen ſollen. Es wird darnach nur die Vorſtellung zugelaſſen, daß hinter der Mauerfront ein unbedeckter Wallgang lief, von dem aus die Vertheidigungsanſtalten gegen Feinde ins Werk geſetzt wurden. Von der innern Mauer dieſes Wallgangs ſind die Reſte auf der Oſtſeite in einer aus Cyclopenſteinen gethürmten Parallelanlage erhalten, auf der Weſtſeite fehlen bis jetzt Andeutungen davon. Den Hauptpunkt der ganzen Burg bildete nach der bloßen Anſicht der kaſtellartige Hauptthurm auf der Nordſeite gegenüber dem in der Mitte 15 m, an den Ecken bis zu 20 m zurückreichenden Graben. Letzterer iſt nach den deutlichen Eindrücken der eiſernen Zweiſpitzen künſtlich in den Felſen eingetrieben, und die Vermuthung beſtand, daß einſt an der Höhe des Grabenrandes eine Zugbrücke direkt zur Höhe des Thurms geſchlagen ward, um die Verbindung mit der Außenwelt herzuſtellen. Allein der Verlauf der Ausgrabungen brachte ein anderes Bild an den Tag. Wo das Terrain innerhalb der Umwallung am höchſten anſteigt, beginnt die längs des Grabens laufende Nordfront der Anlage, in deren Mitte ſich der Bergfried oder Hauptthurm erhob. Am weſtlichen Fuß desſelben, 10—12 m von der nordweſtlichen Ecke der Umfriedigung, traf man auf zwei Stufenreihen, nachdem der mannshohe Schutt, aus niedergeſtürzten Quadern und Mörtelbrocken, Humus und mürbem Geſtein beſtehend, weggeſchafft war. Auf einem 2 m langen gewaltigen Sockelſtein erhoben ſich nun zwei bloßgelegte Thorpfeiler in einer Höhe von noch 1,20 m. Der eine vollſtändig erhaltene erhebt ſich auf einem im ſpitzen Winkel ausgeladenen Fuß, von dem in der Richtung auf den Thurm zu ein Quader ausgekragt iſt, worin ohne

Zweifel ein massives Thor lief. Die Pfeiler selbst trugen jedenfalls einen gewölbten Bogen von 2,20 m Spannung, dessen einzelne, ganz gewaltige Segmentsteine, von dickem Moos bedeckt, unten im Graben liegen. Hinter den Thorpfeilern, von deren Rand unzweifelhaft, dem Thurm zu Fuß, die Zugbrücke über den Graben gelegt war, führt die hier 3 m dicke Mauer ins Innere der Burg. Beim Freilegen des Eingangs ward unter einer Platte der erste eiserne Nagel aufgefunden, der zur Befestigung der Thorbohlen mit dem Gewinde dienen mochte. Eine sehr interessante Thatsache brachte weiter die Aufdeckung der an den Eingang anstoßenden Thurmseite. Während man erwartete, daß der Thurm rechtwinklich auf die Außenmauern gestoßen sei, zeigen die Bloßlegungen, daß die 7,80 m lange Westseite des Thurms im spitzen Winkel zur Außenmauer übergeht. Die Länge dieser einspringenden Thurmseite beträgt 3,32 m, die den Winkel hier bildende Außenmauer hat 4,10 m Länge. Die Höhe der Mauerkrone ist hier eine sehr bedeutende; nicht weniger als 10 Quaderreihen sind hier vollständig erhalten, die eine Gesammthöhe von 4 m erreichen. Eingang, Thorpfeiler, Thurmseiten und die Ringmauer vereinigen sich an dieser Stelle zu einem imposanten Eindruck, doch läßt sich das Ganze besser sehen als beschreiben. In diesem Spießwinkel nun zwischen dem wahrscheinlich sechseckigen Thurm und der vom Eingang nach Osten streichenden Umfassungsmauer lag zwischen Steinblöcken, Gries und Schutt eine Reihe von Gegenständen, welche auf die Geschichte der Burg und die Kulturepoche ihrer Existenz einigermaßen direktes Licht verbreiten. Unter dem Schutt lagen starke Stücke verkohlten Gebälkes, das offenbar von Coniferenstämmen herrührt, dabei verbrannte und geschwärzte Gesteintrümmer und ein Dutzend ganz erhaltene nebst mehrern halben Steinkugeln, die nach der Form zu nichts Anderm bestimmt waren, als den Angreifern mit der Hand oder vermittelst Ballisten auf den Kopf geworfen zu werden. Es sind zu Kugeln roh zugespitzte Sandsteinbrocken in einem Durchmesser von 20—25 cm; sie waren hier offenbar zu Vertheidigungszwecken angehäuft, als die Katastrophe, die Niederbrennung der Burg, plötzlich eintrat. Diese primitiven, mit Bossen und Ecken versehenen Handwaffen waren natürlich vor Bekanntschaft mit Pulver und Blei im Gebrauch und lassen uns den Zeitraum der Entstehung und Benutzung der Burg wenigstens nach rückwärts festsetzen. Allein noch direktern Aufschluß geben mehrere andere Fundstücke, die im Graben zum Vorschein kamen. Unter Trümmersteinen und dichtem Moosgeflecht wurden hier *vier* der mit demselben Ornamentbande versehenen Gesimsquadern sichtbar, mit dessen Schmuck bereits vor zwei Jahren ein ganz gleicher Quader aufgedeckt wurde, der jetzt im Innern des Thurms aufgestellt ist. Dies abgeschrägte Karnies auf den vier neu entdeckten Gesimssteinen oder 'Kämpfern', wie Hr. Ingenieur Stumpf meint, trägt dieselbe Reihenfolge von Lilienbüscheln und Halbrosetten, welche in geschmackvoller Weise das Band bilden, wie der erstgefundene (vgl. Zeichnung auf der Tafel, Monatsschrift V, S. 40). Diese im romanischen Stil gehaltenen Ornamentsteine bildeten entweder die Ansatzquadern oder 'Kämpfer' für die Thorpfeiler oder den Rundbogen selbst, so daß dieser Halbkreis von Lilien und Rosen dem Eintretenden beim Passiren der Brücke entgegenblickte. Gewiß ein sinniger Gedanke! Neben diesen im Graben verborgen liegenden 56 cm

breiten und 37—47 cm langen Quadern fand ſich eine umgekehrt lagernde, ſtarke Steinplatte. Wir bemerken hier, daß alle Werkſtücke dem zu Tage liegenden Vogeſiasſandſtein entnommen ſind. Eine überraſchende Entdeckung ergab die am 10. April 1880 erfolgte Unterſuchung des bearbeiteten Stückes. Das Ganze, 1,37 m lang, bildet den Sockel für den Thorbogen, biegt nach den Einſchnitten auf dem Thorpfeiler geſimsartig aus und iſt in einer Höhe von 26 cm über ſeiner Unterlage ausgekragt. In der Mitte der Auskragung läuft ein durch zwei Parallelrinnen hergeſtellter, einfacher Karnies; an der Ecke und in der Mitte der Platte aber iſt deutlich erhalten angebracht — ein Adler. Derſelbe dehnt ſich über die ganze ausgekragte Höhe der Geſimsplatte aus und hält die mächtigen Schwingen wie zum Fluge ausgebreitet. Ohne Zweifel zierte das gleiche Wappenthier die noch fehlende Fortſetzung der Platte. Ein hübſches Bild! Den eintretenden Ritter oder das zum Beſuch kommende Burgfräulein empfängt zum Gruß das Blumengewinde am ſoliden Thorbogen und rechts und links hält am Thor Wacht der ſtolze Aar, den des Burgherrn Ahnherr nach altgermaniſcher Sitte (vgl. Tac. Germ. c. 6 und 7; Ammianus Marcellinus XVI, 12, 6 kennt scutorum insignia im 4. Jahrh. bei den Alamannen) ſich zum Symbol ſeines Geſchlechts erwählt hatte. Man erinnere ſich der Gründe, die der Entdecker des 'verſunkenen und vergeſſenen' Schloſſes für den Leiningiſchen Urſprung der Burg früher beigebracht hat. Zu den hiſtoriſchen und archäologiſchen Anhaltspunkten, welche in ihrer Geſammtheit die Anlage dieſes Baus den alten Grafen im Wormsgau, dem Geſchlecht der Leininger, zuſchreiben und ihre Erbauung in die zweite Hälfte des 11. Jahrh. unter Emich I., dem 'Kreuzfahrer', ſetzen, kommt als wichtigſtes Beweismittel ein heraldiſches Moment. Nach J. G. Lehmanns Forſchungen war das älteſte Wappenthier der Grafen von Leiningen der eine Adler. Erſt ſpäter entſtanden zum Zeichen des Neublühens des Stammes die drei bekannten Adler im blauen Felde (nicht Lerchen, wie manche Forſcher irrthümlich annehmen), die jetzt noch das Wappen der fürſtlichen und gräflichen Linien Leiningen-Hartenburg und Weſterburg bilden. Dasſelbe Wappenthier mit den halbausgebreiteten Fittigen zeigt das älteſte Urkundenſiegel vom J. 1165. Umſchrieben iſt dies: Emicho comes de Lininga (vgl. Lehmann, Burgen und Bergſchlöſſer III, S. 10, 20 und Tafel). Daß Ruine 'Schloßeck' demnach eine Leiningiſche Burg und zwar die älteſte der Leiningiſchen Burgen war, unterliegt wohl keinem Zweifel mehr. Der Schluß, daß der Stammſitz der Salier, die Limburg, ähnliche bauliche Anlagen urſprünglich beſaß, liegt nahe, ebenſo der, daß auf 'Schloßeck' der Wohnplatz der Grafen im Wormsgau ſich befand. Aber abgeſehen von der Wichtigkeit dieſer Ruine für die älteſte Geſchichte der Pfalz und der Rheinlande im Allgemeinen, bietet ihre architektoniſche und archäologiſche Unterſuchung hervorragendes Intereſſe für den deutſchen Burgenbau überhaupt. Sind ja außer Hauenſtein, Böckelheim, Kiburg, Habsburg nur wenig Burgreſte aus dem 11. Jahrh. erhalten geblieben, keine aber lieferte bis jetzt ſolche ſichere Lagerung der geſammten Ueberbleibſel.

(Zweiter Bericht. Juni 1880.) Die Ausgrabungen auf dieſer alten Burgſtelle wurden ſeit dem letzten Bericht in der zweiten Hälfte April und faſt den

ganzen Mai hindurch mit durchſchnittlich 4 Arbeitern unter techniſcher Beaufſichtigung fortgeſetzt und lieferten ſo viele auch für Laien intereſſante Momente, daß es angezeigt erſcheint, eine neue kurze Zuſammenſtellung der Funde zu geben. Auf den Rath des Hrn. Ingenieur Stumpf wurde vom Unterzeichneten der Lauf des Grabens und zwar beſonders in der Nähe des Poſtaments des Thorbogens eingehend und ſyſtematiſch unterſucht. Es glückte, unter den maſſenhaft bemooſten Boſſenquadern noch fünf Stück der ornamentirten Thorbogenſteine von verſchiedenen Längendimenſionen hervorzuwühlen. Neben den angegebenen Funden entdeckte man auch einen Quader von 55 cm Länge auf 30 und 45 cm, deſſen Mitte mit einem Widder- oder Drachenkopf geziert iſt. In welcher Beziehung dieſer Ornamentſtein zur Thorfaçade ſtand, iſt noch nicht aufgeklärt. Die Beſtimmung eines zweiten Ornamentſteins iſt klarer. Derſelbe mit den Dimenſionen 58, 35, 50 cm enthält über dem Akanthusfries einen im Hochrelief ausgearbeiteten Kopf. Dieſer Kopf, 20 cm hoch und 15 cm breit mit ſchematiſch behandeltem über der Stirne gelockten Haar, ſowie mit kurz geſchorenem Vollbart, der auch den Saum der Lippe bedeckt, hält ein Ornamentband in den halb geöffneten Mundenden. Dieſe Funde entwickeln ſich links und rechts zu phantaſtiſch gehaltenem Blumengewinde. Die Augen des Kopfes ſind geſchloſſen dargeſtellt. Der ganze Schlußſtein des Bogens repräſentirt zwar keine hohe Stufe der romaniſchen Kunſt, wohl aber zeigt die immerhin ſorgfältige Arbeit eine Reihe von Anklängen an die Kunſt der Römer. Bedenkt man, daß ſeit Karl d. Gr. die Anfänge der deutſchen Kunſt von italieniſchen Steinmetzen ausgingen, daß ſpäter am Mittelrhein bis zum Beginn des 12. Jahrh. der Bau von kirchlichen Anſtalten und Staatsgebäuden in der Hand des Benedictinerordens lag, deſſen Schulung ebenfalls auf italieniſchen Urſprung zurückgeht, ſo werden uns dieſe Renaiſſance-Erſcheinungen aus der Römerzeit an dieſem Bauwerk klar und verſtändlich. Unter dem Trümmerwerk, das den Graben ausfüllte, zog man ferner hervor 7 Stücke von einem Rundbogenfries, der dem Laien von jeder romaniſchen Kirche bekannt iſt. Derſelbe bildet in einer Längenausdehnung von 4,45 m die Draperie über dem Thorbogen. Weiter aufgefundene Geſimsſteine, verziert mit einem Feſton aus großen und kleinen Akanthusblättern und zwar in einer Geſammtlänge von 3,27 m lieferten ein drittes Beweismittel für die ehemalige Conſtruktion der Thorfaçade. Nach den Meſſungen der Hrn. Ingenieure Stumpf, Brunk und Fraas, denen man den vollſtändigen Plan des Thoreingangs verdankt, deſſen Aufrichtung die Aufgabe der nächſten Monate ſein wird, ward der Thoreingang durch einen Doppelbogen gebildet[1]). Der untere Bogen hatte kein Ornament und enthielt an der Sichtfläche vielleicht nur den Widder- oder Drachenkopf als Schlußſtein, während die obere Bogenſchicht mit dem durchlaufenden Fries verziert war und in der Mitte von dem oben bezeichneten Kopf als Schlußſtein gebunden wurde. Die Thorbogen lagen links und rechts auf den Kämpfern auf, welche an den Ecken das Wappenthier des Adlers zierte. Die Höhe des

[1]) Die ganze romaniſche Thorfaçade ſteht, zuſammengeſetzt aus den Fundſtücken, jetzt vollendet da vor dem Beſucher von 'Schloßeck'.

Bogens im Lichten betrug 3,80 m, die Weite von Pfeiler zu Pfeiler 2,5 m. Die beiden Thorbogen ſelbſt haben zuſammen eine Dicke von 1,10 m. Darüber lag eine Quaderreihe, dann folgte der Rundbogenfries und das ornamentirte Geſimſe. Den Schluß des ganzen Baus bildete eine aus einfachen Quadern beſtehende Bekrönung. Die Geſammthöhe der ganzen Thorfaçade vom erhaltenen Sockel bis zur Zinne betrug 6,10 m. Im Schmuck der verſchiedenen einfachen, aber ruhig wirkenden Ornamentſteine, überragt von dem impoſanten Thurm, der an das Widerlager des Thors ſtößt, bot dieſe Façade einen würdigen Anblick. Die geplante, ſtilvolle Reconſtruktion des Burgeingangs, welche in erſter Linie die werthvollen Ornamentſtücke vor Schaden bewahren ſoll, wird um ſo mehr Werth für ſich in Anſpruch nehmen können, als ein Thoreingang eines Profanbaus aus dem 11. oder 12. Jahrh. unſeres Wiſſens nicht erhalten iſt auf dem ganzen deutſchen Boden. H. Otte bemerkt in ſeiner 'Geſchichte der deutſchen Baukunſt' (1861) S. 265 über den Burgbau des 11. Jahrh.: 'Da die Arbeit des Meißels ſelbſt im früh-romaniſchen Kirchenbau nur eine im Ganzen beſchränkte Anwendung fand, ſo kann es nicht befremden, wenn an den meiſt dem Bedürfnißbau zugehörigen Burgen jener Frühzeit Steinmetzenarbeit gar nicht vorkam, ſondern nur die Arbeit des mehr oder minder geſchickten Maurers.' Um ſo mehr muß die ausgeprägte Steinmetzarbeit bei dieſem verſunkenen Schloß die Aufmerkſamkeit des Kenners in Anſpruch nehmen und um ſo begründeter wird die Anſicht des Referenten, daß nur ein größerer Dynaſt oder ein deutſcher König ſelbſt ſolchen Bau herſtellen konnte. Beachtung verdient noch der Umſtand, daß das Südportal des Wormſer Doms von Kämpfern getragen wird, die gleichfalls mit dem Symbol des Adlers geſchmückt ſind und zwar in ganz analoger Weiſe wie zu Schloßeck. Die Baugeſchichte des Doms iſt ziemlich dunkel; hinzuweiſen aber dürfte auf den Umſtand ſein, daß nach Schannats Historia episcopatus Wormatiensis mehrfach Leininger die Aemter von Biſchöfen und Chorherren zu Worms bekleideten, und daß ſolche recht wohl das Wappen ihres Hauſes an dem Portal des unter ihrer Amtsführung gebauten Domtheils anbringen konnten. Doch letzteres nur eine Vermuthung! Nach Bloßlegung der zwei Seiten des Thurms ging man im Monat Mai daran, auch ſeine übrigen Seitentheile freizulegen. Mit harter Anſtrengung und theilweiſe nicht ohne Gefahr gelang es, die Schutthalde, welche meiſt aus gewaltigen Boſſenquadern beſtand, die bis zu einer Höhe von über 5 m die Grundform des Thurms bedeckten, vollſtändig abzutragen. Unter dieſem Quaderhaufen und zumeiſt in unmittelbarer Nähe des Thurmſockels traf man eine Reihe von Geſchirreſten an, welche zu 16—20 cm hohen Trinkbechern, zu ſchalenartigen Gefäßen und Ausgußkannen gehörten. Auch dieſe weiſen deutlich auf ihre Entſtehungszeit hin, das 11.—12. Jahrh., ja mehrere mit Wellenlinien ornamentirte Gefäßreſte deuten allen archäologiſchen Vorausſetzungen nach auf ein höheres Alter, das 7.—10. Jahrh.[1]). Auch eine Scherbe, ſehr ähnlich der

[1]) Bekanntlich haben dieſe Gefäßreſte mit den Wellenlinien auf dem letzten Kongreß der deutſchen Anthropologen zu Berlin (Auguſt 1880) eine intereſſante längere Debatte veranlaßt.

römiſchen terra-sigillata-Thonwaare, ſteht mit letzterm Datum in organiſchem Zuſammenhang. Bei den Thonſcherben ſtieß man auf zahlreiche aufgeſchlagene Thierknochen, größtentheils vom Rind und Wildſchwein herrührend. Nachdem die 8,85 m lange Südſeite des Thurms abgeräumt war, machte man die Wahrnehmung, daß das Südoſteck desſelben, wahrſcheinlich bei der Zerſtörungskataſtrophe, im Quaderbau als ſtark beſchädigt ſich darſtellt; mehrere Quaderreihen hat der Sturz der koloſſalen Steinlaſt ſtark verſchoben oder zum Theil herabgeworfen. Hier wie bei der Freilegung der 8 m langen Oſtfront des Thurms traf man außer Knochen und Scherben zahlreiche ſtark oxydirte Eiſengeräthe an; meiſt formlos geworden, laſſen ſie zum Theil noch ihren Zweck als Pfeil- und Lanzenſpitzen, ſowie als Beſchläge erkennen.

Auf der Oſtſeite des Thurms fand ſich unter dem acht Quaderreihen hoch aufgethürmten Schutt neben verbranntem Gebälk, erhaltenen Holztheilen, Gefäßreſten und Thierknochen ein 4 cm langes, gehöhltes Knochenwerkzeug (wahrſcheinlich ein Koppelhalter), dann ein 3 cm im Durchmeſſer großer, glatter Bronzering, und ein 2 cm breiter Zinnknopf mit einem von Arabesken umgebenen Mitteltheil. Als weiterer Beweis der Bewohntheit der Burg iſt der Fund eines Mahlſteins aus körnigem Quarzit (?) anzuſehen von 53 cm Länge, 14 cm Breite, 20 cm Höhe; er hat die Form der vorhiſtoriſchen Mahlſteine: die Hälfte eines niedern Cylinders. Von Wichtigkeit iſt ferner, daß ein an der Oſtſeite gefundener, vom Thurm offenbar herabgeſtürzter Quader mitten auf der Boſſe ein eingehauenes, 7 cm hohes, ſtehendes Kreuz trägt. Von noch höherm Intereſſe iſt der Befund einer leider fragmentirten Inſchrift am Thurm ſelbſt. Dort wo die Oſtſeite desſelben in ein auch hier regelrechtes Spießeck übergeht, das die fünfte Thurmſeite mit der hier vortrefflich in einer Höhe von 14 Quaderreihen erhaltenen Beringmauer bildet, iſt auf der achten Quaderreihe des Thurms unterhalb der Boſſe folgende Inſchrift in ſenkrechten, lateiniſchen Buchſtaben angebracht:

-IREARI

Das Trennungszeichen vor dem erſten I deutet auf ein vorausgegangenes Wort oder eine Ligatur; bedauerlicher Weiſe hat hier gerade eine ſtarke Baumwurzel und die Brandkataſtrophe den vorhergehenden Quader herausgeſprengt. Höchſt wahrſcheinlich iſt die Vermuthung, daß auf gleicher Höhe auch der Quader mit dem Kreuz angebracht war. Die Inſchrift ſelbſt betreffend, ſo bildeten die erhaltenen Buchſtaben offenbar eine Namensform, ob den Genetiv mag bei dem Fehlen des vorhergegangenen Steins unentſchieden bleiben. Für eine Nominativform ſpricht der alterthümliche Laut des Worts, das latiniſirt jedenfalls eine Aſpiration zwiſchen E und A mit der Grundform Ireharus oder Hireharus enthalten mußte. Gerade das Fehlen der Aspiration und die in ältern germaniſchen Namen häufig vorkommende Nominativendung i deutet auf einen rein deutſchen Urſprung des Worts. Zur Erklärung des offenbar ohne Aſpiration wegen des vokaliſchen Stabreims Eri — Ari gebildeten Worts (vgl. Weinhold, Altnordiſches Leben S. 265) bieten ſich am nächſten die frühmittelalterlichen Namensformen: Erigar, Herigar, Hiriger; letztere Form lautet angelſächſiſch

Heorogâr. Nehmen wir als Grundform Hirehari oder Hiregari[1]), so erhalten wir als Bedeutung für erstere 'schwertfreudig' oder 'Schwertmann', für letztere gleichfalls die Bedeutung 'schwertfreudig', 'schwertgerüstet'. Nach Förstemanns Untersuchung zählen die mit -har und -gar zusammengesetzten Namen nach Hunderten; eine specifisch fränkische Form repräsentiren die mit -har oder -hari zusammengesetzten Namen. Zu bemerken ist dabei, daß sich die auf i auslautende Namensform in Personennamen nicht über das 11. Jahrh. verfolgen läßt; besonders häufig erscheint sie in der Spätzeit auf friesischem und altsächsischem Boden (vgl. Förstemann, Die deutschen Ortsnamen S. 201). Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist fernerhin die Grundform des freigelegten Thurms. Dieselbe bildet ein Fünfeck, wobei drei Seiten im rechten Winkel sich treffen, die zwei dem Graben zugeneigten in einem keilförmigen Ausschnitt sich schneiden. Dabei reichen die beiden Keilseiten mit je 3,50 m Schieflänge in die 2,90 m dicke Beringmauer hinein. Die beiden Seitenwände haben je 8 m, die dem Graben abgewandte Breitseite 8,85 m Länge. Auch die Thurmwände haben wie der Bering eine durchschnittliche Dicke von 2,90 m. Das Innere des Thurms bildete einen 4 m langen und 3,40 m breiten Hohlraum; er ist noch bis auf die Sohle des Thurms ca. 4 m tief auszuheben. Der etwas vorspringende Sockel desselben ist unmittelbar auf den Felsen aufgesetzt; an der Außenseite springen die Enden der Felsmasse an mehrern Stellen hervor in den Hofraum. Die Höhe des freigelegten Thurmstumpfs wechselt je nach der Bodenhorizontale zwischen 5—5⅓ m; noch nimmt sich derselbe neben der freigelegten Beringmauer, die zum Theil 14 wohlerhaltene Quaderschichten zählt, recht stattlich aus. Nach der Lagerung der Funde rings um den Thurm, besonders aber nach den zahlreichen auf der Sohle des Grabens hervorgeholten, von Brandschichten bedeckten gewaltigen Steinkugeln zu schließen, war der vordem mindestens dreimal so hohe Bergfried[2]) einstmals gewaltsam zusammengestürzt. Die auf der Zinne aufgestapelten Geschosse, eben dieselben Steinkugeln, fielen mit dem verkohlten Gebälk zuerst in die Tiefe des Grabens; ihnen folgten die Reihen der jetzt mit dichtem Moos bedeckten Bossenquadern. *Wer* und *was* jenen Sturz der vormals stolzen Veste brachte, kann vorläufig noch nicht entschieden werden. Vielleicht daß die Aufräumung des Thurminnern, sowie die noch nicht in Angriff genommene Untersuchung des Wallgangs und der im Hofe gelegenen Kasemattenräume dazu Anhaltspunkte bietet. Als durch Thatsachen begründet können wir die Entstehung der Thorfaçade und des Thurms mindestens im 11. Jahrh. annehmen; die Anfänge des Berings und die erste Bewohntheit der befestigten Felsenspitze mögen noch höher hinaufgehen, vielleicht in die letzten Zeiten der Stürme der Völkerwanderung. Der Untergang der nach allen historischen und archäologischen Anzeichen dem Geschlecht

[1]) Diese Form hat sich evident bestätigt, indem sich nach Loslösung der Baumwurzel am 26. Juni der Trennungsstrich als Querstrich eines vorstehenden H entpuppte; vor diesem H sind keine weitern Zeichen; das Wort lautet also 'Hireari'.

[2]) Vgl. über Burganlagen außer H. Otte besonders Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militärarchitektur S. 259—264 und 275—328.

der Leininger, der Grafen vom Wormsgau, angehörenden Burg, deren militäriſche Anlage auf der noch vorhandenen Wegverbindung mit Altleiningen beruhte, wird vor die Erbauung der Hartenburg zu ſetzen ſein, die in den Anfang des 13. Jahrh. fällt. Die Reſultate der Ausgrabungen unterſtützen in jeder Beziehung dieſe vom Entdecker nach den erſten forſchenden Spatenſtichen aufgeſtellte Anſicht. — Noch erübrigt es uns, wenn wir Ornamentſteine und Quaderreihen in Augenſchein genommen haben, zur Höhe des Thurms[1]) von der Oſtſeite aus, nicht ohne Vorſicht, hinanzuſteigen. Durch eine angebrachte Lichtung fällt der freie Blick auf die Rundthürme der Hartenburg und die trauten Häuschen des umſchließenden Dörfchens. In lieblicher Schönheit ſchließt das Gebirge den Rücken ab, auf dem der Limburg hoher Thurm thront, und weiter hinaus ſchweift unſer Auge auf dem weiten Plan der grünen Rheinebene. Nach Weſten erblicken wir die waldigen Firſten des Stütterbergs, des Hohenackers und des Drachenfels, während nach Norden vor uns der Steilabfall des Ranfels die lauſchige Waldlandſchaft abſchließt. Sinnend ſteht der Wanderer auf der Höhe des geborſtenen Bollwerks, er mag gedenken an den ſtolzen Bau, der mit ſeinen Zinnen vor acht Jahrhunderten über das Iſenachthal ragte, und es mag ihm bei ſolchem Looſe — oblivione obrutum — der Vergeſſenheit anheimgefallen zu ſein, das Wort ins Gedächtniß kommen:

Verſunken und vergeſſen,
Das iſt des Schloßes Loos!

[Mitgetheilt von Hrn. Studienlehrer und Conſervator Dr. C. Mehlis zu Dürkheim.]

[Die Hügel bei Montenau.] Die öſtlich von Halenfeld (Brgm. Amel) entſpringende Amel, von den Wallonen Amblève genannt, wird ſchon in einer Urkunde aus dem J. 888 unter dem Namen Amblava, der ihr von der gallo-keltiſchen Bevölkerung, als der älteſten zwiſchen Rhein und Maas, beigelegt worden, erwähnt. Sie fließt im Allgemeinen in weſtlicher Richtung und vereinigt ſich bei dem zur Gemeinde Comblain-au-Pont gehörigen Weiler Doux-flamme mit der Ourte (alt Urta), die bekanntlich bei Lüttich in die Maas geht. Bei ihrem nicht mehr als etwa 20 km Luftlinie betragenden Lauf durch den Kreis Malmedy nimmt die Amel eine anſehnliche Zahl von Nebenbächen auf; ſo auf der linken Seite den Schützelbach bei Valender, den Meyeroder Bach zwiſchen Amel und Deidenberg, die Emmels mit dem Ladenbach und dem Schwarzenvennswaſſer bei Montenau, den Rohrbach (wallon. Robâ oder Roubâ, urkundlich ſchon im J. 666 als Raurobacus erſcheinend) öſtlich von Pont, den Rechtbach weſtlich von Pont; auf der rechten Seite den Heppenbach bei Halenfeld, den Möderſcheider Bach oder Schallbach bei der Ameler Mühle, den Hallbach zwiſchen Deidenberg und Montenau, den Steinbach (im J. 666 Stagnebachus) bei Ondenval, den Thierru bei Ligneville. Nachdem die Amel das Dorf Deidenberg (2,4 km weſtlich vom Orte Amel) paſſirt hat, beginnt eine Kette von Hügeln den Bach zu begleiten, die ſich bis nahe bei Ondenval hinziehen, wo der Steinbach, von den Wallonen gewöhnlich einfach le ru genannt,

[1]) Nach Aufrichtung der den Thurm überhöhenden Thorfaçade hat ſich von ihrer 1,20 m breiten Plattform ein leicht zu erreichender Ausſichtspunkt ergeben.

einfließt. Aber nicht nur im Amelthal finden ſich Hügel, ſondern auch in faſt allen Seitenthälern und Nebenthälchen, die auf der bezeichneten Strecke mit dem Hauptthal in Verbindung ſtehen. So können noch als beſonders hügelreich genannt werden das Thal der Emmels (von Born ab), ſowie das des Ladenbachs, der im Flurbezirk 'Neuemett' ſüdlich vom Wolfsbuſch (in der Nähe der Malmedy-St. Vither Chauſſee) entſpringt und beim Flurbezirk 'Dohlſcheid' zwiſchen Born und Montenau mit der Emmels ſich vereinigt, endlich das Hallbachthal, das bei Schoppen ſeinen Anfang nimmt, durch den ſ. g. Rohrbuſch ſich hinzieht und oberhalb Montenau in das Amelthal geht. In verſchiedenen beſonders der engern Umgebung von Montenau angehörigen Thalpartien ſind die meiſten Hügel bei der Anlage von Wieſen geebnet oder weggeräumt worden, ſo beſonders im Amelthal ſelbſt, oberhalb und unterhalb von Montenau, im Thal der Emmels und zwar in der Nähe ihrer Einmündung in die Amel, und im Mareſprung, einem auf der Höhe der Weismes-Ameler Chauſſee beginnenden und etwas unterhalb des Flurbezirks 'Kloſterhof' mit dem Amelthal in Verbindung ſtehenden Seitenthälchen; trotzdem ſind faſt überall in den Wieſen die Spuren der frühern Hügel noch ziemlich deutlich zu erkennen. Aber nicht nur in der unmittelbaren Nähe von Montenau kommen dieſelben vor; mehr oder weniger vereinzelt finden ſie ſich auch im Schallbachthal öſtlich bei Amel; ferner an der Quelle der Warchenne, die öſtlich von Faymonville ihren Urſprung hat und bei Malmedy in die Warche und mit dieſer bei Thioux auf der preußiſch-belgiſchen Grenze in die Amblève fließt; ebenſo in der Gegend zwiſchen Remonval und Steinbach in der Nähe der Quelle des Bachs, von dem der letztere Ort ſeinen Namen erhalten hat; auch weſtlich vom Wolfsbuſch ſind die Hügel nicht ſelten: indeß kommen ſie auch hier wie bei der Warchenne und dem Steinbach nur an den Quellen der auf dieſer Seite entſpringenden Gewäſſer (beſonders des Rohrbachs und des in der Nähe des Dorfes Recht in den Rechtbach fließenden Königsborns, des Dedilonis-rivus der Urkunde vom J. 666) vor; endlich erſtrecken ſie ſich vom Ladenbach aus auf Recht zu und endigen nach dieſer Seite erſt auf dem belgiſchem Gebiet in der Gegend von Viel-Salm. Allenthalben aber, wo die Hügel uns begegnen, liegen ſie ſtets entweder in Thälern oder an Gewäſſern und naſſen, ſumpfigen Stellen, bald in einer unregelmäßigen Linie, wie die Bäche ſie zu bilden pflegen, bald an einem in ziemlich gerader Richtung (ſo im Ladenbachthal) fortlaufenden, jedoch mit zahlreichen Unterbrechungen verſehenen Graben von 7—10 m Breite und 1—3 m Tiefe; im letztern Falle ketten ſie ſich auf längere Strecken ſo nahe aneinander, daß man von einem auf den andern ſpringen könnte.

Was nun die Größenverhältniſſe der Hügel angeht, ſo beträgt die Höhe derſelben 1—4 m, während der Durchmeſſer an der Grundfläche, die entweder rund oder elliptiſch iſt, zwiſchen 3 und 15 m wechſelt. Ihr Inhalt beſteht aus Sand, Schiefer und Gerölle, welche Stoffe jedoch in der Regel nicht durcheinander gemiſcht erſcheinen; auch findet ſich häufig entweder nur Sand, oder nur Schieferbruch, oder nur Flußgerölle vor, und zwar liegt dieſe Maſſe ſtets auf der Humusſchicht oder der Torfdecke. Daß dieſe Hügel als Werke der Menſchenhand zu betrachten ſind, geht u. A. auch daraus hervor, daß man in vielen von ſpitzen Werkzeugen durchlöcherte Schieferſtücke, ſowie Aſche, Kohlen und

bearbeitetes Holz gefunden hat. Hin und wieder (so besonders im Maresprung) kommen in denselben auch Hufeisen vor, die jedoch durch ihre Kleinheit auffallen; ich habe ein solches vor mir, dessen verkürzte Längenachse ebenso wie die Breitenachse 10 cm mißt und auf dessen Längenseiten in der vordern Hälfte je drei Löcher zum Durchschlagen der Nägel vorhanden sind.

Welchem Zweck die Hügel gedient haben, oder welchen Umständen sie ihren Ursprung verdanken, oder zu welcher Zeit sie entstanden sind, alle diese Fragen sind bis jetzt, soviel ich weiß, noch nicht einmal öffentlich in Anregung gebracht worden, geschweige denn zu einer Entscheidung gelangt. Das Einzige, was ich hierüber habe finden können, ist einmal die Bemerkung, welche Bormann in seinen 1841 und 42 erschienenen Beiträgen zur Geschichte der Ardennen (II, S. 123) macht, daß man nämlich bei Montenau am Rand des Wolfsbusches eine Kette von alten Gräbern sehe, welche 'zur Vertheidigung und Befestigung' gedient zu haben schienen; dann aber auch eine Notiz in einem in dem Malmedyer Blatt La Semaine, Jahrg. 1849 erschienenen und durch viele Nummern sich hinziehenden Aufsatz unter dem Titel: Chroniques du pays, wo es heißt (Nr. 41): 'dans la forêt dite Wolfsbusch près du village de Monteno et de Ligneuville, où les anciens rétranchements se montrent encore dans une très grande étendue'. Offenbar sind mit diesen anciens rétranchements (alte Verschanzungen) unsere Hügel gemeint; daß diese aber ebenso wenig als Befestigungen oder Verschanzungen, wie als 'kleinere Grabhügel' (so meint Hr. Dr. Hecking in seiner Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft St. Vith S. 8) aufzufassen sind, dürfte wohl aus dem, was im Vorhergehenden über ihre Ausdehnung, Größe ꝛc. beigebracht worden, hinlänglich klar sein. Was hat denn aber zu diesen zahllosen Erdaufwürfen Veranlassung gegeben? Vielleicht führt uns ein Passus aus einem von Dr. Bovy im J. 1833 unter dem Titel: Promenades historiques herausgegebenen interessanten und zwischenzeitlich selten gewordenen Buch der Lösung des Räthsels näher. Die betreffende Stelle lautet übersetzt folgendermaßen: 'Aber nicht in Perlen allein besteht der Reichthum der Amblève; einer der Abhänge, an deren Fuß ihre Wasser fließen, heißt la Heid de la mine d'or. Es mögen jetzt (also 1833) etwa 30 Jahre her sein, als die Bauern aus der Umgegend von Quarreux (am rechten Ufer der Amblève, ca. 12 km südwestl. von Spa und ca. 17 km nordwestl. von Stavelot) Aufgrabungen veranstalteten, um nach diesem werthvollen Metall zu suchen. Proben ihrer Funde brachten sie zum Hrn. Desmousseaux, der damals Präfekt des Ourte-Departements war, und dieser bedeutete ihnen daraufhin, daß ihre Bemühungen ohne Zweifel sehr lobenswerth seien, daß er es aber trotzdem viel lieber sehe, wenn sie ihre Kartoffelfelder brav bearbeiteten. Es scheinen übrigens nicht alle Theilhaber an der Heid de la mine d'or diesem hausbackenen, prosaischen Rath gefolgt zu sein, denn einer von ihnen zählt heutigen Tages (1833) zu den Millionären.'

Wenn es hiernach festzustehen scheint, daß das bei Quarreux in die Amblève hinabreichende Gebirge goldhaltig ist, so liegt der Schluß nahe, daß in frühern Zeiten auch die im östlichern Theile des Amelgebiets befindlichen Gebirgsmassen eines gewissen Goldreichthums sich zu erfreuen gehabt haben. Bedenken wir nun, daß auf oder nahe der Oberfläche kleiner Thäler (in der Eifel

Seifen genannt) und Schluchten durch Zertrümmerung, Verwitterung und Abschwemmung aus den anstoßenden Gebirgsmassen sich Trümmerlagerstätten gebildet haben, in welchen diejenigen Metalle oder Erze vertheilt sind, die ursprünglich dem benachbarten Gebirge eigen waren, so dürfte man sich zu der Annahme wohl berechtigt halten, es seien in alter Zeit, vielleicht von den Römern, oder, was mir wahrscheinlicher dünkt, gar schon von den keltischen Galliern in der Gegend des heutigen Montenau s. g. Seifenwerke angelegt worden, um aus den vorhandenen Ablagerungen durch Gräberei und den Prozeß des Auswaschens das vorhandene Gold zu gewinnen. Was mich hauptsächlich veranlaßt, die keltischen Gallier für die Väter der vielgenannten Hügel bei Montenau bezw. für die Goldgräber zu halten, ist das, was O. Kaemmel in seinem Buche über die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich (Leipzig 1879) S. 31 ff. über den Betrieb des Bergbaus in Norikum und Pannonien in der keltisch-römischen Zeit beibringt. 'Frühzeitig', heißt es dort, 'haben die Ostkelten die Minerale und Metallschätze ihrer Berge auszubeuten begonnen . . Aus den Gruben von Bruck und Mitterberg im Pinzgau holten sie das Kupfer, . . anderwärts schürften sie auf Eisen und Gold. Nicht eigentlich bergmännisch war der Betrieb des Goldbergbaus, vielmehr eingerichtet nach dem ältern System des Schurf- oder Pingenbaus, wie er noch in Australien und Kalifornien üblich ist: man arbeitete sich in Gruben hinein, die höchstens 15 Fuß tief getrieben werden mußten, denn in dieser geringen Tiefe, zuweilen sogar wenige Fuß unter der natürlichen Erdoberfläche, fand sich das gediegene Gold in der Größe einer Bohne oder Lupine und reichhaltiges Golderz. Auch aus den Flüssen wusch man damals Gold'.

Mögen nun auf Grund der im Vorstehenden gegebenen Anhaltspunkte des Bergbaus Kundige der Sache, falls sie überhaupt einiges Interesse zu erwecken im Stande ist, weiter nachforschen, oder doch wenigstens konstatiren, ob die versuchte Erklärung des Ursprungs der Hügel bei Montenau in Folge von Gräberei zutreffend bezw. möglich ist oder nicht. [Mitgetheilt von Hrn. Kreis-Schulinspektor Dr. Quirin Esser zu Malmedy.]

[Zu Monatsschrift VI, S. 213: Stadtthiere zu Heidelberg und Freiburg.] Hr. Archivrath Dr. Hartfelder in Karlsruhe macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß an das Kettenkalb der Heidelberger Volkssage die ganz ähnliche vom Stadtthier zu Freiburg erinnert (Schreiber, Volkssagen der Stadt Freiburg S. 37). Das Heidelbergrr Kettenkalb war übrigens kein Wahrzeichen der Stadt, denn dieses war ein auf der alten Holzbrücke angebrachter Affe. Von Stadtthieren, die zugleich Wahrzeichen waren, ist zu erwähnen das Hündchen in dem kurpfälzischen Städtchen Bretten (vgl. darüber den Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1880, Nr. 11). [Mitgetheilt von Hrn. Karl Christ zu Heidelberg.] Stadtgeister von der Art des Heidelberger Kettenkalbs sind auch das Bonner 'Malzthier' und das Aachener 'Bakauv' (Badekalb); vgl. A. Kaufmann, Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen ꝛc. S. 60; (A. von Reumont) Aachener Liederchronik S. 146 und J. Müller, Aachens Sagen und Legenden S. 137. D. Red.



Inhalt.

Seite

Die Ara Ubiorum. Von Heinrich Düntzer. 455

Unterſuchungen zu den fränkiſchen Volksrechten. Von Richard Schröder. 468

Die Ausbreitung des Weinbaues in Gallien bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts. Von Richard Schröder. 502

Antiquariſche Miscellen. II. Von J. Schneider. 508

Größere Funde von Römermünzen im Landdroſteibezirk Osnabrück der Provinz Hannover. Von Herm. Hartmann. 512

Ueber das munimentum Traiani. Von Karl von Becker. 520

Populäre Vorträge über einzelne Gegenſtände der Kulturgeſchichte. II. Von Alexander Kaufmann. 534

Urkundliche Beiträge zur Geſchichte von Rheinland und Weſtfalen. I. Von Ernſt Friedlaender. 548

Ueber den Bau und die Einrichtung von Provinzial-Muſeen. (Mit Abbildung.) Von A. von Cohauſen. 560

Kleinere Mittheilungen 571

Allerlei 578

Druckfehler.

Jahrg. VI, S.	141	Z.	17	ſtatt:	Nancy	lies:	Granſon.
„ „ „	215	„	31	„	wunderlich	„	mundartlich.
„ „ „	165	„	16	„	Germ. 42	„	Germ. 40.
„ „ „	370	„	25	„	an die Lippe	„	an Lippe.

Fr. Lintz'ſche Buchdruckerei in Trier.